

Malerische Wanderungen durch Paris, oder
Schilderung der denkwürdigsten Schicksale, Sitten, Gebräuche,
Personen und Gebäude dieser Stadt
von den ältesten Zeiten bis auf unsere Tage

Nach dem französischen Werke: 'Les rues de Paris' bearbeitet
Juustrirt mit circa 300 nach Originalzeichnungen von den ersten Künstlern in
Paris ausgeführten Holzschnitten

Dr. A. Diezmann



Malerische

Wanderungen durch Paris.



Italerische
Wanderungen
durch
Paris



CELIBITIN NANTERRE

Malerische Wanderungen

durch

Paris,

oder

Schilderung der denkwürdigsten Schicksale, Sitten, Gebräuche,
Personen und Gebäude dieser Stadt,

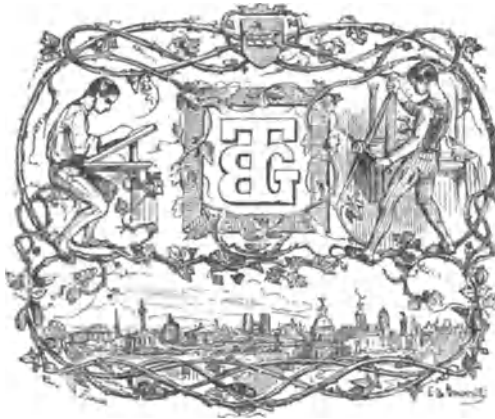
von den ältesten Zeiten bis auf unsere Tage.

Nach dem französischen Werke: '**Les rues de Paris**' bearbeitet

von

Dr. A. Diezmann.

Illustriert mit circa **300** nach Originalzeichnungen von den ersten Künstlern in Paris
ausgeführten Holzschnitten.



Springer Fachmedien Wiesbaden GmbH

ISBN 978-3-663-15307-8
DOI 10.1007/978-3-663-15875-2

ISBN 978-3-663-15875-2 (eBook)

Softcover reprint of the hardcover 1st edition 1844

I n h a l t.

	Seite
Vorwort	1
Der Stadthausplatz	9
Der Königsplatz	26
Die Allée der Sternwarte	36
Die Straße La Harpe	47
Straße und Vorstadt St. Antoine	59
Die Straße Notre Dame de Lorette	72
Die Cité	80
Die Friedensstraße	97
Die Straße der Weißmântel	111
Das Palais Royal	119
Die Straße St. Florentin	138
Die Chaussée d'Antin	159
Die Lombardeu - Straße	168
Die Cairo - Straße	174
Die Straße Pierre Lescot	189
Der Markt der Unschuldigen	199
Straße und Stadttheil St. Germain des Pres	209
Die Straße Quincampoix	228
Die Kaise	238
Die Straße Mouffetard	252
Straße und Vorstadt St. Honore	264
Rue Neuve - des - Petits - Champs	272
Der Platz Ludwigs XV.	282
Die Straße Lepelletier	290
Die Straße Rambuteau	298



Inhalt.

	Seite
Straße und Vorstadt St. Denis	308
Die Siegesstraße	319
Die Straße St. André des Arts	333
Straße und Vorstadt St. Martin	339
Die alte Comödienstraße	350
Der Louvre-Platz	357
Straße und Vorstadt des Temple	368
Die Viviennestraße	378
Die Straße Baugirard	387
Straße und Stadttheil St. Lazarus	397
Die Straße Picpus	404
Die Getraidehalle	414
Die Esplanade der Invaliden	424
Die Straße ohne Namen	433
Straße und Stadttheil der Münze	443
Die Promenaden von Paris	454
Straße und Stadttheil der Sorbonne	460
Der Siegesplatz	478
Straße und Insel St. Louis	487
Die Straße Montmartre	491
Die Straße Rivoli	498
Die Brücken	504
Die Straße Caffite	518
Die Boulevarts	528
Die Straße Richelieu	542
Straße und Vorstadt Boissonière	551
Der Carrousel-Platz	560
Die Straße Varenne	570
Die Festungswerke	588



Vorwort.

Oft schon hat man Paris beschrieben, aber nie in der eigenthümlichen, allerdings schwierigen Weise, in welcher wir es versuchen. Unser Werk umfaßt ganz Paris und die unermessliche Geschichte dieser Stadt; wir wagen uns in den sumpfigen Koth der ursprünglichen Lutetia hinein; wir wandern

C. L. LEBLANC

H. RUGIOT, SC

an den plumpen Häusern des Paris der Frankenkönige vorbei und sehen um die Wiege der Cité her, an den Ufern der Seine, zwei Städte, Zwillingsschwwestern, erstehen; wir schreiten durch den Schmutz und Rauchs der Straßen des Paris des sechszehnten Jahrhunderts und über das erste Pflaster der Stadt Philipp August's; wir dringen in das schreckliche Paris des Mittelalters hinein und begrüßen das Paris Franz I.; wir gehen einher unter den Parisern des „großen Jahrhunderts“, der Regenschaft und der Revolution, kurz wir wohnen dem Entstehen, der Entwicklung und wunderbaren Vergrößerung der Stadt bei, die sich von einem ärmlichen Anfange zur Hauptstadt der civilisirten Welt emporgeschwungen hat.

Bei jedem Schritte, an jeder Straßenecke wird der Fremde in Paris, mit diesem Buche in der Hand, eine Seite der moralischen, intellectuellen, politischen oder religiösen Geschichte der Stadt erkennen. Es wird ihm die alten Straßen lebendig machen, so daß sie von dem Einfalle der



Coligny.

Normannen, von dem Kampfe der Burgunder und Armagnacs, von der Herrschaft der Engländer in Frankreich, von der Belagerung der Stadt durch Heinrich IV. erzählen. Oder verlangt er andere Berichte, andere Dramen, andere historische Gemälde? Blicken wir uns um! Dort stand die Wiege Molière's; in der Straße Bièvre wohnte Dante Alighieri; der Tod Coligny's in der Straße Béthisy enthüllt ein ganzes schreckliches Drama, das in der Straße Fossés Saint Germain l'Auxerrois beginnt, wo den Admiral ein Schuß trifft, und das sich blutig über die ganze Stadt verbreitet.

Will er der Vergiftung Gabriele's, den Witzspielen im Cafe Procope oder der ersten Aufführung der Hochzeit Figaro's beiwohnen? Er trete in die Straße l'Ancienne Comédie, die auch die Straße Fossés Saint Germain des Prés ist, und er wird da noch die Fassade des ehemaligen Theaters finden, das Cafe=bel=esprit des achtzehnten Jahrhunderts, wo jetzt die Studenten auf dem berühmten Tische Voltaires Domino spielen, oder er klopfte an die schönste Thüre der Sackgasse Sourdis, so wird er den letzten Seufzer der schönsten Geliebten Heinrichs IV. zu hören glauben.

Schreiten wir weiter; in der Straße Tireranderie lachte und scherzte Scarron; von hier aus ging der „Roman comique“, der das Volk unterhalten, und die Frau von Maintenon, die einen König amüßren sollte. In dem Hause, das die Ecke der Rue de l'Ecole de Médecine bildet, hörte man vor nicht langer Zeit eine helle Stimme, die keine geringere war, als die revolutionäre Stimme Dantons, und an der Schwelle dieser Thüre schärfte vielleicht Charlotte Corday den Dolch, welchen sie Marat bestimmte.

Das Haus hier in der Rue Culture Sainte Catharine ist das Hôtel Carnavalet, geistreichen Andenkens, das die Frau von Lafayette, La Rochefoucauld, Buffy Rabutin, Corneille, den Cardinal Reç und Condé sah; aus diesem Hause, dessen Fenster noch heute halb offen stehen, gingen die reizenden Briefchen der Frau von Sevigne aus. Am andern Ende der Stadt, auf dem Kai Voltaire, an der Ecke der Rue de Beaune, in dem ehemaligen Hôtel Vitelle, wohnte der Dichter Jaires und Candides. Auf die Fensterscheibe seines Sterbezimmers ließ er, als er dem Tode nahe war, die Worte schreiben, die man noch lesen kann: „Das Leben ist ein Traum.“



Charlotte Corbay.

Ist nicht auch die Sage ganz romantisch, die sich an die Rue de la Jusfenne oder vielmehr Rue de l'Egyptienne knüpft? Sie erinnert an die Heldin des Romans Victor Hugo's, denn es handelt sich um eine Ziege und ein Mädchen. Eines Tages nämlich erschien ein armes Zigeunerkind, das nicht mehr wußte, wohin es gehen sollte, das nicht einmal mehr wußte, woher es kam, wie es allen Zigeunern und allen Schwalben in der Welt ergeht, auf einer kleinen Brücke. Die Menge drängte sich um die hübsche Zigeunerin; man liebkoßete ihre Ziege und mancher Vorübergehende hätte wohl gern auch das Mädchen selbst geliebkoßt. Drei Männer namentlich, Männer in verschiedener Tracht und von ganz verschiedenem Benehmen, verfolgten sie mit ihren Complimenten, mit ihren lüfternen Blicken und begehrliehen Wünschen, ein Soldat des Königs, der jung, groß und schön war und dem die Zigeunerin



Die Zigeunerin mit ihrer Ziege.

vielleicht verstoßen zulächelte; dann ein alter, dicker, verwachsener Unglücklicher, der wohl lange vergebens um die schönen Augen des grausamen Mädchens seufzen wird, und endlich, wer sollte es glauben? ein Mann der Kirche, im Mönchsgewande, den das Volk scheu ansah und demüthig grüßte und von dem sich nur das Mädchen verächtlich abwandte.

Der Soldat, der Priester und der Verwachsene folgten der Zigeunerin, Einer hinter dem Andern; die Kutte des Mönches berührte das Kleidchen des Mädchens; der verliebte Soldat war ihr näher, als man hätte glauben sollen; der Verwachsene aber war am meisten zu beklagen, — er liebte, er litt, er verzweifelte und kam zuletzt.

Wer Hugo's „Notre Dame“ gelesen hat, kennt auch so ziemlich das Ende dieser alten Geschichte. Das Mädchen mit der Ziege liebte den ungetreuen Soldaten; der Mönch rächte sich an ihr durch den Henker, indem er sie der Zauberei beschuldigte, die doch nur der Zauber der Jugend und Schönheit war, und nur der verwachsene Alte beweinte die Zigeunerin. Das ist die Entstehungsgeschichte der Rue de la Jusstenne.

Da wir einmal auf geradewohl durch die geheimnißvollen Straßen des alten Paris wandern, so wollen wir nicht vergessen, uns an Albertus Magnus zu wenden, der den Aristoteles auf einem öffentlichen Plage erklärt. Wenn wir im achtzehnten Jahrhunderte sind, wollen wir die berühmte Zauberin auf dem Plage Maubert zu Rathe ziehen, in welchem der Name Albertus Magnus liegt. Da werden wir auch einen andern Zauberer finden, der Nicolaus Flammel hieß und den Stein der Weisen suchte, welcher am sichersten in dem Schmelztiegel der Goldmänner, der Wucherer in der Rue des Lombards zu finden war, in welcher der Pariser Wucher entstand und wo wir auch den Conditior finden werden, für welchen der Dichter Gilbert, ehe er seine unbarmherzige Satyre gegen die Philosophie und die Philosophen begann, zierliche Devisen schrieb.

Und nun das Paris Franz I., das ritterliche Paris, das Paris der Liebe und der Poesie! Hier verdrängen der Marmor, der Sammet und die Seide das Eisen und die Steine des Mittelalters; die Künste weihen die große Stadt und ihre Verehrer wandern durch die Straßen. Franz I. beneidete den Glanz der Medici in Florenz und des Papstes



Der Dichter Gilbert in der Conditorei.

Leo X. in Rom; man gründete das Collège de France, man baute den Palaſt der Tuileries und beſſerte die Alte Feſte, den Louvre, aus, um darin einen Gaſt zu empfangen, den Kaiſer Karl V.; man legte die königliche Buchdruckerei an und Giulio Romano, Leonardo da Vinci, Andrea del Sarto beſuchten den Hof Frankreichs.

Zu Ende der Regierung Ludwigs XIII. gehen wir nach Paris hinein durch die Rue des Frondeurs gerade an dem Tage, als die erſte Barricade der Fronde errichtet wird; wir wandern durch die Straße Richelieu, welche von der Größe eines Königs Frankreichs zeugt, der doch nur ein Prieſter, nur ein Miniſter, nur ein großer Mann war; wir gehen in das Palais Royal, das damals Palais Cardinal hieß; wir beſuchen den Luxembour, Val-de Grâce, die Sorbonne, die auf Befehl Ludwigs XIII. gebaut wurde; wir wohnen einer Sitzung der franzöſiſchen Academie bei, welche Richelieu ſtiftete und nichts hindert uns, auf der Place Royal mit umherzuwandern unter der Menge großer

Herrn, großer Höflinge und großer Damen, unter den Schönegeistern und den fetten Schönen jener Zeit.

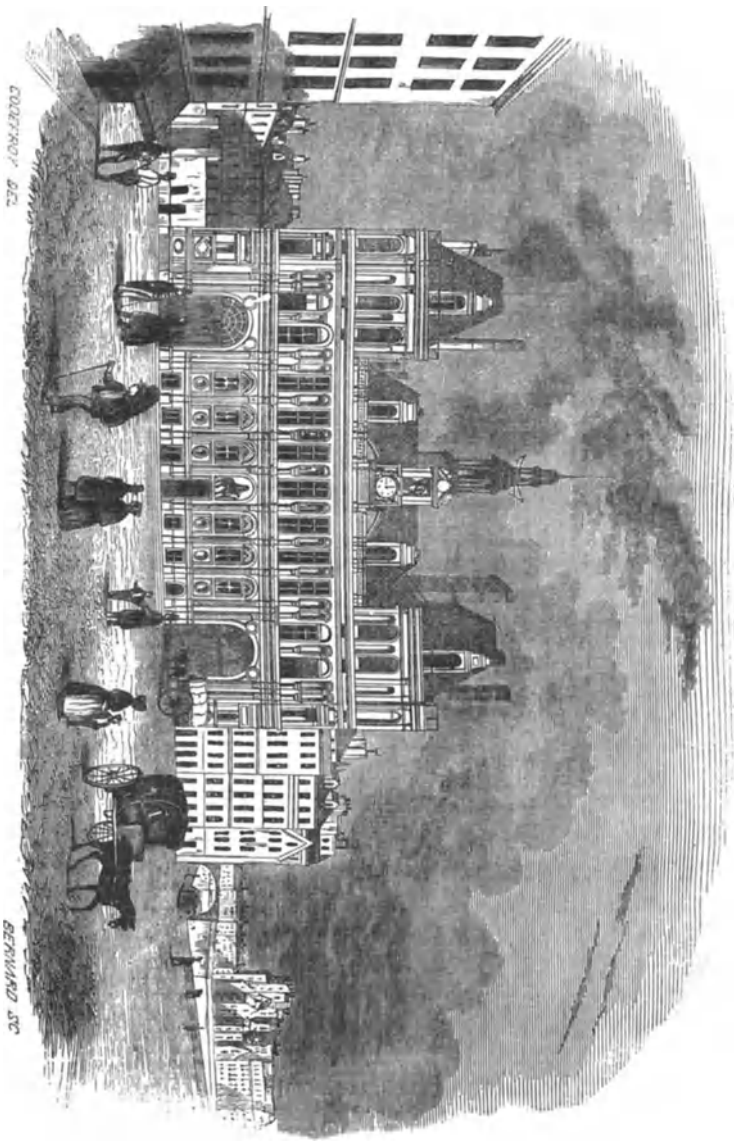


Promenade.

Immer lebendiger wird das Treiben, immer glänzender das Leben in Paris. Wir sehen Ludwig XIV. mit seinem Hofe, mit den großen Männern und schönen Frauen, mit aller Pracht jener großen Zeit an uns vorüberschreiten. Wir sehen dann die Sturmwolken der Revolution allmählig über Paris heraufziehen und ihre Blitze leuchten, wir hören den Donner in der Ferne rollen, näher und näher, lauter und schrecklicher, bis das Unwetter mit aller seiner Wuth losbricht. Wir erblicken die großen Männer, die Opfer und Helden der Revolution, wie die Männer, die Sitten, Gebräuche und Thorheiten des Directoriums, die Soldaten des Kaiserreichs und Napoleon selbst, seinen Glanz und seinen Fall, die Rückkehr der Bourbons, die Barricaden der Juli-Revolution und den neuen Thron.

Achtzehn Jahrhunderte werden so in der großen Stadt Cäsar's, Philipp August's, Franz I., Ludwig's XIV. und Napoleon's an uns vorüberziehen, und wer die Poesie der Erinnerung, das Studium der erloschenen Gesellschaften oder den Anblick des Lebens und Treibens unserer Tage liebt, wird uns auf unseren Wanderungen begleiten.





Das Stadhans.



Der Stadthaus-Platz.

Er aufmerksam horcht auf die Stimme der Begebenheiten, auf das Geschrei des Volkes, auf das dumpfe Murren, auf den fernen Tumult, auf die Echo's der ganzen Geschichte Frankreichs, wird überall das Wort „Stadthaus“ darunter vernehmen, denn es war in jeder Zeit die Parole der Volksbewegungen, der allgemeine Mittelpunkt.

A. Potigney

Lacoste jeune fr.

Gleich bei der Entstehung der Stadt erkennen wir dieses Vorwiegen eines Punktes über alle andern. Eine Schaar rühriger Männer dringt aus den Wäldern hervor, um ein Glück zu suchen, das ihnen ihr früherer düsterer Aufenthalt nicht mehr gewähren kann. Der Fluß zieht sofort ihre Blicke an, ihr Instinct erräth die Vortheile dieses Verbindungsmittels und sie erkennen, was Pascal später aussprechen wird: die Flüsse sind gehende Wege.

Die ersten Hütten werden gebaut; die Inseln des Flusses bedecken sich zuerst mit Wohnungen und bei allen noch so verschiedenartigen Geschicken wird die dankbare Stadt als Sinnbild das Zeichen seiner Entstehung bewahren; das silberne Schiff im Wappen von Paris wird erzählen, daß es durch eine Colonie von Schiffern und Fischern gegründet wurde.

Am Ufer erhebt sich der Palaß der Stadt und hier, vor dem Hause der Gemeinde, gibt sich jede Freude und jedes Leid des Volkes durch Jubelgeschrei oder Wehklagen kund; hier sammelt es sich bald drohend und erzürnt, bald ruhig und stolz, immer stark und gewaltig, bald in leidenschaftlicher Aufregung, bald tief gebeugt, triumphirend oder besiegt, friedlich oder tobend, um seine Rechte in Anspruch zu nehmen, seine Freiheiten zu erobern, die Tugend zu ehren, das Verbrechen zu strafen, über Unglücksfälle zu trauern, seine Feste zu feiern und alle seine Revolutionen zu beginnen, fortzusetzen und zu vollenden.

Gegen diesen Volkswillen schüßt nichts; alle Gewalten Frankreichs müssen sich vor dem Stadthause beugen.

Die Geschichte des Stadthausplatzes ist deshalb nicht bloß das erste Capitel der Geschichte von Paris, sondern auch der vollständigste Inbegriff der Geschichte Frankreichs.

Die Veränderungen im Bau des Stadthauses sind nicht eben sehr interessant. Nicht selten erzählt schon das Aeußere der Gebäude die Geschichte derselben, und diese Geschichte ist gewiß authentischer und dauernder als die, welche uns durch die Bücher mitgetheilt wird; aber manche Gebäude sind nicht wohl geeignet, durch ihr Aussehen Bericht über sich selbst zu geben, weil sie nicht mit einem Male geschaffen wurden; sie tragen nicht den Charakter einer Zeit an sich, ihr Bau scheint nicht durch einen einzigen Gedanken geleitet zu sein; sie sind vielmehr gleichsam aus Launen hervorgegangen. Das ist denn auch der Charakter des Styles des Stadthauses zu Paris. Es fehlt ihm die Anmuth, es besitzt aber auch nichts Würdevolles und nichts an ihm verräth seine Bestimmung. Neuere Bauten haben viel für seine Ausschmückung, aber nichts für seine Schönheit gethan.

Etwas anderes ist es mit dem Rahmen, in dessen Mitte es steht. Der Stadthaus-Platz hat ein eigenthümliches Aussehen; seine Physiognomie ist eine merkwürdig ausdrucksvolle; keiner seiner Züge hat sich verändert; es ist eins der alten Gesichter, in denen jede Runzel von dem einstigen Dasein einer Leidenschaft zeugt.

Seine Lage hängt mit der Entstehung von Paris selbst zusammen; auf den Inseln, nach denen er hinsteht und auf den Ufern, die er berührt, erhoben sich die ersten Fischerhütten. Ihm gegenüber entstanden die Bauwerke, welche von der spätern Größe zeugen. Die Kirchen, die Klöster, der Palast der Könige, die Zufluchtsstätten des Leidens und des Unglücks, die Wohnungen des Adels, das Gerichtshaus, die Niederlagen der Kaufleute und die Häuser der Bürger gruppirten sich um ihn her; er wurde das natürliche Forum der Stadt, und er erhielt bald die Rolle, die ihm in der Geschichte von Paris gebührte.

Anfangs hatten die Bürger ein Waarenhaus (maison de la marchandise); um die Mitte des dreizehnten Jahrhunderts kauften sie ein Haus, das Philipp August gehört hatte und das man das Pfeilerhaus nannte, weil es von dicken Pfeilern gestützt wurde. Nachdem dieses Haus, das man bald Stadthaus, bald Brévôté-Haus nannte, ausgebessert worden war, wurde es 1368 mit Malereien geschmückt. Im Jahre 1380, unter der Regierung Karls VI., sprachen hier zweihundert angesehenen Bürger ihre Klagen über die Gewaltthatigkeiten der Verwandten des Königs aus. Im Jahre 1533 endlich legte Pierre de Viole den Grundstein zu dem jetzigen Stadthause, aber erst 1605 war es ganz vollendet. Im Jahre 1801, als die Präfectur des Seine-Departements hinein verlegt wurde, vergrößerte man es bedeutend und in der neueren Zeit ist sein Umfang wohl verdoppelt worden, wie man sich bestrebt hat, ihm ein der Stadt Paris würdiges und wenigstens regelmäßiges Aussehen zu geben.

An einem schönen sonnenthellen Frühlingmorgen des Jahres 1381 hatte sich eine bedeutende Volksmenge in der Halle von Paris und in den engen Straßen versammelt, welche diesen großen Markt umgaben. Die Verkäuferinnen verwunderten sich gewaltig über diesen außerordentlichen Zusammenlauf von Leuten, die mit etwas ganz Andern als dem Einkaufe von Lebensmitteln beschäftigt zu sein schienen. Es bildeten sich Gruppen; überall äußerten sich Unruhe, Besorgniß und unzweideutige Zeichen von Unzufriedenheit; das Volksungewitter begann zu grollen.

„Sie sind ohne Erbarmen,“ sagte ein Tuchhändler zu denen, welche um

ihn her standen; „sie bedrücken uns mit Auflagen und ich weiß es aus guter Quelle, daß sie uns neue Steuern auflegen wollen.“

„Das werden sie nicht wagen!“ rief ein Metzger laut und heftig aus.

„O, sie wagen Alles! Sind sie nicht die Herren?“

„Das wollen wir wohl sehen!“ murmelten einige Stimmen.

„Ja,“ fiel ein Mann mit bleichem ernstem Gesichte ein, „Ihr werdet unser Aller Verderben und das Verderben Frankreichs sehen.“

„Unsere Schöffen werden es nicht dulden,“ antworteten einige Bürger.

„Die Schöffen? Was haben die schon verhindert? Lassen sie sich nicht immer mit eiteln Worten abspeisen und tadeln sie unsere Bemühungen nicht immer? Hätten sie das Volk von Paris handeln lassen, so würden die Fürsten, die schon die Krone gestohlen haben, uns nicht auch noch unsere Privilegien, unsere Freiheiten und unser Geld stehlen.“

Die letzten Worte zündeten; von allen Seiten erhob sich ein lautes und schreckliches Geschrei und die Menge schien sich in Bewegung setzen zu wollen. Da traten aber alsbald einige Männer aus den Gruppen heraus und suchten die Aufregung zu beschwichtigen, — es waren angesehene Bürger, die nichts mehr fürchteten als den Aufruhr.

„Hört mich an,“ sagte Einer, „der König Karl VI. . .“

„Ist ein Kind, kaum vierzehn Jahre alt.“

„Aber . .“

„Seine Oheime regieren; der Herzog von Anjou, der Regent, ist unersättlich und träumt von nichts als von Steuern und Abgaben. Schon hat er uns Alles abgenommen und nun möchte er auch unsere Häuser noch durchsuchen lassen.“

„Diese Maßregel hat Widerstand im Rathe gefunden.“

„Was kümmert ihn das?“

„Man hat Vorstellungen gemacht.“

„Bah! Kinderthränen, auf die man nicht achtet.“

„Die Steuer wird nicht gefordert werden.“

„Ich sage Euch, Meister Michaud, sie ist schon an die verkauft, welche sie erheben sollen und der Herzog von Anjou hat den Kaufpreis bereits in der Tasche.“

„Sprecht nicht zu laut, Meister Bernard, ich sehe Leute vom Hofe.“

Und wirklich schritten einige Männer, die, als Zeichen ihres Adels, goldene Ketten trugen, unter den Bürgern umher und hörten auf die Reden, ohne selbst etwas zu sagen und Soldaten standen bereit, Befehle zu empfangen.

Die Aufregung der Menge legte sich aber; beruhigende Worte hatten die Besorgnisse zerstreut und die Ruhe kehrte zurück, als plötzlich mitten auf dem Platze ein Mann zu Pferde erschien. Er trug eine vollständige dunkle Rüstung ohne Devise und ohne Wappen; sein Helmvisir war halbherabgeschlagen und ließ kaum die Züge seines Gesichtes sehen; in der rechten Hand hielt er eine Trompete, und die Töne, die er derselben entlockte, sammelten das ganze Volk um ihn.



Ausrufung einer neuen Steuer.

Als allgemeine Stille entstanden war, meldete er, Diebe hätten die Diamanten der Krone gestohlen und zehn Mark Gold würde denen geboten, welche sie entdecken hülßen. Dann benutzte er die Ueberraschung, welche diese Anzeige hervor gebracht hatte und setzte mit seltsam drohendem Tone laut hinzu: „und morgen, Bewohner von Paris, wird die Steuer erhoben werden.“

Nachdem er dies gesagt, ritt er in Galopp davon. Seine Worte riefen den Sturm, der sich kaum gelegt hatte, wieder hervor; die Menge bewegte sich wie ein Mann, eilte unter schrecklichem Geschrei nach den Kais und in dem furchtbaren Tumulte vernahm man häufig die Worte: „nach dem Stadthause!“

In einem Augenblicke erfüllte die Volksmasse den Stadthausplatz und stürzte sich gegen die Thüren desselben, die eingeschlagen und zertrümmert wurden. Man bewaffnete sich mit den Bleischlägeln, die Karl V. hatte fertigen und in dem Stadthause wie in einem Arsenal niederlegen lassen. Unter lautem Geschrei zerteilte sich die Menge und zertrümmerte Alles, was ein königlicher Charakter dem Volkshasse bezeichnete. An einer Ecke des Stadthausplatzes steht man noch das Thürmchen, an welchem ein Mann in einem langen schwarzen Gewande, das Gesicht mit einer Kapuze verhüllt, der wüthenden Menge das Signal zum Aufruhr gab, indem er dreimal mit dem schweren Schlägel an die Mauer schlug.



Aufruhr vor dem Stadthause.

Fast drei Jahrhunderte waren vergangen. Am 2. Juli 1682 hatte sich das Volk von Paris wiederum auf dem Platze vor dem Stadthause versammelt in ernster, fester, imposanter Haltung. Man sprach ohne Zorn von den Zwistigkeiten zwischen dem Hofe und dem Parlemeute; es war am Ende jenes Bürgerkrieges,

der mit so seltsamer Ruhe gekämpft wurde, in welchem sich die Bürger von Paris in ihren Straßen schlugen, ohne sich weiter in ihren Arbeiten und Vergnügungen stören zu lassen. Man sprach von den Heldenthaten Lurenne's und des Prinzen von Condé an der Spitze ihrer Heere, von der Belagerung von Stampes, von der Ankunft des Prinzen, der sich auf Paris zurückgezogen, von den Unterhandlungen des Hofes und von der Versammlung des Magistrates, die eben in dem Stadthause stattfand. Das Volk zeigte diesmal, wie bei allen Hauptbegebenheiten der Fronde, einen bewundernswerthen gesunden Sinn; es wog den Hof und das Parlament, Mazarin und dessen Gegner, Lurenne und Condé, die Männer und die Ereignisse mit vollkommener kaltblütiger Ruhe ab, und es zeigte sich nur, wenn es sich um seine Rechte handelte.

Auch diesmal schien die Menge nur durch die Neugierde daher gelockt worden zu sein, denn man merkte nichts von einem andern Gefühle.

Gleichwohl donnerten die Kanonen, man hörte sie näher und näher kommen und die Schlacht berührte fast die Thore der Stadt. Der Prinz versuchte, mit seinen Truppen sich in die Vorstadt St. Antoine zu werfen. Die beiden großen Feldherren, welche diese blutige Schachpartie leiteten, hatten gleiche Gewandtheit bewiesen und gleichen Ruhm erlangt, aber die Armee Lurenne's, welche durch den Marschall La Ferté verstärkt wurde, schien den Sieg zu gewinnen. Die Pariser beurtheilten die Schlacht, ohne für eine oder die andere Sache Partei zu nehmen. Einem Weibe war es vorbehalten, dieser kalten Gleichgiltigkeit ein Ende zu machen, der Mademoiselle von Montpensier. Ihre herbedten, glühenden Reden zogen die Menge ihr nach; das Volk öffnete dem Prinzen die Thore von Paris und der Kampf erschütterte die ganze Vorstadt St. Antoine; die Geschütze der Bastille schmetterten unter den Befehlen der Mademoiselle die königliche Armee nieder. Dieser Tag rettete, sagt man, den Ruhm Condé's; er zeugt aber auch von der Kraft dieses Volkes, welches die Großen in ihren kleinlichen Streitigkeiten stets zu Hülfe rufen müssen.

Nach der Schlacht versammelten sich die Pariser wiederum auf dem Stadthaus-Platz; während man drinnen berathschlagte, hatten sie außen gehandelt und lange hat man unten an der Façade nach Osten zu die Zeichen gesehen, welche an den geschwärzten Steinen die Feuer zurückließen, die man an diesem Abende anzündete, während man Mazarin den sang.

.....
Aber welches Schauspiel erwartet diese Menge, welche die Zugänge zu dem

Stadthause weithin erfüllt? Warum diese ungewöhnliche Kraftentwicklung? Warum drücken alle Gesichter Schrecken aus? Gleichwohl verrathen die Bewegungen dieser Volksmassen keine Angst. Wir sind nicht mehr in den Zeiten der Unruhen und Aufstände; die Ligue und die Fronde gehören bereits zu den historischen Erinnerungen; wir stehen in der Mitte jenes achtzehnten Jahrhunderts, das sich durch Raffinement des Luxus und der Eleganz auszeichnete. An den Fenstern, auf den Balcons, an der Fagade des Stadthauses selbst erblicken wir unter der Menge, welche das Pflaster bedeckt, geschmückte Damen und mit Stickereien beladene Herren, und wir glauben die Damen und Herren zu erkennen, welche gewöhnlich die Säle von Versailles füllen. Der Hof auf dem Grève-Platze? Was konnte ihn daher führen?

Seit mehreren Tagen war man auf dem Stadthaus-Platze beschäftigt gewesen, einen mit Pallisaden umgebenen Platz von hundert Fuß vorzurichten, der nur in einer Ecke einen Ausgang hatte und nur mit dem Stadthause in Verbindung stand. In der Mitte erhob sich ein Schaffot. Rings umher und in den nächsten Straßen standen Soldaten, wie überhaupt alle Vorsichtsmaßregeln getroffen waren, um die Ruhe und Ordnung zu erhalten. Es war am 28. März 1757.

Man führte in großem Pomp, umgeben von Garden, einen Mann herbei, der klein und schwächlich war, dessen Gesicht keinen bemerkenswerthen Ausdruck hatte; er sah schmerzlich ergeben aus, war aber nicht schwach; trotz dem Leiden, das seinen Körper gebrochen zu haben schien, sah sein Gesicht nicht bleich aus. Er stand im zweiundvierzigsten Jahre. An eine Erhöhung gelehnt, wartete er lange auf gewisse Vorbereitungen. Man kleidete ihn aus und legte ihn nackt auf das Schaffot, das sich nur etwa vierthab Fuß über den Boden erhob und ungefähr neun Fuß lang und breit war. Der arme Sünder wurde gebunden und durch eiserne Reife, die unter die Arme und über die Schenkel gelegt waren, festgehalten. Er sah aufmerksam auf seine Glieder, er betrachtete die Zurüstungen ohne eine besondere Erschütterung und blickte fest auf die Menge, die um den Kreis umherstand.

Es war fünf Uhr Abends und die Hinrichtung begann.

Die rechte Hand, die ein Messer hielt, wurde verbrannt; bei der ersten Annäherung des Feuers stieß der Verurtheilte einen entsetzlichen Schrei aus, dann betrachtete er kalt und ruhig das verbrannte Glied. In diesem Augenblicke trat der Gerichtsschreiber zu ihm und forderte ihn nochmals auf, seine Mitschuldigen zu nennen; er betheuerte, daß er keine habe. Hier wollen wir nun das entsetzliche Protocoll über diese Thatfachen selbst sprechen lassen. „In diesem Augenblicke

wurde der genannte Verurtheilte an der Brust, an den Armen, den Schenkeln und Waden mit Zangen gefnippen und man goß auf die genannten Stellen geschmolzenes Blei, kochendes Del, heißes Pech und zusammengesmolzenes Wachs und Schwefel, wobei der Verurtheilte mehrmals ausrief: „mein Gott, Kraft! Kraft! — Herr, mein Gott, sei mir gnädig! — Herr, mein Gott, wie leide ich! — Herr, mein Gott, gieb mir Geduld!“

Dann fährt das Protocoll wörtlich fort:

„Jedesmal, wann er von der Zange gezwickt wurde, hörte man ihn schmerzlich aufschreien, aber wie er es gethan hatte, nachdem seine Hand verbrannt worden war, so betrachtete er auch jetzt jede Wunde und sein Schreien hörte auf, sobald die Zange nicht mehr wirkte. Endlich schritt man zum Binden der Arme, der Beine und Schenkel, um ihn durch Pferde zerreißen zu lassen. Die Vorbereitung dauerte sehr lange und war sehr schmerzhaft. Das Festschnüren der Stricke auf den frischen Wunden entriß dem Delinquenten neues Geschrei, trotzdem aber betrachtete er sich fortwährend mit seltsamer Neugierde. Nachdem die Pferde angespannt waren, mußten sie zu oft wiederholten Malen unter entsetzlichem Schmerzschrei des Verurtheilten anziehen. Die Glieder dehnten sich unglaublich aus, aber nichts deutete auf das wirkliche Zerreißen. Trotz den Anstrengungen der Pferde, die jung und kräftig waren, vielleicht zu sehr, dauerte dieser letzte Theil der Strafe bereits eine Stunde lang, ohne daß sich das Ende absehen ließ. Die Aerzte und Chirurgen bekräftigten den Commissaren, daß es fast unmöglich sei, die Zerreißung zu bewirken, wenn man den Pferden die Arbeit nicht dadurch erleichtere, daß man die Hauptsehnen zerschneide, die sich wohl außerordentlich ausdehnen, aber ohne Amputation nicht abgerissen werden könnten. Auf dieses Zeugniß ließen die Commissare den Hekern Befehl geben, dieses Durchschneiden vorzunehmen, zumal es zu dunkeln begann und es rathsam zu sein schien, vor dem Einbruche der Nacht mit der Hinrichtung zu Ende zu kommen. Diesem Befehle zufolge wurden die Sehnen an den Gelenken der Arme und Beine zerschnitten, worauf man die Pferde von Neuem anziehen ließ. Nach mehreren Versuchen sah man ein Bein und einen Arm los gehen. Der Verurtheilte besah auch dieses schmerzliche Abreißen; er schien das Bewußtsein noch zu besitzen, nachdem beide Beine und ein Arm von dem Rumpfe gerissen waren und er starb erst, als der zweite Arm abgerissen wurde. Die Glieder und der Leib wurden auf einen Scheiterhaufen geworfen.“

Diese Hinrichtung ist die gräßlichste von allen, welche auf dem Grève-Platz vorgekommen sind. Hier haben in den Zeiten der Rohheit Scheiterhaufen gestan-

den; hier war am 16. Juli 1676 der Kopf der Marquise von Brinvilliers (der Giftmischerin) abgeschlagen und ihr Körper verbrannt worden. Trotz dieser blutigen Vorgänge wird die beschriebene Hinrichtung ein ewiges Denkmal abscheulicher Grausamkeit bleiben, zumal da sie in einer Zeit vorkam, als die französische Nation sich rühmte, die gebildetste in der ganzen Welt zu sein. Der Zeit Ludwigs XIV. folgte jene Philosophie, welche es unternahm, die Welt aufzuklären, und in ihrem Glanze, im Angesichte des ganzen Volkes beging man diese Grausamkeit.

Der Gerichtete hieß Robert Franz Damiens, der mit dem Messer nach dem Könige Ludwig XIV. gestoßen hatte. Ueber der Grausamkeit der Strafe vergaß man den Unwillen über sein Attentat.

Abends erzählten die Hölflinge wohlgefällig und mit allen Details diese lange Qual und eine junge Herzogin zeichnete sich besonders durch die Grazie und Wahrheit aus, womit sie den Todeskampf des Damiens beschrieb. Mehrere Monate lang wanderte man an die Stelle, wo die Hinrichtung stattgefunden hatte und suchte nach den Spuren, die von ihr zurückgeblieben waren.

Der Stadthaus-Platz ist gleichsam eine eiserne Tafel, auf welche jedes Ereigniß der Nationalexistenz tiefe Spuren eingegraben hat.

Dreiunddreißig Jahre später drängte sich das Volk wiederum in die Nähe des Stadthauses und starke Truppenabtheilungen hielten die Zugänge besetzt. Aus der Thüre des Chatelet kam, um auf den Grève-Platz zu schreiten, zwischen zwei Reihen von Soldaten ein Mann, dessen Gang und Haltung etwas Vornehmes hatten; er sah aus wie ein Soldat und ein Hofmann und schien fünf und vierzig Jahre alt zu sein. Es war Thomas von Mahi, Marquis von Favras, der durch das Gericht des Chatelet zu Paris verurtheilt war, auf dem Grève-Platz an einem Galgen gehängt zu werden.

Am Morgen hatte er selbst, nachdem sein Urtheil ihm vorgelesen war, dem Gerichtsschreiber sein Ludwigskreuz übergeben. Als er aus dem Chatelet herauskam, klatschte das Volk in die Hände; das Klatschen wiederholte sich vor der Notre-Dame, während er Abbitte that; er ertrug es mit Ruhe; die Freude des Volkes schien ihn weder zu verdrießen, noch zu betrüben. Er war angeklagt, eine Contrerevolution beabsichtigt zu haben, um die drei Hauptleiter der Verwaltung umzubringen, den König und die königliche Familie zu entführen und nach Veronne zu bringen, die Nationalversammlung aufzulösen und Paris mit Gewalt zu unterwerfen.

Ein Zeitgenosse schreibt:

„Als Favras auf dem Grève-Platz angekommen war, begab er sich in das Stadthaus, wo er während vier Stunden sein Testament dictirte.

„Da es Nacht geworden war, zündete man Lampen auf dem Grève-Platz an, selbst an dem Galgen. Mit festem Tritte kam er wieder aus dem Stadthause heraus. Am Fuße des Galgens sprach er: „Bürger, ich sterbe unschuldig; betet für mich.“ Auf der zweiten Leitersprosse sprach er eben so laut: „Bürger, helft mir beten, ich sterbe unschuldig.“ Auf der letzten Sprosse endlich wiederholte er nochmals: „Bürger, ich sterbe unschuldig, betet für mich.“ Dann wendete er sich zum Henker und sagte: „Und Du, thue Deine Schuldigkeit.“



Der letzte Marquis.

Man hat Favras den letzten Marquis genannt; sein Tod war der erste Streich der Revolutions-Justiz. Vor vierundzwanzig Jahren war Lally auf dem Grève-Platz enthauptet worden.

Die Annalen dieses Platzes vor dem Stadthause sind mit Blut besleckt, aber

es liegt auch darin ein gewisses Walten des Volksgeschickes, das ihnen einen großartigen und majestätischen Charakter giebt; man fühlt, daß selbst aus diesen Hinrichtungen die Civilisation sich weiter entwickelt.

In dem Geiste der pariser Bevölkerung hatte der Grève-Platz eine unglückliche Bedeutung, weil er der Ort war, wo die Strafen vollzogen wurden. Eines Tages begab sich eine Anzahl Convulsionairs dahin, um den Platz als den zu segnen, wo sie hingerichtet werden würden. Dabei vergaß das Volk von Paris aber auch nicht, daß der Stadthaus-Platz alle Eroberungen der Freiheit gesehen hatte und daß zu allen Zeiten der Bedrückung die Volksthrone von ihm ausgegangen war.

So war der Stadthaus-Platz auch der Schauplatz der vorzüglichsten Ereignisse der Revolution von 1789 und das Stadthaus selbst gleichsam der Palast der Revolution; in ihm residirte die Gemeinde von Paris; hier saß der Wohlfahrtsausschuß; hier entwickelte sich das Drama vom neunten Thermidor und hier fiel Robespierre, diese schreckliche Personification des Dogmas des Schreckens. Der Stadthaus-Platz war das Hauptquartier der bewaffneten Macht der Revolution; die Bürger eilten dahin, um dem Gesetze ihre Stütze zu leihen; die Unruhe, die Unordnung, der Raub und Mord bereiteten an anderen Orten ihre Zerstörungsmittel vor, und versammelten anderswo jene Horden, deren Ausschweifungen jene Zeit besleckt haben. Der Stadthaus-Platz blieb rein von Verbrechen und hallte nur wieder von den Stimmen des Volkes, das seine Rechte in Anspruch nahm.

Unter dem Kaiserreiche schloß er sich begeistert dem Glanze an, welcher der Ruhm des Landes wurde; er sah die prachtvollen Feste strahlen und wiederholte jubelnd die Echo's der damaligen Siege. Wenn er nicht aufhörte, der Ort der Hinrichtungen zu sein, so war er doch auch vorzugsweise der Platz für alle patriotischen Freuden.

Das Kaiserreich hatte immer für den Stadthaus-Platz eine ganz besondere Vorliebe; Napoleon glaubte, es fehle seinem Ruhme etwas, wenn seine Triumphe an dem Stadthause von Paris nicht ihren Widerhall gefunden hatten. Deshalb versammelte sich denn auch auf diesem Platze das Volk, um die Kanonen der Invaliden donnern zu hören, welche die Bulletins der großen Armee verkündeten.

Bei der Vermählung des Kaisers schloß sich die Stadt Paris glanzvoll den Festen in den Tuileries an und Napoleon empfand eine wahre Freude, seine Gemahlin der Bürgerschaft von Paris vorstellen zu können, deren Elite in den Sälen

des Stadthauses versammelt war; aber er beschränkte sich nicht auf diese Huldi-
gungen der Etikette, sondern führte während des Balles die Kaiserin mehrmals
an die Fenster und zeigte sie der Menge, welche die ganze Nacht hindurch auf dem
Platz versammelt blieb. Der Kaiser wollte die Hoffeste nicht blos in den Zimmern
feiern lassen, sondern suchte auch die Freude des Volkes hinzuzuziehen. Es bestand
damals eine Sitte, welche das Band zwischen dem Throne und der Stadt fester
zog; jedes Jahr gab nämlich die Stadt Paris in ihrem Stadthause dem Souverain
ein Festmahl und einen Ball und man wählte dazu meist den Namenstag des
Herrschers. Bei diesen Bällen mußten die Bürger in Hoftracht erscheinen, d. h. sie
wurden nur in dem Frack zugelassen, welcher habit à la française hieß und noch



Napoleon im Stadthause.

heißt. Stickerien, Spitzen, Federhut und Degen gehörten nothwendig zu diesem
Anzuge. Trotz dem Zwange, den die Bürger in dieser Tracht fühlten, die sie nur
einmal des Jahres trugen, gingen sie doch gern in diese Maskerade ein, welche
ohne Zweifel das Unterhaltendste bei diesen Festen war. So lange der Ball dauerte,
war der Platz vor dem Stadthause mit Neugierigen bedeckt und das pariser Volk
fand großes Vergnügen daran, die so gepuhten Bürger aus den Wagen steigen und

in das Stadthaus hineingehen zu sehen. Oft erkannte man die Geladenen und rief sie laut bei Namen unter Sarcasmen und Lachen. Man fand sich aus allen Theilen der Stadt zu diesem Vergnügen hier ein.

Der Ball im Stadthause gab bisweilen auch Gelegenheit zu Unterhaltungen, deren Mittelpunkt der Grève-Platz war. Das Gebäude strahlte von Lichtern; man sparte für diese Stelle die prachtvollsten Illuminationen auf; eine Feuerlinie erstreckte sich längs der Kaien bis zum Schlosse der Tuilerien; große antike Dreifüße trugen Flammen und wenn der Kaiser mit dem Gefolge zwischen der Doppelreihe der Veteranen der Garde hinfuhr, brach ein beispielloser Jubel unter der Menge aus, denn Napoleon erschien so vor den Bewohnern seiner Hauptstadt vorzugsweise, wenn er einen neuen Sieg errungen, eine neue Eroberung gemacht, noch ein Land dem Reiche beigelegt hatte. Bei der Ankunft des Kaisers verkündeten die Batterien auf den nahen Kais den Beginn des Festes und der Grève-Platz nebst den beiden Ufern beantwortete dieses Signal durch lauten Jubel. Vor dem Stadthause prasselte plötzlich ein riesenhaftes Feuerwerk und auf dem Flusse antwortete eine kleine mit Feuerwimpeln geschmückte Flotte durch Geschüßsalven und Leuchtkugeln auf den Donner der Kanonen und das Geknatter des Gewehrfeuers. Es war die Geschichte der Zeit in Feuer geschrieben.

In solchen Nächten vermochte nichts das Volk von dem Stadthaus-Platze hinwegzuziehen. Die Restauration ging anfangs auch in solche Festlichkeiten ein, da der Hof darin Erinnerungen aus den alten Königszeiten fand, aber die Bälle im Stadthause kamen allmählig ab, als wenn Niemandem mehr an der Annäherung zwischen Hof und Stadt etwas gelegen gewesen wäre. Solche Mißachtungen sind sehr unflug.

Das Stadthaus besaß Vorrechte, die es nicht verloren hatte; alle Nachrichten, welche das Land interessieren konnten, mußten durch einen besondern Boten dahin gebracht werden. Die Vermählung und die Geburt der Prinzen nahmen den ersten Rang unter diesen Depeschen ein, welche das Volk immer mit so großer Freude empfing. Man ging dem Boten entgegen und das Volk, das auf dem Grève-Platze versammelt war, trug den Pagen, welcher die Geburt des Sohnes Napoleons anzuzeigen hatte, auf den Armen auf das Stadthaus.

Eine Thatfache beweist, bis zu welchem Grade das Stadthaus der Mittelpunkt ist, wo sich alle Gefühle der Stadt concentriren. Bei der Verschwörung Mallet's gab es einen Augenblick, in welchem es den Verschworenen gelungen war, selbst der Regierung den Sturz Napoleons glaubhaft zu machen. Die erste

Sorge des damaligen Präfekten, Frochot, ging dahin, einen Saal des Stadthauses für die provisorische Regierung einrichten zu lassen. Der Kaiser verzieh ihm diesen Eifer nicht und setzte ihn ab. In der Zeugenaussage vor dem Pairshofe bei dem Prozesse der letzten Minister Karls X. erklärte Herr von Chabrol, er sehe den Besitz des Stadthauses für das Zeichen des Sieges derer an, die sich darin hielten oder die sich desselben bemächtigt hätten.

Im Juli 1830 dachte das Volk eben so; um das Stadthaus und auf dem Grève-Platz bestand es den heftigsten Kampf. Noch sieht man die Spuren davon überall. Wenn auch die Baumeister dieselben zu verwischen suchen, die Erinnerung des Volkes weilt und bewahrt sie und so sind sie nicht zu vertilgen. So lange die dreifarbige Fahne nicht auf diesem Platz wehete, war der Kampf nicht entschieden; das Stadthaus blieb nach vielen Kämpfen endlich in der Gewalt des Volkes und da erst war der Sieg gesichert. Die Tuilerien und der Louvre waren nur untergeordnete Posten, denn nur im Stadthause konnte die Nationalsoverainetät thronen. Wir wollen diesen Theil der Geschichte nicht erzählen, aber gewiß ist, daß der glanzvollste Theil der Chronik des Grève-Platzes in den drei Julitagen 1830



Szene aus der Julirevolution.

geschrieben wurde. Die Julitage waren für den Stadthaus-Platz gewissermaßen Weihetage und es durfte von nun an nicht mehr das Blut von Verbrechern da fließen, wo so viel tapfere Bürger ihr Blut für die Freiheit vergossen hatten. Der Platz, der so geheiligt war, konnte nicht mehr durch Hinrichtungen besleckt werden; das Schaffot durfte da nicht mehr stehen, wo die Fahne der Volksouveraineté geweht hatte; der Ort war geheiligt, er durfte nicht wieder entheiligt werden. Auch reichte es nicht hin, daß ein amtlicher Beschluß den Apparat der Hinrichtungen von dem Stadthaus-Platz entfernte; es schien sogar eine Bußhandlung nöthig zu sein. Nicht bloß Verbrecher hatten zur Strafe ihr Blut auf diesem Platz vergossen, auch die politischen Leidenschaften und die Rache hatten zu allen Zeiten ihre Wuth da gefühlt. Wenn die Grausamkeit Ludwigs XI. den Kopf Sac. Armagnac's fallen, wenn der unversöhnliche Haß Richelieu's Bouteville und Deschappelles hier enthaupten ließ, so wurden in Zeiten, die uns näher stehen, durch die Parteiwuth andere Opfer geschlachtet. Die Bürger sahen ein, welche Pflicht diese Erinnerung ihnen auferlegte, und so erschienen sie schweigend und andächtig an dem Orte, wo ungerechter Weise so viel Blut vergossen worden war und weiheten ihn durch ihre Thränen.

Der Stadthaus-Platz verliert nun jeden Tag etwas von dem, was ihn sonst auszeichnete und ihm eigenthümlich war.

Lange war er für das Volk von Paris ein Sammelplatz, wo es mit allen seinen Empfindungen erschien. Jede Bewegung der Stadt machte sich da bemerkbar. Die Menge suchte da Erholung, und wußte, daß sie hier sicher die Unterhaltung fand, welche sie am meisten liebte; die Gaukler und alle, welche die Straßen und Plätze der Stadt mit ihren Wundern erfüllten, schlugen da ihre Zaubertheater auf und mehr als einmal mußten sie durch die Knechte des Henkers vertrieben werden, welche den Galgen aufzurichten oder das Schaffot aufzubauen hatten. Auf dem Stadthaus-Platz wurde das Johannisfeuer angezündet, um das herum das Volk tanzte, ohne an einen Scheiterhaufen zu denken. Es war dies eine für die Ragen verderbliche Feierlichkeit; man brachte sie aus allen Theilen von Paris daher und steckte sie erst in Säcke, ehe man sie in die Flammen warf; die Fesseln, die sie gefangen hielten, waren bald zerrissen und die armen Thiere sprangen dann wüthend und unter schrecklichem Geheul zum großen Jubel des Volkes umher, das eben so viele Zauberer und Hexen zu verbrennen glaubte, als es Ragen dem Johannisfeuer überlieferte.

Alle Erinnerungen der Arbeit und der Industrie von Paris haben im Stadt-

hause ihre Familienpapiere. Von ihm aus ziehen jährlich mit Sang und Klang die jungen Soldaten zu dem Heere und der Stadthaus-Platz ist heute noch für einen großen Theil der arbeitenden Classe der Sammelplatz; alle Arbeiter, die beim Bauen beschäftigt sind, finden sich da ein und hier werden die Leute in Dienst genommen, welche die neuen Gebäude in Paris aufführen; er ist der Markt der Bauhandwerker; faire grève ist deshalb auch der gewöhnliche Ausdruck, mit welchem man die Lage eines Arbeiters bezeichnet, der ohne Beschäftigung ist und Arbeit sucht. So sucht das Volk auf demselben Plage, wo es so tapfer alle seine Freiheiten erkämpft hat, Arbeit, um das tägliche Brod zu verdienen.





Der Königsplatz.

Das Hôtel des Tournelles, dessen Name schon so viele schreckliche Erinnerungen weckt, nahm einen der größten Räume in dem alten Paris ein. Peter von Orgemont, der Kanzler von Frankreich, hatte 1390 den Grund dazu gelegt und Peter von Orgemont, sein Sohn, Bischof von Paris, verkaufte es für vierzehntausend Goldthaler an den Herzog von Berri, den Bruder Karls V. Der Herzog von Berri trat es tauschweise 1404 an den Herzog von Orleans ab und 1417 wurde es Eigenthum des Königs. In den Urkunden hieß es maison royale des Tournelles.

Karl VI. während seines Wahnsinnes und der Herzog von Bedford als Regent von Frankreich für den König von England bewohnten diesen Palast. Bedford machte seine Rechnung sogar so wenig ohne den König und das Volk von Frankreich, daß er das Hôtel des Tournelles für seinen Privatgebrauch neu bauen ließ. Ein Theil desselben

hatte den besondern Namen Hôtel des Königs und über dem Eingange desselben befand sich das französische Wappen. Ludwig XI. ließ eine Gallerie anbauen, die über die Straße Saint=Antoine hinweg in das Hôtel=Neuf der Frau von Stampes führte. Ludwig XII. starb in den Tournelles.

Dieses schreckliche Hôtel des Tournelles war zu gleicher Zeit eine Citadelle, ein königlicher Palaß, ein Gefängniß und eine Menagerie, etwas von dem Louvre und der Bastille. Man erzählte tausend Fabeln von ihm. Nicht einmal der unheimliche Thurm von Nesle beschäftigte die Phantasie und die Erinnerung in gleichem Maße. Der Herzog von Bedford bewohnte es, wie erwähnt, als Paris in den Händen der Engländer war. Ein Park von zwanzig Akern umgab dieses Haus, das der Pariser kaum anzusehen wagte. Endlich wurden die Engländer verjagt und alles kehrte in Frankreich an seinen Platz zurück, das Volk wie sein König. Karl VII. zog triumphirend in die Tournelles wieder ein und mit ihm die Feste, die lustigen Nächte und aller Pomp der galanten königlichen Majestät. Franz I., der ritterliche König, erfüllte diese Mauern mit dem Lärm der Feste, mit den Meisterwerken der Künste, mit den ersten Schwingenregungen der Poesie, mit dem Tumulte des Krieges, mit dem Müßiggange des Friedens und mit der Grazie seiner zahlreichen Liebchaften. Hier herrschte unbeschränkt die Herzogin von Stampes; hierher brachten Cellini und die größten Künstler Italiens die schönsten und seltensten Meisterwerke und hier lebte auch die schöne Diana von Poitiers. Unter dem Sohne Franz I. verbreitete das Schloß Tournelles seinen größten, aber auch den letzten Glanz. Der Hof war prächtiger als je, der König jung und leidenschaftlich und selbst die Guisen und der Montmorency beugten sich vor der königlichen Majestät. Von allen Seiten kamen auch zahlreicher als je die jüngsten und bewundertsten Frauen zu diesen Festen aller Tage herbei; denn es war eine der glücklichen Umwandlungen, die Franz I. versuchte und die sein Sohn Heinrich II. durchzuführen strebte, durch schöne Frauen den Hof zu schmücken und zu verherrlichen. Es war auch eine Umwandlung in der Geschichte, die seit jenen Tagen einen ganz andern Gang nahm, minder ernst, minder sententiös wurde und selbst die kleinsten Ursachen aussuchte, um oft die größten Wirkungen zu erklären. Wenn aber die Geschichte diese Umwandlung empfand, so wurden noch vielmehr die Künste und die Poesie und der Schmuck im Innern davon berührt. Welches Gold und welche Juwelen, welche glänzenden Meubles und Tapeten, welche Gemälde und Statuen, welche blühenden Drangenbäume und Springbrunnen, welche Köche und Dichter, welche Menge von Diamanten und

Perlen, von Spitzen und Sammet, von Hermelin und Stickerei, waren die Folge dieser Einführung der schönen geschmückten Frauen in die königlichen Wohnungen! Und dann welche Feste, welche Wettkämpfe von Liebe und Geist zu Ehren der Damen, welche Turniere! Bei einem dieser Turniere, welchem der ganze Hof beiwohnte, im schönsten Augenblicke der allgemeinen Freude, vor den Augen und zur Bewunderung seiner schönen Geliebten, deren Farben er trug, begann der König Heinrich II. den Kampf mit Montgomery, dem Hauptmann der schottischen Garde. Der Stoß des Schotten war aber so gewaltig, daß die Lanze in den Kopf des Königs eindrang.



König Heinrich II. im Turnier.

So starb, kaum vierzig Jahre alt, bei einem Feste und unter den Augen einer Geliebten, einer der letzten Könige aus dem Hause Valois, das diesmal die Todeswunde erhalten hatte, denn obgleich noch drei Valois herrschen sollten, war doch die Reihe an das Haus Bourbon gekommen.

Seit diesem unglücklichen Turniere und von dem Tode des Königs Heinrichs II. an ruhete auf dem Hôtel des Tournelles gleichsam ein Fluch und tausend

abergläubische Schrecken ängstigten die Bewohner. Karl IX., der vorlegte der Balois, ein Mann von unruhigem Geiste und grausamen Herzen, ein Fürst, den das schrecklichste Verbrechen schändete, befahl (1565) das Hôtel des Tournelles niederzureißen und auf dem großen Raume gleichsam eine neue Stadt aufzubauen, welche die ganze Geschichte von siegreichen Engländern, von Verrath, Galanterie und Grausamkeit vergessen lasse.

Dieser Befehl des Königs, dem man unter andern Umständen nur zu schnell gehorcht hatte, wurde nur langsam ausgeführt. Das Hôtel des Tournelles fiel nach und nach, gleich als schäme man sich, die zahlreichen Erinnerungen zu vernichten, die sich an diese Mauern knüpften. Erst unter Heinrich IV. erhielt der Bau ein neues Ansehen. Der Plan dieser neuen Stadt war großartig. Der Platz sollte an jeder seiner drei Fronten neun Pavillons haben und diese Pavillons sollten durch acht und einen halben Fuß breite, zwölf Fuß hohe Arcaden mit dorischen Säulen getragen werden. Das war die erste Idee zu dem Palais Royal. Man denke sich die Freude des Parisers, als er bequem in diesem schönen Raume, im Sommer vor der Sonne, im Winter vor dem Regen geschützt, herum gehen konnte! Es war das erste Mal, daß man sich so im Detail mit dem Vergnügen des Publicums beschäftigte, denn in der Mitte des Platzes hatte man sogar Rasen und Blumen angelegt und Springbrunnen gebaut und später sollte die Reiterstatue Ludwigs XIII. auf einem Piedestal von weißem Marmor mit einer rühmenden Inschrift da stehen, welche die Revolution mit der Statue zertrümmert hat.

Aber der König Heinrich IV. starb von Mörderhand zu schnell, als daß er sein Werk, den Königsplatz, hätte vollenden können. Er hatte noch ein Paar Kriege zu führen, dann hätte er sich der Freude ganz hingegeben, seine gute Stadt Paris zu verschönern und auf diese Verschönerung mehr als eine von den Millionen verwendet, die in der Bastille lagen. Nach seinem Tode schickte, schmückte und vollendete der Königsplatz sich selbst. Das erste Fest, welches Paris nach dem Tode seines Königs Heinrich IV. gab, fand hier statt. Die Geschichtschreiber, selbst die ernstesten, haben es nicht verschmäht, an die geringsten Einzelheiten dieses Festes zu Ehren des neuen Königs zu erinnern. Die Königin Regentin hatte dem Herzoge von Guise, dem Herzoge von Nevers und dem Grafen von Bassompierre befohlen, ein Carroussel zu veranstalten und dasselbe so glänzend als möglich zu machen. Diesen drei Herren schlossen sich der Prinz von Joinville und der Graf von Chataignac an. Sie nahmen den Titel „Ritter des Ruhmes“ an, stellten sich gerüstet in den „Palast des Glückes“ und wehrten jeden ab, der

mit Gewalt hineindringen wollte. Die genannten Ritter des Ruhmes hießen Alcindor, Leontides, Mytheus, Eysander und Argant und der Kampfplatz war der Königsplatz. Der 25. März wurde zum Kampftage erwählt und jeder Herr, mochte er alt oder jung, arm oder reich sein, der ein goldgesticktes Wamms kaufen konnte oder geborgt erhielt, fand sich ein. Der prächtige „Palast des Glückes“ stieg wie durch Zauberei mitten auf dem Plage empor; rund herum standen Ge-



Fest auf dem Königsplaze.

rüste, welche bis an das erste Stockwerk reichten, und vier davon waren für den König und seine Schwestern, für die Königin seine Mutter, für die Prinzessin Margarethe und für die Kampfrichter, nämlich den Connetable und vier Marschälle von Frankreich, bestimmt. Welche eifrige glänzende Menge an allen Fenstern der Häuser, auf den Dächern, ungerechnet das dicht gedrängte Volk auf dem Plage hinter den Gärten! Dieses große Fest dauerte drei Tage, so groß war die Zahl der Herren, welche die Ehre haben wollten, da eine Rolle zu spielen. Die fünf „Ritter des Ruhmes“ hielten ihren Aufzug mit einem wahren Heere von fünfhundert Mann, Herolden, Bewaffneten, Muslkern, Hellebardieren, Sclaven,

Bagen, Mohren und Türken. Dann folgte, von zweihundert Pferden gezogen, ein Felsen mit Musf und der ganze Bindus, von dem herab mehrere Gottheiten Berse fangen. Darauf erschienen „die Ritter der Sonne,“ angeführt von dem Prinzen von Conti, die „Lilienritter“, geführt von dem Herzog von Vendome, die beiden Amadis, der Graf von Nhen und der Baron von Urelles; Heinrich von Montmorency, der Sohn des Connetable, erschien ganz allein und hieß Perseus. Wer es dem jungen Manne hätte sagen können, daß er von Hentershand sterben würde! Der Herzog von Neß befehligte die „Ritter der Treue;“ der Herzog von Longueville hieß „der Rhödniritter“. Auch die vier Winde waren angekündigt, es erschienen aber nur drei, da der vierte, der Nordwind, Ritter von Balagny, zwei Tage vorher im Duell geblieben war. Die „Nymphen Dianas“ waren ebenfalls zugegen, dargestellt von vier schönen Männern, dann „Ritter des Weltalls“ und neun „Römer“. Die größten Namen Frankreichs hatten sich zu diesem Turniere eingefunden und alle wetteiferten mit einander an Pracht. Hunderttausend Zuschauer waren erwartungsvoll versammelt. Die Figuranten der verschiedenen Gesellschaften beliefen sich auf zweitausend; außerdem gab es tausend Pferde, sechs große Maschinen, Elephanten, Rhinocerosse, Bären und ein Seeungeheuer. Siebenundvierzig Wettkämpfer, darunter die drei Winde, die Nymphen und die Römer, hatten sich vereinigt, wer am besten eine Lanze an einem Pfahle zersplittern würde. Mann gegen Mann durfte nicht kämpfen, weil Heinrich II. in einem solchen Turnierspiele den Tod gefunden hatte. — Am zweiten Tage des Festes wurde unter dem Donner von zweihundert Kanonen ein Feuerwerk von dem „Balaste des Glückes“ abgebrannt. Der dritte Tag war zum Ringstechen bestimmt. Abends durchzog der ganze Zug mit tausend Laternen die Stadt. So wurde durch bis dahin beispiellose Feste die Einweihung des Königsplatzes und die Vermählung des Königs Ludwig XIII. mit Anna von Oesterreich gefeiert.

Dieser Königsplatz war damals so sehr in der Mode, daß es schlechten Geschmack verrathen haben würde, eine Ehrensache anderswo auszumachen. Auch Herr von Bouteville, der auf seinen Namen Montmorency vertraute, fand sich auf diesem Plage ein, um dem Verbote des Königs zum Troste einen Zweikampf da auszumachen. Er bezahlte die Reckheit mit seinem Kopfe.

Dieser Königsplatz, der gleichsam der größte und einflußreichste Salon in Europa gewesen, ist zweihundert Jahre später nur noch ein stiller Schatten seiner frühern Größe und Herrlichkeit. Man kennt nicht einmal die Namen der Männer

mehr, welche diesen Raum mit ihrem Namen und ihrem Geiste erfüllt haben. Und gleichwohl wanderten sie alle unter diesen Arcaden hin. Scarron ließ sich da tragen, während seine junge schöne Frau, bereits mit feierlichem gravitätischen



Scarron mit seiner Frau.

Schritte, nebenherging, ohne daß sie ahnete, wie eines Tages in Gegenwart eines ganzen Heeres Ludwig XIV. mit entblößtem Haupte neben ihrem Tragsessel gehen würde. Aber schon richtete sich die Aufmerksamkeit auf diese Frau. Man verzieh die beißenden Ausfälle ihres Mannes ihretwegen. Die große Dame verrieth sich bereits in ihrer anmuthigen Majestät und das kleine Zimmer des Dichters konnte die berühmten Männer kaum alle fassen, die sich da einfanden.

Niemand außer ein Mann von Geist und guter Gesellschaft hatte ein Recht, dieses von außen so ärmlich aussehende, innen von Wit und Glanz strahlende Haus zu betreten. Weder Titel, noch Reichthum, noch hohe Geburt reichten hin, Jemand in diesen Kreis ausgezeichneten Männer zu führen, in welchem Madame Scarron herrschte, stolz, bewundert und bewundernswürdig.

O, welche Namen hat dieser Königsplatz gesehen, welche Leidenschaften, welche Dramen! Wir sehen da den Herzog von La Rochefoucauld, die Frau von La Fayette, die Herzogin von Lesdiguières, den Prinzen von Condé, Molière, Vincenz von Paula, den großen Corneille und seinen Bruder Thomas, La Fontaine, den Herzog von Montpensier, de Thou und Cinq Mars! Hören Sie dieses spöttische Lachen? Es ist Marion de Lorme und Ninon de l'Enclos, Chapelle und Bachaumont. Aber still! Da kommt in dem weichen Tragesessel, begleitet von seinen Gardien, Se. Eminenz der Cardinal Richelieu selbst. Doch warum sie alle aufzählen die berühmten Namen? Keine Zeit hat mehr wichtige Personen aufzuweisen. Der König Ludwig XIII. selbst war ein schöner Mann, ein vorzüglicher Reiter; er verstand eine Armee in Schlachtordnung aufzustellen und hätte im Nothfalle selbst Strapazen ertragen. Seine Liebchaften waren seltsam; er hatte von einem Verliebten nichts als die Eifersucht, und ein Nichts, eine Kleinigkeit, brachte ihn außer sich vor Liebe. Einmal versteckte das Fräulein von Hautfort ein Briefchen in ihrem Busen; der König wollte dieses Briefchen haben und holte es mit einer Zange aus dem schönen Verstecke heraus. Dieser König



Ludwig XIII. und Fräulein von Hautfort.

verrieth durchaus seinen Sohn Ludwig XIV. nicht, wie er seinem Vater, Heinrich IV., nicht glich. Er starb mit großem Muth und man wohnete seiner Beerdigung bei wie einer Hochzeit.

Wir dürfen, da wir bei dem Königsplatze stehen, auch die Marquise von Rambouillet nicht vergessen, die eine große Rolle in der sogenannten schönen Welt gespielt hat. Sie besaß den besten Geschmack und verstand sich vortrefflich auf die Eleganz des Lebens. In der Kunst, eine Wohnung einzurichten, bewirkte sie allein eine wahre Revolution. Sie war die erste, welche der Treppe einen andern Platz anwies, um eine lange und ununterbrochene Reihe von Zimmern zu erhalten. Sie ließ sich zu diesem Zwecke nach ihren Angaben ein Haus bauen und in diesem Hause sammelten sich alle Schöngeister der Stadt; hier entstand die große Macht, welche man die Conversation nennt. Die Marquise war jung, schön, lebhaft und geistreich.

Auf dem Königsplatze wohnte auch die Marquise von Sablé neben der Gräfin von Maure, und beide statteten einander täglich schriftlich Besuche ab. Sie scheuten sich beide gewaltig vor der Luft und dem Wetter. Eines Tages war die



Die Marquise von Sablé.

Gräfin von Maure wirklich so krank, daß die Marquise von Sablé sich entschloß, zu ihr zu gehen, aber sie ließ die Treppe hinunter den Betthimmel der Köchin über ihrem Haupte tragen. An solchen Dingen erkennt man die Zeit.

Damals lebte ferner die arme Königin von Polen und die Herzogin von Croi, wie der Marschall von Bassompierre, der glänzendste Schöngest vom Hofe, Pascal, der Marschall L'Hôpital, und viele geistreiche Frauen, unter andern die Frau von Cornuel. Diese wurde eines Tages von Räubern angefallen und einer der Banditen legte seine Hand an ihren Busen. „Sie haben hier nichts zu schaffen, guter Freund,“ sagte sie zu ihm, „ich habe weder Perlen noch Brüste.“



Frau von Cornuel und der Räuber.

Wir können diesen Königsplatz, der so viel Geist, so viel Grazie, so viel Liebeleien gesehen hat, nicht verlassen, ohne einen Blick auf das Hôtel Carnavalet zu werfen, denn in diesem jetzt so stillen Hause waltete die Frau von Sevigné, welche die schönsten Briefe im schönsten Französisch schrieb.



Die Allée der Sternwarte.

Um südlichen Theile von Paris stehen einander zwei großartige Gebäude stolz gegenüber. Das eine derselben ist der eractesten Wissenschaft gewidmet und die unveränderlichen Geseze der Körperwelt werden in ihm studirt, während man in dem andern die sehr veränderlichen Staatsgeseze genehmiget und über hypothetische Fragen jener unsicheren Wissenschaft debattirt, welche man die Politik nennt. Diese beiden ihrer Form und Bestimmung nach so sehr verschiedenen Gebäude sind die Sternwarte und die Pairskammer oder der Luxembourg.

Zwischen dem Palaste der Pairie und dem Palaste der Wissenschaft, zwischen diesen beiden Steinmassen ruht das Auge mit Wohlgefallen auf Nasenteppichen, auf blühenden Blumenbeeten, auf Bäumen, auf einem großen und reinen Bassin, auf welchem sich zierliche Schwäne wiegen und auf lan-

gen grünen Alléen von Kastanienbäumen, die in Reih' und Glied dastehen wie Soldaten.

Die Allée der Sternwarte, die schönste des Luxembourg, heißt so von den beiden classischen Löwen an, die auf sehr schlechten Fußgestellen ruhen. Noch zu Ende des Kaiserthums war die Gartengrenze bei diesen beiden Löwen und bis zu der Zeit, als die Mönchsorden aufgehoben wurden, gehörte der Boden, den jetzt die Allée einnimmt, fast ganz dem Cisterzienser-Kloster.

Als der Baumeister, Jacob von Brosse, den Palast Luxembourg vollendet hatte, bewilligte Marie von Medici, die sich mehr Lust und Raum um diesen schönen toskanischen Bau herum wünschte, den guten Mönchen in Südwesten zweimal so viel Grund und Boden als sie von dem nördlichen Theile der Besizung derselben sich erbat. Könige und Königinnen haben den Gottesmännern immer reichlich gegeben. Wenn auch das Kloster durch diesen Tausch sich nicht arrondirte, so vergrößerte es sich doch.

Die allgemeine Geradelegung von der Sternwarte bis zum Luxembourg ist eine der herrlichsten Verschönerungen, welche Paris Napoleon verdankt. Seit der Revolution war dieser ganze jetzt so ebene Raum mit Schutt bedeckt. Allerdings hatte die Abräumung schon unter dem Directorium begonnen, aber es ging sehr langsam damit. Erst Napoleon betrieb diese Arbeit rasch und ein politischer Umstand führte sie zu einem guten Ende.

Der Kaiser beschäftigte sich nach dem Unglücke in Rußland viel und ernstlich mit den Arbeitern von Paris. Er berief den Polizeipräsidenten zu sich, den Herrn Basquier, den Verfasser eines geheimen Berichtes über die Arbeiterbevölkerung, die, wie er versicherte, auf dem Punkte stehe, aus Hunger sich zu empören.

„Kann man den guten Leuten keine Arbeit verschaffen?“ fragte ihn der Kaiser.

„Sire,“ antwortete der Präsident, „es würde sehr viel dazu gehören, um alle Arbeiterclassen, die in Noth sind, zufrieden zu stellen.“

„So bestelle man,“ fuhr Napoleon fort, „in der Vorstadt St. Antoine Meubles für alle Gebäude der Krone, man lasse den Louvre parkettiren und schreibe alle diese Arbeiten mir zur Last; meine Casse soll sie bezahlen.“

„Das ist, Sire, wohl gut für die Leute vom Hobel und Hammer, für alle, die eine gewisse Profession haben und die Fürsorge Ew. Majestät zeigt sich hier wie immer; aber was fangen wir mit den Arbeitern an, die nichts als ihre Arme haben?“

„Haben Sie keine großen Erdarbeiten auszuführen?“

„Die würden sich sehr leicht finden, Sire . . . Aber solche Arbeiten werden baar bezahlt und — Geld?“

„Sie sind Polizeipräsident; Sie müssen wissen, wo es Geld giebt oder Sie verstehen Ihr Geschäft nicht.“

„Sire, die Cassé des Senats enthält vier- bis fünf mal hunderttausend Francs.“

„So nehme man sie. Die erste Corporation im Staate muß nach mir mit dem Beispiele der Aufopferung zu Gunsten des Volkes von Paris vorgehen. Die Krone und der Senat haben die arbeitende Classe zu ernähren; und es ist dies übrigens nur die Rückerstattung eines erhaltenen Darlehens.“

Es ließ sich dagegen nichts antworten und die fünfmalhunderttausend Francs wurden gefordert.

Der Hammer klopfte, die Hobel rührten sich und die Sägen schrien in allen Sälen des Louvre unter lautem Rufen: „es lebe der Kaiser!“ Tausend Arme wurden beschäftigt, um die Allée der Sternwarte zu ebenen; aber Niemand rief: „es lebe der Senat!“

Als Basquier das Geld aus der Cassé des Luxembourg nahm, ahnete er nicht, daß er Pair und Kanzler von Frankreich werden würde; wahrscheinlich klopfte er jetzt den Polizeipräsidenten auf die Finger, wenn dieser Geld aus der Cassé der Pairskammer nehmen wollte, um damit die Arbeiter von Paris zu bezahlen.

Rechts von der Allée der Sternwarte, von den erwähnten Löwen aus bis zum Gitter, das den Garten schließt, sieht man eine große Baumschule, die einen traurigen Anblick gewährt, wann diese Tausende von Bäumen, die in Familien geordnet sind, in der Kälte ihre Blätter verloren haben; sie sehen dann aus, als hätte man Stöcke oder Besen gepflanzt. Einen reizenden Anblick dagegen bieten sie dar, wenn sie im Frühjahr grün werden.

Auf der entgegengesetzten linken Seite befindet sich ein botanischer Garten.

In der langen breiten herrlichen Allée der Sternwarte spazieren täglich die Rentiers der Vorstadt St. Germain umher. Sie ist die Lieblingspromenade der alten Richter, der pensionirten Räte, der invaliden Advocaten. Die Liebhaber von Alterthümern können da alle Tage die letzten kurzen Hosen sehen. Die flohbraunen langen Röcke, jene eleganten Balletots unserer Großväter, zeigen sich da an schönen kalten Tagen, wie man, als etwas aus der alten Zeit, den letzten Mops betrachten kann, den die letzte Canonissin führt, welche diesen letzten Ueberlebenden eines ausgestorbenen Geschlechts mit in das Grab nehmen wird.



Spaziergänger.

Unter allen diesen Personen mit ernstem, gemessenen Schritte wandern dreimal in der Woche, Sonntags, Montags und Donnerstags, lustige Paare von Studenten und Grisetten rasch einher, ohne sich um die gebrechlichen alten Männer und die verschämten Wittwen zu kümmern. Mit diesen kecken lustigen Wanderern wollen auch wir durch das Gitter des Luxembourg, dieses Weltende der gewöhnlichen Spaziergänger, hinausschreiten, der Sternwarte entgegen.

Auf den lustigen Hörnerklang, der hier ertönt, fliegen leichte Paare unter den Bäumen links von der Esplanade hin in ein bekanntes und beliebtes Tanzlocal. Ach, was ist aus dem strengen Kloster geworden! Wenn jene finstern Mönche zurückkehrten, und an der Stelle wanderten, die sie dem Gebete und der Stille geweiht hatten und wo jetzt lautes tolles Lachen erschallt, was würden sie denken? und ach, was würden sie zu den lasciven Tänzen sagen? O, sie würden sich in ihre Kutte und in ihre Kapuze hüllen, wenn sie dieselbe nicht — wegwürfen.

Unsere Schamhaftigkeit erlaubt uns nicht, diesen Ort der Sünde zu betreten, aber ein neugieriges Seitenblickchen wagten wir hineinzuwerfen. Die Studenten der Jurisprudenz studiren hier nach den sechs trockenen Gesetzbüchern das Gesetzbuch

der Liebe und die Studenten der Medizin üben sich hier in der Phrenologie, indem sie die Erhabenheiten des Körpers in natura studiren; viele leichtsinnige Mädchen beginnen oder unterhalten da gefährliche Bekanntschaften und — die Entbindungsanstalt ist ganz in der Nähe, das Findelhaus gar nicht weit entfernt und nur einige Schritte weiter findet sich auch „das Kloster der gefallenen Mädchen“.

Gleichsam um mich von diesen trüben Gedanken abzuwenden, ruft eine Stimme: vorgelesen! und eine mit aller Kraft geworfene ungeheuer große Kugel rollt dicht an meinen Füßen vorbei. Zum Glück war der Kugeler kein sehr geschickter; er traf mich nicht. Aber warum stellte ich mich auch daßer, wo die Leute Kugeln werfen? Sind diese Bäume nicht ihr Eigenthum? Dynastien enden, Throne stürzen ein, Revolutionen werden gemacht, aber diese ehrlichen Bürger bleiben ruhig und unbekümmert.

„Seit vierzig Jahren kugeln da dieselben Personen,“ sagte Jemand zu mir, „und wenn Einer stirbt, so wartet längst schon ein anderer, der in den leergewordenen Platz eintreten will.“



Kugelspiel.

Gehe wir weiter gehen nach der Sternwarte zu, wollen wir einen langen Blick auf die Diftstraße werfen, wo die schönen Häuser wie durch Zauberei entstehen und breite Trottoirs von der Sorgsamkeit der städtischen Behörde zeugen.

Und nun Gut ab! Wir haben zur Linken Port-Royal, wo der Schatten Nicole's und Arnauld's wandelt mit dem Schatten des großen Pascal, des unsterblichen und unverföhnlichen Gegners der Jesuiten. Pascal war in seinem Leben immer unsicher, unruhig und von Zweifeln gequält; er bezeichnete den Glauben als Weltherrscher, konnte aber seinen mathematischen Verstand nicht vor ihm beugen. Während der Revolution erhielt die Abtei Port-Royal den Namen Port-Libre, worüber die Verdächtigen lachten und spotteten, die man daselbst einsperrte; jetzt ist es der traurige Hafen der Wöchnerinnen, der Zufluchtsort der Schwangeren nach ihrem achten Monate. Kaum aber sind die armen Kinder da in die Welt eingetreten, so entreißt man sie ihren Müttern und bringt sie einige Schritte weiter hin, in der Rue d'Enfer in das Findelhaus.

Nach der Rue d'Enfer wird die Allée noch von der Rue de Cassini durchschnitten, die nach dem Namen eines gelehrten Italieners benannt wurde, dessen Ansprüche auf die Erinnerung und die Dankbarkeit der Stadt Paris wir sogleich erzählen werden.

Endlich sind wir am Ende unserer Wanderung und vor der Sternwarte, jenem prächtigen Gebäude, das die Prachtliebe des sogenannten großen Jahrhunderts der Astronomie errichtete. Ludwig XIV. hatte diesen Platz selbst gewählt, aber die Mönche, deren Besitzthum bis daher reichte, wollten keinen Grund und Boden hergeben; Astronomie und Astrologie war bei den unwissenden frommen Männern so ziemlich einerlei und die gelehrten Frommen, an denen es auch nicht fehlte, dachten an Galileis „und sie bewegte sich doch!“ und fürchteten neue astronomische Entdeckungen.

Aber Ludwig XIV. verstand zu sagen: wir wollen und bald erhielt der Baumeister Claude Perrault von Colbert den Auftrag, die Entwürfe zu diesem Gebäude zu liefern.

Es wurde im Jahre 1667 begonnen und 1672 ganz vollendet. Es bildet ein rechtwinkeliges Viereck von 30 Metres in der größten Ausdehnung von Osten nach Westen und von etwa 28 Metres in der Ausdehnung von Süden nach Norden. An den Ecken der südlichen Seite befinden sich zwei achtwinkelige Thürme oder Pavillons, welche diese Seite größer machen. An der Nordseite ist ein Vorbau von 8 Metres angebracht, wo sich der Eingang befindet.

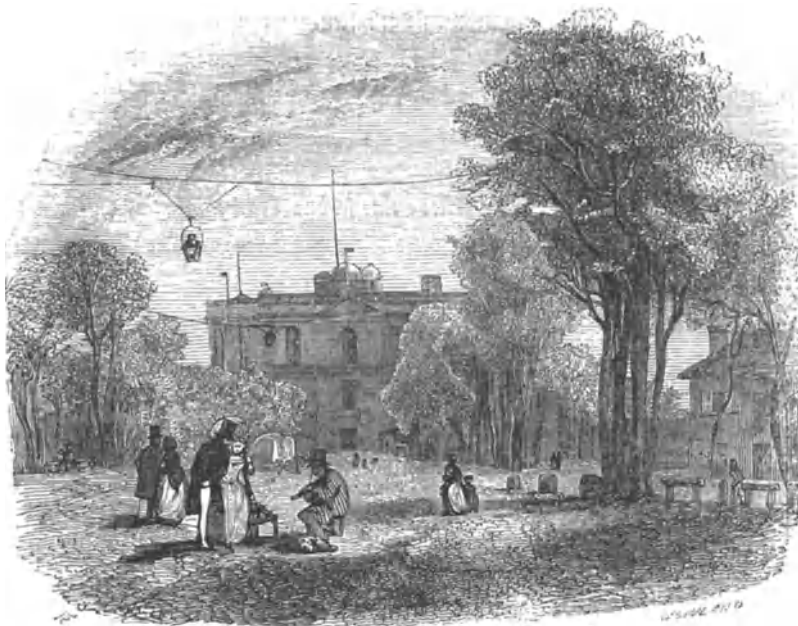
Ein italienischer Astronom, Cassini, wurde nach Paris berufen, um seine Ideen dem Claude Perrault mitzutheilen; aber als er ankam, war das Gebäude bereits bis zum ersten Stock fertig. Der Astronom billigte nun allerdings den festen Bau, konnte aber keineswegs die Vertheilung der Zimmer loben, die in keiner Weise den Anforderungen der Wissenschaft entsprachen. Der Künstler und der Gelehrte konnten sich nicht mit einander verständigen; der eine sprach für die Astronomie, der andere für die Architectur. Ludwig XIV. ernannte sich endlich aus königlicher Machtvollkommenheit zum Schiedsrichter, ließ die Waagschale Perraults sinken und das Nichtmaß siegte über das Fernrohr in einer Sache der Astronomie.

Die vier Seiten der Sternwarte stehen genau nach den vier Cardinalspunkten der Welt. Die Seite nach Paris zu hat ein Fronton, die südliche, elegantere ist mit zwei Trophäen verziert, die astronomische Instrumente und Symbole darstellen.

Tellier, Du Laure und viele andere Schriftsteller erwähnen ein Geheimniß=Cabinet, dessen Decke den Schall an die entgegengesetzten Ecken trage, ohne daß die Personen, welche in der Mitte des Gemaches stehen, etwas davon hören. Man hat den Versuch mehrmals gemacht, aber stets vergebens.

Die Keller der Sternwarte sind so tief, wie das Gebäude selbst hoch ist und man glaubte gewöhnlich, die Gestirne würden in diesem Keller beobachtet, in welchen dreihundert und dreißig finstere Stufen hinabführen. Man hat seit einiger Zeit die Entstehung dieses seltsamen Irrthumes entdeckt. Ein Mann im Hause, der die Fremden in der Sternwarte umher führte, geleitete sie für ein gutes Trinkgeld auch in den Keller hinunter. Durch einen zufälligen Spalt zwischen zwei Steinplatten der Terrasse zeigte sich ein leuchtender Punkt über den Neugierigen, welche sich außerordentlich wunderten, einen — Stern bei hellem Tage zu sehen. Durch etwas Gips oben an den Steinplatten wurde dieser Speculation ein Ende gemacht; leider lassen sich nicht alle Irrthümer des Volkes so leicht zerstören.

Die beiden Cassini, Picard, Pingré, Lahire, Lalande, Mechin, Delambre, Laplace, Arago, Mathieu bilden die eigentliche und ruhmreiche Chronik der Sternwarte von Paris. In dem östlichen Thurme befindet sich eine Treppe von 27 Klaffern Höhe, die zu einem kleinen Pavillon mit zwei Thürmchen an der Seite führt, welcher das Gebäude mehr nützlich als malerisch krönt. Die Steinstufen dieser langen Wendeltreppe sind durch die Kometen abgenutzt worden, könnte man sagen, denn hier beobachtet man jene Haarsterne, hier beschreibt die Wissenschaft die Bahnen derselben im weiten Raume.



Ansicht der Sternwarte.

Um den Fehlern abzuweichen, welche bei dem Baue der Sternwarte begangen worden waren, sind Gebäude an den Seiten angebauet worden, in denen Vorlesungen gehalten und Beobachtungen angestellt werden. An den Fenstern stehen Teleskope gerichtet wie Wallgeschütze und liegen auf sünreichen Vorrichtungen wie Kanonen auf ihren Lafetten. Hier glänzt die reichste Sammlung von Werkzeugen der praktischen Wissenschaft und hier werden die zahllosen barometrischen und thermometrischen Beobachtungen in jedem Augenblicke des Tages und der Nacht von fleißigen Jünglingen aufgezeichnet.

Ludwig XIV. war nichts weniger als ein Gelehrter, aber er verstand es, die Wissenschaft zu ehren und zu schätzen. Nachdem die Sternwarte vollendet war, begab er sich dahin, um sie in Augenschein zu nehmen und sein Hofmaler verewigte diesen Besuch durch ein Gemälde, das heute noch im Louvre zu sehen ist.

Napoleon machte nicht so viel Umstände. Eines Tages hielt er auf dem Wege nach Fontainebleau mit Marie Louise an der Sternwarte an, um da den Schluß einer Berathung im Luxembourg abzuwarten.

Urago, der damals noch sehr jung, aber bereits Astronom war, hatte eine Vorlesung in der polytechnischen Schule gehalten. Man meldete ihm die unerwartete Ankunft des Kaisers und ließ ihm nicht einmal Zeit, sich anders anzukleiden, sondern führte ihn sofort vor Napoleon. Als er sich entschuldigen wollte, unterbrach ihn Napoleon mit den Worten:

„Schon gut! Schon gut!“

Dann blickte er empor und sagte: „eine schöne Treppe.“

„So sehr schön ist sie eben nicht,“ erwiderte Urago, welcher diese Bewunderung nicht theilte.

„Was verstehen Sie davon!“

„Ich bin ein Bögling der polytechnischen Schule, lehre jetzt an derselben und glaube wohl sagen zu können, daß die Treppe zwar kühn angelegt ist, daß aber der Baumeister Unrecht gethan, absichtlich allerlei Schwierigkeit aufzusuchen.“

„Möglich!“ entgegnete Napoleon, indem er den jungen Astronomen aufmerksamer ansah.

Man war unterdeß in die Cabinette getreten und als der Kaiser den Wunsch äußerte, etwas am Himmel zu sehen, antwortete Urago, er könne ihm nichts da zeigen.

„Es wäre doch seltsam, wenn ich in die Sternwarte gekommen wäre und gar nichts gesehen hätte.“

„Als ich heute früh die Sonne beobachtete, bemerkte ich Flecken an ihr; diese könnte ich Ew. Majestät zeigen.“

„Gut. So wollen wir die Sonnenflecken betrachten.“

Napoleon betrachtete sie und führte dann die Kaiserin an das Fernrohr. Da der Hut der Kaiserin, welcher nach der damaligen Mode sehr lang war, sie hinderte, das Auge an das Glas zu legen, so klagte sie, daß sie nichts sehe. Der Kaiser faßte sogleich den kostbaren italienischen Strohhut und zerbrach ihn, indem er ihn zurück drückte.

Nach zweimal wiederholten Beobachtungen sagte der Kaiser zu dem jungen Astronomen: „ich würde Sie gewiß in Verlegenheit bringen, wenn ich behauptete, daß die Flecken im Fernrohre sind.“

„Sie würden mich durchaus nicht in Verlegenheit bringen, Sire.“

„Das wollen wir doch sehen,“ entgegnete Napoleon.

„Wenn die Flecken im Fernrohre sind, so werden sie ihre Stelle nicht verändern; befinden sie sich an der Sonne, so werden Ew. Majestät dieselben von der



Napoleon auf der Sternwarte.

einen Seite des Fernrohrs eintreten, über das Sehsfeld hinwegziehen und an dem andern Ende wieder verschwinden sehen. — Aber Ew. Majestät dürfen das Instrument nicht berühren.“

Der Kaiser legte die Hände auf den Rücken und hielt das Auge an das Glas. Dann drehte er sich um und sagte: „beweisen!“

Die Majestäten stiegen sodann auf die Plattform hinauf, und ganz Paris lag da vor ihren Augen. Die breite Brust Napoleons schien sich bei dem Anblicke dieses glänzenden und imposanten Panoramas zu heben. Er stand einige Augenblicke sprachlos da.

„Das ist,“ sagte er endlich, indem er auf die herrliche Allée zeigte, die bereits von ihren alten Gebäuden befreit und der ganzen Länge nach bepflanzt war, „das ist eine der schönsten Arbeiten, die seit Ludwig XIV. ausgeführt worden ist. Die Kastanienallée muß verlängert und um die Sternwarte herum geführt werden, um mit dem äußern Boulevard zusammen zu treffen. Das wird einen prächtigen Eingang für Paris von Süden her geben.“

Dann fielen seine Blicke auf Val=de=Grâce und er fragte:

„Ist diese Kuppel vergoldet gewesen?“

„Das glaube ich nicht, Sire,“ antwortete Arago. „Ich habe das Fernrohr oft auf diesen Punkt gerichtet und nie eine Spur von ehemaliger Vergoldung entdeckt.“

„Das ist ein Fehler. Die hohen Punkte müssen glänzend in die Augen fallen. Sie können sich den Eindruck nicht vorstellen, den die Kuppeln von Moskau auf die Armee machten. Sie waren alle vergoldet.“

So verrieth sich bei jedem Worte die wunderbare geistige Thätigkeit Napoleons; aber sie sollte noch glänzender hervortreten. Am andern Tage erhielt Arago von der Academie der Wissenschaften den Auftrag, sich in die Tuilerien zu begeben. Der Kaiser hielt ihn da zurück, trat rasch an ihn und fragte:

„Nun? Arbeitet man an dem neuen Boulevard?“

„Sire,“ antwortete Arago, den diese Frage in Verlegenheit setzte, „ich habe keinen Befehl dazu zu geben.“

„Ach, ich sehe, daß Sie sich um meinen Plan nicht kümmern.“

„Verzeihen Sie, Sire; es hängt nicht von mir ab, die Arbeiten beginnen zu lassen.“

„Allerdings, allerdings; ich werde es Baudoyer sagen. . .“

Einige Tage später besuchte der Kaiser die Sternwarte wieder. Wenn ihm damals eine prophetische Stimme hätte zurufen können:

„Der 7. December 1815 ist nicht fern. An diesem Tage, wann die Uhr am „Lurembourg 20 Minuten nach 9 Uhr zeigt, wird ein Soldat der Republik in „dieser Allée erscheinen. Seines Ehrenkreuzes beraubt, das er in zwanzig Schlachten „mit seinem Blute färbte, wird er durch den Lurembourg schreiten. An dem Gitter „da, das Du vor Dir stehst, wird der Soldat schweigend nach einer Seite der „Gäplanade hingeführt werden. Hier wird er niederknien und die Kugeln franzö- „sischer Soldaten werden nach einem entehrenden Urtheil der Pairskammer den Mar- „schall von Frankreich, Herzog von Clingen, Fürsten von der Moskwa, Michel „Ney, niederstrecken, den Du den Tapfern der Tapfern nanntest!“



Der erschossene Ney.



Strasse La Harpe.

1.

Das Schild.

Die Straße „La Harpe“ sieht aus, wie eine lange Schlange; sie reicht von dem St. Michaels-Platz bis zur Brücke dieses Namens und umschlingt mit ihren Ringeln eine Menge Straßen, welche fast alle zu dem Stadttheile der Schulen gehören und deshalb gewissermaßen einen Schulgeruch haben. Auch erkennt dieses sogenannte „lateinische Viertel“ die Straße La Harpe als seine Königin an, denn sie war zu allen Zeiten die Lieblingspromenade der Schüler und Studenten.

Schon im Jahre 1247 gab ihr ein Schild, das am zweiten Hause rechts über der Straße Macon hing, den Namen La Harpe oder Harfenstraße. Dieses Schild stellte nämlich den König David dar, wie er auf der Harpe spielt. Es wohnte da ein ehrlicher Lautenmacher. Er hatte eine allerliebste

Tochter, Agnes, die eines Abends verschwand, denn sie stieg in der Straße St. Hyazinth hinter einem Reiter auf's Pferd. Zufällig tobte an diesem Abende ein entsetzlicher Wind. Der arme Lautenmacher wartete ängstlich auf seine Tochter, obgleich es schon spät in der Nacht war. Mit einemmale entstand in der Straße Macon, welche die Harfenstraße beginnt, ein ungewöhnlicher Lärm auf dem Pflaster, ungefähr als ob eine Rüstung auf die Steine falle . . . Es war aber der König David mit seiner Harfe, den der Wind lange gerüttelt hatte und endlich herunterwarf.

Der Lautenmacher deutete sich diese freilich etwas verspätigte Warnung des Himmels, aber er trat vergebens aus seinem Hause hinaus, denn man erzählt, vor der Thüre habe ihn ein unheimlicher schwarzer Page erwartet. Dieser Page war, sagt man weiter, buckelig und seine Kapuze verbreitete einen starken unangenehmen



Der Lautenmacher.

Schwefelgeruch; einer seiner Füße war länger als der andere und allem Anscheine nach gehörte er zu den Dienern Satans.

Sobald der Lautenmacher ihn erblickte, erschrak er so gewaltig, daß er sogleich in sein Haus zurückkehrte und die Thüre hinter sich zuwarf; aber der Page

wußte ein Briefchen von Agnes unter der Thüre hindurch in das Haus hineinzu-
bringen. Das Mädchen, das wahrscheinlich wie Gretchen im Faust durch einen
schönen Herrn verlockt worden war, hatte das Vaterhaus verlassen, weil sie den
König David mit der Harpe eben so langweilig fand wie ihren Vater mit seinen
guten Lehren und Ermahnungen. Der Vater bot am nächsten Tage zwar Alles
auf, um sein Kind wieder zu erlangen, aber vergebens. Aus Aerger hob er sein
herunter gefallenes Schild, das von Holz war, auf, verbrannte es und zog sich in
das Haus eines Freundes, eines Fassbinders, zurück. Die Geschichte aber vergaß
das heruntergefallene Schild nicht und ließ der Straße den Namen „Harfenstraße.“

2.

Die Perrücke des Doctors.

Diese Straße war eine wahre Provinz, wie man sogleich sehen wird.

Der nördliche Theil hieß die Judengasse, weil die Juden da ihre Schulen
hatten. Die Strecke von der Straße der medizinischen Schule bis zum St. Michaels-
platz hieß allmählig „Saint Come“ nach der Kirche dieses Namens und „Hoirs
d'Harcourt,“ weil die Schule Harcourt da stand. Erst in der Mitte des acht-
zehnten Jahrhunderts nahm sie den Namen „Straße La Harpe“ ihrer ganzen
Länge nach an.

Sonst sah man auf ihrem schmutzigen Pflaster Menschen in der verschieden-
artigsten Kleidung sich bewegen; zuerst den Arzt jener Zeit im schwarzen Gewande,
der seine Salben und Heilmittel auf der Straße verkaufte und von einem Kinde mit
einem Affen begleitet war, dem er „auf Verlangen“ zur Ader ließ; dann einen
ernsten Professor mit hängenden Aermeln und Pelzbesatz, die Schüler der Sor-
bonne in ihren Mänteln, die Soldaten in ihren Wämfern, den Juden mit der
spitzen Mütze u. s. w. Wie viele Zöglinge des Cujacius und Hypocrates haben diese
schwarzen, schmutzigen Häuser beherbergt und wie viele Grisetten, welche die Stu-
denten liebten und im sechsten Stockwerke eines Hauses dieser Straße für sie sangen
wie ein Canarienvogel im Käfige. Die Straße ist häßlich und unreinlich, wird nur
hier und da von einem Schein von Gas beleuchtet und hat einige Gast- und Kaffee-
häuser, aber sie sind schmutzig und räucherig, denn hier bleibt alles beim Alten.
Zwar hat der Fortschritt in der Straße St. Jacques ein Theater in einer Kirche
gegründet (Theater des Pantheon), aber die Straße La Harpe konnte er noch
nicht ändern. Und warum sollte auch sie sich gerade ändern? Bleiben doch auch
ihre Nachbarinnen wie sie lange gewesen sind. Wissen Sie, was in der Straße

„Pierre Sarrazin,“ einem Ausläufer der langen La Harpe, unter Ludwig XVI. dem berühmten Arzte Andry geschah?

Dieser Doctor Andry hatte seit zwanzig Jahren in der Straße Pierre Sarrazin gewohnt, ohne daß sein Ruf da den Glanz erlangte, den er später mit Recht erhielt. Allerdings fehlte dem Doctor etwas, denn er trug keine Perrücke, weil er sehr schönes Haar hatte und dieses schöne Haar liebte. Seiner Nachbarin gegenüber gefiel es auch und als sie eines Tages von ihm hörte, er habe sich endlich entschlossen, auch eine Perrücke zu tragen, bot sie alles auf, um ihn davon abzubringen.

„So schönes Haar!“ rief sie aus.

„Alle meine Kollegen haben es abgeschnitten.“

„Sie eine Perrücke!“

„Sie ist das Kleid der Wissenschaft. Ich gelte ohne sie nicht für einen Arzt.“

Die Nachbarin übernahm es endlich, ihm eine ungeheuer große Perrücke auszuwählen, in welcher er in seiner Straße kaum gehen konnte, sobald ihm irgend ein Hinderniß da aufstieß. Der Doctor kam durch seine Bücher, vielleicht auch durch seine Perrücke in die Mode. Man hielt ihn für älter, was damals von großem Gewichte für die Wissenschaft war und man lud ihn häufig ein, bis ihm etwas begegnete, was auch den besten Ruf vernichten kann. Er wurde eines Abends zu Lord A., einem reichen Engländer, gerufen, der in der Straße Tournon wohnte. Auf dem Wege dahin mußte er unter den Fenstern seiner Nachbarin vorüber. Diese glaubte, seit einiger Zeit durch ihn vernachlässiget zu werden und nahm sich vor, ihm einen Streich zu spielen. Sie benutzte seinen Ausgang, um ihm ihre Schlingen zu stellen. Sie war ein hübsches Mädchen von etwa dreiundzwanzig Jahren und ihr Vater liebte sie fast eben so sehr als das Angeln, was für einen Angeler gewiß viel ist. Mit der Angel ihres Vaters stellte sie sich auf die Lauer und handhabte sie so geschickt, daß sie dem Doctor, als er unter ihrem Fenster hinging, mit dem Angelhaken die Perrücke vom Kopfe wegfischte. Der unglückliche Doctor beschwor sie vergebens, ihm die Perrücke zurück zu geben; die Zeit drängte, er konnte nicht einmal umkehren und in seiner Wohnung eine andere Kopfbedeckung holen.

Als er endlich ohne Perrücke bei dem Lord A. ankam, rief der Engländer aus:

„Ein junger Mensch! Ein Gelbschnabel statt des berühmten Doctor Andry!

— Sie sind wohl sein Neffe?“ setzte er dann hinzu; „mein Stallknecht leidet gerade auch an dem Rheumatismus wie ich; gehen Sie zu dem.“



Der Doctor Andry.

Der Doctor Andry stand verblüfft, vernichtet da, denn der Lord entfernte sich alsbald. Als er sich wieder gesammelt hatte, eilte er ohne Verrücke und außer sich zu dem Fräulein von . . ., die lächelnd zu ihm sagte: „Lieber Doctor, Sie kommen recht gelegen; mein Vater war eben in Begriff, Ihnen etwas besseres zu sichern als eine Verrücke . . .“

„Und was könnte das sein?“

„Ein Glück . . . Ich weiß es, Sie lieben mich, wenn auch etwas leichtfertig, und wissen, daß die Kirche St. Severin unsere Pfarrkirche ist.“

„St. Severin? Ich begreife nicht.“

„Nächsten Donnerstag können Sie dort unser Aufgebot angeschlagen sehen. . . Aber, Doctor, tragen Sie wenigstens an diesem Tage keine Verrücke. . . Nach den Flitterwochen mögen Sie dieselbe immerhin wieder aufsetzen.“

3.

Der Chermen-Palast.

Als Julian, Proconsul in Gallien, im Jahre 357, ehe er zum Kaiser ernannt wurde, diesen Palast bewohnte, ahnete er nicht, daß derselbe der Schauplatz der blutigsten Schlächtereien wegen der Prinzessinnen Gisla und Notrude, der Töchter Karls des Großen, werden würde, die sich nach dem Tode ihres Vaters in diesen Palast, die gewöhnliche Wohnung der ersten Könige Frankreichs, verwiesen sahen. Eine italienische Handschrift, die wir 1832 im Kloster der Armenier zu Venedig sahen, erzählt diese Begebenheit sehr klar und ausführlich und unsere Leser wissen es uns gewiß Dank, wenn wir dieses Drama unter Schutt und Trümmern wieder hervor an das Licht bringen.

Eines Abends im Jahre 814 ritten zwei Reiter, die von Aachen angekommen waren, in der Straße La Harpe, von der wir hier sprechen, herab an das Thor des Palastes. Sie wurden von einer großen Menschenmenge, zum Theil mit Laternen, begleitet. Kaum waren sie in dem großen Hofe abgestiegen, als der Seneschall des alten Palastes, wie das Gebäude damals hieß, den Befehl gab, die Pforten zu verschließen, während einer seiner Untergebenen die beiden Herren ersuchte, ihm ihre Schwerter zu überliefern.

Es hatten die beiden Herren dem Seneschall ein mit dem königlichen Wappen versiegeltes Pergament übergeben, das sie vom Könige überbrachten, dem sie als Couriere vorausgeeilt waren. Sie wunderten sich deshalb nicht wenig, sich auf Befehl ihres Gebieters verhaftet zu sehen. Dieser König war Ludwig der Fromme, der Sohn Karls des Großen, der seine Bastardbrüder in Klöster sperren ließ, bei jeder Gelegenheit die Verträge brach und seine Unterthanen und Kinder eibbrüchig zu werden lehrte.

Es war der sechsunddreißigste Tag nach dem Tode Karls des Großen und Ludwig kam von Aachen zurück, wohin er sich begeben hatte, um die Begräbnißfeierlichkeiten fortzusetzen, die damals vierzig Tage währten, und sich zum zweitenmale als Nachfolger im Reiche ausrufen zu hören. Der Seneschall des Palastes ließ die beiden Herren in einen Saal führen.

Dieser Saal war sehr hoch und diente damals gleichsam als Hauptwache oder vielmehr als Waffensaal, war aber in diesem Augenblicke leer.

Der Seneschall ließ Licht bringen und betrachtete nochmals das mit dem

königlichen Inseigel Ludwigs gesiegelte Pergament; dann wendete er sich an den jüngsten der beiden Männer und sagte: „Ihr nennt Euch Raoul von Lys?“

„Ja, Herr Seneschall.“

„Und Euer Begleiter?“

„Robert von Guercy. Wir sind beide fast verhungert und dem Könige vorausgeritten, der von Aachen kommt. Ihr haltet das Pergament in der Hand, das wir Euch übergeben sollten.“

„Und es giebt mir einen traurigen Auftrag, ihr Herren. . . Ihr seid meine Gefangenen und ich muß Euch bis morgen in diesem Saale lassen.“

„Warum?“

„Das Schreiben des Königs enthält nichts darüber, als daß Ihr getrennt werden sollt.“

„Getrennt? Nie!“ rief Robert von Guercy aus. „Raoul ist mein Freund, mein Bruder. . . Welches Verbrechen klagt man uns an?“

„Das weiß ich nicht; fraget Euer Gewissen; ich vollziehe den Befehl meines Gebieters und entferne mich sodann.“

Der Seneschall befahl darauf, die beiden Freunde zu trennen. Raoul blieb in dem niedrigen Saale, der mit Fahnen geschmückt war und durch dessen Wände der kalte Winterwind strich, und als Robert seinen Freund umarmt hatte, schlug es auf dem Thurme St. Jacques Mitternacht.

„Morgen, Bruder! Morgen!“ flüsterte Robert seinem Freunde zu; „laß den Muth nicht sinken; ich besitze vielleicht die Mittel, aus diesem Gefängnisse hinauszukommen.“

Sie drückten einander die Hand und schienen einander verstanden zu haben. Sie waren seit langer Zeit durch innige Freundschaft, durch gleiche Lebensweise und gleiche Gefahren verbunden gewesen. Aber ein grauenhafteres, geheimnißvolleres Band vereinigte auch ihre Fesseln, ohne daß es Jemand wußte. Es liebte nämlich ein jeder eine Tochter Karls des Großen, eine Schwester Ludwigs des Frommen. Raoul von Lys träumte denn auch bald von Rotrude, wie Robert von Gisla, welche beide Töchter Hildegardens waren, der zweiten Gemahlin des Kaisers, der entschlummert war, nachdem er vierundvierzig Jahre das Frankenreich beherrscht hatte.

Und was thaten die beiden Prinzessinnen, als der einzige Erbe aller Länder Karls des Großen in den kaiserlichen Palaß einziehen wollte? Wie mußten sie die

Rückkehr dieses Bruders ansehen, der es laut als seine Pflicht ankündigte, alle Vergnügungen von seinem Hofe zu verbannen und so strenge Zucht wie in einem Kloster da einzuführen? Vier Boten waren vor der Ankunft Ludwigs an den Hof gesandt worden, Galon, Garnier, Lambert und Ingobert. Raoul von Lys wußte dies, aber den Inhalt des Schreibens kannte er nicht, das ihm von dem Könige übergeben worden war, und das ihn zu lebenslänglicher Haft verurtheilte.

Die Geliebten der schönen Notrude und Gisla erwarteten nichts weniger als ein solches Schicksal; sie glaubten, als sie sich in den alten Palast begaben, bloß einen Befehl des Königs zu vollziehen.

Ein Stück schlecht zubereiteten Wildschweins und ein Gumpen voll zweifelhaften Meths bildeten das Abendessen, das sie beide getrennt erhielten. Raoul von Lys zog nach diesem magern Mahle ein Bildchen hervor und betrachtete dasselbe. Es stellte die schöne Notrude dar, die sich mit Constantin hatte vermählen sollen, deren Herzen aber Karl der Große keinen Zwang hatte anthun mögen.

„Notrude!“ rief der unglückliche Jüngling aus; „schöne Notrude! Du hast mich einer Menge Krieger in der Umgebung Karls des Großen vorgezogen. Heinrich, Herzog von Triaul, der Connetabel Geilon, Montmore, Amaury und zwanzig Andere haben sich um Dich beworben. Ach, warum bin ich nicht gestern lieber den Tod Rolands gestorben, als daß ich mich nun in diesen grauenvollen Mauern eingeschlossen sehe! . . . Und wenn ich nur wenigstens einen Ritterroman hier hätte!“

Raoul von Lys hatte dieses Selbstgespräch kaum beendigt und seine Lampe ausgelöscht, um so gut als möglich zu schlafen, als ein geheimnißvolles Licht die Wände des Gemaches beleuchtete, in dem er sich befand. Eine Thüre in der Mauer öffnete sich und es erschien Robert von Guersch, der eine Verschleierte an der Hand führte.

„Was bedeutet das?“ fragte Raoul, indem er den Schleier der Unbekannten emporhob. Da erkannte er Gisla, deren Antlitz so bleich war, daß sie einer Bildsäule glich.

„Und wo ist Notrude?“ fragte der Jüngling.

Robert von Guersch hob mit Raouls Hilfe eine große Steinplatte empor, welche die erste Stufe einer geheimen Treppe bedeckte.

„Die Prinzessin kann nicht lange zögern,“ sprach Gisla mit bewegter Stimme; „wir kannten die Gefahr, die Euch bedrohet und wollen Euch retten.“

„Welche Gefahr?“ fragte Raoul, indem er die Hände Gislas erfaßte, die so kalt waren wie der Marmor, den er mit Robert emporgehoben hatte.

„Unser Bruder Ludwig kommt morgen an,“ antwortete sie, „und ich weiß, daß er nur kommt, um zu strafen. Er will, wie er sagt, den kaiserlichen Palast reinigen, bevor er ihn betritt; aber er kennt so gut wie Ihr die Bande, die uns vereinigen und um die Schmach seines Hauses, wie er sich ausdrückt, nicht offenbar werden zu lassen, will er Euch beide zuerst insgeheim ermorden lassen. Was er dann mit uns beginnt, . . . wird er später bedenken.“

„Verflucht sei der Fürst, der nur der Vergehen gedenkt,“ rief Robert aus, „und die ihm geleisteten Dienste vergißt! Er sollte sich seines Vaters erinnern, der uns beide, Raoul und mich, an sein Herz drückte, als wären wir seine Söhne. Oftmals in der Nacht, wenn der alte Kaiser aufstand, um den Lauf der Gestirne zu beobachten, weckte er uns beide und stieg mit uns, die er seine Nachtpagen nannte, auf einen der höchsten Thürme des Palastes hinauf . . . Auch konnte er sich nicht entschließen, sich von Euch zu trennen, Gisla, oder von Eurer Schwester Notrude, um Euch irgend einem Fürsten zu geben; er vermählte Euch nicht, um Euch nicht zu verlieren und nun sollte sein Sohn geschworen haben, Euch und uns zu verderben? Ach, es kann nicht also sein! Der Leib Karls des Großen ist ja kaum kalt geworden, Gisla, und Ludwig handhabt das Scepter erst seit einigen Tagen.“

„Er hält es fest, um Dich zu strafen!“ sprach Ludwig, der auf dem unterirdischen Gänge herbeigekommen war, von welchem Raoul den Stein abgehoben hatte.

Ludwig zog seine Schwester Notrude nach sich und ihm folgten vier vermummte Männer.

„Eine entflohene Taube bringt den Vogelsteller auf ihre Spur,“ sagte er, indem er Notrude auf eine Bank setzen ließ; „ich kenne die unterirdischen Gänge dieses Palastes auch und hier werde ich zum erstenmale zu Gericht sitzen. — Bei Euch, schöne Notrude, die Ihr vor mir flohet, als ob Euch meine Ankunft erschreckt hätte, wollen wir beginnen. Ich bin ein guter Bruder und als Beweis dessen zeugen mir die vier Männer, die ich mit mir bringe. Sie sollen Euer Zeugen sein noch diese Nacht.“

„Zeugen!“ riefen Notrude und Gisla mit zitternder Stimme aus.

„Ja, Euer Vermählung wird noch diese Nacht gefeiert werden . . . im alten

Palaste . . Ihr, Gisla, werdet Euch vermählen mit Robert, Grafen von Guercy, und Ihr, Notrude, mit Raoul, Baron von Lys, also mit zweien der besten Ritter meines seligen Vaters.“

„Das ist unser innigster Wunsch,“ antworteten die beiden Herrn . . „Der Vater wollte sich von seinen Töchtern nicht trennen, aber der Bruder hat das Recht, für seine Schwestern die Treue der Ritter zu verlangen. Edeler Kaiser, wir stehen Dir zu Befehl!“

„Legt zuerst diese Rüstungen an,“ sprach Ludwig weiter, indem er seinen Begleitern einen Blick zuwarf. Diese Männer waren Garnier, Galon, Lambert und Ingobert.

„Die Prinzessinnen dürfen bei der Ankleidung der Ritter nicht zugegen sein,“ fuhr der König fort.

Notrude und Gisla entfernten sich, warfen aber vorher den beiden Herrn einen Blick zu, in welchem sich ihre ganze Seele ausdrückte. Der Kaiser hatte seinen Töchtern selbst das Beispiel eines sittenlosen Lebens gegeben; denn Karl der Große hatte einen Harem in seinem Palaste und er hing mit solcher Leidenschaft an den Gegenständen seiner Liebe, daß man ihn eines Tages an dem Leichnam einer seiner Houris, die in ihrem sechszehnten Jahre gestorben war, voll Verzweiflung weinen sah. Aber er vollbrachte auch fromme Werke und reinigte, wie Mezeray sagt, durch Andacht und Buße seine Seele von dem Sinnlichen und Hinfälligen, das sie hatte.

Der Tod des großen Königs und geliebten Vaters entzog Notruden und Gisla ihre sicherste Stütze und sie empfanden deshalb die höchste Freude, als sie den Entschluß ihres Bruders vernahmen.

Der geheimnißvolle Apparat des Bußes, namentlich aber das Aussehen der vier Begleiter Ludwigs, versetzten Robert und Raoul in eine gewisse Unruhe; doch warfen sie ihren Harnisch und ihr Panzerhemd ab, um die Armschienen anzulegen, welche man ihnen reichte.

Es schlug zwei Uhr, und als Gisla und Notrude durch Galon, der vor ihnen herschritt, wieder in den Saal geführt wurden, sahen sie ihre Geliebten auf großen Stühlen mit hohen eichenen Lehnen sitzen, den Kopf auf die Brust geneigt, als ob sie still beteten.

Sobald der Kaiser mit seinen vier Begleitern sich entfernt hatte, eilten die Jungfrauen zu den beiden Rittern, aber sie vermochten kein Wort aus denselben



Die Tochter Karls des Großen.

herauszubringen, denn — sie waren in den Harnischen erstickt worden, die man aus dem kaiserlichen Palaſte zu Ravenna an Kaiser Karl geschickt hatte.

„Im Jahre 1560 führten Nachgrabungen in diesem Theile des alten Palaſtes,“ sagt die Handschrift, welche wir vor uns hatten, „zur Entdeckung eines Helmes, an welchem durch den Druck an einer Feder alle Oeffnungen geschlossen wurden, während zu gleicher Zeit der untere Theil auf die Brust drückte . . . In diesem Helme befand sich ein Menschenkopf, der vollkommen erhalten war, da die äußere Luft nicht hatte zu ihm treten können, und dessen Zähne und Bart außerordentlich schön waren.“

Auch der Pater Daniel spricht von der Rache Ludwigs des Frommen an zwei jungen Herren, welche für die Liebhaber seiner Schwestern Gisla und Notrude galten, aber er, so wenig als Saint Foix, sagt, durch wen das Testament Karls des Großen verändert worden war. Dies hatte ein italienischer Mönch, Namens Pagnola, gethan, welchem Raoul einst eine Ohrfeige gab, weil er schlecht von seinem Kaiser und Herrn gesprochen.

Ludwig der Fromme starb in dem Rufe eines sehr tugendhaften Mannes, aber sehr mittelmäßigen Kaisers.

4.

Berühmte Gebäude.

In der Straße La Harpe befinden sich noch drei vielgenannte Gebäude, das Hôtel de Cluny, in welchem vor etwa einem Jahre der berühmte Alterthumskenner Duffomerard starb und in welchem er seine großen Sammlungen aufgestellt hat; das Collegium Harcourt, das 1280 von Raoul von Harcourt gegründet, 1675 aber neu aufgebaut wurde und jetzt „College St. Louis“ heißt, und endlich das collegium Narbonnae, das aber jetzt keine Schule mehr ist, sondern ein gewöhnliches Haus und der bekannten Schriftstellerin George Sand gehört. Das Haus wurde 1317 von Bernard de Farges, Erzbischof von Narbonne, als Schule erbaut, war später immer zum größten Theile an Studenten vermietet und ist jetzt im Besitze der Sand, die es unverändert gelassen hat und der es jährlich 10,000 Livres einbringt.

Zu erwähnen dürfte endlich sein, daß man sonst erzählte, der Schriftsteller La Harpe habe seinen Namen von dieser Straße, weil er als Kind in derselben

ausgesetzt und gefunden worden sei. Er selbst hat aber in einer Nummer des Mercur von 1790 diesem Gerüchte widersprochen und Nachrichten über seine Familie mitgetheilt, wornach er von einer adeligen Familie in Waadt stammte und sein Vater Artilleriecapitain in französischen Diensten war.





Straße und Vorstadt St. Antoine.

Wenn wir auf das gallisch-römische Paris mit lebhafter Dichter- oder Künstlerphantasie zurückblicken, so erscheint uns der Raum, welchen jetzt die Straße und Vorstadt St. Antoine einnehmen, mit Sümpfen oder dunkeln Wäldern bedeckt, deren Wipfel sich in dem noch klaren und durchsichtigen Wasser der Seine spiegeln. Vielleicht bemerken wir auch die junge Druidin, die durch das Heidenthum der Beherrscher Galliens geächtet wurde und flüchtigen Fußes durch diesen sonst heiligen Wald schlüpft. Und was glänzt da unten durch die Blätter? Es sind römische Helme, die Krieger eines Cäsars, welche die letzten Anhänger des Druidenthums wie Wild verfolgen.

Aber schon hat die Sittenverderbniß, diese mächtige Bundesgenossin der civilisirten Völker, welche die noch ungebildeten unterjochten, die Pariser er-

griffen, indem sie dieselben mit dem Becher der römischen Lüfte berauschte und ihre Fürsten in jenen Senat einführte, wo unter dem Patrizier-Purpur jeder Patriotismus sich verhüllte und starb. Jene köstlichen Villen, die aus parischem Marmor erbauten Paläste, die hier und da an den Hügeln glänzen, gehören zum großen Theile wohlhabenden Galliern an, die stolz darauf sind, eben so verdorben zu sein wie die römischen Proconsuln, zu deren knechtischen Schmeichlern sie sich gemacht haben.

Dieser Glanz der letzten Zeit eines zerfallenden Reiches wird nicht von langer Dauer sein; wir stehen im fünften Jahrhunderte; jene römische Straße, welche der Richtung folgt, in welcher man später die Straße St. Antoine bauen wird, begünstigt und erleichtert das Eindringen der nordischen Barbaren. Rom fällt endlich, Gallien hat aber nur die Herrschaft gewechselt. Clodwig hat ihm neue Herren gegeben und das Feudalwesen ist schnell groß gewachsen. Auf dem Halbkreise der Hügel an den Ufern des Flusses glänzen nicht mehr zierliche Villen; die zinnengekrönten Nester jener Raubvögel, die man Herren nannte, haben die Marmorpaläste ersetzt. Unten am Fuße der Berge kniet man vor einem Kreuze und das Kloster sammelt die Gläubigen um sich; oben herrscht man durch Gewalt, unten regiert man durch Ueberredung.

Zu Ende des zwölften Jahrhunderts war der Raum, den wir durchwandern, wiederum verändert; die sieben- bis achthundertjährigen Eichen waren gefallen und der Sumpf hatte sich in ein bebauetes Feld verwandelt, in dessen Mitte ein heiliges Haus stand, dessen Entstehung folgende war. Foulques von Neuilly war ein frommer Mann; er hatte als Krieger und als Pilger das heilige Grab besucht und die Gnade hatte ihn erleuchtet. Seine Predigten machten ihn am Hofe Philipp August's berühmt; er heilte alle Krankheiten blos durch Auflegen der Hände, machte die Blinden sehend, die Tauben hörend, die Stummen redend und verrichtete jeden Tag Wunder. Trotz allen diesen übernatürlichen Gaben verband sich Foulques von Neuilly, ohne Zweifel um noch kräftiger auf den Geist der Bewohner von Paris zu wirken, mit Peter von Rouffy, einem andern Prediger, dessen Beredsamkeit nicht minder groß war, da er sogar Wucherer bekehrte hatte. Dieser fromme Redner beschäftigte sich hauptsächlich damit, „die leichtfertigen Frauen, die sich um geringen Preis ohne Scham und Scheu Jedermann Preis geben,“ von dem Pfade der Sünde und des Verderbens abzulenken. Das ist glaublicher; leicht ist jenes Laster zu bekehren, das nur eine Frage der Liebe ist; dagegen hat uns der Chronikenschreiber aus dem zwölften Jahrhunderte nicht gesagt, ob Peter von Rouffy auch die Frauen bekehrte, die wirklich liebten.

Sei dem wie ihm wolle, die „leichtfertigen Mädchen und Frauen“ schnitten sich, nachdem sie die beiden Prediger gehört hatten, das Haar ab, schworen ihr schändliches Gewerbe ab und wurden keusch und fromm bis zur innigsten Reue. Sie machten Pilgerfahrten, barfuß und im Hemde, was vielleicht nicht sehr erbaulich ausfah, und als sich endlich viele in den unbefleckten Schooß des Foulaques von Neuilly warfen, vereinigte er sie in einem Hause, das er unter dem Namen „Saint-Antoine des Champs“ erbauete und das nach bedeutender Vergrößerung eine königliche Abtei wurde. Nachdem diesem Kloster reiche Geschenke gemacht worden waren, hatte er zwei Schätze gegen die Raubsüchtigen zu verteidigen: den eigentlichen Reichthum und — die Unschuld der Nonnen. Zu diesem Zwecke wurde denn zu Ende des vierzehnten Jahrhunderts die Abtei St. Antoine mit starken Mauern umgeben, innerhalb welcher die sonst um das Kloster her zerstreuten Gehäude unter der Gestalt einer Burg sich vereinigen sollten. Von dieser Mauer aus sahen die Wächter eines Morgens bei Tagesanbruch zwei Staubwolken in der Ebene sich erheben und herankommen. Bald blitzten Rüstungen und die ersten Strahlen der Sonne brachen sich auf Helmen mit wehenden Büscheln. Dann erkannte man zwei Reiterzüge, die von verschiedenen Punkten herkamen und unter den Mauern der Abtei sich vereinigten. Es war im Jahre der Gnade 1465; der Krieg war ausgebrochen; die großen Kronvasallen hatten sich gegen Ludwig XI. verbunden; Karl von Burgund, genannt der Kühne, war die Seele des Bundes, aber beide Parteien fürchteten die Wechselfälle des Krieges und man ließ sich in Unterhandlungen ein mit dem Vorsatze, die noch nicht unterzeichnete Uebereinkunft zu brechen. — Treten wir unter die Gruppen dieser Krieger; da ist der König; wir erkennen ihn an seinem geflickten Wams und an seinem Filzhute, der mit einer kleinen Madonna von Blei geschmückt ist, vornämlich aber an seinem falschen Blicke und an dem immer zweideutigen Lächeln auf seinen dünnen blaffen Lippen. Neben Ludwig halten der Marschall von Gamache, der Graf von Vendome und der schreckliche Kristan, der gierige Blicke auf die verbündeten Fürsten wirft, und mit ihren Leichen gar gern den Galgen von Montfaucon zieren möchte, den man weiter unten auf der Höhe sieht. — In der andern Gruppe befindet sich Karl der Kühne, der sich Gewalt angethan hat, um zu dieser Versammlung zu kommen, weil er seinen Gegner zu gut kannte, als daß er an dessen friedliche Absichten hätte glauben können. Weit mehr Vertrauen hatte der ritterliche Burgunder auf den Ausruf seiner Waffenherolde: Freiheit, öffentliches Wohl, Entlastung des Volkes! Um den tapfern Krieger drängen sich seine Bundesgenossen: Johann

der Gute, Herzog von Bourbon, der Herzog von Mençon, Johann von Anjou, Herzog von Calabrien, Jacob von Armagnac, Herzog von Nemours, der Herr von Albret und die Grafen von Armagnac, von Maine und von Dunois . .



Karl der Kühne.

In dem Kloster wurde ein Waffenstillstand unterzeichnet, den die Nothwendigkeit dictirte und den die Treulosigkeit verletzete, während man wie gewöhnlich von beiden Seiten über Verrath schrie.

Die Nonnen in der Abtei, fast alle adelige Fräulein, verfielen ein wenig in Sünde, im sechszehnten Jahrhunderte wetteiferten sie gar, wie man sagt, in Galanterie mit den Nonnen von Montmartre und Longchamp und das will viel sagen. Zu Ende des achtzehnten Jahrhunderts, als das prächtig neu erbaute Kloster ein wahrer Palast war, wollte die Aebtissin von St. Antoine, eine außerordentlich vornehme Dame, das Leben einer Prinzessin jener galanten Zeit führen. Der Erzbischof von Paris, selbst der Hof schritt ein, um das Ueberströmen aller weltlichen Leidenschaften in dem Heiligthume zu hemmen, aber die Nonnenlust, die, wie Greffet sagt, ein verzehrendes Feuer ist, ließ sich nicht so leicht dämpfen. Man erzählt, die Frau Aebtissin habe sich, weil sie zu gut beobachtet wurde, um

gewisse Besuche in der Abtei selbst annehmen zu können, in einem großen Korbe aus den heiligen Räumen hinaustragen lassen. Diese verliebten Wanderungen werden heute noch unter den Sagen des alten Klosters erzählt, das seit der Aufhebung der Mönchsorden ein Hospital geworden ist.

Schon in der Mitte des vierzehnten Jahrhunderts hatte man einige Häuser und Paläste mit Thürmen an der römischen Straße erbaut, welche wir erwähnt haben und die noch im vorigen Jahrhunderte die Königsstraße hieß. Karl V. schenkte, als er noch Dauphin war, dem Ordenshause von St. Antoine das Landgut La Sauffaye, damit die Mönche daselbst die armen Kranken aufnehmen und behandeln könnten, welche an dem heiligen Feuer, an dem St. Antoniusfeuer oder Höllefeuer litten, einer Krankheit, die aus der Armuth des Volkes hervorging. Indessen sollen sich die frommen Brüder schon damals dieses menschenfreundlichen Auftrages nicht würdig gezeigt haben; der Juvenal des dreizehnten Jahrhunderts, Guiot, schildert sie als Schlemmer und Wüßlinge und setzt hinzu: „die ganze Umgegend ist von ihren Kindern bevölkert. Ihr St. Antonius-Schwein



Die Promenade im dreizehnten Jahrhundert.

wird ihnen dieses Jahr 5000 Mark Silber einbringen.“ Die Mönche hatten nämlich durch ein königliches Privilegium das Recht erlangt, eine zahlreiche Heerde von Schweinen in der ganzen Stadt umherlaufen zu lassen. Man denke sich die Herren und Damen jener Zeit in ihrer prächtigen Kleidung, mit ihren goldgestickten Schuhen Abends auf der öffentlichen Straße, die mit dem Unrathe der Lieblinge des heiligen Antonius bedeckt war!

Die Mönche von zweifelhafter Frömmigkeit trugen auf ihrem weißen Gewande ein blaues T. Später, als sie mit dem Orden des heiligen Johannes von Jerusalem vereinigt wurden, legten sie ihr Mönchsgewand ab und trugen das Malteser-Kreuz im Knopfloche eines gewöhnlichen Tracks. Bei der Revolution waren sie seit langer Zeit völlig nutzlose Menschen, wenn man es ihnen nicht vielleicht als ein Verdienst anrechnen will, daß sie den Canonistinnen eifrig den Hof machten.

Wer hat nicht von den Schändlichkeiten gehört, welche die Tyrannei hinter den düstern Mauern der Bastille beging, jener furchtbaren Citadelle, welche, immer drohend, zwischen der Straße und Vorstadt St. Antoine stand? Sie wurde im Jahre 1369 auf Befehl Karls V. erbauet. Die Bastille zeigte vier dicke Thürme, die durch vier dicke Courtinen verbunden waren; zwischen den beiden Thürmen dem Boulevard gegenüber öffnete sich ein Thor, das mit Fallthoren, Schießcharten u. versehen war und vor welchem sich eine Zugbrücke über einem breiten und tiefen Graben erhob. Die entgegengesetzte östliche Seite zeigte ebenfalls vier Thürme und die beiden Façaden waren durch die Courtinen im Norden und Süden verbunden. In der Mitte der Feste befand sich ein weiter Hofraum, den zum Theil die Wirthschaftsgebäude ausfüllten und wo ein Schaffot zu den geheimen Hinrichtungen aufgeschlagen wurde. Hier fiel am 31. Juli 1602 das Haupt des Marschalls von Biron. Hundert und siebenundachtzig Jahre später sollte das Volk auch seinen Juli in der Bastille haben, bis ein zweiter Volks-Juli mit einer Triumphsäule die Stelle bezeichnete, wo fast fünf Jahrhunderte jenes furchtbare Gebäude stand.

Was könnte ich von der Bastille erzählen, das nicht schon hundertmal erzählt worden wäre? Soll ich erzählen, daß die Faction der Burgunder sie belagerte, sie unter Karl VI. einnahm und zwanzig Gefangene aus ihr herausholte, die später auf dem Châtelet-Platze niedergemacht wurden? Soll ich nach so vielen Geschichtschreibern wiederholen, daß am Fuße dieses Staatsgefängnisses 1650 zwei berühmte Krieger, Lurenne und Condé, sich mit einander maßen und daß das Heer des letztern seine Rettung nur den Kanonen der Bastille verdankte, die auf Befehl der

Mademoiselle von Montpenſier gegen die Truppen des Königs donnerten? Man könnte lachen über jene ſeltſamen Kämpfe, in denen man abwechſelnd mit Kugeln und mit Liebern ſtritt, in denen die Damen von Longueville und von Montbazon, Mademoiselle von Chevreuſe und Marion de Lorme die Krieger der Fronde mit Confituren und mit Seufzern fütterten, während Madame Martineau aus der Vorstadt St. Antoine, den Degen in der Hand, an der Spitze jener Vorſtädter heranzog, deren Nachkommen eines Tages die Sansculotten werden ſollten.



Madame Martineau mit den Vorſtädttern von St. Antoine.

Die Annalen der Baſtille könnten uns einige luſtige Epiſoden gewähren, nachdem ſo viele andere Schriftſteller von dem ſchrecklichen Geſchick der Gefangenen in den Kerker der Baſtille geſprochen haben, wo ſie, von Ketten belaſtet, von giftigem Gewürm umgeben waren. Wir wollen nur einen ungewöhnlichen Gefangenen erwähnen.

Einige Jahre vor der Revolution wurde der geiſtreiche, aber zu bittere Linguet in die Baſtille gebracht. Die Gefangenſchaft beruhiget gewöhnlich die

Galle, bei dem berühmten Advocaten war es aber nicht der Fall, denn er schrieb eines Tages einen heftigen Aufsatz gegen seine Kerkermeister, als ein langer, bleicher, hagerer Mann in seine Zelle trat. Diese Störung schien ihm sehr unangenehm zu sein, denn er fragte im Tone des bittersten Unmuthes:

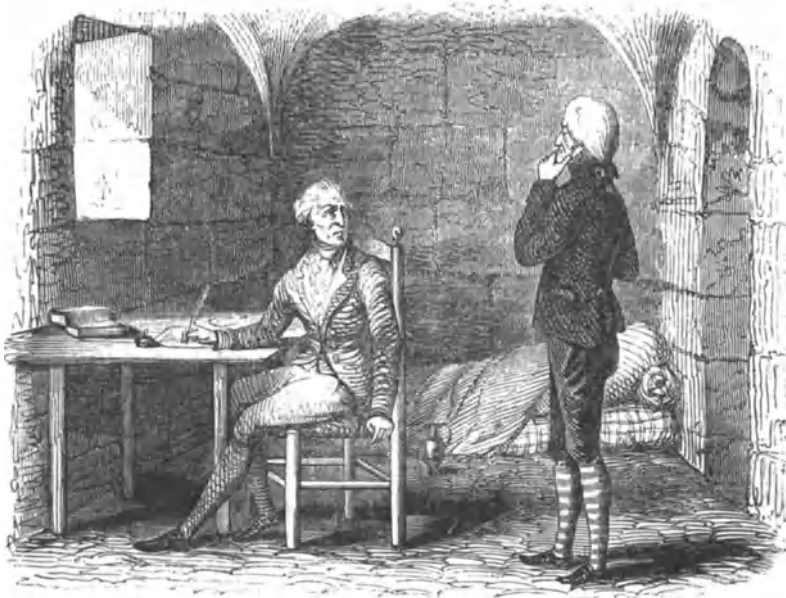
„Was wollen Sie von mir?“

„Herr, ich komme . . .“

„Das sehe ich wohl, daß Sie kommen; aber Sie kommen sehr ungelegen.“

„Das weiß ich nicht; ich bin nämlich der Barbier der Bastille und komme . . .“

Bei diesen Worten machte der Figaro der Staatsgefangenen an seinem Kinne eine sehr ausdrucksvolle Bewegung, mit der er das Einseifen andeuten wollte.



Linguet und der Bastille-Barbier.

„Das ist etwas anderes; wenn Sie der Barbier der Bastille sind, so rasiren Sie dieselbe“ antwortete Linguet und schrieb weiter.

Einige Jahre später unternahm das Volk dieses Rasiren und das Messer, dessen es sich am 14. Juli 1789 bediente, rasirte so viele alte Einrichtungen in den folgenden fünf Jahren hinweg, daß keine einzige übrig blieb. Im Jahre 1790 sah man an der Stelle, wo die Bastille gestanden hatte, nur noch Trümmer und man

feierte daselbst unter der Herrschaft der revolutionären Gesetzgeber häufig Bürgerfeste. Alle Pariser erinnern sich wohl noch der Statue der Regeneration, einer dicken Figur von athletischen Formen mit Vollmondsgeichte; das helle Wasser, das aus den ungeheuern Brüsten dieser ungeheuern Göttin floß, war für die Spasmacher der Vorstadt das Sinnbild fast aller Arbeiten der constituirenden Versammlung. Soll ich auch von den Denkmälern sprechen, deren Errichtung auf dem Bastillenplatze nach einander beschlossen wurde? Man könnte eine neue Bastille aus den ersten Steinen aufbauen, welche an dieser Stelle durch die verschiedenen Gewalten, den Convent, das Directorium, das Consulat und Kaiserreich, gelegt worden sind. Endlich bezeichnete das Volk selbst mit der Spitze des Schwertes, das es bisweilen im Interesse seiner unverjährbaren Rechte ergriff, den Platz, wo die Opfer seines Sieges ruhen sollten und die Napoleonssäule auf dem Vendome-Platz erhielt ihr Gegenbild in der Vorstadt St. Antoine.

Die Jahrhunderte verkünden der Nachwelt ihren Geist durch den Charakter ihrer Bauwerke; das vierzehnte zeichnete sich durch die imposanten Militairbauten aus und das funfzehnte und sechszehnte nöthigten durch den Glanz, die Kühnheit und Hierlichkeit ihrer bürgerlichen und kirchlichen Gebäude zur Bewunderung. Damals glänzte in aller Pracht die sogenannte gothische Baukunst. Ihr gehörte das Hôtel des Tournelles an, das wir bereits beschrieben haben. Der Palaß Sully's, das einzige wahrhaft großartige Gebäude der StraÙe St. Antoine, steht auf dem südlichsten Theile des Platzes, den sonst der Palaß des Tournelles einnahm und wurde auf Kosten des tugendhaften Ministers Heinrichs IV. in dem imposanten Style erbauet, welcher der sogenannten Renaissance vorherging.

Nicht weit von dem Palaße Sully's, aber an der andern Seite der StraÙe, erhebt sich die ehemalige Jesuitenkirche, jetzt die St. Paulskirche, ein Gebäude, welches an das Professhaus des Ordens stieß, in welchem sich jetzt die Schule „Charlemagne“ befindet. Der Jesuitenorden wurde durch Wilhelm Duprat, den Bischof von Clermont, in Frankreich eingeführt. Der Cardinal von Lothringen berief diese Väter 1551 nach Paris, aber der Bischof und das Parlement widersetzten sich ihrer Niederlassung in der Stadt. Sie konnten sich auch wirklich erst 1561 unter dem Schutze der Guisen festsetzen, nach einem zehnjährigen Kampfe also, der zugleich Zeugniß von ihrer zähen Ausdauer geben kann. Der Cardinal von Bourbon, der ihnen 1580 den Palaß Anville in der StraÙe St. Antoine schenkte, ließ ihnen auch eine Kapelle bauen. Diese Kapelle wurde indeß für ihren Ehrgeiz bald zu klein und sie baten, wie sie zu bitten verstanden, um die Erbauung eines

neuen Gotteshauses. Ludwig XIII. wies ihnen deshalb den Platz an, auf welchem die Kirche jetzt steht. Sie wurde 1627 nach dem Risse eines Jesuiten, Marcel Ange, begonnen und 1641 beendigt. Dieser Jesuit war ein schlechter Baumeister, sagt Dulaure, der Geschichtschreiber der Stadt Paris, aber er beachtete wohl nicht, daß die Schüler des heiligen Ignaz den Kirchen, die sie bauten, einen eigenthümlichen Typus geben wollten; wo man auch ihre Kirchen sieht, überall ist es derselbe Plan, dasselbe System, überall sind es sogar dieselben Details in den Verzierungen. Es liegt darin offenbar ein geheimnißvolles Symbol, eine versteckte Allegorie, eine nur den Eingeweihten verständliche Steinsprache. Etwas besonders Bemerkenswerthes hatte diese Jesuitenkirche in Paris weder im Aeußern noch im Innern; aber das Schiff und der Chor waren reich verziert. Man sah z. B. in zwei Kapellen zwei silberne Engel in Lebensgröße, von denen der eine das Herz Ludwigs XIII., der andere das Herz Ludwigs XIV. trug. Die Jesuiten hatten das Herz dieser beiden Monarchen bei Lebzeiten derselben gewonnen und prahlten nach deren Tode noch damit.

Die Jesuiten hatten in ihrem Hause in der Straße St. Antoine eine Schule errichtet, von welcher der bekannte Geschichtschreiber de Thou sagt: „Durch eine ganz neue Methode, welche diese Geistlichen erdacht haben, durch eine der Kirche Frankreichs bisher unbekante Methode war es ihnen gelungen, das ganze Volk an sich zu ziehen und in der Beichte die Familiengeheimnisse zu erfahren.“ — Im Jahre 1762 wurden endlich die Jesuiten aus Frankreich vertrieben und unbekannt ist es auch nicht, mit welchen Schmerzen der Papst Clemens XIV. für die Aufhebung ihres Ordens küßte.

Am Ende der Straße St. Antoine, wo sie der Vorstadt am nächsten ist, erblickt man eine andere Kirche von freisunder Gestalt, die zu dem Kloster „der Heimsuchung der heiligen Maria“ gehörte, 1682 vollendet und „Notre Dame des Anges“ genannt wurde. Nach der Revolution wurden die Klostergebäude an Privatleute verkauft und die Kirche überließ man 1802 den Reformirten. In ihr wurde der Trauergottesdienst für Benjamin Constant gehalten.

Diese Straße St. Antoine, die jetzt so belebt ist, von Gas und schönen Verkauflocalen strahlt, hat seit einem halben Jahrhunderte wie die Vorstadt, die ihren Namen trägt, eine große und schreckliche Geschichte gehabt. Wir wollen bis zum Anfange derselben zurückgehen. — Die alte Herrschaft hat noch nichts von ihrer Macht verloren, was also kann die buntscheckige, lärmende, drohende Volksmenge wagen wollen, welche die Straße St. Antoine heraufkommt? — Die



Die Erstürmung der Bastille.

Exceſſe, welche dieſe aufrühreriſche Maſſe in dem Hauſe des Papierfabrikanten Réveillon ungeſtraft begeht, enthüllen ihr das Geheimniß ihrer Macht. Der ſo lange gefangene Löwe fühlte, als er erwachte, daß er nicht gefeſſelt ſei und bald wird er ſich auf ſeine Herren ſtürzen . . . Hört Ihr den Donner, von welchem alle Fenſter der großen Stadt erklingen? — Man feiert nicht das Wiegenfeſt eines Königs, es wird nicht die Geburt eines Prinzen angekündigt; die Kanonen der Baſtille donnern, welche von dem Volke angegriffen wird und — die Baſtille iſt genommen! Die Sieger kommen von neuem durch die Straße St. Antoine . . . Als ſie zum Kampfe auszogen, hatten ſie keine Fahne, bald aber werden ſie eine Standarte finden . . . Der Kopf des Marquis von Launay fällt und wird auf die Spitze einer Lanze geſteckt; ſo trägt man ihn hoch über der Menge und im Edelmannsblute wird die neue Volksfreiheit getauft.

Wenden wir das Blatt dieſer Geſchichte um, ſo finden wir eine noch ſchrecklichere Seite. Wir haben noch nicht von dem Palaſte La Force geſprochen, der, als Haus eines Großen, durch kein Ereigniß der Erwähnung werth gemacht wurde; aber eines Tages verwandelte man ihn in ein Gefängniß und hier geſchah eine grauenhafte Episode der Septembertage von 1792. Treten wir hinein. In dem erſten Zimmer gleich ſaß am 2. und 3. September ein Gerichtshof, der ſich ſelbſt eingefeßt hatte oder vielleicht von jenem Manne eingefeßt worden war, den die Kanonen vom 10. Auguſt ins Miniſterium gehoben und der in ſeiner radicalen Politik gedacht hatte: „um die Feinde im Auslande zu erſchrecken, müſſen die Feinde im Innern niedergeworfen werden.“ Das Volksgericht ſaß alſo in La Force; die Richter, welche ſich auf den Tiſch aufſtellten, der mit Flaſchen und Gläſern bedeckt war, entſchieden über Leben und Tod ihrer Gefangenen nach dreißt gewagten Zeugenaussagen und nach Angaben auf weinbefleckten Verzeichniſſen . . . Ach, ſelten ſprachen ſie frei, und wenn ſie das ſchrecklich zweideutige Urtheil fällten: „führt den Gefangenen hinaus!“, ſo öffnete man die Thüre einem Unglücklichen, der frei zu ſein glaubte, den aber Mörder auf der Schwelle des Gefängniſſes erwarteten. Am 3. September früh erſchien eine Frau vor dieſen Richtern, die bereits ſo viel getrunken hatten, daß ſie auf ihren Stühlen wankten. Dieſe Frau war, obſchon bereits 43 Jahre alt, noch immer ſchön, aber ihre Schönheit war durch Schmerzen und Thränen getrübt . . . Sie trug ein ſchwarzes ſeidenes Kleid und ein weißes Buſentuch; ihr langes Haar, an welchem man noch Spuren von Puder bemerkte, fiel verworren auf ihre Schultern . . . Dieſe Frau war Marie Thereſe Louiſe von Carignan, Prinzefſin von Lamballe!

„Sie gehörten,“ sagte Einer der Richter zu ihr, „zu der Verschwörung vom 10. August gegen das Volk.“

„Diese Verschwörung ist mir nicht bekannt gewesen.“

„Schwören Sie mit uns Haß dem Könige, der Königin und dem Königthume!“

„Dieser Schwur liegt nicht in meinem Herzen und ich kann ihn nicht leisten.“

„Zur Abtei!“ rief da der Richter aus.

Bei diesen Worten öffnete sich die Thüre und die Prinzessin sah den Himmel wieder; sie ging einige Schritte in der Straße hin und glaubte schon gerettet zu sein. Da trifft sie ein Säbelhieb von hinten an den Kopf, ein Stockschlag wirft sie nieder und die Mörder säbeln ihr darauf den Kopf ab, tragen das blutige Siegeszeichen auf einer Lanzenspitze umher und gehen damit unter die Fenster des Tempels, um die königliche Familie zu erschrecken.

Während der Schreckenszeit war die Straße und besonders die Vorstadt St. Antoine der Krater, aus welchem die Revolutionslava am häufigsten hervorzquoll. Santerre kam aus einer Brauerei dieser Vorstadt, um die Massen zu leiten und die Heere zu befehligen. Die Vorstadt war das Forum, wo der Zorn des Volkes grollte, bevor er gegen den Palast der Tuileries oder gegen den Nationalconvent losbrach. Sie bildete lange ein Reich, das selbst Napoleon bisweilen mit Besorgniß betrachtete, denn er wußte recht wohl, daß ein 13. Vendémiaire in diesem Aufruhrherde schwierig oder gefährlich gewesen sein würde. Jetzt ist der Pariser Lurus über den Canal gegangen; der Kunstschlirgerfessell arbeitet mit der goldnen Nadel im Hemd und Abends legt er den mit Sammet besetzten Balletot oder den schnurenbenäheten Burnuß an. Das Mädchen aus der Vorstadt windet nicht mehr ein schlechtes Tuch um den Kopf; sie erscheint mit Langshawl und Häubchen oder Hut im Theater oder auf Ball des Prado; sie wagt sich sogar bis in das lateinische Viertel und lebt kurze Zeit da mit einem Studenten.

Deshalb glaube man aber nicht, daß das Volk der Vorstadt St. Antoine das Gefühl seiner Kraft und Würde vergessen habe, — ja seiner Würde, denn nirgends vielleicht giebt es höhere und uneigennützigere Vaterlandsliebe als hier. Vorzugsweise am Arsenal bei der Barrière du Trône verlangte man 1814 mit großem Geschrei Waffen, die man nicht erhielt; es waren Bewohner der Vorstadt St. Antoine, Veteranen von Marengo, Musterlitz und Wagram, die zu Charonne

und Romainville unter den russischen Kugeln fielen. Und liefert man die Namen an der Julisäule, so findet man eine große Anzahl Proletarier aus dieser volkreichen Vorstadt, auch zeigt eine Kugel in einem Hause der Straße Monaindières gegenüber, daß die Bewohner von St. Antoine im Jahre 1830 der Aufforderung ihrer schnell bewaffneten Brüder Folge leisteten.

Wir hätten noch gar viel von der Straße und der Vorstadt St. Antoine zu erzählen, wenn wir die Gebäude beschreiben wollten, welche aber in diesem Theile der Hauptstadt keine Kunstwerke sind. Es kann für den Archäologen und Liebhaber des Mittelalters nichts verzeifelnderes geben, als diese Straße, deren Geschichte wir kurz mitgetheilt haben; sie ist ganz prosaisch; was sie von Architecturschönheiten besaß, existirt nur noch in alten Beschreibungen. In dieser Straße macht der Künstler sein Album, der Alterthumsforscher sein Notizbuch zu, denn sie sehen an den Häusern nichts als hier ungeheuer große rothe Handschuhe, dort goldene Stiefel, Guirlanden von Bratwürsten zc.





Die Straße Notre Dame de Lorette.

Die Straße Notre Dame de Lorette ist eine ganz neue, ohne eine bekannte Entstehung, ohne historische Erinnerungen, ohne Pergamente; sie hat sich aber doch durch Grazie, Geist und reizende Koketterie einen vorstehenden Platz unter den zahllosen Straßen von Paris, selbst unter den ältesten, adeligsten und berühmtesten, errungen. Sie besitzt trotz ihrer Jugend eine eigenthümliche Physiognomie, eine eigene Individualität, um einen Ausdruck zu gebrauchen, dessen man sich heut zu Tage nur zu häufig bedient.

Wenn man durch die Straße Notre Dame de Lorette geht, denkt man unwillkürlich an die schönen Blumen, die unter den warmen Küffen der Tropensonne sich erschließen und die ein Gärtner unter unsern grauen Himmel versetzt hat. Die Straße hat einen wahrhaft erotischen Duft; man wandere nur



In der StraÙe Notre-Dame de Gorette.

durch sie hindurch an einem schönen Juni- oder Julitage, an denen der Asphalt weich wird; man sehe, wie der Wind mit den Blättern der großen Pappeln tänzelt und wie jedes Fenster, jeder Balcon sich kokett hinter bunten Rouleaux verbirgt. Ueber das trockene glänzende Pflaster gleiten nur verführerische Atlasstiefelchen zu dem Stelldichein, wo sie von triumphirenden glänzenden Stiefeln in der Nähe erwartet werden. Die kleinen Vögel haben sich wollüstig in der klaren Luft des Brunnens, der leise vor dem Hause des Herrn Thiers murmelt. Es liegt eine gewisse Ruhe und Stille über der ganzen Straße, eine Stille, die kaum durch den gedämpften Gesang einer Künstlerin von der Oper, die in einem der niedlichen Häuser wohnt, unterbrochen wird.

Die Straße Notre Dame de Lorette ist eine ganz italienische Straße und wird vorzugsweise von Künstlern und schönen Frauen bewohnt, die denn auch ausschließlich für sie passen.

Buffon behauptet irgendwo in einem seiner vortrefflichen Bücher, man erkenne den Instinct, die Lebensweise und den Charakter eines Vogels leicht an der Art, wie und wo er sein Nest baue. Diese Bemerkung läßt sich eben so gut auf den Menschen anwenden, jenen Vogel mit zwei Beinen und ohne Federn, nach der lächerlichen Definition Plato's. So baut seit undenklichen Zeiten ein Zuckerbäcker sein Nest in der Rue des Lombards, jener mit Zuckercand gepuzten Straße, in deren Gassen unaufhörlich dienstloser Sirup fließt und deren Atmosphäre mit Drangenblütenduft geschwängert ist; jeder Börsenspeculant wohnt in der Rue de la Victoire oder in der Rue de la Chaussée d'Antin, und mustert man so einen Stadttheil nach dem andern, so wird man bald zugestehen müssen, daß mit wenigen Ausnahmen Paris heute noch wie vor Jahrhunderten in bestimmte Abschnitte gesondert ist, aus denen gewisse Gewerbschaften nicht herauskommen; man findet die Kurzwaarenhändler auf dem Quai de la Ferraille, die Optiker auf dem Quai des Lunettes, die Buchhändler in der Vorstadt St. Germain, die Trödler im Temple, die Tischler in der Rue de Clery. So gehört denn auch die Straße Notre Dame de Lorette, die einzige poetische in Paris, mit vollem Rechte den Künstlern und den schönen Frauen, den beiden einzigen wirklichen Aristokratien dieser Welt, der Aristokratie der Intelligenz und der Schönheit.

Die Straße Notre Dame de Lorette besitzt keine alten Papiere, haben wir gesagt; sie erblickte das Licht der Welt auf den dürren unfruchtbaren Haiden neben dem Montmartre, die gar keinen Werth hatten und die von ihren Besitzern sonst mit Vergnügen für ein Gericht Linsen hingegeben worden wären. Da wurde es



Ein Pärchen.

aber eines Tages Paris zu eng in seinen alten Grenzen und es fing an, über die Mauern zu klettern und ins Freie zu laufen, wie ein Haufen Schulknaben. Anfangs zerstreuten sich die Häuser dahin und dorthin, allmählig aber rückten sie einander näher und stellten sich in Rath' und Glied wie ein Bataillon der alten Garde. Grund und Boden erlangte über Nacht einen fabelhaften Werth. Wer sich als bescheidener Besitzer einiger Ruthen nutzlosen Lehnbodens niedergelegt hatte, erwachte am andern Morgen als reicher Mann. Als wären Diamanten oder Goldbarren in dem unfruchtbaren Boden zu finden, wurden die dürren Felder umgegraben und ehe man die Hand umdrehte, sah der Pariser mit Verwunderung da eine neue Stadt entstehen. So heben sich unvermuthet mitten im Ozeane jene Inseln empor deren Existenz noch den Tag vorher kein Schiffer ahnete.

So war denn unsere Straße geschaffen. Aber wer sollte nun die Ehre haben, sie über die Laufe zu heben? Welchen Namen sollte man ihr geben? „Das ist die Frage.“ Paris besitzt bereits eine so unendliche Menge von Straßen, daß schon alle Worte und alle Namen der französischen Sprache mit Beschlag belegt sind.

Die Aufgabe war also eine sehr schwierige. Der Präfect der Seine beschäftigte sich viel damit und der Stadtrath hielt mehrere Sitzungen, die leider kein Resultat hatten, wie das seit undenklichen Zeiten bei beratenden Versammlungen herkömmlich ist.

Damals stand in der Vorstadt Montmartre ein ärmliches, einfaches, schmuckloses Kirchlein, die „unserer lieben Frau von Loretto“ (Notre dame de Lorette) geweiht war und deren ersten Stein Ludwig XV. gelegt hatte und zwar wenige Tage vor der Einrichtung des Hirschparks. Der Geliebte der Dubarry war, wie man daraus sieht, ein schlaues berechnender Geist, der weit in die Zukunft blickte; er wollte wohl ein wenig gottlos leben, doch so, daß er seine Seele der Verdammniß nicht ganz hingebte.

Eines Tages erkannten die Frommen mit Schrecken, daß die Kirche Notre Dame de Lorette einzustürzen drohe. Ihre Vorderseite hatte so viele tiefe Runzeln wie eine alte Schauspielerin; die Mauern senkten sich mit unheimlichem Geknistern und durch das Chorgewölbe guckte der liebe blaue Himmel herein. Mehr als einmal hatten die Anwesenden während des Gottesdienstes die Regenschirme aufspannen müssen. Die Behörde sah sich demnach genöthiget, die Kirche schließen zu lassen und beschloß, etwas weiter hin, am Ende der Straße Laffitte, da, wo der oben erwähnte neue Stadttheil beginnt, eine andere Kirche erbauen zu lassen. Auch wurde die Auferstehung der Notre Dame de Lorette mit ungewöhnlichem Eifer betrieben und die namenlose Straße fand nun mit einemmale einen Namen; die neue Kirche gab ihr den ihrigen.

Diese Kirche ist ein unbedeutender Bau, um nicht mehr zu sagen, ein schwerfälliges, unbeschreiblich massives, längliches Viereck. Man wird darin die Messe lesen können bis zum jüngsten Tage und wenn nicht einmal ein Erdbeben eintritt, stehen die festen Mauern gewiß unerschüttert. Dazu kommt ein Thürmchen, das ungefähr aussteht, wie ein Löschhorn auf einer Kerze. Innen bemerkt man einen Luxus von Vergoldungen, von Seide, Marmor und Gold, so daß man oft mit Recht die Uebertreibung getadelt und gesagt hat, sie sehe weniger wie ein Gotteshaus denn wie ein Boudoir aus. Weiche Teppiche dämpfen das Geräusch der Tritte; die lieblichsten Wohlgerüche steigen Tag und Nacht aus goldenen Rauchgefäßen auf und dreimal wöchentlich werden Concerte da aufgeführt, in denen die Engel lernen können, welche im Himmel singen. Selbst die Gemälde haben ein gewisses Aussehen, das die Augen erquickt. Die düstere Schule Murillo's und Velasquez mit ihren Marterwerkzeugen, mit ihren halbnackten Henkern und zukenden Opfern,

ist aus diesem still = friedlichen Orte streng verbannt, wo man nur lächelnde Jungfrauen mit weißen Schultern und lieblich verschleierten Blicken sieht.

Wenn man aber gerecht sein will, muß man zugestehen, daß diese zierliche Kirche da, wo sie steht, gerade so ist, wie sie sein muß. Auch in der Andacht ist ein Unterschied; hier verlangt man einen schauerlich halbdunkeln stillen Ort, wo die Seele ungestört sich zum Herrn erheben kann, dort dagegen wünscht man auch in der Kirche Pracht und Glanz, Gold, Wohlgerüche und Blumen, denn die eine Art Andacht betet mit dem Kopfe, die andere mit dem Herzen. Ein großer Theil der Andächtigen in der Kirche Notre Dame de Lorette gehört übrigens auch dem Theater an. Man sieht in ihr heute noch den sammetbeschlagenen Betstuhl der Theresie und Fanny Esfler; die Schwestern Dumilatre wohnen regelmäßig jeden Sonntag der großen Messe zu Mittag bei; Mademoiselle Forster erscheint zweimal wöchentlich da und Madame Stolz tritt nie in einer neuen Rolle auf der Bühne auf, bevor sie fünf oder sechs Messen für die Ruhe ihrer Seele hat lesen lassen. Die Kirche Notre Dame de Lorette könnte also recht wohl Notre Dame de l'Opéra heißen.

Die Straße Notre Dame de Lorette ist stolz auf ihren Platz St. Georg, der ihr Paradies, ihre Nase, der reichste Juwel in ihrer Krone ist. Dieser kleine Platz, der in ganz Paris nicht seines Gleichen hat, besteht in einem Springbrunnen, dessen Najade eine Schildwache ist, aus einigen zierlichen Häusern und aus einem Hause, das nicht gebaut, sondern durch Feenhände gestickt zu sein scheint. In einem der Häuser an dem Plage St. Georg wohnt Herr Thiers, wenn er Minister = Ferien hat. Die Bewohner des Stadttheils kümmern sich im Ganzen wenig um Politik und nur wegen des Herrn Thiers kommen sie bisweilen aus ihrer Apathie. Will man wissen, ob Herr Thiers bei einer Umgestaltung des Ministeriums zu dem neuen gehören wird oder nicht, so braucht man nur seine Nachbarn zu fragen, wie viele Wagen Abends vor seiner Thüre halten. Zieht sich eine lange Reihe Wagen mit Wappenschildern die Straße hinab, so kann man kühn für Thiers wetten; finden sich aber statt stolzer Equipagen nur Miethwagen ein, so kann man sich darauf verlassen, daß der Verfasser der „Geschichte der französischen Revolution“ mit der Krone noch nicht Frieden geschlossen hat. In seiner Mußezeit schreibt er hier seine „Geschichte des Kaiserreichs,“ die ihm im Voraus für eine halbe Million Francs abgekauft worden ist.

Dem Herrn Thiers gerade gegenüber hat ein Speculant, welcher seine Zeit versteht, eine Badeanstalt errichtet, die längst ein Bedürfniß war und die einen

doppelten Zweck erfüllt. Die Zahl der Damen, die da baden, ist sehr groß, aber die jener, welche vorgeben da zu baden, ist noch hundertmal größer und es wird auch hier die alte und feststehende Regel bestätigt, daß es nicht eher eine eheliche Sicherheit geben wird, bis alle öffentlichen Badeanstalten auf Befehl der Polizei geschlossen und aufgehoben werden, so daß die Damen die Bäder in ihrem eigenen Hause nehmen müssen. Eine Frau, die früh ausgeht und sagt, sie begeben sich in das Bad, ist entweder schon verloren oder auf dem Wege zum Verderben. Das erinnert mich an eine Bemerkung der Marquise von L., einer der geistreichsten und schönsten Marquisen unserer Zeit. Sie hatte sich gestellt, als wünsche sie ein Badezimmer in ihrem Hause. Herr von L., ihr Gemahl, beeilte sich denn auch, diesen Wunsch zu erfüllen, weil ihm derselbe aus sehr vielen Gründen wohlgefiel. Die Marquise war entzückt. So ging es einige Monate, worauf die Dame ihre frühere gewöhnliche Lebensweise wieder aufnahm und ihrem Bade von kostbarem weißem Marmor die gewöhnliche Badewanne von Zink in der öffentlichen Badeanstalt vorzog. Eines Morgens endlich erschien der Marquis in dem Zimmer seiner Gemahlin und fand sie da nicht. Wo ist sie?

„Die Frau Marquise ist im Bade,“ antwortete das Kammermädchen.

„Im Bade!“ wiederholte der Mann. „Im Bade? Das ist seltsam.“

In diesem Augenblicke kam die Marquise von L. zurück.

„Du kommst aus dem Bade?“ fragte der Mann halb freundlich, halb mürrisch.

„Allerdings.“

„Mißfällt Dir Dein Badezimmer hier im Hause?“

„Keineswegs; es ist reizend und höchst geschmackvoll und es kann nicht anders sein, da ja Du Alles angeordnet hast.“

„So erkläre mir . . .?“

Die Marquise stellte sich vor ihren Mann, schlug die Arme über einander, blinzelte mit den Augen und fragte:

„Und was soll ich als Vorwand zum Ausgehen brauchen, wenn ich das Bad nicht mehr habe?“

Aus diesem Grunde wurde auch auf dem St. Georgsplatze das Bedürfnis einer Badeanstalt so lebhaft empfunden.

Weil die Straße Notre Dame de Lorette mittelst der Straße Fontaine Saint Georges gerade auf den Gottesacker Montmartre stößt, so wird sie alle Tage bis Mittag von einer ununterbrochenen Reihe schwarzer Wagen, schwarzer

Pferde und schwarzer Frack durchzogen. Diese traurige, düstere Erscheinung ist indeß eine vorübergehende, denn in Paris wird kein Todter Nachmittags begraben und zu dieser Zeit hat also unsere Straße ihr heiteres Aussehen. Die oben genannte Straße Fontaine Saint Georges ist ganz jung und reich an kleinen hübschen regelmäßigen Häusern von weißen Steinen.

Wird man es glauben, daß es in Paris, in der Hauptstadt der civilisirten Welt, mitten im neunzehnten Jahrhunderte barbarische Hausbesitzer giebt, die sich weigern, Mitmenschen für Geld und gute Worte in ihre Häuser aufzunehmen, wenn diese Mitmenschen Maler sind? Es ist so, aber in der Straße Notre Dame de Lorette giebt es keinen solchen Barbaren. Deshalb wird man auch fast in jedem Hause dieser Straße, natürlich im höchsten Stocke, irgend etwas erblicken, was den Strohmannern gleicht, die man auf die Kirschbäume stellt, um die Sperlinge zu verschrecken. Zuerst bemerkt man einen Schlafrock, auf welchem alle Farben des Regenbogens ohne Harmonie in einander fließen, dann Beinkleider in ganz unbekannter Form und Hauschuhe, die jeder Beschreibung spotten. Unter diesem burlesken Aufputze verbirgt sich irgend ein junger hoffnungsvoller Maler, denn die jungen Maler sind alle reich an Hoffnungen.



Ein solcher Künstler raucht aus einer türkischen Pfeife, die in Paris gemacht ist, einen Taback, dem man durchaus nicht nachsagen kann, daß er wohlriechend sei und ruht im Voraus von den großen Arbeiten aus, die er den Tag über auszuführen gedenkt. Bis er die Palette zur Hand nimmt, studirt er die Natur unter allen Gestalten, die sie annimmt, den bellenden Hund, die vorüber hüpfende Grisette, den Vogel und alles Andere, vorzugsweise aber an der Person seiner Nachbarinnen studirt er die Natur. Seine Blicke dringen durch die Fensterscheiben und deren leichten Muslinschutz hindurch; der Divan und der Lehnstuhl haben für ihn keine Geheimnisse; er enträthelt auf den ersten Blick alle Hieroglyphen des Boudoirs und Gott weiß es, welche Hieroglyphen sich in den Boudoirs der Straße Notre Dame de Lorette befinden. Doch müssen wir zu seinem Lobe hinzufügen, daß die Nachbarinnen seine Aufmerksamkeit nicht so ganz in Anspruch nehmen, daß er nicht auch die Nachbarn beobachten könnte. Der Nachbar aber ist ein College, ein Studiengenosse, von dem ihn zwar einige Häuser trennen, mit dem ihn aber Meinungen, Poesie und Dachrinnen vereinigen. Mit ihm spricht er unendlich viel über die Kunst, über die Größe und über die Heiligkeit der Kunst, über Giotto, Cimabue, Espagnoletto, von denen beide nie ein Bild gesehen haben, wie über die Fornarina und deren göttlichen Liebhaber.

Man hat die merkwürdige Bemerkung gemacht, daß diese Straße, welche verhältnißmäßig die Giacres und die Postbeamten am meisten beschäftigt, die von dem Vergnügen und für das Vergnügen lebt, weder ein Theater noch einen Concertsaal hat, nichts als eine Kirche. Zwar giebt es ganz in der Nähe ein Tanzlocal, aber eine Lorette, d. h. eine der Bewohnerinnen der Straße Notre Dame de Lorette, die neben den Grisetten eine ganz eigenthümliche Art der Damen in Paris bilden und ihren Namen von der Straße erhalten haben, in welcher sie vorzugsweise und gern wohnen, würde sich schämen, in diesem Tanzlocale sich sehen zu lassen; nur ihrem Mädchen erlaubt sie bisweilen, dahin zu gehen. Und braucht sie denn diesen Saal von zweideutigem Rufe? sie hat ja den Winter über die Oper und im Sommer den Schatten des Kanelagh.

Noch ein Wort. Die Straße Notre Dame de Lorette, wo man die Lesecabinette und Leihbibliotheken zu Duzenden zählt, besitzt nicht einen einzigen Restaurateur.



Die Cité.

Die Cité, welche lange ganz Paris war, ehe die Vereinigung der beiden Inseln an der Westspitze ihren ursprünglichen Umfang vergrößert hatte, bildete 1703 einen Stadttheil, welcher auch die Inseln Notre Dame und Louviers umfaßte. Zur Zeit der Revolution hatte dieser Stadttheil zwölf Kirchspiele und einundzwanzig Kirchen oder Kapellen, zweiundfunzig Straßen, elf Brücken, den Justizpalast, das Hospital Hôtel-Dieu und die Kathedrale. Seit einem halben Jahrhunderte sind die meisten dieser Kirchen abgetragen oder zu andern Zwecken bestimmt worden und man hat etwas Luft und Licht in die Gäßchen gebracht, die Kellern glichen und jetzt sogar ihre ursprünglichen Namen verloren haben. Der Handel, der auf diesem feinem Erbboden blühte, hat sich an andere Punkte gezogen und fast alle hohen alten Häuser haben ihre schwarzen, wurmfürigen Außenseiten unter einem Gipsüberzuge versteckt,

gleichsam um den griechischen Namen der Stadt, *Leucotetia* (die weiße Stadt), zu rechtfertigen.

Jetzt findet man in der Stadt nur noch mit Mühe einige jener nach der Straße zu gerichteten Giebel, auf welche die Bürger sonst so stolz waren, und vergebens sucht man die geschnitzten Balken, welche das Gebäude trugen und als Stütze dienten. Nur hier und da erinnern ein vorspringendes Dach, ein vorstehendes Stockwerk, eine niedrige gewölbte Hausthüre, eine hölzerne Treppe mit massiver Rampe, ein dunkler, tiefer Kaufmannsladen an die alten Zeiten, welche diese düstern, schmutzigen und übelriechenden Straßen, in denen man nur Kröten, Eulen und Fledermäuse erwarten sollte, mit ihren Erinnerungen erfüllen.

Gleichwohl giebt es Menschen, welche in dieser stinkenden Atmosphäre geboren werden, da leben und sterben, ohne jemals herausgekommen zu sein, ohne selbst die Baumwunder der *Notre Dame* zu kennen, in welcher sie getauft wurden, in welcher sie Sonntags die Messe hören und in welcher ihre Todtenmesse gehalten werden wird, wenn sie soviel hinterlassen, daß sie bezahlt werden kann. Wer wagte sich in die Straße *Trois Canettes* oder in die Straße *Deur Hermites* hinein? Wer kennt nur die Namen der Straßen *Licorne* und *Cocatrix*? Wer glaubt es, selbst wer es sieht, daß Paris in seinem Schooße so enge, so stinkende, so schauerliche Straßen birgt, wie die Straßen *Cargailons*, *Perpignan* und *Blatigny*?

Die Gründung einer Stadt an dieser Stelle ist eine der Thatfachen, für welche die Geschichte nie eine bestimmte Zeit ermitteln wird, und die Burg der *Pariser* (*castellum Parisiorum*) hatte damals, als Cäsar sich derselben bemächtigte, keine andere Bedeutung, als ihre uneinnehmbare Lage mitten in der Seine, die sonst viel breiter und reißender war, wie der alte *Maoul de Presses* erzählt, der die Entstehung von Paris nach einer Sage berichtet, welche im funfzehnten Jahrhundert allgemein geglaubt wurde, jetzt aber völlig vergessen ist.

Francon, der Sohn *Hectors*, der die Götter Troja's nach der Belagerung und Zerstörung der Stadt *Briams* nach Ungarn gebracht hatte, gründete da *Sicambrien* und zwar zur Zeit *David's*. Die Bevölkerung des neuen Troja nahm aber binnen 230 Jahren dermaßen zu, daß zweiundzwanzig Tausend Trojaner unter der Anführung eines gewissen *Iboz* ihre zweite Heimath verließen, um sich in einem fruchtbarern Lande niederzulassen. „Sie zogen durch Deutschland und über den Rhein, kamen an die Seine, erblickten die Stelle, wo jetzt Paris liegt und da sie sahen, daß dieselbe schön und annehmlich, fruchtbar und wohlgelegen war, baueten sie die neue Stadt, welche sie benannten *a luto*, d. h. von dem fetten

Boden. Und diese Stadt wurde gebaut zur Zeit Jerokeams, des Königs von Israel, 830 vor der Fleischwerdung unseres Herrn, und sie nannten sich Pariser, entweder von Paris, dem Sohne des Königs Priamus, oder von Pharisia, was im Griechischen Kühnheit bedeutet.“ Später kam eine neue Colonie Sicambrier an und wollte die Stadt erobern. „Als sie aber vernahmen, daß die Bewohner von Iboz daher geführt worden und daß sie von einem Stamme wären, jubelten sie sehr und blieben bei einander friedlich unter einem Könige und nannten die Stadt nun Paris, weil Lutetia ein häßlicher Name sei, wie sie sagten.“ Auch war Paris, als Cäsar den gallischen Krieg unternahm, „von vielen Großen und Gewaltigen bewohnt, welche nur die Cité inne hatten, die so fest und vom Wasser eingeschlossen war, daß man nicht hinein zu gelangen vermochte.“

Rabelais hat in seinem Gargantua den Namen Lutetia bekanntlich von den „weißen Schenkeln der Damen des genannten Ortes“ abgeleitet.

Die Straßen dieser Stadt nun haben eine Flut von Generationen auf einander folgen sehen, welche durch die Jahrhunderte in Staub zerstreut wurden, und viele Ereignisse, große und kleine, die keine Spur in der Erinnerung der jetzigen Bewohner zurückgelassen haben; diese Straßen haben viele Verwandlungen erfahren seit der Zeit, als auf der Nabeinsel nur hier und da einige Hütten ohne Fenster und Schornstein standen, unter denen arme Familien gallischer Schiffer sich barge; es gehörten achtzehn Jahrhunderte dazu, um aus der alten Lutetia das neue Paris zu bilden.

Sonst waren die Straßen nicht gepflastert, und sie wurden es erst unter Philipp August. Dieser große König, der fortwährend beschäftigt war, seine viel geliebte Stadt zu verschönern, stand an dem Fenster seines Palastes, da, wo jetzt der Justizpalast erbaut ist und ein Wagen rührte den Straßenkoth auf, welcher einen solchen Gestank bis in das Gemach des Königs verbreitete, daß derselbe befahl, die Straßen mit harten Steinen zu pflastern und den Bürgern aufgab, das Pflaster vor ihren Häusern im Stande zu erhalten. Die Schweine hatten übrigens noch lange das Recht, in dem Koth der guten Stadt umherzuwühlen, und eines mußte das Pferd des ältesten Sohnes Ludwigs des Dicken umwerfen, bevor ihnen durch königlichen Befehl dieses Vorrecht entzogen wurde. Damals hatten diese Straßen keine bestimmten Namen; so ist z. B. die Calandrestraße auf den Karten bezeichnet: Straße, durch die man von der kleinen Brücke zum Michels-Platz gelangt. Später wurden diese Straßen auf so verschiedene, oft einander widersprechende Weise benannt, daß es fast unmöglich ist,

sie an ihren alten Namen zu erkennen. Diese Namen, welche das Volk schuf und annahm, waren obscon oder gemein, lächerlich oder burlesk, bedeutungsvoll oder charakteristisch; man erkannte an ihnen sogleich die Straßen, welche der Prostitution gewidmet waren, die, in welcher ein Mord geschehen war, jene, deren Bewohner in schlechtem Rufe standen, die, in welche man sich nur wagen konnte, wenn man sich die Nase zuhielt, so wie jene, die sich durch einen Brunnen, eine Kirche, ein großes Haus oder ein Kloster auszeichneten. Die Namen wurden damals noch nicht an den Straßenecken angeschrieben, denn dies geschah erst 1723 durch Lurgot.

Die Cité, die allmählig ganz umgebaut zu werden scheint, hat nur noch wenige jener Straßen behalten, welche sie sonst zu einem unentwirrbaren und ungefünden Labyrinth machten; einige aber wecken noch immer, wenn auch mehr durch ihre Namen als ihr Aussehen, Erinnerungen und Eindrücke, die sich von Tage zu Tage mehr verwischen.

Kloster Unserer lieben Frau.

Das Kloster Unserer lieben Frau, das seinen Namen behalten, aber seine Vorrechte und seine Bestimmung aufgegeben hat, war von alten Mauern umgeben und durch Thore geschlossen, deren erstes auf den Platz ging, wo sonst die kleine Kirche rechts von der Basilica Sully's stand. Dies Kapitel bestand schon unter Karl dem Großen unter dem Namen „Brüder der Jungfrau Maria.“ Sechs Päpste, neunundzwanzig Cardinäle, eine Menge Erzbischöfe und Bischöfe sind aus diesem berühmten Kapitel hervorgegangen. Später vertrieb es aus seinen Mauern die Episcopalschüler, deren Ruhelosigkeit und Lärm weder den Schlaf der frommen Brüderschaft noch den Gottesdienst achtete.

Zu Ende des elften Jahrhunderts war das Kloster mit frischem Stroh bestreut, auf welchem sich in den Unterrichtsstunden jene so zahlreichen und unflätigen fahrenden Schüler ausstreckten, welche man nie zählte; sie zogen in den berühmten Schulen Belehrung bettelnd einher und wurden oft alt über dem Auswendiglernen einiger Seiten des Aristoteles und einiger Gebete, die sie hatten vorlesen und erklären hören, denn damals las ein armer Schüler, der sein Brod vor den Thüren bettelte und unter freiem Himmel in seinem Mantel schlief, wenn er einen Mantel hatte, nur das öffentliche Missal, das sich hinter einem Eisengitter am Eingange der Kirchen befand und zog größern oder geringern Nutzen aus den Vorlesungen der Professoren, die sich in den Spitzfindigkeiten der Dialectik ergingen. Dst ver-

brachte dieser Scholar, der entsetzliches Küchenlatein radebrechte, den Tag im Wirthshause und die Nacht an übelberüchtigten Orten, die ihre obscönen Schilder Bildern der Heiligen und der Jungfrau gegenüber ausgingen, welche die Sitten nicht zu schützen vermochten; hier bekam ein Schüler Streit mit einem Cameraden beim Trinken und ein Schlag mit dem eisenbeschlagenen Stocke machte dem Wortwechsel und dem Leben eines der beiden ein Ende; dort beraubte ein anderer die



Fahrende Schüler.

Vorübergehenden, schloß sich den Bettler- und Räuberbanden an und entführte ein Mädchen oder stahl einen Schinken. Wenn aber der Rector der Universität seinen Heerbann zu einer feierlichen Prozession zusammenberief, gelangte die Spitze des Zuges seiner Vasallen in die Ebene von St. Denis, während das Ende sich noch in den Gäßchen der Cité befand.

Die Chorherren, welche die Erlaubniß hatten, Frauen, die für nahe Verwandte galten, bei sich aufzunehmen, sahen die Nähe dieser kecken jungen Männer sehr ungern; es müssen aber böse Dinge vorgekommen sein, denn 1334 wurde verordnet, es dürfe kein Weib, jung oder alt, Dienerin oder Verwandte, in dem Kloster wohnen, „weil es,“ wie es hieß, „ein heiliger Gott geweihter Ort ist.“



Die Notre-Dame-Kirche.

Diese strenge Maßregel kam indeß ziemlich spät, wenn sie durch die Liebe Abelards und Heloïsens um 1110 veranlaßt wurde.

Man sah sonst in dem Kloster die Medaillons dieser Liebenden an der Fassade des Hauses Foulberts, des Canonicus von Notre Dame, des eifersüchtigen Oheims Heloïsens, des Henkers Abelards, und man konnte dieses Haus, in welchem der Lehrer und die Schülerin so glücklich waren, nicht ohne Rührung ansehen. Gleichwohl waren diese alten Medaillons durch burleske Restauration verändert; Heloïse hatte die hohe Krause und das ausgeschnittene Leibchen aus der Zeit Heinrichs IV., und Abelard trug einen Schnurrbart und eine Art römischer Toga. Man mußte an ihren Schädeln die Ähnlichkeit suchen, welche man ihren Steinbildern geben wollte, die jetzt neben einander auf dem Kirchhofe Père Lachaise ruhen.

Abelard, der ein Heer von Schülern nach sich zog, mit welchen er auf dem Berge Saint Genevieve lagerte, gleichsam um seinen Nebenbuhler in der Philosophie, Wilhelm von Champeaur, zu bekämpfen, dessen vielgeliebter Schüler er erst gewesen, hatte nur das Studium geliebt; er war edel und anmuthig an Körper und Geist. „Da er las,“ erzählt Paquier, „so hat ihn ein Canonicus Fouibert, der eine in der lateinischen Sprache wohl bewanderte Nichte bei sich hatte, dieser alle Tage eine Stunde Unterricht zu geben, was er gern annahm. Nachdem dies eine Zeit lang geschehen war, fand sich die Liebe bei ihnen ein.“ Der Canonicus Fouibert, er mag der Oheim oder der Vater Heloïsens gewesen sein, hatte sein ganzes Herz an dieses achtzehnjährige Mädchen gehangen, das Lateinisch, Griechisch und Hebräisch verstand, aber noch besser lieben konnte. „Heloïse,“ sagt Abelard selbst, „war an Schönheit des Gesichtes nicht die letzte, an Kenntnissen und Gelehrsamkeit aber die erste.“ Ihr Lehrer, der jung und heißblütig war wie sie, besaß besonders zwei Mittel der Verführung, welche ihm das Herz aller Frauen gewonnen haben würden, wie es Heloïse selbst gesteht: seine Beredsamkeit und seine zauberische Stimme. Der erste Philosoph, der nun keinen andern Ehrgeiz mehr kannte, als einem Mädchen zu gefallen, schrieb liebevolle Verse und setzte sie in Musik; man sang sie damals in den Provinzen, wohin der Ruhm Abelards gedrungen war, und die Schüler des großen Mannes priesen die Geliebte, die sie seiner würdig gefunden hatten.

Das Haus des Canonicus war der Schauplatz dieser Liebe, die sich hinter der Maske der Wissenschaft versteckte, und das Lesen der Kirchenväter hatte ihre Augen, ihre Köpfe und ihre Lippen einander bereits genähert, wie Francisca von Rimini und Paolo bei der Lectüre des Romans Lancelot „sich durch Kisse unter-



Abelard und Heloise.

brachen.“ „Unter dem Scheine des Studiums beschäftigten wir uns nur mit der „Liebe,“ sagt Abelard selbst; „die Liebe wählte die geheimnißvollen Plätzchen, wo „die Stunde des Unterrichtes verging; die Bücher lagen aufgeschlagen vor uns, „aber wir sprachen mehr von Liebe, wir wechselten mehr Küsse als Worte; die „Hände griffen häufiger nach einander als nach den Büchern; die Liebe zog die „Blicke gegen einander, welche selten wieder auf das Papier zurückkehrten, und „endlich, um den Argwohn des Canonicus abzuwenden, trieb mehr die Liebe als „der Zorn zu Schlägen, welche noch reizender waren als Liebesungen.“ Die Schülerin verliebte sich mit Leidenschaft und Stolz in den berühmten Lehrer, der ihr Ruhm und Reichthum opferte und ein Wort von ihren Lippen dem berauschendsten Beifalle der Schule vorzog. Man behauptet, „der Roman der Rose“ sei das Werk der Liebe Abelards, welcher seine Heloise unter dem Namen der Schönheit schilderte. „Welche Frau,“ rief Heloise in Begeisterung aus, „welche „Jungfrau träumte nicht von ihm in seiner Abwesenheit und glühete nicht für ihn „in seiner Gegenwart? Welche Königin und welche hochgestellte Dame beneidete „mich nicht um meine Wonne und um mein Lager neben ihm?“

Foulbert und die Verwandten Heloisens, die aus dem Hause Montmorency

war, erfuhren alles, als es nicht mehr möglich war, etwas zu verbergen. Heloise reisete in männlicher Kleidung nach der Bretagne, wo sie einen Sohn gebar. Eine Heirath war eine Entschädigung, welche der Dheim verlangte, der seine Nachsicht verheimlichte, aber das Opfer der Liebe widersetzte sich, aus Philosophie ohne Zweifel, aus allen Kräften einer ehelichen Verbindung, gegen welche ihre spitzfindigen Gründe den heiligen Paulus, Theophrastus und Cicero anführten. „Wie „passen,“ sagte sie, „Mägde und Schüler, Schreibzeuge und Wiegen, Bücher und „Kunfeln, Federn und Spindeln zusammen? Wie können an dem Orte theologi= „scher und philanthropischer Forschungen Kindergeschrei, Ammenlieder und der „Lärm des Hauswesens geduldet werden?“ Dennoch willigte sie ein, inäzheim ihren Geliebten zu heirathen, und dieser wurde, durch seinen Diener verrathen, einst in der Nacht, als er allein in seinem Bette schlief, verstümmelt. Unglücklicher Abelard, nun warst du Wödnch!

Seine Liebe überlebte den Genuß und die Liebenden, die durch grausame Gewalt getrennt waren, erwärmten sich bisweilen in Briefen, die Bope und Co=lardeau nachzuahmen wagten, an dem Feuer ihrer Phantastie. Heloise, welche den Namen seiner Beischläferin für köstlicher und edeler hielt als den einer Kaiserin der ganzen Welt, wiederholte vierzig Jahre lang: „Gelübde, Kloster, ich habe „unter Cuern unbarmherzigen Regeln nichts Menschliches verloren; Ihr habt „mich nicht in kalten Marmor verwandelt, als Ihr meine Kleidung verwandelt!“ Sie starb als Mutter und erste Lebtißin von Paraclet, und als man sie in das Grab legte, in welchem ihr Geliebter bereits seit zwanzig Jahren auf sie wartete, erwachten sie wohl einen Augenblick, um mit einem Kusse mit einander wieder zu sterben.

Eine Statue der heiligen Jungfrau in der Nähe des Hauses, welches Heloise bewohnte, war auch nicht frei von den Schwächen ihres Geschlechtes, wenn man der Heimchronik Gauthiers von Choiss glaubt, welcher die Wunder der Jung= frau zu Anfange des dreizehnten Jahrhunderts sammelte. Es war zu der Zeit, als die Kathedrale, die der Bischof Moriz von Sully erbauete, auf den Trümmern der ursprünglichen Kirche Notre Dame sich erhob und die Statue der Sage muß diejenige sein, welche, ganz geschwärzt, noch heute auf einem Pfeiler am nördlichen Portale steht. Jrgend ein Ungläubiger wird ihr die rechte Hand abgeschlagen haben, die sie emporhielt, um an das Wunder zu erinnern, das in einer Hand= schrift in der Kirche von Paris verzeichnet steht.

Während des Wiederaufbaues dieser Basilica um das Jahr 1170 war ein Bild der Jungfrau vor dem Portale der Kirche aufgestellt worden, die man ihr

erbauete, und die Vorübergehenden legten ihre Gaben vor ihren Füßen nieder. Die jungen Leute hielten auf dem Plage ihre Spiele, und eines Tages ging ein Jüngling, der am Finger einen Ring trug, welchen er von seiner Geliebten erhalten hatte und den er bei dem Spiele zu verlieren fürchtete, in die Kirche, um ihn da irgendwo hinzulegen; er sah das Bild, das mit so schönen und hellen Farben gemalt war, daß er mit Thränen in den Augen niederkniete und sich tief verbeugte. „Dame,“ sprach er, „von nun an werde ich Euch dienen, denn nie werde ich ein so jungfräuliches, so schönes Weib sehen, das mir so wohl gefiel. Ich gebe Euch diesen Ring zum Liebespfande und schwöre, daß ich nie eine andere Geliebte oder Frau haben werde als Euch, schöne milde Dame.“ Kaum hatte er seinen Ring dem Bilde dargeboten, als die Heilige ihren Finger so bog, daß man den Ring, ohne ihn zu zerbrechen, nicht davon hätte abreißen können. Der Jüngling erschrak über dieses Wunder, schrie laut auf und erzählte den Umstehenden, was geschehen war, und Jedermann rieth ihm, der heiligen Maria zu dienen, die von nun an seine einzige Geliebte sein müsse. Er vergaß indeß bald seinen Schwur und die Mutter Gottes, indem er die zur Frau nahm, welche ihm den Ring gegeben hatte. Das Hochzeitsfest war glänzend und der Bräutigam brannte vor Verlangen, die schöne Braut zu besitzen, kaum aber hatte er sich in das Brautbett gelegt, als er einschlief, „ohne mehr zu thun.“

Die heilige Jungfrau erschien ihm zwischen ihm und seiner Frau liegend; sie zeigte ihm den Ring und machte ihm zärtliche Vorwürfe, daß er die Rose über der Messel, die Frucht über dem Blatte, den Honig über dem Gifte vergesse. Da fuhr er plötzlich aus dem Schlafe auf und suchte in dem Bette, um das Bild zu finden, aber er sah nur seine Braut; da schlief er sofort von neuem ein. „Unsere liebe Frau“ erschien ihm wiederum „stolz und voll Verachtung,“ und nannte ihn falsch und eidbrüchig. Da sprang er aus dem Bette, da er wohl wußte, daß er ein Mann des Todes sei, wenn er seine Frau berühre, und entfloh, in Folge seines Traumes, in eine Ginde, „wo er das Mönchsgewand nahm und mit Marien sich vermählte.“

Diese Legende, in mystischer Liebe geschrieben, gewann sicherlich der „Jungfrau mit dem Ringe“ viele Anbeter.

Die Figurenstrafe.

Die Figurenstrafe (Rue des Marmouzets) erhielt ihren Namen höchst wahrscheinlich von einem Hause (domus marmosetorum), das mit jenen kleinen bunt

angestrichenen und vergoldeten Figuren verziert war, welche von den Bildhauern in der Kindheit ihrer Kunst verfertigt wurden und die man damals in großer Menge zur Ausschmückung der Häuser im Innern und außen verwendete. Obwohl man über die Ableitung des Wortes marmouzet nicht einig, so ist doch soviel gewiß, daß es die Tragenköpfe an den Brunnen, die in Stein gemeißelten, in Metall geschnittenen oder aus Holz geschnitzten Figuren, Puppen, Heiligenbilder und Wetterhähne bezeichnete. Bei den öffentlichen Festlichkeiten zur Zeit der Salbung, der Vermählung u. der Könige und Königinnen spielten die Hauptrollen immer solche Figuren, welche auf jedem Plage irgend eine allegorische Scene vorstellten. Oft hielten diese Gestalten im Munde eine Rolle mit einer lateinischen Aufschrift oder französischen Reimen. Nicolaus Flamel, der sein unermessliches Vermögen zur Förderung der Kunst verwendete, brachte solche bunte Figuren an allen Gebäuden an, die er errichtete oder ausbesserte, namentlich auch an den Kirchen. Sein eigenes Bild nahm unter ihnen immer den vordersten Rang ein und es stellte ihn dar kniend, im Pilgergewand mit dem Schreibzeuge am Gürtel. Selbst die Könige verschmäheten es nicht, als solche Tragenbilder am Giebel ihrer Paläste zu stehen.

Zu Ende des vierzehnten Jahrhunderts stand das Figurenhaus in ganz Paris in großem Ansehen. Ein Barbier und ein Pastetenbäcker befanden sich in demselben. Der Pastetenbäcker, dessen Kundschaft und Vermögen von Tage zu Tage zunahm, hütete sich wohl vor jeder Uebertretung der Polizeiverordnungen seiner Zeit, während seine Kollegen aufs gröblichste sich dagegen vergingen; er stellte nie stinkende und aufgewärmte Pasteten auf und ließ dieselben nicht durch häßliche und schmutzige Gehilfen bereiten, man schätzte sie vielmehr gerade, weil er sie eigenhändig bereitete; denn wie bedeutend auch sein Gewerbe war, er hatte nur einen Lehrling, der ihm den Teig knetete, weil er das Geheimniß, wie er denselben mischte, für sich allein behalten wollte.

Sein Nachbar, der Barbier und Bader, hatte ebenfalls die Gunst des Publicums gewonnen, das sich in Lobeserhebungen über seine Geschicklichkeit und Ehrlichkeit erschöpfte. Kaum fingen seine Badergesellen auf den Straßen an auszurufen: die Bäder sind warm, so fanden sich Kunden in Menge ein und die Badstube war in einem Augenblicke gefüllt. Er kannte überdies die Arzneimittel wie ein Arzt und war ein vortrefflicher Chirurg. Deshalb begrüßte man denn auch die drei Barbierbecken, die vor seinem Fenster hingen, wie eine Madonna und von allen Seiten strömte man zu ihm.

Gleichwohl hatte sich mehr als einmal ein schauerliches Gerücht in der Straße verbreitet. Man munkelte von der Ermordung von Fremden und wies mit den Fingern auf das Blut in der Gasse, das unmöglich von den Alderläffen bei dem Vader herrühren konnte, weil er in das Gefängniß würde haben wandern müssen, wenn er dieses Blut nicht in den Fluß geschüttet.

Eines Abends drang lautes Geschrei aus der Badstube, in welche man einen Studenten hatte hineingehen sehen, der aus Deutschland gekommen war. Dieser schleppte sich blutend, mit großen Wunden am Halse, auf die Schwelle; man



Ein deutscher Student.

umringte und fragte ihn und er erzählte, wie ihn der Barbier durch das Versprechen, ihn unentgeltlich zu rasiren, in seine Werkstatt gelockt habe. Kaum aber habe er das Messer an seinem Kinne gefühlt, als es in die Haut eingedrungen; er habe geschrien und sich gewehrt, und endlich sei es ihm gelungen, seinen Gegner an der Kehle zu packen und denselben durch eine Fallthüre hinabzustürzen, die offen gestanden und wahrscheinlich ein anderes Opfer erwartet habe. Nachdem er dies mit kaum vernehmlicher Stimme gesprochen, sank er, durch Blutverlust erschöpft, zu Boden.

Die Umstehenden ergossen sich in Schmähungen und Verwünschungen und bekreuzigten sich, ehe sie in die Mörderhöhle hineindrangten. Man fand den Bader nicht mehr, da die Fallthüre sich wieder geschlossen hatte, als man aber in einen Keller hinabstieg, der dem Pastetenbäcker und Bader gemeinsam angehörte, über= raschte man den erstern, welcher eben beschäftigt war, den Körper seines Mit= schuldigen in Stücke zu zerhacken, da er denselben nicht erkannt hatte. So kam es an den Tag, daß er seine Pasteten, die für wohlschmeckender galten, als die aller andern, aus Menschenfleisch bereitete . . . Zum Andenken an dieses unerhörte Verbrechen wurde das Haus abgetragen und eine Pyramide an der Stelle aufge= richtet, wo der Pastetenbäcker, der mit seiner Waare verbrannt wurde, sein schänd= liches Gewerbe betrieben hatte. Wie lange Zeit auch seitdem vergangen, so ist die Erinnerung an den menschenmörderischen Pastetenbäcker doch noch nicht untergegangen und man macht noch heut zu Tage in dieser StraÙe die Kinder zu fürchten, indem man von ihm und seinen grauenhaften Pasteten erzählt.

Erst hundert Jahre später erhielt ein gewisser Belut von dem Könige selbst die Erlaubniß, dort, wo das Haus gestanden hatte, ein neues Gebäude aufzu= führen, aber es gehörte die ganze königliche Gewalt jener Zeit dazu, um das Volk der StraÙe zu verhindern, die Maurer nicht mit Steinwürfen zu vertreiben.

Die Könige des zwölften Jahrhunderts waren nicht so unumschränkt als die des sechszehnten, und wenn Franz I. ungestraft ein Haus konnte wieder aufbauen lassen, so vermochte Ludwig der Dicke nicht, eines abtragen zu lassen. Ein Cano= nicus Durancy besaß in der StraÙe, von welcher wir hier sprechen, ein Haus, das weit auf der StraÙe vorstand und dieselbe fast versperrte. Der Sohn Phi= lipp's I. befahl, dasselbe abzubrechen, damit mehr Raum gewonnen werde. Das Kapitel aber beschwerte sich über diesen Eingriff in seine Rechte, und als Ludwig den Thron bestieg, gab er der geistlichen Gewalt nach, ja er zahlte sogar StraÙe am Tage seiner Vermählung mit Adelheid von Savoien.

StraÙe La Barillerie.

Die StraÙe La Barillerie, welche den Pont St. Michel mit dem Pont = au = Change verbindet, bildete sonst drei StraÙen mit drei verschiedenen Namen und war ehemals eine römische StraÙe. Cäsar zog mit seinem Heere auf derselben hin. Was den Namen Barillerie (barilleria) betrifft, so zeigt er deutlich genug an, daß die StraÙe von Fassbindern bewohnt wurde, welche kaum hinreichten, um Fässer für die Menge des Weines zu liefern, der in der Umgegend der Stadt erbaut

wurde, seit Brennus die Rebe im Triumph aus Italien mitgebracht hatte. Paris war in frühern Zeiten von fruchtbaren Weinbergen umgeben, die den Stolz und den Reichthum der Stadt ausmachten; der Temple, die Klöster, der Palaß hatten lange einen Nebenzügel um sich her. Auch galt der Wein für vortrefflich, was sich nur erklären läßt, wenn man annimmt, daß sich entweder der Geschmack der Leute oder der Wein selbst verändert hat. Vielleicht war die Nähe der Keller des Palaßes, in welchen Karl der Große seine Fässer mit eisernen Ketten (*bonos baridos ferro ligatos*) aufbewahrte, die Ursache des Namens der Straße Barillerie, den sie schon vor 1280 führte.

Dieser Name wurde nach Robert Genal in Babillerie (Geschwätz) umgewandelt, entweder wegen des Parlamentes, wo man so verschwenderisch mit Worten umging, oder wegen der Müßiggänger, welche sich da versammelten, um von Neuigkeiten zu schwätzen, oder auch wegen der Ausrufungen aller Art, mit denen die herumziehenden Handelsleute sich bemerklich zu machen pflegten, deren Anzahl außerordentlich groß war.

Die meisten dieser eigentlichen Ausrufungen sind mit dem Gegenstande, der dadurch bekannt gemacht werden sollte, in Vergessenheit gerathen, seit die Handelsleute schweigend in einem bestimmten Locale warten, daß Käufer zu ihnen kommen.

Im Jahre 1420 war der Winter sehr streng und die Noth sehr groß; die Geißeln des Himmels schienen sich mit den Geißeln der Erde verbunden zu haben; schlechte Witterung hatte die Ernten verdorben und der Bürgerkrieg, der Frankreich in Flammen setzte, hemmte allen Handel und Verkehr. Der Preis der Waaren der ersten Nothdurft stieg von Tage zu Tage höher und bald konnte man Brod durch keine Geldsumme erkaufen. In den Straßen, namentlich vor den Häusern der Bäcker, drängte sich das Volk wimmernd und klagend zusammen; kleine Kinder jammerten: ich verhungere, und auf den Düngerhaufen konnte man zwanzig bis dreißig Kinder, Knaben und Mädchen, sehen, die vor Hunger und Kälte umkamen, so daß das härteste Herz sich erweichte. Aber die Armen konnten sich unter einander nicht helfen.

Auch die Kirche kam den armen Nothleidenden nicht zu Hülfe, denn die Kirche selbst empfing ihren Theil von der allgemeinen Noth und der heilige Vincenz von Paula war noch nicht geboren. Gleichwohl öffnete die Kirche ihre Arme den verlassenen Kindern, die sie, wie eine gute Mutter, aufnahm und nährte. Die „Krippe“ aber, welche sich in der Kathedrale befand und die armen Findelkinder aufzunehmen bestimmt war, schien in einen Sarg verwandelt zu sein und blieb leer.



Verhungende Kinder.

Endlich kauften einige gute Bürger der guten Stadt Paris, welche die Noth nicht länger mit ansehen konnten, drei oder vier Häuser in der Straße Barillerie, wo die armen Kinder Suppe erhielten und ein warmes Lager, da jedes dieser Häuser vierzig gute Betten und mehr enthielt. Leider kamen diese Unterstützungen im Ganzen nur sehr Wenigen der Unglücklichen zu Gute und die andern froren und hungerten wie zuvor.

Diese Hungerstoth ist nicht das einzige traurige Ereigniß, dessen Hauptschauplatz die Straße Barillerie war. Im Jahre 1618 zerstörte das Feuer den großen Saal des Palastes und es fehlte nur wenig, so hätte es alle Häuser und Kirchen der Cité vernichtet. Diese Feuerbrunst wurde von den Parisern für ein großes allgemeines Unglück gehalten, denn der Palast des heiligen Ludwig war reich an Erinnerungen und schien so lange dauern zu müssen als die Monarchie selbst, und Paris legte auf die Erhaltung dieses ehrwürdigen Gebäudes einen so großen Werth, wie Rom auf die Erhaltung des Capitols.

Dieser Palast, zu dem das Volk den Weg so gut kannte und den es zum Mitschuldigen aller seiner Empörungen gemacht hatte, war stolz auf seinen Saal,

der für „einen der größten und prächtigsten in der ganzen Welt“ galt, so wie auf den Marmortisch darin, der so lang, so breit und so dick war, daß man meinte, es habe nie eine dickere, breitere und längere Marmorplatte gegeben. Diese Marmorplatte diente als Tribunal, wenn die Marschälle da ihre Urtheile fällten; sie diente als Bühne, wenn die Parlementsreiber ihre Possen aufführten, als Refectorium, wenn die Kaiser, Könige, Königinnen und Prinzen von Geblüt bei öffentlichen Gelagen da saßen, und endlich als Pranger, wenn man irgend einen vornehmen Verbrecher vor den Augen der Menge ausstellte.

Ein Fußboden von weißem und schwarzem Marmor, eine prächtige Decke von Holz, die vergoldet und versilbert war, Friese von geschlitztem und vergoldetem Eichenholze, sowie massive Pfeiler, welche die Deckenwölbung trugen, bildeten den Schmuck dieses Saales, welchen der Staub von dreihundert Jahren geschwärzt, die Tritte und das Geschrei so vieler Generationen aber nicht erschüttert hatten. Die Statuen der Könige von Frankreich, die da in geschichtlicher Aufeinanderfolge aufgestellt waren, sahen nur noch auf Advocatenbänke und Krämerladen herab, denn der Palast war nicht mehr vorzugsweise die königliche Wohnung, und der junge Ludwig XIII. hatte es verschmäht, da zu schlafen, obgleich Ludwig XII. da sehr angenehm in der Brautnacht mit der schönen Maria von England geschlummert hatte.

Das Verbrechen Navailles im Jahre 1610 erhielt seine Vollendung im Jahre 1618; der Brandstifter führte das Werk des Königsmörders zu Ende. Man hatte hochgestellte Personen in Verdacht und beschuldigte sie, Theil an dem Tode Heinrichs IV. zu haben; die Prozeßacten im Palaste konnten jeden Tag Ursache zu Schaffoten für adelige Familien werden und es war demnach dringend nothwendig, diese Beweisstücke zu vernichten; man steckte deshalb den Palast in Brand, auf die Gefahr hin, die ganze Cité niederzubrennen.

Niemals hat man die Urheber dieser geheimnißvollen Feuersbrunst ermittelt. „Das Feuer ist in Gestalt eines großen brennenden Sternes um Mitternacht vom Himmel gefallen,“ sagt ein Bericht, der wenige Tage nach dem Unfalle gedruckt wurde.

Man bemerkte das Feuer erst um drei Uhr früh, und ein Soldat, der auf Wache stand, machte zuerst Lärm. Schon aber brachen die Flammen, die durch die Bänke, Treter und Buden genährt wurden, überall hervor, selbst an dem Thurme, so daß man nicht Sturm läuten und also nicht um Hülfe rufen konnte. Zwar eilten die Soldaten und die Bürger mit Wassereimern herbei; aber schon



Brand des Palaſtes.

ſtand der große Saal mit der Schatzkammer und andern Theilen in heller Glut, ſo daß die Eimer, Krüge und Keffel, in denen zweitauſend Arbeiter Waſſer herbeitrugen, nutzlos zu ſein ſchienen, bis man auf den Gedanken kam, aus ſtarken Bretern eine Art Canal zuſammen zu zimmern, welcher das Waſſer in den Hof des Palaſtes leitete, der bald ein See wurde.

Bränder fielen in die Conciergerie und die Gefangenen, welche behaupteten, das Gefängniß ſei nur da, ſie in Haft zu halten, nicht aber ſie zu verbrennen, riffen den Aufſehern die Schlüſſel aus den Händen und verſuchten zu entfliehen; ſie wurden aber von den Bewaffneten mit Gewalt zurück getrieben und mehrere der Uebelthäter fanden ihren Tod durch das Schwerdt, während ſie dem Feuertode entfliehen wollten.

Um acht Uhr früh war Alles niedergebrannt. „Die großen Säulen, welche von hartem Stein aufgeführt waren, zerbröckelten in kleine Stücke; die lange und dicke ſchwarze Marmorplatte mit marmornen Füßen wurde faſt in Aſche verwandelt und die ſchönen großen Bildsäulen der Könige, die an den Wänden ſtanden in

der Reihe, wie sie regiert hatten, wurden sämtlich verstümmelt. Es blieb nichts übrig als der Fußboden.“

Obgleich am nächsten Tage das Gericht ein Verbot an Jedermann ergehen ließ, Pergamente, Papiere oder Schriften aus dem zerstörten Palaste zu kaufen, so fand man doch keines der vermißten Actenstücke wieder, und es ist deshalb heut zu Tage bewiesen, daß Navaillac keine Mitschuldigen hatte.

Der Dichter Theophil, der über das Unglück zu lachen und Spottverse verkaufen zu lassen wagte, wurde später in das Gefängniß gebracht und im Bilde auf dem Grève=Platze verbrannt.





Die Friedensstraße.

(Rue de la paix.)

Napoleon wollte nicht bloß Eroberer sein wie Alexander, Gesetzgeber wie Justinian, großer Feldherr und schaffender Geist wie Cäsar und Friedrich II., er wollte sich auch mit dem prachtliebenden Ludwig XIV. messen. Er begnügte sich nicht damit, die Alpen zu übersteigen wie Hannibal, dem Meere Grenzen zu setzen wie Xerxes und schließende Wälle aufzuführen wie Philipp August, er wollte auch auf allen Punkten seines weiten Reiches Städte gründen, Canäle graben, Flüsse erweitern, Straßen anlegen und die Arbeiten von achtundsechzig Königen durch die riesenhaften Pläne seines Geistes krönen.

Die Wunder der Regierung Napoleons bestehen nicht bloß in seinen großen Schlachten, auch nicht allein in den lichtvollen Erörterungen über sein unsterbliches Gesetzbuch; sie zeigen

sich vielmehr in allen Theilen Frankreichs, sowie in allen Ländern Europas, die sein Fuß betrat.

Paris, die Lieblingsstadt Julians, die Stadt, welche Karl der Große schmückte, die Stadt, welche die Artigkeit Athens, die Tapferkeit Spartas und die Größe Roms erbte, Paris, die zweitausend Jahre alte Hauptstadt, welche in ihren Mauern drei Königsgeschlechter und eine in der Weltgeschichte unerhörte Revolution gesehen hat, Paris, sage ich, empfing die ersten Gaben auch von Napoleon.

Als Napoleon Kaiser geworden war, begann ein Heer von Arbeitern den unvollendeten Louvre auszubauen; Brücken und Kaien, die alle einen Sieg bezeichnen, Boulevards, welche den Namen der Generale erhielten, die auf dem Felde der Ehre gefallen waren; Plätze und Straßen, deren zierliche Bauart an die Bauten des Pericles in Athen, Hadrians in Rom und der Pharaonen in Aegypten erinnern, erhoben sich wie auf einen Zauberschlag um die Tuilerien her, jenen alten von Katharina von Medici erbauten Palaß, und gaben diesem Theile der Hauptstadt ein ganz neues Ansehen. Dort, wo schlechte Häuser sich um die Königswohnung her drängten und ihren düstern Schatten warfen, las man bald auf zierlichen Marmorplatten die Namen Rivoli, Castiglione und Berg Labor. Jede Ecke dieses neuen Stadttheils zeugt von einem Siege, jeder Platz trägt eine Trophäe, jeder Stein weckt eine Erinnerung.

Während am östlichen Ende von Paris das Pantheon, das die Ueberreste der großen Männer aufnehmen soll, seiner Vollendung entgegen schreitet, erhebt sich auch der Tempel des Ruhmes. Der Dom der Invaliden glänzt von Gold wie an dem Tage, als Ludwig XVI. ohne Gardien die alten Ueberreste von Freiburg, Rocroy, Senef und Meerwinden besuchte. Die wieder hergestellte Abtei von Saint Denis nimmt die Gebeine der Könige wieder auf, welche der Sturm der Revolution umhergestreut hatte. Dann erhebt sich der Bogen der Siege des Kaiserreiches im Westen von Paris, an jenem Sternthore (barrière de l'Etoile), welches das Thor der Schlachten heißen sollte, und endlich wird der Grund zu der Säule der großen Armee auf dem Vendome-Platz gelegt und die Napoleonsstraße begonnen, die acht Jahre später den Namen: Friedensstraße (rue de la paix) erhalten sollte.

Diese Straße, die schönste von Paris, wurde schon unter Ludwig XVI. entworfen, aber erst Napoleon sollte Alles verwirklichen, was die Könige, seine Vorgänger, zum Schmucke der guten Stadt erdacht hatten . . . Ehe wir aber zu den Verschönerungen übergehen, welche unter dem Kaiserreiche in diesem Theile



Kapuzinerinnen.

von Paris ausgeführt wurden, werfen wir einen Rückblick auf die Stellen, welche sonst dem Nachdenken, der Stille, dem Gebete gewidmet waren und durch den Geist des großen Mannes der Mittelpunkt der Vergnügungen und des Reichthumes der ersten Stadt der Welt wurden.

Im Jahre 1589 vermachte Louise von Lothringen, die Wittve des Königs Heinrichs III. von Frankreich, in ihrem Testamente ihrer Nichte von Mercoeur das Gut Beaufort nebst tausend Goldthalern Rente (nach dem jetzigen Gelde ungefähr 216,000 Francs) unter der Bedingung, daß der Herzog und die Herzogin von Mercoeur, ihre Aeltern, ihr Leben hindurch den Genuß davon zögen, und die Summe von 20,000 Silberthalern (150,000 Francs des jetzigen Geldes) zur Gründung eines Kapuzinerinnenklosters verwendeten. Die Herzogin von Mercoeur, die Wittve geworden war, erhielt auf ihr Gesuch von Heinrich IV. 1602 die Erlaubniß, im Innern der Stadt, da, wo es ihr genehm sein würde, ein Kapuzinerinnenkloster zu bauen. Sie wählte die Straße Saint Honoré, und am 29. Juni des Jahres 1604 legte sie den ersten Stein zu diesem Gebäude. Am 18. Januar 1606 wurde die Kirche geweiht und dem Heiland Jesus Christus, der Jungfrau und der heiligen Clara gewidmet und das Kloster im folgenden Jahre an der Stelle des Hauses des Kanzlers Duperron aufgeführt.

Der Geschichtschreiber Lotoile behauptet, die Kapuzinerinnen hätten zuerst den Namen Jungfrauen der Passion angenommen und sich bei öffentlichen Prozessionen mit einer Dornenkrone auf dem Haupte gezeigt. Er erzählt auch, daß ihre Disciplin sehr streng gewesen sei und die der andern Nonnenklöster übertroffen habe. Dieses Kapuzinerinnenkloster in der Straße St. Honoré lag dem lange vorher gegründeten Kapuzinerkloster fast gegenüber; im Jahre 1688 aber erlangte der bereits alte Ludwig XIV., als er den Vendome-Platz anlegen wollte, die Niederreißung des Kapuzinerinnenklosters, das die Herzogin von Mercoeur gebaut hatte, und ließ dafür neue größere und bequemere Gebäude an der Stelle auführen, wo heute die neue Kapuzinerinnenstraße (rue neuve des Capucines) beginnt. Die Fassade der Kirche entsprach der Achse des Vendome-Platzes und diente als Perspective desselben. Die Kirche wurde nach dem Plane des Baumeisters Debay aufgeführt und ihr Inneres mit einigen Gemälden von Nestout und Ant. Coyvel geschmückt. Mehrere Grabdenkmäler gaben ihren Kapellen und ihrem Schiff einen ganz eigenthümlichen Charakter. Die Gräber der Familie von Crequy befanden sich in der Kapelle St.=Ovide; vorzugsweise zogen aber das Mausoleum des Marquis von Louvois und das der Marquise von Pompadour, der Geliebten

Ludwig XIV. und ihrer Tochter Alexandrine Lenormand von Etioles die Aufmerksamkeit der Künstler auf sich.

Alexander VII. gab dem Herzoge von Crequy, als derselbe Gesandter in Rom war, die Gebeine eines nicht eben in großem Rufe stehenden Heiligen mit Namen Dvide; der Herzog nahm das Geschenk an und ließ die Heiligen-Gebeine in der neuen Kirche der Kapuzinerinnen niederlegen, in welcher er für sich und die Seinigen eine Grabkapelle sich vorbehalten hatte. Die Pariser strömten zu diesen heiligen Gebeinen und der Zubrang von Frommen war so groß, daß der Handelsgeist darauf aufmerksam wurde. Handelsleute aller Art sammelten sich auf dem Vendome-Platz; es fanden sich sogar Limonadenhändler und Gaukler ein. So wurde diese Versammlung bald eine Messe, welche die St. Dvide-Messe hieß und im Jahre 1771 mit der St. Laurentiusmesse in der Vorstadt St. Denis vereinigt



Meßgaukler.

wurde. Nachdem das Kloster über hundert Jahre (von 1688 bis 1790) bestanden hatte, wurde es mit allen andern aufgehoben und nebst den Gärten und anderm Zubehör von dem Convent zu den Nationalgütern geschlagen.

Im Jahre 1792 verfertigte man in diesem Gebäude die Assignaten . . . Es ging eine Summe von 28 Milliarden — was fabelhaft klingt, aber doch wahr ist — aus der Werkstatt im Kapuzinerinnenkloster hervor und füllte, für einige Zeit wenigstens, die Kassen der Republik, so daß man mit Recht sagen kann, die Friedensstraße habe Frankreich die Mittel geliefert, einen schrecklichen und erbitterten Krieg gegen die Könige von Europa zu führen.

Der Garten der Kapuzinerinnen war in den Jahren 1797 bis 1804 eine Art öffentlicher Promenade, wo einige Bäume, die dem Weile der Revolution entgangen waren, hier und da unter Sand und den Trümmern des Klosters, der Kirche und der verschiedenen dazu gehörigen Gebäude standen. Zahlreiche Häuschen, Buden von Kuchen- und Spielzeughändlern, herumziehende Marktschreier, Seiltänzer, Zauberlaternen und Buden, in denen man lebendige Thiere und Seltenheiten zeigte, selbst ein großes Theater fanden sich in diesem verbotenen Garten und ersetzten die schönen Bäume, die stillen Alléen und die keuschen Zellen, wo fromme Jungfrauen ein Jahrhundert hindurch auf Gott gehofft und vielleicht an die Welt gedacht hatten.

Auch das erste Panorama, diese sinnreiche Anwendung des Lichtes auf die Malerei, wurde auf dem Plage des Kapuzinerinnenklosters gezeigt.

Eine andere St. Dvide-Messe hatte sich also an diesem Orte eingerichtet oder es war vielmehr die Freiheit, diese neue und mächtige Heilige des republicanischen Kalenders, darüber geschritten, um das stille Haus der Bräute des Herrn in einen Circus für das Volk zu verwandeln. Und dies ist buchstäblich wahr, denn Franconi, der berühmte Reiter und Großvater derer, welche noch heute existiren, gab seine ersten Reitervorstellungen in dem Circus des Gartens der Kapuzinerinnen.

So standen die Sachen, als Napoleon dieser Entweihung ein Ende machen zu müssen glaubte. Er wollte selbst die materiellen Spuren der Wuth der Revolution vertilgen und die Entwürdigung des ehemaligen Kapuzinerinnenklosters sollte aufhören. Auf seinen Ruf wich der Geist der Ruinen vor dem Genius der Künste, und die Straße Napoleon stieg aus den Trümmern des Klosters empor.

Da der Vendome-Platz der Kopf der Friedensstraße ist, so wollen wir einen Augenblick am Fuße der Säule stehen bleiben, um uns der Entstehung und Geschichte dieses Platzes zu erinnern.

Ludwig XIV. hatte, wie wir bereits wissen, das erste Kapuzinerinnenkloster an einen andern Ort verlegt. Auf dem Plage desselben und einem Theile des Vendoms, welcher zu dem Palaste des Marschalls von Vendome gehörte, den er zu diesem Zwecke angekauft hatte, ließ der König den prachtvollen Platz anlegen, der seines Gleichen in Europa nicht hat.

Der Vendome-Platz sollte Platz Ludwigs des Großen heißen, aber die Gewohnheit war stärker als die königlichen Befehle, und die Pariser nannten den Platz fortwährend Vendome. Die Gebäude, die ihn umgaben, wurden nach den Zeichnungen des Künstlers J. G. Mansard aufgeführt, welcher der Stadt Paris auch den Invalidendom und den Siegesplatz gegeben hat. Es kann nichts Zierlicheres, Majestätischeres und Edleres geben als diese verschiedenen Pavillons, die, durch reiche Cannelirungen verbunden, einen doppelten Halbkreis bilden, welcher für das Auge eben so angenehm als für die Phantasie imponant ist. In der Mitte dieses Platzes wurde die Reiterstatue Ludwigs XIV., welche die Gebrüder Keller in Bronze gegossen hatten, aufgestellt und mit Brellsteinen von Granit umgeben, die durch Ketten unter einander verbunden waren.

Im Jahre 1792 hatte die Statue des großen Königs das Schicksal der Statue Heinrichs IV. auf dem Pont-Neuf und jener Ludwigs XIII. auf dem Königsplatze. Sie wurde am Abende des 10. August niedergedrückt. Die Könige und Kaiser haben an den Tagen des Volkssturmes gleiches Schicksal; die Milde und die Größe der Helden schützen ihr Bild eben so wenig als der Glanz ihrer Siege. Auf demselben Plage, wo das Volk die Bronzestatue Ludwigs XIV. zertrümmerte, wurde zweiundzwanzig Jahre später die Statue Napoleons durch die Hände derselben Menschen zerföhren, welche ihm so oft Beifall zugeklatscht hatten.

Der Vendome-Platz war zu verschiedenen Zeiten der Schauplatz mehr oder minder tragischer Ereignisse. Am 18. August 1696 fand ein Zweikampf da statt zwischen dem Chevalier von Grifelles und dem Vicomte von Bergerac. Der Gegenstand des Streites war eine schöne Parfümerieverkäuferin auf der St. Ovide-Messe, in welche die beiden jungen Herren sich verliebt hatten. Sie schlugen sich in dem Scheine einer Laterne in der Straße St. Honore. Der Kampf hatte aber traurige Folgen, denn der Chevalier von Grifelles erhielt eine gefährliche Wunde und der Vicomte von Bergerac blieb auf dem Plage. Da die Kofetterie der schönen Parfümeriehändlerin bereits mehrere Unfälle dieser Art veranlaßt hatte, so ließ sie der Polizeidirector durch seine Leute von der Messe vertreiben und sperrte den Mann derselben als ihren Mitschuldigen ein.



Die schöne Parfümeriehändlerin.

Als Ludwig XIV. von dem Glücke verlassen wurde und Europa verbündet gegenüber stehen sah, als selbst diejenigen, welche er mit seiner Macht geschützt hatte, sich gegen den altgewordenen Löwen wendeten, hatten Glende die Frechheit, seiner Statue einen Bettelsack anzuhängen, um so anzudeuten, daß der König mit seinem Volke nun an den Bettelstab gebracht sei. Diese freche Beleidigung, deren Urheber und Thäter man nie ermittelt hat, erregte den Unwillen des Pariser Volkes. Der Polizeidirector ließ die Verdächtigen verhaften und man hatte bereits ziemlich sichere Indizien, als der König verbot, in den Nachforschungen weiter vorzugehen, und eine Handlung, welche die damaligen Gesetze mit der äußersten Strenge bestraft haben würden, bloß der Verachtung überließ.

Während der Minderjährigkeit Ludwigs XV. war der Vendome-Platz der Schauplatz der Agiotage und unsinniger Speculationen. Der Schotte Law, welcher die Straße Quincampoix verlassen mußte, um seiner Missißippi-Actien-Casse einen größern Raum zu geben, verlegte sein Bureau in einen Palast am Vendome-Platz. Die Menge der Speculanten folgte der Auswanderung der berühmten Compagnie, und der Platz wurde in einen Markt, in eine Börse, in einen Bazar

verwandelt, wo man Hunderte von Millionen Papiergeld täglich gegen gutes Gold und Silber und selbst gegen Mobilien umsetzte, welches diesen Noten einer phantastischen Bank weit vorzuziehen war.

Die Revolution taufte den Vendôme=Platz in Piken=Platz um, und zwar wegen der Pikenfabrik, die man in mehreren Häusern dieses Platzes anlegte, welcher damals fast verödet war und sehr trübselig aussah. Die Ueberreste des Fußgestelles von der Bildsäule Ludwigs des Großen lagen verstreut zwischen den Brellsteinen umher, welche stehen geblieben waren, weil sie der Volkswuth zu widerstehen vermocht hatten; zwischen den Pflastersteinen wuchs Gras, und Nachtvögel hatten Nester in die Dächer der Paläste gebaut.

Bonaparte, als er noch Chef eines Artillerieregimentes war, besuchte häufig den General Lugeranville, den Schwager Alexander Berthiers (des spätern Fürsten von Neuchâtel). Eines Tages war er bei demselben mit mehreren Freunden zu Tische und Jemand machte den Vorschlag, bei Frascati Eis zu essen. Der Vorschlag wurde angenommen und die ganze Gesellschaft erhob sich. Napoleon führte an diesem Abende Madame Tallien. Als man auf dem Vendôme=Platz ankam,



Bonaparte auf dem Vendôme=Platz.

der finster war und auf dem man nur hier und da einige einsame Spaziergänger sah, blieb Napoleon stehen, drehte sich um und sagte zu dem General Mugeranville:

„General, Ihr Platz da ist vortrefflich; es fehlt ihm aber ein Mittelpunkt und ein Volk. So, wie er jetzt ist, gleicht er einer schönen seelenlosen Frau.“

„Die Zeit der Statuen ist vorüber“, antwortete Mugeranville, „und ich weiß nicht, was man daher stellen sollte.“

„Eine Säule wie die Trajans-Säule in Rom“, erwiderte Bonaparte, „oder vielleicht auch einen großen Sarkophag, welcher die Asche der großen Feldherrn der Republik aufnehmen könnte.“

„Ihre Idee ist sehr gut, Commandant“, sagte die Frau von Mugeranville, „ich würde aber einer Säule den Vorzug geben.“

„Sie sollen dieselbe erhalten“ sprach Bonaparte lächelnd, den die Nähe der schönen Mad. Tallien gesprächiger machte, als er gewöhnlich war; „Sie werden die Säule erhalten, lassen Sie nur erst mich und Berthier Oberbefehlshaber werden.“

„Das ließe ich mir schon gefallen“, antwortete Berthier im Tone der Ungläubigkeit.

Nach noch nicht zwölf Jahren legte der Artillerie-Oberst, der unter dem Kaiser geworden war, auf demselben Plage den Grundstein der Säule, welche der großen Armee gewidmet war und begann einige Hundert Schritte weiter hin den Tempel des Ruhmes.

Napoleon erkannte mit dem Adlerblicke, der ihm eigen war, sogleich, welchen Vortheil ihm zur Verschönerung seiner großen Stadt die Ruinen gewähren könnten, welche die Revolution ihm hinterlassen hatte. Er beabsichtigte die Wiedererweckung des Vendome-Plazes mit seinen Trophäen und seinem majestätisch königlichen Glanze und entwarf in Gedanken an der Stelle eines baum- und grünlosen Gartens eine Straße, welche sich mit den schönsten der schönsten modernen Hauptstädte messen kann.

Im Jahre 1806 nivellirten die Ingenieure den Boden des Kapuzinerinnenklosters, während die Grundlage der Säule der großen Armee an der Stelle der Bildsäule Ludwigs XIV. gebaut wurde. Der Feldzug von 1805, welchen die Schlacht von Austerlitz gekrönt hatte, brachte Napoleon auf den Gedanken, gleich Antonin und Trajan, seinem Heere eine Denksäule zu errichten. Das Schicksal scheint sich auch in dieser neuen Schöpfung des Geistes Napoleons zu zeigen. Als

man den Grund grub zu den reichen Gebäuden und zierlichen Häusern, welche die Friedensstraße bilden sollten, traf man auf Spuren einer römischen Straße, entdeckte den Sarkophag eines römischen Centurionen und fand in Erzgefäßen, die ohne Zweifel seit der Vertreibung der Römer aus Gallien in der Erde gelegen hatten, eine große Anzahl Gold- und Silbermünzen aus der Zeit Julius Cäsars, Antonins, Marc Aurels, Trajans und Titus. Das Bild der Helden des kaiserlichen Roms schien aus der Erde zu kommen, um in Frankreich einen neuen kaiserlichen Krieger zu begrüßen, der, nach der Meinung der Franzosen, das militairische Genie Cäsars, die Weisheit Antonins, die Gerechtigkeit Marc Aurels und die Größe Trajans vereinigte. Napoleon wollte die Aufführung der Gebäude in diesem neuen Stadttheile begünstigen und erklärte alle Häuser, die daselbst gebaut werden würden, auf fünfzehn Jahre steuerfrei, so wie er die Bezahlung des Grundes und Bodens sehr erleichterte. Kein Wunder also, daß die reichen Bürger wetteiferten, mit prächtigen Häusern die Straße zu schmücken, welche man Napoleonsstraße nannte.

Die weitläufigen und massiven Gebäude des Kapuzinerinnenklosters waren zum Theil dem Hammer der Revolution entgangen und die Napoleonsstraße, welche das Kloster in der Mitte durchschnitt, hatte rechts und links zahlreiche Gebäude aus der Zeit Ludwigs XIV. übrig gelassen. Die beiden Flügel des Klostergebäudes, die von ihrem gemeinschaftlichen Mittelpunkt abgeschnitten waren, sollten indeß für das allgemeine Beste nicht verloren sein, im Gegentheil bald eine nützlichere Bestimmung finden. In dem rechten, eben da, wo man unter dem Convente Geld improvisirte, indem man Assignaten ausgab, erhielt die Verwaltung des kaiserlichen Stempels ihren Platz, und in dem linken brachte man eine ganze Compagnie Pompier unter und diese Compagnie, 100 Mann stark, ist seit der Anlegung der Straße (1806) in diesem Theile des Klosters casernirt gewesen. Man gab dem Gebäude eine Façade, welche mit der Architectur der Straße übereinstimmte. Auch dürfte eine Thatsache nicht zu verschweigen sein, welche jenes so nützliche Corps hoch ehrt. Das ganze Jahr hindurch vertheilt jeden Tag um neun Uhr Vormittags diese Caserne in der Friedensstraße an die Armen — Suppe. Alle Pompiercasernen beeiften sich, diesem edeln Beispiele zu folgen, so daß die mutthigsten und unerschrockensten Soldaten (welche bekanntlich bei Feuersbrünsten ausschließlich mit den Löschanstalten beauftragt sind) auch die mildthätigsten Bürger sind.



Suppenvertheilung bei den Pompiers.

Am 25. August 1806 legte der Minister des Innern im Namen seines Gebieters auf den Grundstein der Säule der großen Armee ein Bleikästchen, welches die Denkmünzen enthielt, die zum Andenken an dieses Ereigniß geschlagen worden waren. Nach vier Jahren war die Säule vollendet, welche der Säule Trajans in Rom nichts nachgiebt. • Ihre Höhe beträgt 43 Metres oder 132 Fuß mit Einschluß des Piedestals. Der Grund hat eine Tiefe von 30 Fuß und der Durchmesser beträgt 12 Fuß. Das Fußgestell ist 21 Fuß hoch und von einer Art Granitmauer umgeben. Den Schaft der Säule, das Fußgestell und das Capital, die aus behauenen Steinen aufgeführt sind, hat man mit starken Bronzeplatten mit Basreliefs belegt, die von den 1200 russischen und österreichischen Kanonen aus dem Feldzuge von 1805 herrührten.

Kriegerische Verzierungen, wie Säbel, Lanzen, Helme und Standarten, bedecken die vier Seiten des Fußgestelles, an dessen Attike sich Eichenkränze hängen, welche an den vier Ecken von colossalen Adlern getragen werden. Die Bronzeplatten, welche die Säule von der Basis bis zum Knopf umgeben, sind 3 Fuß 8 Zoll hoch und von einander durch ein Band getrennt, auf welchem in

Relief die kriegerische Scene geschrieben steht, welche die Zeichnung darstellt. Im Innern der Säule ist eine Wendeltreppe von 176 Stufen angebracht, welche zu einer Galerie auf dem Knaufe führt. Ueber diesem Knauf liest man: Denkmal des Ruhmes der großen Armee; begonnen am 25. August 1806 und vollendet am 15. August 1810 unter der Leitung Demons und der Architekten Lepère und Gondouin.

Die Masse des Metalls, welches an dem ganzen Baue verwendet ist, wiegt 1,800,000 Pfund.

Napoleon, welcher dies Denkmal auf dem Vendome-Platz vollendet sehen wollte, schalt alle Tage seine Baumeister aus, die ihm zu langsam arbeiteten, ob es ihnen gleich weder an Geld noch an Händen fehlte, wie er sagte. Er erschien oft selbst an Ort und Stelle, um zu sehen, welchen Effect die Säule machen würde. Als endlich das ungeheuerere Gerüst fast vollendet war, auf welchem die Bronzeplatten, die Bilder der Siege, auf das Mauerwerk befestigt werden sollten, wollte er es ebenfalls selbst besteigen und begab sich zu diesem Zwecke eines Morgens bei Tagesanbruche aus dem Palaste. Er schritt, nur von Duroc begleitet, durch den Garten der Tuilerien, ließ das Gitter der Straße Castiglione gegenüber öffnen und gelangte auf den Vendome-Platz. Er besichtigte das Gerüst in allen seinen Theilen, besuchte dann die Napoleonsstraße und bemerkte auf diesem Spaziergange auch, daß die Brellsteine, welche die Fußgänger vor den Wagen schützen sollten, meist ihren Zweck nicht mehr erfüllten. Noch denselben Tag schrieb er deshalb an den Präfecten Frochot, um demselben aufzutragen, die Brellsteine so schnell als möglich wieder zu ersetzen. Auch fiel es ihm dabei zuerst ein, den Hauseigenthümern aufzugeben, vor ihren Häusern Trottoirs anzulegen.

„Die Arbeitsleute“, sagte er, „müssen Sonntags in den Straßen von Paris spazieren gehen können, ohne jeden Augenblick fürchten zu müssen, durch den Wagen eines Banquier überfahren zu werden.“

Der letzte Befehl, den Napoleon am 14. Januar 1814 einige Stunden vor seiner Abreise gab, betraf die Anordnung zahlreicher Arbeiten für die Armen; er fühlte mehr als je das Bedürfniß, sich bei dem Volke beliebt zu machen und fürchtete immer, die Arbeitsleute der Hauptstadt möchten während seiner Abwesenheit Mangel leiden. „Besonders“, sagte er zu Fontaine, „empfehle ich Ihnen die Maurer an.“

Drei Monate später, an einem der Reactionstage, die in dem Leben der Völker so häufig sind, wurde die Statue Napoleons umgestürzt, so wie zwei und

zwanzig Jahre vorher die Bildsäule Ludwigs XIV. umgeworfen worden war. Eifrige Royalisten, an deren Spitze man mehrere Personen von Patrizierfamilien bemerkte, befestigten ein Seil an dem Bronzecoloss und suchten denselben von seinem Fußgestelle herabzuziehen; vergebens. Man mußte ihn durch Sägen von dem ruhmvollen Sockel trennen, auf welchem er für die Ewigkeit befestigt zu sein schien. Die Statue wurde sodann in das Staats-Magazin verwiesen und zu der Reiterstatue Heinrichs IV. mit verwendet, die man wieder auf den Pont-Neuf stellte. Das Geschick der Statuen gleicht dem der Könige, welche sie darstellen; die monarchische Gewalt verschwindet nicht, sie verwandelt sich nur wie die Bronze und bringt von Geschlecht zu Geschlecht, von Dynastie zu Dynastie Gesetzgeber, Eroberer, Helden und Revolutionen hervor.

Die Regierung Ludwigs XVIII. ersetzte die Statue des Kaisers durch eine ungeheurere Lilië, die sechs Fuß hoch war und durch eine Spitze getragen wurde, an welche man eine ungeheurere weiße Fahne befestigte.

Die Bronzestatue Napoleons, die auf der Säule der großen Armee stand, war in strengem Style ausgeführt; die Stellung des Helden und die kaiserlichen Gewänder, welche ihrer Form nach an die Justinians und Karls des Großen erinnerten, gaben dem Denkmale einen ausgezeichneten Charakter. Dieses Bild eines Kriegers, eines großen Feldherrn, eines nach vielen Siegen gekrönten Soldaten war das würdige Ende einer Reihe von Heldenthaten.

Victor Hugo hat in einer unsterblichen Ode die Siegessäule der großen Armee gefeiert, die immerhin zertrümmert werden mag, denn sie wird in den Worten des Dichters fortleben; die goldenen Flügel des Genies schmelzen nicht in der Glut der socialen Revolutionen wie das Erz der Säulen und die Bronze der Statuen.

Die Revolution von 1830 hat der Säule der großen Armee, nicht die Popularität, denn diese hatte sie nie verloren, aber ihren gouvernementalen Werth wiedergegeben. Unter dem Ministerium Thiers, im Jahre 1832, beschloßen die Kammern, die Statue Napoleons solle wieder auf die Säule auf dem Vendôme-Platz gestellt werden. Thiers umgab diese Wiederaufstellung mit militärischem Pomp und Ludwig Philipp zog unter dem Donner der Kanonen mit seiner königlichen Hand den Schleier hinweg, welcher das Bild des großen Mannes vor den ungedulbigen Blicken des Volkes noch verhüllte.

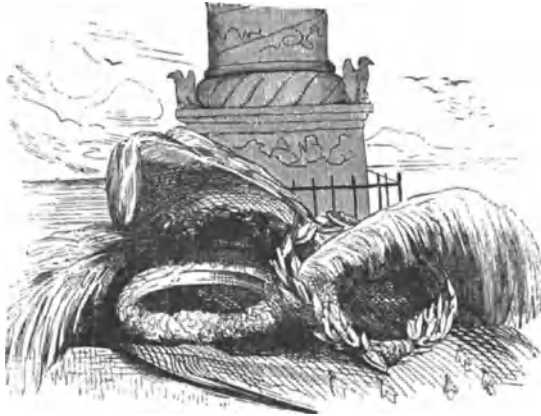
Seit dieser Zeit werden an gewissen Tagen des Jahres das Gitter, welches das Fußgestell der Säule umgiebt, und die Marmorstufen an demselben mit Krän-

zen von Cypressen und Lorbeer geschmückt. Der alte Soldat, welcher die Wache an dem Denkmale hat, sammelt und ordnet alle diese Gaben, die dreimal des Jahres ihm gebracht werden, am 15. August nämlich, dem Geburtstage des Kaisers, am 20. März, am Tage seiner Rückkehr nach Paris, und am 25. Mai, an seinem Sterbetage.

Wenn die Friedensstraße alles zeigt, was die Künste, der Reichthum, der Luxus und die Eleganz Schönes und Herrliches haben können, so erinnert der Vendome-Platz an die Eroberungen eines großen Königs, an den Glanz einer ruhmvollen Regierung und an die Pracht eines Hofes, welcher der schönste und geistreichste in der Welt war.

Mitten unter diesen Erinnerungen steht die Säule der großen Armee gleich einem Gespenst von Bronze, das den Franzosen zuruft: gedenkt an Austerlitz!

Die Vendome-Säule ist die eiserne Krone der Stadt Paris.





Rue des Blancs-Manteaux.

(Straße der Weißmäntel.)

Wenn man den Namen einer Straße liest oder aussprechen hört, sucht man sich gewöhnlich sogleich ein Bild von ihr zu machen, eine Erinnerung daran zu knüpfen und sich an irgend eine schreckliche oder rührende, dramatische oder burleske Geschichte zu erinnern. Wer denkt nicht, wenn er von den Weiß-Mänteln hört, alsbald an Mönche des wunderbaren Mittelalters? Wer sieht nicht sogleich Klosterbrüder in langen weißen Gewändern langsam und schweigend unter den düstern Gal- len irgend eines geheimnißvollen Klo- sters hinschreiten? Aber die historische Wahrheit verscheucht schnell alle diese poetischen Bilder und Träume. Ein unglücklicher Zufall spielt uns das be- stäubte Buch des Chronikenschreibers in die Hände und nun zeigt sich starr und kalt das Gerippe der Wirklichkeit. Man suchte eine Geschichte, wo man nun

eine Wahrheit findet; man erwartete irgend eine Episode und liest die einfache Thatfache: ein Orden, der Orden der Weißmüntel, hat der Straße den Namen gegeben. Und das ist Alles. Suchen wir indeß weiter in den Chroniken und in dem Staube der alten Bücher, die von Paris handeln, so erfahren wir, daß diese Straße im Anfange ihrer Entstehung Parcheminerie (Pergamentmacherei) hieß.

— Warum dieser Name? fragen wir uns dann. Sollte in einer Zeit, wo es noch kein Papier gab, eine Pergamentfabrik u. dergl. hier gewesen sein? Das ist sehr wahrscheinlich.

Lange vor Philipp August und dem berühmten Mauergürtel, mit welchem er Paris einschloß, muß dieser Platz von Handwerkern bewohnt worden sein, die aus der Stadt selbst wegen der übeln Gerüche verwiesen waren, welche ihre Werkstätten verbreiteten, nach einem alten römischen Gesetze, welches aus den Städten alle die Gewerbe verbannte, die Schmutz und Gestank verbreiteten. So gab es dort gewiß Schlachthäuser, Gerbereien und Pergamentfabriken, die endlich durch die Mauer Philipp Augusts in die Stadt selbst hereingezogen wurden. O die Phantastie kann sich die häßlichen Schuppen wohl vorstellen, in welchen die



Alte Pergamentfabrik.

fenden Pergamenthäute zum Trocknen aufgehängt waren, und jene strohgedeckten Hütten, in denen ein ganzes Volk von Abdeckern wimmelte. Die Augen und der Geruch wurden höchst unangenehm berührt, und wenn man in dieser Straße, die keine Straße ist, hingehen will, sinkt man bis an die Ohren in schwarzen, übelriechenden Koth ein. Aber man halte sich die Nase nur nicht zu, denn es arbeiten da fleißige Menschen, um ihren Lebensunterhalt zu verdienen.

Es mußte der Stadt, die sich von Tage zu Tage vergrößerte, mehr und mehr Boden abgetreten und überlassen werden; aber Werkstätten und gewerbliche Anstalten verschwinden natürlich nicht mit einemmale und wie durch Zauberschlag. Die Industrie weicht nur langsam und allmählig dem, der sie vertreibt. Die Hauptwerkstätten, die, welche man als besonders ungesund fürchtete, mußten zuerst weichen, und so entstand der Name: *petite parcheminerie*. . . Die Fabrication war da weniger lebhaft, die Zahl der Fabrikanten minder bedeutend und der Handel weniger einträglich. — Folgen wir dem Verfall der Industrie weiter, so sehen wir, daß die Straße den Namen *vieille parcheminerie* annahm. Die Industrie bestand da nur noch in der Erinnerung, sie war gänzlich verschwunden. Die erste Epoche der Straße, die gewerbliche, sollte der kirchlichen und klösterlichen Platz machen. Mönche (Knechte der heiligen Maria) zogen ein, und der weiße Mantel ihres Ordens verhüllte auf ewig den ersten Namen und das erste Gewerbe der Straße. Aber erst 1258 beginnt die kirchliche Zeit. Hier hört alle Ungewißheit auf, denn in diese Nacht der Zeit fallen schon Lichtstrahlen. Philipp August hat seine ersten Pflastersteine legen lassen, und nun ist alles gesagt. Auf diesem neuen festen Boden werden sich bald Gebäude erheben, die materiellen und greifbaren Zeichen der Geschichte, und wenn wir in diesem Steinarchive uns umsehen, werden wir die Ereignisse und den Gedanken jeder der Epochen erkennen, durch welche diese Straße hindurchgegangen ist.

Als Alles weggefegt und keine Spur von der schmutzigen, stinkenden Pergamentmacherei zurückgeblieben war, entwarf ein Baumeister, ein Unbekannter, ein Mönch vielleicht, den Plan zu einem Kloster für die Weißmängel. Dem Kloster schloß sich eine Kirche an, und das Ganze zusammen hieß „Kirche und Kloster der Weißmängel.“ Dieses Volk von Mönchen brauchte nun aber auch Schenken, um da nach der Vesper trinken zu können, wie es die mönchische Gesundheitsregel verlangte, die in jener Zeit der Rohheit und Unmäßigkeit sehr gewissenhaft beobachtet wurde.

In diesen Tag und Nacht offenen Wirthshäusern berauschten sich nicht allein

die Mönche; auch Schreiber, Studenten und Laugenichtse, die gewöhnlichen Stammgäste solcher Orter, strömten in Menge herbei. Wer das Mittelalter genau studiren will, wird in diesen seltsamen Saturnalien, wo die Mönchskutte das Kleid der feilen Dirne, die Mütze des Landstreichers das Barett des fahrenden Schülers berührte, ein ganzes tief sinniges Drama, eine geheimnißvolle Epopöe finden. Es war die Zeit, wo jedes Kalenderfest durch Mysterien und Narrenspiele gefeiert wurde, und die Bürger ohne Scheu Jesus Christus und die Apostel, Adam und Eva, Abraham, Isaac, Moses u. s. w., mit einem Worte das alte und das neue Testament, vorstellten. Das arme, unwissende und bedrückte Volk jener Zeit, das natürlich zu diesen sehr wenig orthodoxen Festen geladen wurde, drängte sich mit der ganzen Eier und Wuth seiner groben Triebe dazu. Bei jeder dieser unglaublichen Parodien aber verwickelte sich die Intrigue stets und auf wunderbare Weise durch das Einschreiten der Armbrüste und Hellebarden der bewaffneten Macht, welche der deus ex machina dieser schrecklichen Volkskomödie war.

Lange galt die Rue des Blancs-Manteaux, und mit vollem Rechte, für sehr gefährlich. Das dunkle, feuchte Gäßchen des Homme Armé (Bewaffneten) hat uns seinen Namen gleichsam als eine schauerliche Erinnerung an die Vorsichtsmaßregeln hinterlassen, welche der Bürger oder Reisende nehmen mußte, wenn er zufällig den Muth oder die Reckheit hatte, sich nach der Feuerglocke in diese Gegend zu wagen. Schüler, Parlementschreiber, die sich mit Uebelthätern aller Art verbunden und sich in irgend eine Mördergrube dieses schrecklichen Stadttheiles begeben hatten, überließen sich da gewissen Ausschweifungen, welche die Sicherheitsbehörde nicht zu unterdrücken vermochte. Einer dieser Schüler ermordete, wie die Chroniken melden, in einer Nacht aus Eifersucht einen Mönch, einen Weißmantel. Die genauere Untersuchung des Vorfalles würde wahrscheinlich für die Klostergemeinde nicht eben erbauliche Dinge an den Tag gebracht haben; man ließ die Sache also ruhen, aber der Orden der Weißmängel wurde aufgehoben, und 1274 traten die Guillemiten (Eremiten des heiligen Guillaume) an ihre Stelle. Merkwürdig! Bereits drei Jahre später wurden die Guillemiten ebenfalls verwiesen, und die Benedictiner ersetzt sie.

Zwei Jahrhunderte sind beinahe vergangen, und noch immer scheint die Rue des Blancs-Manteaux dem Verbrechen verfallen zu sein.

Es ist der 20. November 1407. Der Regen fällt in Strömen von dem finstern Himmel herab, und kein Licht glänzt in dem schrecklichen Dunkel der Straße. Still! Ruft da nicht Jemand: „Mörder! Mörder!“ — Plag! Seht Euch vor,

wenn Ihr nicht von den Hufen der Pferde zertreten oder von Pfeilen verwundet werden wöllet . . . Es sind die Mörder des Herzogs von Orleans, die in Galopp entfliehen und „Feuer! Feuer!“ rufen.

Am andern Morgen früh lag in dem düstern Schiff der Kirche der Weißmântel, ausgestreckt und in schwarzen Sammet gehüllt, der verstümmelte Leichnam des Prinzen. Um ihn herum betete und weinte die königliche Familie. Wachskerzen mit dem Wappen der Orleans warfen ihr röthliches, flackerndes Licht auf diese Trauerscene, und kniende Mönche sprachen halblaut die Todtengebete.

Betrachtet den Mann, der jetzt vortritt und mit zitternder Hand den geweihten Zweig über dem Leichname des königlichen Opfers bewegt. Seht die Thränen und hört die Worte, die er, von Schluchzen unterbrochen, spricht: „nie wurde in diesem Reiche ein schändlicherer Mord begangen.“ Welcher Schmerz, nicht wahr? Und wollt Ihr nun den Namen dieses trostlosen Mannes kennen? Es ist der Herzog von Burgund, der Mörder, der den ersten Streich auf das Haupt seines unglücklichen Veters führte.

Raum sind die Blutflecken von dem Pflaster dieser Straße verschwunden,



Saint Megrin.

als ein neuer Mord sie befleckt. Seht Ihr da dieses Fenster des Palaſtes Soubiſe (jezt das Landesarchiv), der damals Palaſt Guife hieß? Erkennet Ihr im Schatten die funkelnden Dolche? Hört Ihr die Stimmen, die einander leiſe rufen und antworten? Seht Euch vor; es iſt Saint Paul, es iſt Mayenne, Mörder, die der ſchreckliche Heinrich von Lothringen, ihr Herr, daher geſtellt hat.

Die Glocke auf dem Kirchturme der Weißmântel hat die Mitternachtſtunde verkündigt; aus dem beleuchteten Fenster, das ich Euch eben zeigte, und das in das Schlafgemach der ſchönen Herzogin Katharina von Clèves führt, wird ein Mann, ein Liebhaber, verſtohlen zu entſchlüpfen ſuchen; aber ach, die Nacht und der Zaiksmann, den ihm ſein Herr gegeben, werden ihn nicht ſchützen; der ſchöne Liebſting Heinrichs III., Saint Meqrin, wird den Tod finden. — Der zornige Gemahl hat Alles vorhergeſehen, und der Liebhaber wird mit dem geſtickten Taſchentuche der Geliebten erwiirgt werden.

Die Straße hat nun Blut genug getrunken, und ſie iſt für einige Jahrhunderte geſättiget. Von 1578, der Zeit des letzten Mordes, biß zu der gewaltigen Erſchütterung im Jahre 1789 ſieht die Rue des Blancs-Manteaux, ohne ihr Ausſehen und ihren Charakter ſehr zu verändern, viele Regierungen und viele verſchiedene Zeiten an ſich vorübergehen. Doch wir wollen nicht zu ſchnell vorwärtsſchreiten, um nicht zu vergeſſen, daß man 1685, ich weiß nicht recht warum, das Kloſter und die Kirche der Weißmântel niederriß, die faſt fünfhundert Jahre geſtanden hatten, und nach einem neuen Plane neue Gebäude unter dem gleichen Namen und zu der gleichen Beſtimmung aufführte. Warum? Das Geſchick des Gebäudes ſollte doch bald in Erfüllung gehen . . . Die Stunde der Revolution ſchlug, und die Klöſter hatten aufgehört zu ſein.

Damals veranlaßte ein Glender, ein gewiſſer Turcatti, durch eine anonyme Anklage die Verhaftung und Gefangenſetzung des unglücklichen Thomas Maſi, Marquis von Favras, der angeklagt war, die Abſicht gehabt zu haben, Ludwig XVI. zu entführen und auf dem Grève-Platze, wie bereits erwähnt, gehangen wurde. Die Schmach und Schande blieb für den Ankläger zurück, der einige Jahre darauf ſelbſt den Tod fand. Man fand ihn nach einer mit ſchlechten Mädchen durchſchwärmten Nacht — in ſeinem Hauſe an dem Bettvorhange erhenkt.

Ludwig XVI. hatte durch ein Decret vom 9. December 1777 ſeiner guten Stadt Paris eine menſchenfreundliche Anſtalt gegeben, von der wir ſogleich ſprechen werden. Schon vor ihm hatten Ludwig XIII. und ſelbſt Ludwig XIV. daran gedacht, ohne aber den Gedanken ausführen zu können. Daß Volksvorurtheil war

dagegen, — wie immer; das Volk versteht sein eigenes Interesse nicht. Ludwig XVI. war also klüger oder glücklicher, und selbst der Convent, der doch so Vieles abschaffte, achtete und schonte diese Einrichtung, weil sie erhalten zu werden verdiente. Und welche Einrichtung war es? — Das Leihhaus. Der Convent that sogar noch mehr, er gab diesem Leihhause, um jede Concurrenz abzuschneiden, eine besondere Ermächtigung und ein Local — das Kloster der Weißmängel, das Haus der armen Benedictiner, die man so grausam und unmenschlich verjagt hatte.

Von dem Kloster und der Kirche sind jetzt nur noch die Mauern übrig, und auf den ersten Anblick könnte man das Gebäude für ein Hospital oder Gefängniß halten. Schmale und hohe Fenster ohne irgend einen Schmuck, wohl aber mit festen Eisenstäben versehen; über einer großen Thüre eine ganz verschoffene, ganz entfärbte dreifarbige Fahne, ein Schilderhäuschen und eine Schildwache, das ist, von außen gesehen, das Leihhaus: le grand mont-de-piété, oder die Tante, wie man die wohlthätige Anstalt scherzweise nennt.

Gelangt man an das große offene Thor des ehemaligen Klosters der Weißmängel, und hat man Lust hineinzugehen, so wird man vor sich eine Reihe enger Höfe mit düstern hohen Gebäuden erblicken, die gleich Sieben von zahlreichen Fenstern mit kleinen, matten und schmutzigen Scheiben durchlöchert sind. Es herrscht da eine gewisse schauerliche Stille; man könnte die Gebäude für unbewohnt halten. Ueberall um sich her sieht man dunkle Eingänge und Wendeltreppen, und an allen Wänden lange Säulen von Anschlagzetteln, die über einander gefleht sind, auf denen allen man aber das unbarmherzige Wort Verkauf liest. Und überall in den Höfen, auf dem Pflaster, in allen Hallen liegen Packete, Decken und Ballen, und Träger schleichen still wie Schatten umher. Jedermann, der hier erscheint, sieht schwach und elend aus; Armuth und Elend, auch wohl die Schande, haben ihn entstellt und abgezehrt. Wir finden also keinen Reiz, weiter zu gehen; rasch schreiten wir wieder hinaus. Da auf der Straße ändert sich das Schauspiel; die Beobachtung findet hier auch ihre scherzhafte und malerische Seite. An gewissen Tagen des Monats oder der Woche erfüllt ein ganzes Volk von Trödlern die Rue des Blancs-Manteaux, an den Tagen der Versteigerung im Leihhause. Da wird Alles verkauft, Schmuck- und Trödelsachen, neue und alte Waaren, von dem gestickten Frack und den goldenen Epauletten an bis zur schlechten Jacke des Arbeiters und dem Sammetkleide des Mädchens, die sich von einem Manne unterhalten läßt; von dem Gemälde, dem Meisterwerke eines Künstlers, bis zur goldenen Medaille, der Belohnung eines armen Gelehrten. Juden und Trödler aller Ma-

tionen wandeln fortwährend in der Straße auf und ab, rufen einander an, reden mit einander und zeigen einander, was ihnen zugefallen ist, die Diamanten, Uhren und Schmuckfachen, die sie gekauft haben. Kleiderhändler ziehen in Schaaren da einher, beladen mit Bergen von Beinkleidern, Fracks und Röcken.

Diese Straße hat aber, auch abgesehen von dieser periodischen Physiognomie, ihren eigenthümlichen Charakter. Sie zieht sich dunkel, schmal und geschlängelt hin, wie eine Schlange. Fast alle ihre Häuser sind noch so, wie sie vor zwei- oder dreihundert Jahren gewesen sein mögen, aber mit einem Handelsausdrucke, der einen trüben und widerwärtigen Eindruck macht. Den größten Einfluß hat das Leihhaus auf sie geübt; überall steht man Schilder, auf denen man ungefähr folgende Worte liest: hier werden Leihhauszettel gekauft. Abgeschabte Röcke, die längst aus der Mode gekommen sind, Erdelwaaren aller Art und allerlei Klitter zeigen ihr jämmerliches Elend an den Thüren, während daneben Silberwaaren aller Art, alte und neue, und Schmuckfachen hinter den Fenstern heraus schauen. Die Armuth und die Noth haben ihr Leiden in allen diesen häßlichen Archiven eingetragen. Das Herz fühlt sich bewegt, man schaudert und — geht schnell weiter. Sonnenschein darf man hier nicht suchen, und wenn ja einmal ein verirrter Strahl hereinfällt, so berührt er doch mit seinem goldenen Schimmer kaum die spitzen Firsten der Dächer und die Schornsteine. Die Luft ist feucht und ungesund; fortwährend bedeckt ein schwarzer, zäher, übelriechender Schmutz das Pflaster. Merkwürdiger Weise beginnt diese Straße, die sechsundvierzig Nummern zählt, mit einem Krämer und endiget mit einem Weinhändler, — wie fast alle Straßen, woraus man fast abnehmen könnte, die Krämer und Weinhändler spielten die Hauptrolle in Paris. — Nun werfe man noch einen Blick an das Ende der Straße, da ist der Markt der Weißmängel, ein großes festes Gebäude von Eisen und behauenen Steinen, das wohl im Stande ist, die Nahrungsmittel für diesen volkreichen Stadttheil zu liefern.

Ein Markt und ein Leihhaus! An dem einen Ende der Straße alles, was man braucht, um zu leben, an dem andern mehr als nöthig, um zu verhungern.

Meiner Meinung nach fehlen zwei Dinge der ruhmreichen Geschichte jenes großen Königs, der Franz I. heißt. Es war allerdings schon viel, daß er die Lotterieloose erfand, aber der Nebenbuhler Karls V., Leo's X. und Bayards hätte auch die Leihhauscheine und das Rouge und Noir der Roulette erfinden sollen.

Man sieht es; auch die Könige denken nicht an Alles.



Das Palais Royal.

Die Geschichte des Palais Royal ist der Roman von Paris; es giebt keine fruchtbarern und mannichfaltigern Annalen als die dieses Gebäudes, denen nichts verglichen werden kann. Alles ist darin mit lebensvollem Ausdrucke dargestellt. Die Geschichte hat in diesem Raume wichtige und zahlreiche Thaten vollbracht; sie sah Gewalten, die mit der Königsmacht rivalisirten, sich auf die Stufen des Thrones stellen; sie sah hier Revolutionen beginnen, und die Künste, die Vergnügungen, das Laster, die Arbeit und die Industrie, die Weichlichkeit und die Ausschweifung haben hier ihre großen Affisen gehalten. Alle Arten der Verschwendung und des Kleinodes stießen hier auf einander; nirgendß findet man mannichfaltigere und seltsamere Contraste als die, welche dieser Ort bei jedem Schritte darbietet, denn das Palais Royal war gleichzeitig das Paradies und die Hölle der pariser Welt.

Will man die Erinnerungen wecken, welche sich an das Palais Royal knüpfen, so erscheinen vor dem Geiste die seltsamsten Bilder und die phantastischsten Gestalten; das Chaos der Thatfachen wird durch schauerliche, bald grelle, bald düstere Lichter beleuchtet; kaum ist die chronologische Ordnung eine sichere Leuchte und Führerin, und die Geschichte des Palais Royal muß mit der Phantasie geschrieben werden, denn sie ist das Feenmärchen der Pariser.

Über zwei Klippen sind zu vermeiden. Einige haben aus der Geschichte des Palais Royal ein Kapitel der Chronik einer einzigen Familie zu machen versucht, während Andere darin nichts, als ein Kapitel der französischen Nationalgeschichte sahen. Beides ist falsch; das erstere schmeichelte einem Könige, das zweite einem Volke. Die Geschichte des Palais Royal gehört ausschließlich der Geschichte von Paris an; wenn auch wichtige, folgenschwere Ereignisse hier entstanden, so wurden sie doch stets anderswo beendigt, entweder durch den Sieg oder durch die Niederlage.

Die Entstehung des Palais Royal hat nichts Wunderbares; Richelieu, der einen Hof und Unterthanen hatte, wollte auch einen Palaß haben; da er nicht



Richelieu mit dem Risse des Palais Royal.

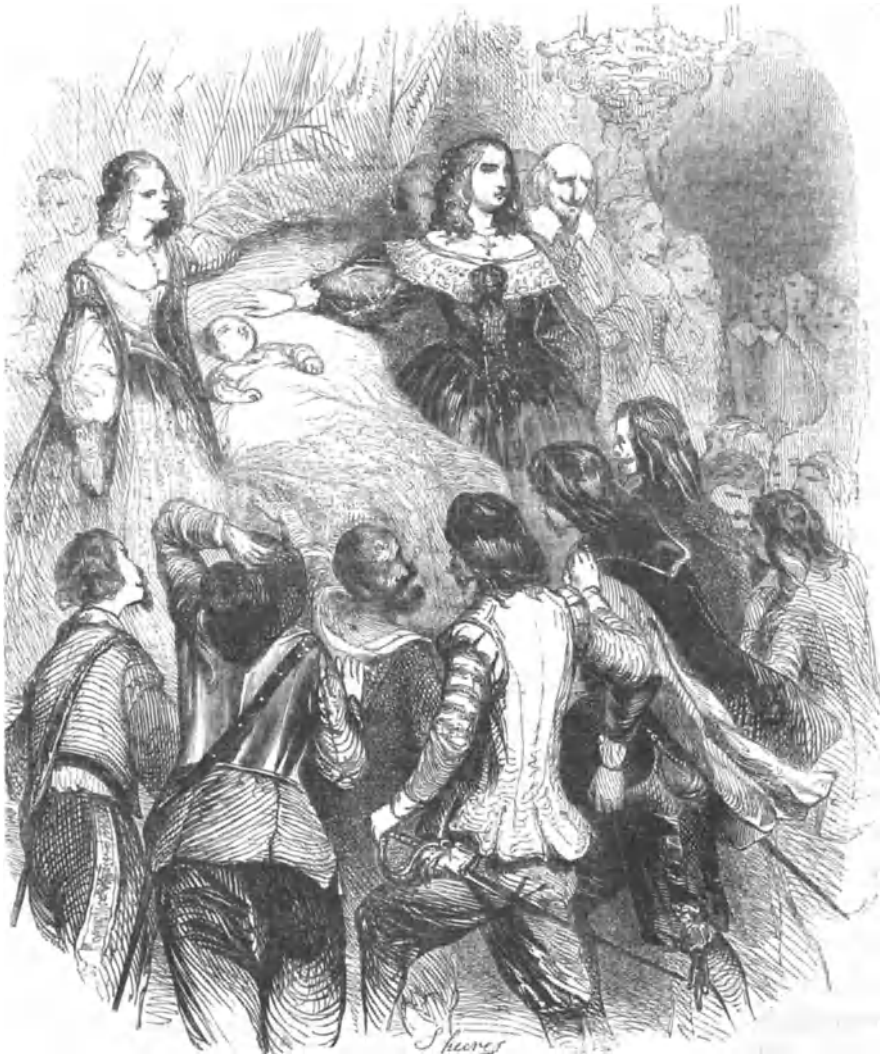
öffentlich zu regieren wagte, so saß er gern zu Hause auf dem Throne, und er gab deshalb seinem Baumeister Jac. Lemercier den Auftrag, ihm eine königliche Wohnung zu erbauen. . . Als Standort wählte man eine Stelle bei der Ringmauer von Paris in der Nähe der Straße St. Honoré. Der Bau, welcher 1629 begann, wurde erst 1636 beendigt. Man nannte ihn damals Palais Cardinal (den Palast des Cardinals). Die Kosten, welche der Bau verursachte, schätzt man auf nicht weniger als 666,618 Livres. Das Hôtel Sillery, das für 150,000 Livres angekauft wurde, machte es möglich, vor dem Palaste einen Platz anzulegen, den Richelieu nicht sah und der erst nach seinem Tode vollendet wurde. Von da aus ließ er die Straße durchbrechen, welche seinen Namen trägt, und die ihn von der prachtvollen Wohnung aus, die er vollendet hatte, gerade auf sein Landgut Grange Batelière führte.

Die großen Ereignisse im Palais Royal waren damals die Aufführung von „Mirame,“ jener Tragödie, welche Richelieu unter den Schutz seiner Ministermacht und seiner Liebe für eine Königin nahm, während Corneille das Schicksal des „Cid“ der allgemeinen Bewunderung anvertraute; sodann das Fest, welches der Cardinal zur Feier der Vermählung seiner Nichte, Clara Clemence de Maille, mit dem Herzoge von Enghien gab, welcher später der große Condé wurde. Die Geschichtschreiber jener Zeit erschöpfen sich in pomphaften Beschreibungen der ersten Aufführung von „Mirame.“ Der Schauspielsaal, den später Molière in Besitz nahm, schien nicht groß genug zu sein; man baute einen andern, der von Pracht strahlte und der, wenn nicht von dem Dichtergenius, doch von dem Reichtume des Verfassers zeugte, denn die Ausstattung und Aufführung des Stückes kostete ihm ungefähr 300,000 Thaler. Das Hochzeitsfest wiederum übertraf alles, was man bis dahin gehört und gesehen hatte. Man gab ein Stück von Desmaret's in einem Saale, auf dessen Bühne man „künstliche Gärten mit Grotten, Statuen, Springbrunnen und große Blumenterrassen am Meere, dessen Wogen den natürlichen glichen, und zwei große Flotten sah, von denen die eine wohl zwei Stunden weit entfernt zu sein schien. . . Dann senkte sich allmählig die Nacht herab, und der Garten, das Meer und der Himmel wurden durch den Mond beleuchtet. Dieser Nacht folgte eben so allmählig und unbemerktlich der Tag mit einer Morgenröthe und der Sonne, die so natürlich ausah, daß sich viele Personen täuschen ließen. Nach der Comödie verfüllten die Wolken eines herabgelassenen Vorhanges die Bühne ganz, und zweiunddreißig Pagen brachten der Königin und allen Damen kostbare Speisen, worauf allmählig unter jenem Vorhange eine von zwei großen

Wfauen gezogene goldene Brücke hervorkam, welche von der Bühne bis zum Platze der Königin gerollt wurde. Sobald dies geschehen war, erhob sich der Vorhang, und statt alles dessen, was man vorher auf der Bühne gesehen hatte, zeigte sich ein großer, goldener, reich geschmückter Saal mit sechszehn Leuchtern von Krystall und einem Throne im Hintergrunde für die Königin, mit Sizen für die Prinzessinnen und mit Bänken an den beiden Seiten für die Damen. Die Königin schritt über die goldene Brücke, geführt von Monsieur, um sich auf ihrem Throne niederzulassen. Ihr folgten die Prinzessinnen und die Damen vom Hofe, geführt von den Prinzen und Herren, und kaum hatten sie Platz genommen, als die Königin in diesem schönen Saale mit den Prinzen und Prinzessinnen, den Herren und den Damen tanzte. Die übrigen Anwesenden sahen dem so wohl geordneten Balle zu, bei welchem alle Schönheiten vom Hofe nicht weniger in ihrem eigenen Glanze, als in dem der reichen Edelsteine strahlten, mit denen sie geschmückt waren. Nach dem Tanze setzte sich die Königin auf ihren Thron und sah lange dem Tanze sehr vieler schönen und gewandten Damen vom Hofe zu. — Aber diese Anführung möge für das Andenken des Cardinals und den Stolz des Palaſtes genügen, über dessen Thor er seinen Titel mit goldenen Buchstaben hatte schreiben lassen.

Am 7. October 1643 verließ Anna von Oesterreich, die Regentin des Reiches und Wittve des Königs Ludwigs XIII., mit ihren beiden Söhnen den Louvre, um das Palais Royal zu bewohnen. Von der ganzen Eitelkeit Richelieu's auf das Gebäude, das er durch den Pinsel Phil. v. Champagne zu einem Tempel seines Ruhmes hatte machen lassen wollen, war nicht einmal der Name übrig geblieben; die Erben des Cardinals verlangten vergeblich die Wiederherstellung der ersten Aufschrift; der Name Palais Royal blieb. Auf die Feste der Regentschaft, die nicht ohne Glanz waren, folgten bald die Unruhen der Fronde. Das Palais Royal war nothwendigerweise das Hauptquartier des Hofes während dessen Aufenthaltes in Paris, aber auch der Mittelpunkt der Kundgebungen, durch welche das Volk die Königin und den Minister zu erschrecken suchte, gegen welche der allgemeine Unwille gerichtet war.

Das Palais Royal sorgt selbst für seine historischen Ansprüche, und die Gemälde, welche es in seinen Galerien aufbewahrt, bilden den Hauptinhalt der verschiedenen Kapitel seines Daseins. So erzählen: die Messe des Cardinals Richelieu, die Stiftung der französischen Academie und der Empfang der ersten Mitglieder derselben im Februar 1635, der Tod, das Testament Richelieu's und die



Anna von Oesterreich zeigt dem Volke ihren schlafenden Sohn.

Ueberlassung seines Palastes an den König Ludwig XIII.; die Ankunft des Cardinals von Rich mit einer zahllosen Menge, welche mit großem Geschrei die Freilassung Brouffets verlangt, 1640; zwei Episoden aus dieser Proclamation, dem schlimmsten Ereignisse der Fronde; die Verhaftung des Prinzen und endlich Anna von Oesterreich, welche dem Volke ihren schlafenden Sohn zeigt, — die Ereignisse, deren Schauplatz das Palais Royal war. Von dem letzten Bilde erzählt man eine neuere Anekdote. Der Herzog von Orleans, der jetzige König Ludwig Philipp, zeigte es seinen Freunden, und Einer von ihnen wunderte sich, daß die Königin mitten unter dem Volke, das an ihren Absichten zweifelte, keine Wachen bei sich habe. „Es sind allerdings Wachen da,“ antwortete der Herzog von Orleans, „man sieht sie nur nicht.“

Anna von Oesterreich that viel für die Verschönerung des Palais Royal, das, trotz der Lobpreisungen seiner Pracht, den Beschreibungen keinesweges entsprach, die man so pomphaft machte, um dem Cardinal zu gefallen.

Am 4. October gab der König Ludwig XIV. den Wünschen seines Volkes nach und kam in seine Hauptstadt zurück, verließ aber noch denselben Tag das Palais Royal, um den Louvre zu bewohnen. Das Palais Royal wurde der Königin von England, Henriette Marie, angewiesen, welche dasselbe bis 1661 bewohnte.

Durch ein Decret vom Februar 1692 erhielt Monsieur, der Bruder des Königs Ludwig XIV., das Palais Royal zur Apanage. Er hatte es bereits seit 1661 bewohnt.

Am 9. Juni 1701 befaß der Herzog von Chartres, der später Regent von Frankreich wurde, das Palais Royal mit dem Erbe seines Vaters, der eben gestorben war.

Im September 1715 zog die Regentschaft Philipps von Orleans im Palais Royal ein, und es begann für dasselbe eine neue Zeit des Luxus, des Glanzes und des Tumultes.

Philipp, Herzog von Orleans, schickte sich an, nachdem er die ersten Hindernisse besiegt hatte, welche sich seiner Regentschaft entgegenstellten, seinem Palaste ein fast königliches Aussehen zu geben; er verschönerte das Gebäude und schmückte es mit einer Gemäldegalerie, von welcher jetzt kaum noch das Verzeichniß nebst einigen Anekdoten übrig ist. Der Hof, welcher sich um den Regenten sammelte, hatte nichts mit dem gemein, welcher Anna von Oesterreich und die beiden Cardinäle umgeben hatte; die Regierung Ludwigs XIV. und der Frau von Main-

tenon war zu Ende, und man fürchtete nichts mehr, als die Sittenstrenge und Frömmigkeit, deren Joch man abgeschüttelt hatte. Philipp machte aus seiner Wohnung einen Ort des Vergnügens, der Freude und Lust; alles sollte da Luxus und Leppigkeit athmen, und sein Wille fand nur zu gute Unterstützung.

In dem Palais Royal herrschte von diesem Augenblicke an eine Freiheit der Sitten, von der lange Erinnerungen und Spuren zurückgeblieben sind. Die Familie des Regenten selbst ging bereitwillig in die Eleganz und die Pracht dieser Unordnung ein. Alles, was die Höflinge und das Volk von den Galanterien der andern Regierungen noch wußten, wurde übertroffen; Karl VII. und Agnes; Franz I., Heinrich II., Heinrich III. und ihre Verschwendungen aus Liebe; Heinrich IV. und seine Maitresses; Ludwig XIV. und seine stolze Zärtlichkeit erblickten in den Gemächern des Palais Royal. Die *Moués*, welche die Lieblinge des Regenten waren, Dubois, sein Minister, und Frauen, denen man nicht leicht einen Namen geben konnte, hatten den Glanz und die Unverschämtheit der Lust über alle Vorstellungen getrieben.

Das Palais Royal empfing tief eingeprägte Merkmale dieser Zeit; es hat den Charakter der Weichlichkeit nie ganz abschütteln können, den die neuere Rede-weise durch das Wort *Regentschaft* bezeichnet hat, welches der Name eines eigenthümlichen Styles in den Sitten, in der Kunst, in der Architectur und in den Manieren geworden ist.

Vor dem Geräusche, mit welchem das Laster dieses Hofes damals das Palais Royal erfüllte, gingen die erhabenen Feierlichkeiten schweigend vorüber und erhielten kaum einen Blick; das Königthum war hier nur ein ungelegener Gast, auf den man auch keine besondere Rücksicht nahm. Die pomphaftesten Feste erblasen vor der Tollheit der geheimen Bacchanalien; die Bankets waren durch die *Soupers* besetzt, und das Ceremoniel der großen Gemächer wurde über den Freuden der *Cabinette* und *Boudoirs* vergessen.

Zu diesen Verschwendungen gehörte eine Goldquelle, und ein Fremder, der Schotte Law, fand in dem Mississippi den goldenen Strom, welcher die Freigebigkeit nähren sollte, die keine Grenzen kannte. Man kennt die beklagenswerthen Thorheiten des Systems, die sich in unsern Tagen theilweise an den Börsen wiederholen. Law schien von dem Palais Royal Besitz genommen zu haben, und es erhoben sich also an diesem Gebäude vorzugsweise und mit der größten Heftigkeit das unsinnige Geschrei derer, welche laut verlangten, daß man ihren Ruin doch beschleunige, oder die wüthenden Stimmen jener, welche die anklagten, die das

Volk schändlich beraubt hatten. Bei einem Tumulte dieser Art blieben Leichname auf den Steinplatten des ersten Hofes des Palais Royal liegen, und der Regent wendete die Augen von diesem blutigen Schauspiel ab.

Am 2. December 1723 starb Philipp, Regent von Frankreich, plötzlich in den Armen seiner Maitresse, der Herzogin von Phalaris.

Ludwig, sein Sohn, wurde durch die Pracht der Wohnung geblendet, die ihm zugefallen war; er schonte den Glanz und nahm keine Veränderung vor.

Dieser Prinz, den die Pracht ohne Zweifel belästigte, dem die Vergoldungen gleichsam die schamlosen Geschichten der Regentschaft zuflüsterten, begab sich in die Abtei Sainte Geneviève, ließ aber doch eine Spur von seiner Anwesenheit im Palais Royal zurück, denn er befahl, den Garten nach einem neuen Plane anzulegen. Zwei schöne grüne Plätze mit Ulmen an den Seiten befanden sich neben einem großen Bassin in einem Halbmonde, der mit Gebäuden und Gipsstatuen geschmückt war. Ueber diesem Halbmonde zog sich eine Gruppe von Linden hin, die einen lieblichen Schatten warfen. Die große Allée besonders bildete eine köstliche, den Sonnenstrahlen undurchdringliche Wölbung.



Partie im Garten des Palais Royal.

Am 6. April 1763, elf Jahre nach dem Tode des Sohnes des Regenten und unter dessen Enkel Ludwig Philipp, vernichtete eine Feuersbrunst den Opersaal, welchen Richelieu hatte bauen lassen. Das wurde eine Gelegenheit zur gänzlichen Umgestaltung des Palais Royal, deren Kosten die Stadt Paris trug. Auch ein Schauspielsaal wurde gebaut, in welchem der Prinz und dessen Familie kleine Stücke aufführten; er war, wie die Zeitgenossen sagen, sehr einfach, sehr hübsch und oval. Diese Vergnügungen, denen sich der Herzog von Chartres mit Eifer hingab, mißfielen seinem Vater, der sie zuerst begünstigt hatte, und im Jahre 1780 trat der Herzog von Orleans auf den Rath der Frau von Montesson, die er insgeheim geheirathet hatte, das Palais Royal seinem Sohne Louis Philipp Joseph ab.

Die Verschwendung des Regenten fand in seinem Urenkel einen würdigen Nachfolger; die Feste erschienen in dem Palais Royal von neuem, und die glänzendste dieser Erinnerungen ist die von dem Empfange des Königs von Dänemark. Es wurde nichts vernachlässiget, um diese Feierlichkeit glänzend zu machen; man ließ die Gitter der Ehrentreppe vergolden, und diese Neuerung wurde lange von den Parisern bewundert.

Unter diesem neuen Besizer erfuhr das Palais Royal eine der wichtigsten Veränderungen.

Welche Gründe man auch dem Entschlusse unterzulegen versucht hat, den der Eigenthümer des Palais Royal faßte und ausführte, eine Thatfache bleibt unbestreitbar, der Zweck nämlich, die Einkünfte zu vermehren, welche die Ausgaben nicht mehr deckten. Er kam deshalb auf den Gedanken, den Garten abzusondern und ihn mit den Gebäuden zu umgeben, welche jetzt die drei Seiten des Umfanges bilden. Die Nachbarn machten heftige Vorstellungen dagegen, und das Parlament mußte sein Urtheil darüber abgeben. Die öffentliche Meinung sprach ihren Unwillen durch beißende Bemerkungen aus; am Hofe spottete man unbarmherzig über die Läden, welche der erste Prinz von Gebliit bauen ließ, um sie an die Kaufleute zu vermietthen. Das größte Bedauern erregte das Niederschlagen der großen Allée, in welcher die Müßigen so gern promenirten und die Neuigkeitsjäger sich versammelten. Es mußten die Kastanienbäume gefällt werden, welche der Cardinal Richelieu gepflanzt hatte und die sich durch ihren Umfang auszeichneten, und auch der berühmte Baum von Krakau fiel, an dessen Fuße die Gesichte des europäischen Nordens trotz den Königen, den Armeen, Gesetzen und Ereignissen geregelt worden waren.

Am 8. Juni 1781, während man mit diesen Arbeiten beschäftigt war, brannte das Opernhaus zum zweitenmale, und das Palais Royal verlor es nun ganz. Das Schauspiel wurde provisorisch in einen Saal verlegt, den man in der Eile an dem Thore St. Martin erbaute und der noch steht.

Diese Einrichtungen störten alle Pläne. Man wollte zuerst die Hauptfacade nach dem Plage zu beibehalten und durch Colonnaden und Bauten über den Galerien den Raum zwischen dem Palaste und dem Garten in zwei Theile sondern. Der Prinz gab die Hoffnung nicht auf, die Oper wieder zu erlangen, die er ungern einbüßte; er befahl deshalb, die Arbeit an den Colonnaden zu unterbrechen und ließ den Schauspielsaal bauen, den das Théâtre Français jetzt inne hat. Im Innern des Palastes hatten die Familienbedürfnisse allmählig viele Veränderungen nöthig gemacht, und fast gleichzeitig erhob sich am Ende einer der Gartengalerien ein anderer Schauspielsaal, jener der petits comédiens du comte de Beaujolais, der seitdem, aber mit bedeutenden Veränderungen, das Theater des Palais Royal geworden ist.

Von nun an verschwand alles Großartige; die Speculation beutete die dreifache Galerie aus; der Garten sah die Spaziergänger zurückkommen. Das Publicum bemächtigte sich dieser allen Zerstreuungen geöffneten Promenade und vergaß bald die ersten Klagen; die Menge maßte sich den Ort an, den der Prinz mit den Seinigen erst genießen konnte, nachdem die Thore geschlossen waren.

Im Jahre 1786 stand der Garten des Palais Royal auf dem Gipfel seines Rufes; er war der Ort, wo die Stutzer der Stadt und des Hofes sich am liebsten aufhielten; die Fremden eilten von allen Seiten herbei, und die leichtfertige Galanterie fand sich ein. Mitten in dem Garten hatte man einen Circus gebaut, der originell verziert war, wie ein Bosket mit Blumen und Gebüsch aussah und durch Springbrunnen erfrischt wurde. Wir erwähnen diese Einrichtung, weil ihr vielleicht das Palais Royal die großen Geschicke verdankt, denen sich unsere Erzählung nähert. Der Circus, der anfangs zu Reitübungen bestimmt war, in dem aber kein Pferd erschien, wurde zu Festen, Bällen zc. benutzt. Rose war der erste Restaurateur dafelbst; es versammelte sich da der Club des eisernen Mundes; im Jahre 1799 brannte er nieder.

Es war im Jahre 1789, und die Politik beschäftigte alle Gemüther, aber nichts konnte die Neugierde des Volkes befriedigen; die Journale fehlten seiner Ungeduld, und man konnte sich nur durch Gespräche über das unterrichten, was man wissen wollte und woran so viel gelegen war. Das Palais Royal war

der Mittelpunkt, wohin sich alle diejenigen begaben, welche begierig nach dem geringsten Gerüchte haschten. Diese Versammlungen nahmen von Tage zu Tage zu, und das Volk strömte von allen Theilen der Stadt da zusammen, um Neuigkeiten zu erfahren und sich über die Lage des Staates zu unterrichten. Erkennt man darin nicht die Anfänge der Zeitungen? Das Wort that damals, was jetzt die gedruckte Oeffentlichkeit thut. Kam eine Person von Versailles, so wurde sie sogleich von der Menge umringt und mit Fragen über den Hof, das Ministerium und die Generalstaaten bestürmt, und dann commentirte man, was man erfahren hatte.

Dieser Zustand hatte etwas Beunruhigendes und war gefährlicher, als die so gefürchtete Presse. Erstlich öffnete er allen Lügen, allen Irrthümern und Uebertreibungen Thor und Thüre. Man könnte glauben, Beaumarchais habe für solche Versammlungen jenen Gedanken geschrieben, es gebe kein noch so albernes Gerücht, das man den Müßiggängern einer großen Stadt nicht glaublich machen könne, wenn man nur einigermaßen klug zu Werke gehe. Man sieht leicht ein, welchen Einfluß ein Redner auf diese beweglichen, gelehrigen, jedem Eindrucke zugänglichen Massen ausüben konnte; nichts vermochte den Sturm zu beschwören, den einige wohlklingende Worte, oder der Ausdruck gewisser Gesinnungen zu erregen im Stande sein mußten; die Vernunft würde nicht gehört worden, sie würde vielmehr durch den ersten Tumult betäubt und bald zum Schweigen gebracht worden sein. Das so zusammengedrängte Volk erkannte denn auch bald seine Stärke; die Leidenschaften entflammten sich durch die Berührung; von der Vorstellung zum Handeln, von dem Gedanken zur Ausführung war der Uebergang sehr rasch und leicht. Die Versammlungen waren ein Haufen von Brennstoffen, den ein Funke in Flammen setzen konnte.

Und so geschah es.

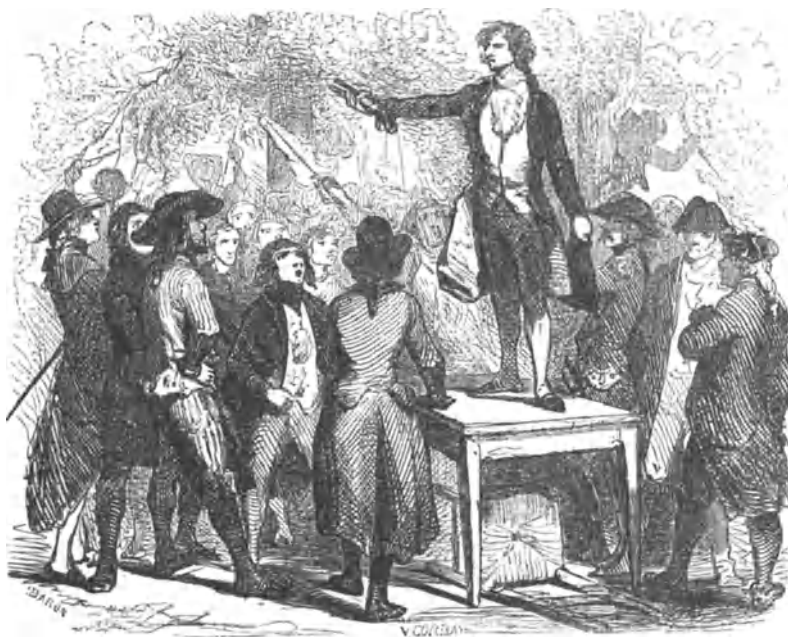
Necker hatte die Leitung der Staatsangelegenheiten einem neuen Cabinet abgetreten. Paris hatte diese Nachricht mit Entrüstung vernommen; auf allen Plätzen bildeten sich Gruppen, und im Garten des Palais Royal war das Gedränge ungeheuer. Es war am 12. Juli 1789.

Unter einem dieser Haufen, welcher am aufgeregtesten zu sein schien, schallte eine Stimme über alle andern hinweg; sie schlug vor, die Waffen zu ergreifen und als Erkennungszeichen eine neue Cocarde anzunehmen. Der Mann selbst, von dem dieser Vorschlag ausging, erzählt den Vorfall mit folgenden Worten:

„Es war halb drei Uhr; ich hatte dem Volke an den Puls gefühlt; mein Zorn war Verzweiflung geworden. Die Gruppen waren allerdings bestürzt und

aufgeregt, schienen aber zum Aufstande nicht eben geneigt zu sein. Nur drei junge Männer besaßen, wie ich zu erkennen glaubte, großen Muth; sie hielten einander an den Händen, und ich sah, daß sie in derselben Absicht, wie ich, in das Palais Royal gekommen waren. Einige ruhige Bürger folgten ihnen. „Meine Herren,“ sagte ich zu ihnen, „das Volk beginnt sich zu sammeln; es muß sich Einer von Ihnen aufopfern, auf einen Stuhl steigen, und die Leute anreden.“ — „Treten Sie auf!“ — „Gern.“ Alsbald wurde ich fast auf den Tisch gehoben, und kaum stand ich da, als ich mich von einer unermesslichen Menge umgeben sah. Meine kurze Rede, die ich nie vergessen werde, lautete also:

„Mitbürger, es ist kein Augenblick zu verlieren. Ich komme von Versailles. Herr Necker ist entlassen worden, und diese Entlassung ist das Zeichen zu einer neuen Bartholomäusnacht der Patrioten. Heute Abend werden alle schweizerischen und deutschen Bataillone von dem Marsfelde ausrücken, um uns niederzumachen; es bleibt uns nur ein Rettungsmittel übrig: daß wir zu den Waffen greifen und Cocarden annehmen, um einander zu erkennen.“ — Die Thränen standen mir in den Augen, und ich sprach mit einem Ausdrücke, den ich nie werde wieder treffen



Camille Desmoulins.

noch beschreiben können. Mein Antrag wurde mit endlosem Beifalle aufgenommen. Ich fuhr fort: „Welche Farbe wollt Ihr?“ — Jemand rief mir zu: „wählen Sie!“ — „Wollt Ihr Grün, die Farbe der Hoffnung, oder das Cincinatus-Blau, die Farbe der amerikanischen Freiheit und der Democratie?“ — Da riefen Stimmen: „Grün, die Farbe der Hoffnung!“ Ich fuhr dann fort: „Freunde, das Signal ist gegeben; die Spione und die Helfershelfer der Polizei starren mich an. Aber ich werde wenigstens nicht lebendig in ihre Hände fallen.“ Dabei zog ich zwei Pistolen aus der Tasche, und dann fuhr ich fort: „Alle Bürger mögen meinem Beispiele folgen!“ Ich stieg herunter und wurde in Umarmungen fast erdrückt. Einige schlossen mich an ihr Herz, andere benetzten mich mit ihren Thränen. Ein Mann aus Toulouse, der wegen meines Lebens besorgt war, wollte mich nicht verlassen. Unterdeß hatte man mir ein grünes Band gebracht; ich steckte zuerst etwas davon an meinen Hut und vertheilte dann Stückchen davon an die Umstehenden. Da sich aber ein Volksvorurtheil gegen die grüne Farbe erhob, so wählte man dafür die drei Farben, welche später für die Nationalfarben erklärt wurden.“

Dieser Mann war Camille Desmoulins, und dieser Tag der erste Tag der Revolution.

Am andern Tage stürzte die Bastille unter den Streichen des Volkes zusammen. — Vier Jahre später hielt ein Karren vor dem Palais Royal. Er führte den Herzog von Orleans, welcher seinem Titel entsagt und den Namen Philipp Egalité (Gleichheit) angenommen hatte, zum Blutgerüste.

Der Saal des Théâtre Français war unterdeß gänzlich vollendet worden; die andern Bauten dagegen hatte man nicht zu Ende führen können. Statt der projectirten Colonnaden hatte man Breterhütten aufschlagen lassen, welche drei Reihen Buden und zwei offene Galerien bildeten. Diese Hütten nannte man das Tartaren-Lager, später die hölzernen Galerien. Die provisorischen Bauten standen dreiundvierzig Jahre.

Am 11. Juli 1790 erklärte die gesetzgebende Nationalversammlung, das Vaterland sei in Gefahr, und diese Erklärung, welche man auf allen Plätzen in Paris ausrief, wurde in dem Palais Royal mit außerordentlicher Feierlichkeit bekannt gemacht. Am 12. Juli gleich früh wurde sie nach Kanonenschüssen ausgerufen; um zehn Uhr kamen die städtischen Beamten in zwei Abtheilungen zu Pferde aus dem Stadthause und ließen in ihrer Mitte von einem Nationalgardisten eine dreifarbige Fahne tragen, auf welcher man las: Mitbürger, das Vaterland ist in Gefahr. Vor und hinter ihnen zogen mehrere Recruten in Begleitung

von zahlreichen Nationalgardisten. Die Fahne, das Signal der Gefahr des Vaterlandes, war mit vier Fähnchen geschmückt, und auf jedem derselben las man eines der Worte: Freiheit, Gleichheit, Oeffentlichkeit, Verantwortlichkeit. Eine passende Musik eröffnete den Zug.

Der Präsident hatte im Namen des gesetzgebenden Körpers folgende Formel gebraucht:

„Zahlreiche Truppen nähern sich unsern Grenzen; alle die, welche die Freiheit haßen, bewaffnen sich gegen unsere Constitution.

„Mithürger, das Vaterland ist in Gefahr.

„Mögen Alle, die bereits das Glück gehabt haben, die Waffen für die Freiheit zu ergreifen, sich erinnern, daß sie Franzosen und frei sind; mögen ihre Mithürger im Hause für die Sicherheit der Personen und des Eigenthumes sorgen; mögen die Behörden des Volkes darüber wachen, daß Alles in der Ruhe der Kraft bleibe und daß sie zum Handeln das Signal des Gesetzes abwarten, und das Vaterland wird gerettet werden.“

Das Palais Royal, das bereits durch die Nationalverkäufe verkleinert war, wurde mit dem Staatseigenthume vereinigt. Es büßte so für das Aergerniß seines frühern Glanzes, wurde von denen erfüllt, welche die Laster und Ausschweifungen eines wahnfinnigen Volkes ausbeuten, und auf alle mögliche Weise benutz. Man richtete da ein Spielhaus ein; Küchen und Säle von Restaurateuren nahmen die Gemächer ein; das eine Theater, das Theater der Republik, ging ganz zu Grunde, und das andere versank tiefer und tiefer.

Unter dem Consulat wurden die Verkäufer verjagt; das Tribunal hielt seine Sitzungen in einem Saale, den Blero entwarf und Beaumont ausführte, und der sehr geschickt angelegt war. Der 1801 erbaute Saal des Tribunats wurde indeß 1827 zerstört, nachdem er bereits dreizehn Jahre als Palastkapelle gedient hatte. Im Jahre 1807 übertrugen der Beschluß des Senats vom 19. August und das kaiserliche Decret vom 29. d. M. dem gesetzgebenden Körper die constitutionellen Befugnisse des Tribunats. Das Palais Royal wurde mit dem ordentlichen und außerordentlichen Krongute vereinigt, dem es bis 1814 angehörte. Napoleon besuchte es ein einziges Mal und kam in ihm nicht über den zweiten Saal hinaus; nichts konnte sein ungünstiges Vorurtheil zerstören, das er gegen dieses Gebäude hatte.

Die Börse und das Handelsgericht erhielten provisorisch ihren Aufenthalt in ihm.

Die Rückkehr des Herzogs von Orleans, des jetzigen Königs Ludwig Philipp, in das Palais Royal wird von Vatout, der ein Werk über die königlichen Schlösser geschrieben hat, mit folgenden Worten geschildert:

„Im Jahre 1814 kehrt ein erlauchter Verbannter in sein Vaterland zurück; er erscheint allein und ohne sich zu erkennen zu geben, in dem Palais Royal. Der Thürsteher, der noch die kaiserliche Livrée trug, wollte ihn nicht eintreten lassen; er dringt aber darauf, geht weiter, bückt sich und küßt ehrfurchtsvoll die Stufen der großen Treppe. — Es war der Erbe der Herzoge von Orleans, der in den Palaß seiner Väter zurückkehrte.“

Während der hundert Tage wurde das Palais Royal von dem ältern Bruder Napoleons, Lucian, Fürsten von Canino, bewohnt.

Nach dieser Zeit beschäftigte sich der Herzog von Orleans, der in den Besitz der nicht verkauften Güter getreten war, welche sein Vater besessen hatte, unablässig damit, das Palais Royal wiederherzustellen.

Seit der Aufhebung des Tribunats bis 1814 war das Palais Royal als Wohnung verödet gewesen; in dem Erdgeschoße befanden sich nur, wie erwähnt, die Börse und das Handelsgericht.

Welches Leben und welche Bewegung herrschten da in den Galerien! Das Palais Royal bildete gleichsam eine Hauptstadt in der Hauptstadt; die Pracht seiner Läden war allgemein berühmt, und wurde in der ganzen Welt besprochen. Die Fremden und die Franzosen aus den Provinzen, Alle, welche nach Paris kamen, eilten zuerst in das Palais Royal, das, ein Weltwunder, als Tempel des Geschmacks und der Mode angesehen wurde; über ihm vergaß und verschmähte man Alles; Alles, was anderswo als in dem Palais Royal gekauft war, hatte keinen Werth. Auch ist es nicht zu bestreiten, daß damals dem Glanze dieses Ortes nichts gleichkam; es hatte aber auch andere Reize, denn es war der Mittelpunkt der Vergnügungen, deren ausschließliches Privilegium es hatte. Die Restaurateure des Palais Royal galten, und nicht mit Unrecht, für die ersten Köche in Europa; in ihren Kellern lagen die trefflichsten Weine, und der Geschmack, die Eleganz und die tabellose Bedienung erhöheten diese Vorzüge noch. Die Caffeehäuser entfalteten einen damals an andern Orten unbekanntem Glanz; Spielhäuser hielten bei jedem Schritte ihre lockenden Verheißungen dar; Damen, die von Jugend und Schönheit strahlten und in einem Schmucke glänzten, gleich Feen, die man im Traume sieht, wandelten in den Galerien hin; andere hielten sich in dem Schatten des Gartens

auf, und überall fand man Lächeln, süße Lockungen, herausfordernde Blicke. Man konnte sich unter die Hallen des Harems oder in die Gärten des Kalifen versetzt halten, unter Dbalisten, denen es frei stand, zu lieben und zu beglücken, wen sie wollten. In der ersten Etage beleuchtete der Punsch die Fenster, und sein Schein verdoppelte die Trunkenheit der Sinne; alle Fenster flammten, und überall erkannte man unter tausend Formen Lockungen, Lachen, Lust und Vergessen aller Nebel. Unten in den Kellern schallte festlicher Jubel; hier wurden Wunder der Gewandtheit vollbracht, dort gab es ein Concert von Musikern, die als Wilde verkleidet waren; weiterhin zeigten Bauchredner ihre Kunst, und überall fanden sich die zauberischen Blicke, überall jene Bajaderen, deren Verdorbenheit sich unter so viel Anmuth verbarg.

Die hölzernen Galerien mit einer doppelten Reihe von Modenhandlungen, in denen man junge hübsche Gesichter mit ewigem Lächeln bemerkte, waren der Lieblingsplatz der Abendspaziergänger. Die Menge drängte sich da zusammen, ohne auf das schlechte Aussehen, auf die feuchten Ruinen, auf den schmutzigen Fußboden und die bösen Ausdünstungen zu achten, welche durch die große Anzahl auf einem Punkte zusammengedrängter Menschen noch erhöht wurden, und hier äußerte sich die Verführung am zudringlichsten. Man kann sich jetzt kaum eine Vorstellung von den freien Reden jener Zeit und der unbegreiflichen Keckheit der Geberden und Haltung machen; aber niemand wurde damals dadurch verlegt. Die Promenade im Palais Royal war für alle Classen ein unabweisliches Bedürfniß, wie das Palais Royal den Mittelpunkt des civilisirten Europa bildete. Der unermessliche reiche Bazar, dieser immer offene Harem, diese Gelegenheit zu allen Ausschweifungen zog die Menge an, erfreute sie und hielt sie fest. Hier verschwanden namentlich die Soldaten das Gold, das sie aus den Hauptstädten Europa's mitgebracht hatten. So fand auch die Invasion von 1814 das Palais Royal, zu dessen Eroberung sich ganz Europa verbunden hatte. Man erzählt, manche deutsche Offiziere hätten sich so sehr gesehnt, das Palais Royal zu sehen, daß sie in die Galerien geritten wären. Der Handel hat keinen Patriotismus; in einem Augenblicke und wie mit einem Zauberschlage zeigte das Palais Royal an allen Fenstern seiner Läden die Uniformen, die Kopfbedeckungen, die Schnuren, Waffen ic. der Neuangewandten, die sich nach Wien, Berlin und St. Petersburg versetzt halten konnten. Man verdoppelte die Lockungen, um die Fremden zu fesseln, die entzückt waren und nicht daran dachten, sich zurück zu halten; sie bereicherten das Palais Royal, das damals im Gipfelpunkte seines Glanzes stand. Die Pariser erzählen

wunderbare Geschichten von den Ausgaben, welche die Fremden in diesem irdischen Paradiese machten.



Die Alkürten im Palais Royal.

Die hundert Tage gaben dem Palais Royal ein unruhiges Aussehen, und nach der Rückkehr der Bourbons erfuhr es schmerzliche Repressalien. In einem Kaffeehause wurden alle Fensterscheiben mit Säbeln eingeschlagen, die nie gezogen worden waren, als zu dieser Heldenthat. Dieses Kaffeehaus selbst übergab man den öffentlichen Mädchen, die hier die ekelhaftesten Ausschweifungen begingen. Andere Kaffeehäuser suchten das Publicum dadurch anzuziehen, daß sie die Gäste durch hübsche Mädchen, statt durch Kellner, bedienen ließen, und es entstand ein so übertriebener Wettstreit in Luxus und Pracht unter denselben, daß mehrere zu Grunde gingen. In einem dieser Kaffeehäuser saß eines der schönen Limonadenmädchen am Schenktische auf einem Sessel, welcher der Thron des Königs von Westphalen gewesen war.

Das Kaffeehaus Lemblin war fünfzehn Jahre hindurch der Mittelpunkt der Opposition.

Der Herzog von Orleans, der das Palais Royal bewohnte, ließ bedeutende Arbeiten an demselben beginnen, um namentlich die schmutzigen schlechten Buden und Gebäude durch bessere und edlere zu ersetzen. Diese Bauten wurden 1829 durch die große Galerie Orleans vollendet.

Im Jahre 1830 gab der Herzog dem Könige von Neapel, seinem Schwager, ein Fest, bei welchem sich auch Karl X. einfand und das Palais Royal bot Alles auf, um sich für diese Ehre dankbar zu bezeigen. Das Volk befand sich in dem erleuchteten Garten. Mit einemmale verbreitete sich unter der Menge eine Aufregung, ohne Ursache und Zweck; man stieg über die Barrieren, warf Stühle an der Statue des Apollo zusammen und zündete diesen Scheiterhaufen an. Da kam die Wache; die Soldaten trieben, auf Befehl ihrer Offiziere, die Bürger barsch zurück; der Unwille steigerte sich, man leistete Widerstand und es mußten mehrere Verhaftungen vorgenommen werden. In diesem kleinen Aufruhr hat man das Vorspiel zu der Revolution von 1830 gesehen; so viel ist wenigstens gewiß, daß er ein Zeugniß von der allgemeinen Aufregung und Mißstimmung gab.

Dies geschah, als eben Karl X. ausrief: „schönes Wetter für meine Flotte von Algier!“ — Herr von Salvandy hatte denselben Abend geäußert: „wir tanzen auf einem Vulkan.“

Am 28. Juli 1830 wurden in dem Garten des Palais Royal von jungen Männern, die sich auf Stühle gestellt hatten, laut die Journale vorgelesen, welche trotz den Ordonanzen erschienen waren und von da aus begab man sich zu den Pressen, welche der Beschlagnahme Widerstand entgegensetzten.

Während der Julitage blieb das Palais Royal still und verlassen; die Kugeln der Schweizer pflüchten bisweilen durch die Galerie, um sie frei zu erhalten. Am dritten Tage aber war der Kampf an der Colonnade und vor dem Balcon des Théâtre Français, so wie auf dem Plage vor dem Palais Royal einer der erbittertsten.

Als das Volkskönigthum im Palais Royal eingesetzt wurde, waren der Hof und alle Zugänge viel zu enge für die Volksmenge, welche unablässig den König rief; das Königthum wäre in dieser herzoglichen Wohnung erstickt; es zog also aus und begab sich in die Tuileries. Es ist auch nicht gut, wenn die Großen der Erde so sehr in der Nähe gesehen werden; hätte sich die Regentschaft entfernt von den Blicken des Volkes gehalten, würde sie minder verhaßt gewesen sein.

So strebte Richelieu, welcher das Palais Royal bauete, nach dem Throne Ludwigs XIII. und maßte sich dessen Gewalt an; der Regent war beinahe König und der Herzog von Orleans, Ludwig Philipp, bestieg endlich den Thron wirklich.

Die Spielhäuser wurden aufgehoben und dies war der Todesstreich für das Palais Royal.

Der Raum vor der Rotunde, am nördlichen Ende des Gartens, ist unverändertlich für Stellbischeine bestimmt. Bei Friedland wurde zum Angriffe geblasen und zwei junge Offiziere zogen in verschiedenen Richtungen gegen den Feind. „Adieu!“ rief der eine. „Auf Wiedersehen!“ antwortete der andere. — „Wo?“ — „Im Palais-Royal nach vierzehn Tagen um fünf Uhr.“ — „Vor der Rotunde?“ — „Ja.“ — „Vorwärts.“



Eine Bestellung vor der Schlacht.

Sie kamen pünktlich zum Stellbischein.

Wenn im April die Theater geschlossen sind, strömen alle Schauspieler aus Frankreich im Palais Royal zusammen, um neue Engagements zu suchen und sich unterdes in der Sonne zu wärmen. Auch die Schneidergesellen, wenn sie sich einmal zusammenrotten, finden sich in den Alleen dieses Gartens zusammen.

Das Palais Royal ist nicht bloß das gelobte Land des Reichthums, sondern

auch der Zufluchtsort der Armuth; sie zieht da in Lumpen umher, welche leider fast immer eine Erinnerung an bessere Tage zeigen. Im Sommer sammelt sich im Garten an den Tischen des Kaffeehauses Foy die gesammte Schriftstellerwelt, und doch ist gegen sonst das Palais Royal traurig und öde. Es theilt das Schicksal aller Gewaltigen, die gefallen sind. Viele Läden sind zu vermietthen; viele Kaffeehäuser sind geschlossen; Abends sind die Fenster dunkel, die sonst in hellem Lichte strahlten. Am Tage wird der Garten durch schmutzige Annen, durch noch schmutzigere und lästigere Gassenbuben und durch häßliche Kinder gefüllt. Der Palast ist prächtig, der Garten ist schön und enthält manche Schätze, aber die Freude ist von ihm gewichen. Wenn er seinen Glanz wieder erhalten sollte, müßte man ihm seine angenehmen Laster wiedergeben. Er war ein Wüßling, der ein lustiges Leben führte; jetzt hat man ihn befehrt; er denkt an das Heil seiner Seele, aber er stirbt auch vor Langeweile.



Gruppe im Garten des Palais Royal.



Straße Saint Florentin.

Die Straße Saint Florentin beginnt in der Straße Rivoli und endigt in der Straße St. Honoré; sie hat nur dreißig Häuser und ihre Geschichte liegt ganz in den Namen gewisser Personen, welche unter Ludwig XIV. das Geldwesen, unter Ludwig XV. die Regierung und die Willkür, unter der Herrschaft des Nationalconvents den fremden Adel, unter dem Kaiserreiche und während der Restauration die französische Diplomatie und unter der Herrschaft der constitutionellen Gleichheit von 1830 die Geldaristokratie vertraten.

Vier dieser großen Namen, von denen wir sprechen, gehören bereits der Geschichte an, die sie streng gerichtet hat; der fünfte steht noch in der Macht, dem Reichthume, den Freuden, Eitelkeiten und Intriguen dieser Welt. Betrachten wir diese berühmten Männer.

Der erste ist groß, hager, dürr, lächerlich; er trägt sich kostbar: ein Wamms von schwarzem Sammet, mit Stickereien bedeckt und mit rosa Atlas gefüttert; eine scharlachrothe, gestickte und mit goldenen Franzen besetzte Weste; blaulich weiße seidene Strümpfe, die über die Knie gezogen sind und durch Kniebänder mit Brillanten gehalten werden; Spitzenmanschetten, Ringe an allen Fingern und blizende Schuhschnallen. So geht er einher und berechnet, was er gewann und was er sonst besaß und er seufzt darüber, daß er dem insolventen Alter Ludwigs XIV. noch einige Hände voll Gold geliehen hat. Wir sehen in ihm den Geldmann *Samuel Bernard*.

Der zweite ist ein mit den Flittern des achtzehnten Jahrhunderts bedeckter großer Herr. Er lächelt sich selbst an, zeigt seine reichen Stickereien, zieht auf einmal seine zwei Uhren heraus, nimmt eine Priße spanischen Tabaks, spielt mit der Degenfchleife und hüpfst einher wie die geschickteste Marionette aus dem *Deil-de-Boeuf*. Er denkt an nichts als an die Trivolitäten der frühern Regierung, spricht mit seinen Unglücksgefährten von *Sr. Majestät Ludwig XV.* und von dem kleinen Leber in Versailles, rühmt sich, die Ehre gehabt zu haben, dem Könige das Hemd reichen zu dürfen, spricht übel von der Favorite, *Madame Dubarry* und ist stets entzückt von den *Emailetuis*, von den glänzenden Damasten, den *veloutierten* Tapeten, den gemalten Holzschnitzereien, den *Trumeaux*, den Schäferstäben, den Affen, den kleinen Negern, den plauderhaften Sophas, den Sächern von *Banloo*, den erotischen Uhren, dem Puder, den Schminkeflästerchen, der Schminke und von allen kleinen Wundern und aller niedlichen Pracht des achtzehnten Jahrhunderts. Seltsam! Auf dem prächtigen Tracte, der mit Edelsteinen und goldenen und silbernen Blumen bedeckt ist, trägt der Mann statt des Ludwigskreuzes einen eisernen Schlüssel, der ohne Zweifel irgend eine geheimnißvolle Thüre öffnete. Ist es der Schlüssel *Blaubarts*? Der Schlüssel eines Geizigen? Ein *Kammerherrnschlüssel*? Nein; es ist der Schlüssel der Bastille und wir sehen in dem glänzenden Herrn den berühmten *Ausstheiler der Lettres-de-cachet*, den Herzog von *Lavrillière* oder den Grafen von *Saint Florentin*, wie man will.

Dieser arme Greis, der mit feierlicher Bedächtigkeit, mit nachlässigem Adel geht und auf seiner Stirn die Spur von allen menschlichen Schmerzen trägt, ist ein *Grand* von Spanien erster Classe, der ehemalige Freund und ehemalige Mitschuldige *Ferdinands VII.*, ein schwacher, aber ehrlicher *Castilianer*, den man sonst den Herzog von *Infantado* nannte.

Der letzte und größte dieser Männer, welche uns bei dieser Wanderung

interessiren, hat das einfache Aussehen der pariser Gesellschaft unserer Zeit; er wußte seiner ganzen Person den Ernst eines tiefkönnigen Staatsmannes und die Eleganz eines Weltmannes zu geben. Als er noch lebte, sagte man, er sei gebrechlich, und er hinkte wirklich wie der geistreiche Teufel in dem Romane Lesage's, und trug eine Krücke wie der hinkende Teufel. Er hat allerdings oft auf der Erde gehinkt, um nie zu früh zu kommen, oft auch, um zu spät zu kommen. Welchen Namen führte der Mann! — einen schrecklichen Namen, welcher die gewandteste, die schlaueste, die geistreichste Person des sonstigen und des jetzigen Frankreich barg, einen gesetzgebenden Bischof, einen revolutionären Royalisten, einen ausgewanderten Republikaner, einen kaiserlichen Minister und constitutionellen Gesandten, welcher in seiner Jugend schon den sinnreichen Sagen des Heidenthums die beiden symbolischen Gesichter des Janus entlehnt hatte, das eine, um in die Vergangenheit, das andere, um in die Zukunft zu blicken. — Wir fühlen in uns den Stolz nicht, Lob oder Tadel über diesen Priester, diesen Edelmann, diesen Diplomaten aussprechen zu wollen, der in einigen Jahren so viele Jahrhunderte lebte, der geistreich zu sein anfing, als er mit Voltaire sprach; der Arm in Arm mit Sieyès und dem dritten Stande ging; der den sterbenden Mirabeau tröstete, indem er mit ihm von dem Vaterlande und von der Freiheit sprach; der Kriegsschiffe mit dem Gelde der französischen Geistlichkeit ausrüstete, um dem aufgestandenen America beizustehen; der Bonaparte bei dem Aufgange seines Ruhmes begrüßte und bei dem Sturze seines Reiches, seiner Macht und seines Namens so schnell verläugnete; der im Jahre 1814 ein neues Königthum erfand, um es dann zu verlassen und zu verurtheilen, um ihm Lebewohl zu sagen, wie er ihm „guten Tag“ gesagt hatte, lächelnd, geistreich, spottend über die Restauration, welche sein Werk war. Wir haben da vor uns neben Samuel Bernard, dem Herzoge von Infantado und dem Herrn von Saint Florentin, den Fürsten von Berigord-Lalleyrand.

Denken wir uns die berühmten Sünder bei einander im Fegefeuer; sie werden sich da unter einander zu trösten suchen und sich an das erinnern, was sie auf der Erde gesagt und gethan haben; freuen aber werden sie sich nicht, wenn sie erfahren, daß sie eine und dieselbe Straße, vielleicht ein und dasselbe Haus in dem ärmlichen Schmutzwinkel bewohnt haben, den man Paris nennt. Setzen wir uns schweigend nieder und hören wir die Gespräche dieser Todten mit an.

Samuel Bernard. Wissen Sie, mein lieber Herzog von Lavrillière, daß Sie ohne meine Eitelkeit und besonders ohne die thörichte Vorliebe Chamillarts



Samuel Bernard der Herzog von Infantado, Herr v. Saint Florentin und der Fürst Talleyrand.

für mich niemals die Ehre gehabt haben würden, Ihren Namen Saint Florentin einer StraÙe in Paris zu geben? Nichts ist einfacher; der Finanzcontrolleur, von dem ich spreche, hatte sein politisches Glück dadurch gemacht, daß er mit dem großen Könige Billard spielte und weil ich mit dem armen Finanzminister ebenfalls Billard spielte, fand ich bald Gelegenheit, die erste Million zusammenzubringen. In dem ministeriellen Leben Chamillarts unterstützte die Carambolage das Genie des Staatsmannes; in meiner Finanzlaufbahn kam die Carambolage dem Ehrgeize und der Klugheit eines Geldmannes zu Hilfe. Chamillart wußte sich das kostbare Vertrauen des Fürsten zu erwerben, ich aber erlangte die Gunst der Fortuna, die mir ihre Hand zu reichen geruhete — die linke Hand und mit dieser linken Hand brachte mir meine schöne Göttin eine Mitgift von drei und dreißig Millionen Livres zu.



Samuel Bernard und die Glücksgöttin.

Als ich wohlhabend, reich, ein Millionair war, fiel mir ein, einen kostbaren Palast, einen wahren Königspalast an der schönsten Stelle des Siegesplatzes zu bauen. Meine Wohnung hatte ihres Gleichen nicht und es fehlte meiner Pracht und meinem Stolze nur ein Stückchen Adel, ein Wappen, ein kleines Zweiglein irgend eines Stammbaums. Leider war mein Freund Gozier unerbittlich; er wollte in meiner Familie durchaus keinen berühmtern Mann finden als einen armen Künstler.

Samuel Bernard unterhandelte aber, ob adelig oder nicht, mit den Großen des aristokratischen Frankreich auf dem Fuße der Gleichheit; der ganze Hof Ludwigs XIV. erschien in meinen Vorzimmern, um meinen Verdiensten zu huldigen und die Gold- und Silbermünzen aufzuheben, welche aus meinem Füllhorne fielen. Erlauben Sie, mein werther Herzog, daß ich mich bestimme; einmal gab ich, um alle diese Speichellecker, welche an meiner Tafel schmauseten, nach meiner Art zu entehren, drei allerliebsten Freudenmädchen von Paris und drei Höflingen von Versailles, die wahrhaft sehr gute Edelleute waren, ein kleines vortreffliches Abendessen und damit demselben nichts abginge, ließ ich zum Dessert zwei ungeheuerer Becken auftragen, welche mit den hübschen Dingen gefüllt waren, die man *Louisb'ore* nennt. Nach dem unersättlichen Appetite meiner hochadeligen Gäste war dies letztere Gericht meines Soupers im Nu abgeleert und meine *Louisb'ore* verschwanden wie durch Zauberei in die Taschen der drei Herren vom Hofe. Wer sollte es glauben? Meine schönen Freudenmädchen von Paris verschmäheten meine übertriebene Verschwendung und rührten das kostbare Dessert Samuel Bernards gar nicht an; wahrscheinlich hatten sie mehr Geld, mehr Ehre oder weniger Reckheit als die Herren vom Hofe. Sie lachen, Herr Herzog; vielleicht lachen Sie über meine Schwachheit und meine Eitelkeit? Ich gestehe es, die Leute vom Hofe brandschatzten meinen Stolz und meine Dummheit sehr bedeutend. In einem einzigen Jahre, ich weiß nicht mehr, in welchem, es kommt aber auch nichts darauf an, ließ sich der Adel herab, meine Dummheit mit einer Zubringlichkeit zu benutzen, die allerdings für insolvente Anleihenmacher vollkommen paßt; ich habe die Ehre gehabt, mein unglückseliges Gold an die vornehmsten Bettler, an Lumpe zu verleihen, die einen Degen, ja sogar eine Krone trugen; ich habe meinen Beutel Bedürftigen geöffnet, welche die schönsten Namen des Hofes, der Kirche und der Stadt führten. Ja ich habe mit meinem Gelde, auf die uneigennützigste Weise von der Welt, sehr hohe, sehr mächtige und sehr vortreffliche Fürsten ver-

pflichtet, welche Völker beherrschten: Stanislaus I., König von Polen, Ludwig XIV. und Ludwig XV.

Möge die Hölle in alle Ewigkeit den Schurken von Desmaret's strafen, den verfluchten Controleur der Finanzen des alten Königs! Ich erinnere mich noch recht wohl; welche Comödie für ein wenig Geld, welche königliche Comödie! Und wie vortreflich wurde sie gespielt, werther Herzog!

Im Jahre 1709 war der Ocean des Staatschazes erschöpft; die kleinen Bäche des Volkswohlstandes waren vertrocknet; man erdachte alle möglichen Mittel, um auf dem Rücken des Volkes Geld zu schlagen; man legte Steuern auf die Taufen und Trauungen; man mußte bezahlen, um ein Christ zu werden und um vor Gott und den Menschen in den heiligen Ehestand zu treten. Die Kleinen boten aber auch ihren Verstand auf, um über den König und den Controleur Desmaret's zu spotten; sie taufte ihre Kinder selbst mit dem durch Gebet geweihten Wasser, das wohl eben so gut war wie das der Kirche; und sie heiratheten in der Stille vor zwei Zeugen, die, unter uns, zwei Geistliche wohl recht gut vertreten konnten. Der Controleur hatte die lächerliche Steuer von Taufen und Trauungen gesät und der König erntete in ganz Frankreich Murren, Klagen, Haß und Jorn der armen Leute; Desmaret's suchte also seinen Zweck auf andere Weise zu erreichen.

Er klopfte an allen Thüren an; aber wenn er sich näherte, wurden die Thüren der Banquiers und der Generalpächter geschlossen und sie öffneten sich auf seinen Ruf nicht; ich selbst, Samuel Bernard, weigerte mich, einen einzigen Louisd'or vorzuschiefen, obgleich ich an den Finanzen des Staates sehr bedeutend gewonnen hatte.

Aber ach, unter der Regierung Ludwigs XIV. hieß es: der Unterthan denkt und der König lenkt. Eines Morgens erhielt ich eine Einladung nach Marly, ja nach Marly, eine Einladung, die zwar nicht von der Hand des Königs selbst unterzeichnet war, sondern einfach von dem Generalcontroleur, aber das war damals in meinen Augen so ziemlich gleichbedeutend. Gewöhnlich lud man einen gewöhnlichen Banquier zu den wahrhaft königlichen Festen in Marly nicht ein; ich danke also Gott und dem Könige für die Ehre, die sie mir erzeigten.

Während ich mich in mein prächtiges Hofcostüm warf, dachte ich bei mir: mein plötzliches Erscheinen in Marly wird Aufsehen machen, schmeichle ich mir; meine Collegen plagen vor Aerger und Neid, das weiß ich; der König wird die Gnade haben mit mir zu sprechen, hoffe ich, und wenn man die Ehre gehabt

hat, mit dem Könige zu speisen, wird man durch die Gnade der königlichen Gabel Edelmann. O und wie prächtig würde sich das Band des Michaelsordens auf der goldbedeckten Weste des Geldmannes Samuel Bernard ausnehmen! Also nach Marly.

Denselben Tag, ungefähr um zwei oder drei Uhr, wurde ich durch den Generalcontroleur der Finanzen dem ganzen Hofe Ludwigs XIV. vorgestellt. Ich wagte mich unter einem Schwarme großer Herren und schöner Damen in den Garten von Marly; mit einemmale trat ein Mann oder vielmehr ein Halbgott auf mich zu und es war mir, als nehme sich der Genius des Königthums die Mühe, mich zuerst zu grüßen. Er geruhete, mit einer Stimme, die etwas Göttliches hatte, zu mir zu sagen: „Herr Bernard . . .“ Ich hätte beinahe den Kopf verloren . . . Für eine solche Ehre, für eine solche Ehre würde ich zwanzig Millionen gezahlt haben und der Meinung gewesen sein, sie nicht zu theuer bezahlt zu haben. „Herr Bernard“, sagte also der König zu mir, „Sie haben Marly noch nicht gesehen?“ Ich glaubte wirklich, ich müßte sterben vor übergroßer Freude und vor Stolz und ich bückte mich bis zur Erde vor den Füßen des glorreichen Monarchen. Ludwig XIV. hob mich mit der Spitze seiner souverainen



Samuel Bernard vor Ludwig XIV.

Hand auf, und geruhete, mir seine königliche Wohnung zu zeigen; er zeigte mir in höchst eigener Person seinen Garten, seine Voskets, seine Statuen, kurz alle Herrlichkeiten von Marly; ich aber wollte nichts sehen und bewunderte nichts unter allen diesen Wundern, als meinen Wirth, meinen Führer, meinen Gönner, meinen Halbgott, — den König von Frankreich.

Desmarets hat in meinem Namen die Frau Marquise von Maintenon um eine Privataudienz, aber — die Dame weigerte sich, mich zu empfangen. Ich verzieh leicht einen solchen Anfall von Stolz der Wittve des Krüppels Scarron; sie brauchte viel Stolz, um damit ihre frühere Niedrigkeit zu bedecken.

Mein Besuch am Hofe zu Marly kostete mich nur die Kleinigkeit von vierzehen Millionen.

Ich war dazu geboren, die Vorsehung, ich wage nicht zu sagen, die Milchkuh der Edelleute, der Courtisanen und der Könige zu werden. Einige Jahre später erbarmte ich mich des jungen Königthumes Ludwigs XV., wie ich mich des unglücklichen Alters Ludwigs XV. erbarmt hatte. Gott sei Dank, meine Vorschüsse trugen mir wenigstens bedeutende Gunstbezeugungen und einen Ruf ohne Gleichen ein. Ludwig der Vielgeliebte nannte mich den Retter des Staates, und eines Morgens erwachte ich als Ritter des Michaelsordens, Graf von Coubert, Herr von Vitry, Guignes und andern Orten und geheimer Rath des Königs und seiner Finanzen. Das war aber noch nicht Alles; ich erhielt das kostbare Vorrecht, zu jeder Zeit, wenn es mir beliebte, bei dem Marschall von Noailles zu speisen; ich soupirte jeden Abend bei der Herzogin von Tallard, und verlor im Spiele bedeutende Summen an einige arme Adelige, die mir ins Gesicht lachten, während sie die lächerlichsten Scenen aus dem Bourgeois gentilhomme declamirten.

Um meinem Ruhme und Glücke die Krone aufzusetzen, verheirathete ich mich in meinem neunundstebenzigsten Jahre mit einem jungen und hübschen Mädchen, Fräulein Pauline Felicitas v. Saint-Chamans, und gab meine Tochter dem Herrn Molé, Herrn von Champlatreux, Luzarche und andern Orten, königlichem Rathe und Präsidenten des Parlements. Ich wurde so Großvater der Herzogin von Coëffé-Briffac und verwandt mit den Biron, Duroure, Boulainvilliers. O unfehlbare Macht des Geldes!

Sie sehen, meine Verbindungen, meine Freundschaften und mein Vermögen hatten mich in die Nähe der Person des Königs gebracht; ich wollte nun auch meine Wohnung dem Palaste des Königthumes näher rücken. Demzufolge kaufte ich, um mit großen Kosten einen fürstlichen Palast da aufzuführen, „die kleine

Sackgasse der Drangerie,“ welche ihren Namen von der Nähe der Drangenbäume der Tuileries hatte. Ein junger Architect, Gabriel, entwarf und baute diesen prachtvollen Tempel, der schon im Voraus dem Zufalle und dem Glücke gewidmet war; ich billigte alle Pläne meines Baumeisters; die Sackgasse verschwand auf mein Gebot, um der kleinen Tuileries=Strasse zu weichen, und der Grund zu dem Palaste Samuel Bernards wurde gelegt. Aber, o Trauer, o Schmerz! der Stolz des Geldmannes konnte sich nicht über die Erde erheben. Eines Tages sah ich mein schwarzes Huhn, das mir die goldenen Eier legte, und mit dem, wie ich glaubte, mein Glück, mein Ruhm, mein Leben, mein ganzes Geschick in Verbindung stand, wanken und in meinen Händen sterben; ich hatte Recht gehabt, eine Stunde nach dem Tode meines Lieblinges, schloß auch ich sanft die Augen und empfahl im Sterben meinen Erben, in der kleinen Tuileries=Strasse den Palast fortzubauen, der mein letztes Lustschloß sein sollte.

Noch einmal, Herr Herzog, danken Sie mir; ich ebnete den Platz, wo eines Tages Ihr Palast glänzen sollte, der wirklich recht leidlich prächtig sein soll, ich legte die neue Strasse an, welcher Sie Ihren Namen Saint Florentin gegeben haben.

Der Herzog von Lavrillière . . . Sie sind mir vielmehr Dank schuldig, mein lieber Samuel, daß ich durch eine neue Benennung Ihre häßliche Sackgasse adelte; Alles noch nach dem Emporkömmling, nach dem Wechsler und Geldmenschen, psui! Bedenken Sie, welche Ehre ich Ihren ersten Arbeiten und Ihren Plänen angethan habe, denn im Jahre 1767 war der Käufer des Grundes und Bodens Ihrer „kleinen Tuileries=Strasse“ kein geringerer, als Louis Phelypeaux, Graf von Saint Florentin, Minister des königlichen Hauses. Schon damals war die Rede davon, ihn zum Herzoge von Lavrillière zu ernennen. Denken Sie, welches Ansehen, welchen Einfluß ich besaß; ich verlor 1765 auf der Jagd eine Hand, und mein königlicher Herr hatte die Güte, mir zu schreiben: „Sie haben nur eine Hand verloren und werden bei mir immer zwei zu Ihren Diensten finden.“

Der Mangel einer Hand hinderte mich nicht, in die Chatouille Ludwigs XV. zu greifen, und ich glaubte, meinem Monarchen gefällig zu sein, wenn ich seine liebevolle Freigebigkeit benutzte, um nach Kräften zur Verschönerung des Stadttheils bei den Tuileries beizutragen; ich begann den Platz Ludwigs XV., die Gebäude der Königsstraße zc., sowie meinen Palast Saint Florentin. Der König genehmigte, einen Platz zu taufen, ich taufte eine Strasse.

Der Platz Ludwigs XV. wurde mit einer Reiterstatue geschmückt, welche den

König von Frankreich darstellte; die Seiten des Fußgestelles von weißem Marmor zeigten vier symbolische Gestalten, die Kraft, den Frieden, die Klugheit und die Gerechtigkeit. Leider machten die übelgesinnten Wigbolde ihre schlechten Späße über den Künstler — oder den Monarchen, indem sie sagten: „o schöne Statue! o schöner Diebstahl! die Tugenden gehen zu Fuß und das Laster sitzt stolz zu Pferde.“ Ja, was soll ich sagen? Später hatte ein Glender, ein Gottloser, ein Atheist, ein Philosoph, ein Mensch aus dem Volke, die Frechheit, in der Nacht auf das Pferd zu steigen, dem König Ludwig XV. die Augen zu verbinden und ihm an den Hals einen Zettel zu hängen, auf welchem man am andern Tage las: „vergeßt den armen Blinden nicht.“ Und es gab eine Bastille!

Was bei meinen Lebzeiten in dem geheimnißvollen Palaste in der Straße Saint Florentin geschah, weiß Gott allein. Diese glänzende Wohnung hatte fast Aehnlichkeit mit dem berühmten Gefängnisse in der Vorstadt St. Antoine; der Palast Saint Florentin war das Vorzimmer der Bastille. Großer Gott! Damals war die schöne Zeit der französischen Monarchie! Zwar hielt in jenen herrlichen Tagen das Volk dem Könige und den Ministern viele Fehler, viele Laster und viele Thorheiten vor; man schmähete in der Stadt die Höflinge von Marly, Choisy, Bellevue und Versailles; man machte uns ein Verbrechen aus der Käuflichkeit unserer Titel, Orden, Würden und Aemter; man brandmarkte die Macht der leichtsinnigen Aeligen und der Frauen, die ihnen glichen; man sprach von der Vernichtung unserer Marine, man schrie über Verrath bei Gelegenheit des Vertrages von Paris, der Frankreich Canada und Louisiana entriß, — Kleinigkeiten! Hatten wir doch noch die Bastille.

In jener Zeit war nichts leichter und einfacher als das Regieren; machte Einer Spottlieder auf die Favorite, — in die Bastille mit ihm! Spielte Einer den Freigeist, — in die Bastille! Besang man die Freiheit in Poesie oder Prosa, — in die Bastille! War man unzufrieden mit den Nichtern oder Geistlichen, — in die Bastille! Wagte Einer zu schreiben, was er gedacht hatte, — in die Bastille! Vertheidigte ein Vater die Ehre seines Kindes, — in die Bastille! Wollte ein Ehemann die Reize seiner Frau für seinen eigenen Gebrauch behalten, — in die Bastille! Die Bastille spielte eine große Rolle in den Liebchaften der Regierung Ludwigs XV.; die Lettre=de=cachet war eine wahre Jagderlaubnis für den gekrönten und verliebten Jäger von Versailles.

Samuel Bernard. — Und das nennen Sie die schöne Zeit der französischen Monarchie? Was ist Ihr kleiner König Ludwig XV. neben meinem großen

Könige, der Ludwig XIV. hieß? Unter der Herrschaft des Fürsten meiner Zeit drängten sich Adel, Geist, elegante Liebe, Kunst und Poesie jeden Abend in dem Garten von Versailles, um sich dann bei den letzten Strahlen der Sonne in die Grotten, in die Bosquets, hinter die Bäume, in die geheimnißvollen Schlangenumwindungen jenes Labyrinthes zu zerstreuen. Ludwig XIV. wandelte in allem Glanze seiner glücklichen Majestät umher, um neue Gedanken, Ideen und Einfälle zu suchen, und zwar mit Mansard, welcher ihm die feierlichen Gewölbe des Palaſtes erbaut, mit Lebrun, der sie mit seinen Meisterwerken geschmückt, mit Girardon und Le Puget, die mit ihrer Zauberschere alle Götter, alle Nymphen, alle Grazien und alle Ungeheuer der heidnischen Phantastie neu belebt hatten; mit Colbert, dem edeln Vollstrecker der königlichen Unternehmungen, der immer bereit war, irgend einen großartigen Gedanken von ihm anzuhören oder ihm mitzutheilen. Verliebte Paare schlüpfen im stillen Dunkel des Parks hin; die Staatsmänner und Krieger standen bei einander auf der Treppe der Hundert Stufen, welche wahrscheinlich dieser Männer wegen eines Tages die Riesentreppe genannt wurde; die Schöngeister, die Dichter, die Künstler, die profanen Denker flüchteten sich gern unter die Blumen und Wohlgerüche der Drangerie; die Fürsten der Kirche, die beredten Prediger, die strengen frommen Gäste des Herrn von Versailles ruheten in dem berühmten „Philosophen-Gänge“ aus, wo Bossuet und seine Freunde abwechselnd von den großen Dingen des Himmels und von den großen Dingen der Erde sprachen. Das war, Herr Herzog, ein reizender Hof, eine glänzende Regierung, eine kostbare Seite der Geschichte der französischen Monarchie.

Der Herzog von Lavrillière. — Hol' mich der Teufel oder vielmehr behalt' mich der Teufel! Der Unwille hat Ihnen fast Geist und Beredsamkeit gegeben; woher, mein lieber Samuel Bernard, haben Sie alle die schönen Dinge, die Sie mir da gesagt haben? Ich bin zufrieden mit Ihnen und fahre fort.

Der ehrfurchtsvolle Schrecken, welchen der Minister des königlichen Hauses einflößte, verdarb doch nie die geräuschvolle Freude, die liebenswürdige Verschwendung und die geheimnißvollen Genüsse in dem Palaſte Saint Florentin; der Herzog von Lavrillière fand Mittel, vor seinem galanten Souverain die Honneurs zu machen; der Luxus strömte um mich her; das Vergnügen war so lebendig, daß es an Scandal grenzte; die Thorheit umarmte den Verstand; meine Liebesabenteuer waren dessen würdig, der in der Kunst, zu lieben und zu verführen, unser Aller Meister war, und würdig auch des Herzogs von Richelieu. O schöne Zeit!

O schöne Regierung des vielgeliebten Ludwigs XV.! Ich erinnere mich, in einem erotischen Buche der andern Welt gelesen zu haben, die Engel hätten mit goldenen Buchstaben über den Eingang des Paradieses geschrieben: die dankbare Gottheit denen, die viel geliebt haben. — Wenn dem so ist, warum befinde ich mich im Fegefeuer?

Einmal freilich vertrieben die Klagen und das Geschrei des Volkes die glücklichen Träume aller Träumer in dem Palaste Saint Florentin, in der Nacht vom 30. zum 31. Mai 1770 nämlich. Man hatte diesen Abend ein prächtiges Feuerwerk auf dem Plage Ludwigs XV. zu Ehren der Vermählung des Dauphin mit Maria Antoinette von Oesterreich abgebrannt. Nach Beendigung dieses öffentlichen Festes, bei welchem das Königthum Allen Staub in die Augen geworfen hatte, stürzte sich das Volk in die Königsstraße auf die Gefahr hin, da auf einen andern Haufen zu treffen, welcher von dem Boulevard kam. Der Zusammenstoß war schrecklich; die Unglücklichen, welche dem Feste beigewohnt hatten, wurden in die Gräben der Straße, unter die Baumaterialien gestoßen, die da herumlagen, und kamen unter die Hufe der Pferde. Einige Fußgänger griffen nach dem Degen, um sich wo möglich Bahn durch das Gedränge zu brechen, und verwundeten und tödteten die Thiere und Menschen, welche ihnen den Weg versperrten. Es war eine schreckliche Nacht: die Vermählung des muthmaßlichen Thronerben von Frankreich kostete dreihundert Personen das Leben; das war das Hochzeitsgeschenk des Volkes. Ich öffnete in dieser Nacht, als ich, von Wein und Lust berauscht, wankend von der Tafel aufstand, ein Fenster in meinem Palaste und sah auf den Platz hinaus; da schienen plötzlich alle Gerüste, welche zum Feuerwerke gedient hatten, die Gestalt von Schaffoten und Galgen anzunehmen. Schreckliche Trugbilder! War das eine Warnung des Himmels? Eine Prophezeiung? — Doch weiter.

Der Palast St. Florentin hatte die Ehre, bei den feenhaften Vorstellungen eines merkwürdigen Mannes, den man den Graf von Saint Germain nannte, als Tempel oder Schauspielhaus zu dienen. Die Neugierigen vom Hofe und aus der Stadt fragten einander leise in Bezug auf den neuen Zauberer, von dem ich spreche: ist er groß? ist er klein? ist er schön? ist er häßlich? hat er Flammen in den Augen, krumme Füße, Krallen an den Händen und Hörner auf dem Kopfe? Seine gläubigen Bewunderer antworteten ohne Zögern und ohne Lächeln: er ist ein Geist, der in den Ruinen von Memphis geboren wurde und im Schooße der Pyramiden heranwuchs; er thut Wunder, heilt die Sterbenden und erweckt die Todten; er verfertigt unfehlbare Liebestränke, schlägt Gold mit der Spitze seines

Zeigefingers, verschwendet das Geld, die Diamanten und die Wohlthaten, ohne daß man weiß, woher er den Reichthum und die Macht hat; er besitzt das große Geheimniß und sucht, wie Diogenes, einen Menschen, den er für würdig hält, an den Vortheilen des Steines der Weisen Theil zu nehmen.

In Folge meiner wohlwollenden Protection wurde unser Held mit Einladungen, Artigkeiten und Besuchen von allen Angesehenen beehrt; die Frauen, die sich im höchsten Grade vor diesem Mensch gewordenen Geiste fürchteten, entschlossen sich, ihm zuzulächeln, und die Freigelster, die an Gott nicht mehr glaubten, glaubten an den Grafen von Saint Germain.

Der neue Schauspieler spielte eine Comödie voll Anzüglichkeiten, guter Perlen und Brillanten; das Werk glich einer Legende oder einem Märchen aus Tausend und Einer Nacht und gefiel außerordentlich; der Künstler besaß aber auch Alles, was nöthig war, um zu glänzen: Keckheit, prächtige Kleidung, reizende Redensarten, spöttische Blicke, spitzige Antworten, schöne Manieren, einen grenzenlosen Luxus, Geld in allen Taschen, Juwelen an allen Fingern, eine beispiellose Fertigkeit im Lügen und Verachtung gegen sein gläubiges Publicum.

Der Graf von Saint Germain war der Schmuck und die Zierde der täglichen Gesellschaften in dem Palaste Florentin, und meine edeln Freunde fragten ihn ernsthaft:

„Herr Graf, erinnern Sie sich, auf Ihren Reisen unserm Herrn Jesus Christus begegnet zu sein?“

„Ja,“ antwortete er, indem er die Augen zum Himmel empor schlug, „ich habe ihn oft gesehen und häufig mit ihm gesprochen; ich hatte Gelegenheit, seine Sanftmuth, seinen hohen Geist und seine Liebe zu bewundern; er war ein himmlisches Wesen, und ich habe ihm oft vorausgesagt, daß er Unglück haben würde.“

„Bei dem Herrn Jesus Christus fällt mir ein, Herr Graf, haben Sie den ewigen Juden gekannt?“

„O, sehr gut . . . Der Gotteslästerer wagte es, mich auf öffentlicher StraÙe zu grüßen, gerade in dem Augenblicke, als er seine endlose Wanderung antrat.“

„Herr Graf, wer ist der Componist der glänzenden Sonate, die Sie auf dem Clavier gespielt haben?“

„Das weiß ich nicht; sie ist eine Siegeshymne, die ich in Rom am Tage des Triumphes des Kaisers Trajan aufführen hörte.“

„Herr Graf, erzählen Sie uns einmal aufrichtig, welche schöne Heibinnen haben Sie am meisten geliebt?“

„Lucretia, Aspasia, Cleopatra.“

Eines Tages verschwand der Graf von Saint Germain für immer aus der Pariser Gesellschaft, nachdem er unter den ersten Männern und den schönsten Frauen des achtzehnten Jahrhunderts geglänzt hatte. Seine Geburt war ein Geheimniß, sein Leben und sein Tod blieben in Dunkel gehüllt, und das Volk von Paris machte seine Weise über ihn.



Der Graf von Saint Germain.

Ich gestehe erröthend, das Palais Saint Florentin hatte die unschuldige Thorheit, jene kleinen bunten Figürchen, welche man pantins nannte, unter seinen Schutz zu nehmen, und bald sah man am Hofe und in der Stadt, in den Zimmern und auf den Straßen Gelleute, Staatsbeamte, achtbare Greise, Matronen, Oberste und Abbés ganz ernsthaft und so grazids als möglich damit spielen. Spottlieder und Spottreden fielen hagelbicht auf diese neue Mode, deren Herrschaft

mit der Herrschaft Ludwigs XV. endigte. An ihre Stelle traten die Staatsökonommen Ludwigs XVI., welche die Schauspieler Sr. Majestät wurden.

Die Thronbesteigung des Dauphin und der Maria Antoinette war für mich das Signal zu einem klugen Rückzuge, denn ich wage nicht zu sagen, zu einem schmachvollen Falle. Der neue Souverain, der ein Weiser sein wollte, war undankbar und erbarmungslos gegen meine guten und getreuen Dienste, und im Jahre 1775 trat ich dem Herrn von Malesherbes das Ministerium des königlichen Hauses ab. Meine Freunde beglückwünschten den neuen Minister, und sagten boshaft zu ihm: „Monseigneur, les belles-lettres vont remplacer les lettres-de-cachet.“

Von diesem Tage an herrschte Ruhe, Stille und Trauer in dem Palaste Saint Florentin. Ich lehnte mich jeden Abend an ein Fenster, und dachte über die Wechselfälle der Minister, der Fürsten, der Könige und Völker nach; meine Augen schweiften stets, ich weiß nicht warum, von dem Palaste der Tuileries nach dem Plage Ludwigs XV., und auf dem Iegtern glaubte ich immer im Dunkel die Schaffote und Galgen zu sehen, von denen ich bereits gesprochen habe.

Ich kränkelte zwei Jahre und starb endlich 1777. Die Dichterlinge, die so viele Epigramme auf mein Leben gemacht hatten, machten auch eines auf meinen Tod, noch ehe ich die Augen recht geschlossen hatte. Ein Mensch, der nicht schweigen konnte, der vielleicht ein Feind war, flüsterte mir auf dem Sterbebette diese Grabchrift zu, die lauten sollte: „hier liegt ein kleiner Mann, der drei Namen führte und doch keinen Namen hinterläßt.“

Der Herzog von Infantado. — Herr von Lavrillière, halten Sie mich für so adelig, so reich und berühmt, daß ich auch die Ehre verdient hätte, nach Ihnen dem Palaste Saint Florentin meinen Namen zu geben? Ich glaube, aus recht guter Familie zu sein; ich bin der Sohn einer Prinzessin von Salm und hieß sonst Herzog von Infantado; ich war Grand von Spanien der ersten Classe, Präsident des Rathes von Castilien, und stand ganz gleich mit den Herzogen von Gor, von Alagon, von Alba, von Ossuna und von Medina Celi; ich erinnere mich, im Jahre 1808 Oberst in der Garde Joseph Bonaparte's gewesen zu sein, was mich aber nicht hinderte, eifrig den ehrgeizigen Soldaten zu bekriegen, welcher Spanien besiegte, ohne es erobern zu können.

Wenn Sie, statt 1777 zu sterben, den Schmerz gehabt hätten, bis zum Jahre 1793 zu leben, so würden Sie von den Fenstern des Palastes Florentin aus, natürlich mit Erlaubniß des Volkes, einem schrecklichen Schauspieler beigewohnt

haben, daß die französische Revolution Europa auf dem Plage Ludwigs XV. gab; ja Ihre Illustion war eine Vorbedeutung, eine Ahnung, ein Zeichen vom Himmel; die Gerüste des Feuerwerkes vom 30. Mai 1770, das zu Ehren des Dauphin abgebrannt wurde, verwandelten sich am 21. Januar 1793 in ein wirkliches Schaffot für den König von Frankreich.

Sie hatten gut gesehen, Herr von Lavrillière.

An diesem Tage kam ein Mann, ein Staatsgefangener, aus dem Thurne des Temple; er stieg in einen Karren, fuhr auf den Boulevards hin bis in die Königsstraße, wo er ohne Zweifel an die Vermählung des Dauphin mit Maria Antoinette von Oesterreich dachte, und kam auf dem Plage Ludwigs XV., — nein, ich irre mich, auf dem Freiheitsplage, an, stieg langsam die Stufen des Schaffotes hinauf, und er mußte da noch einmal das Schloß der Tuileries, den Palast des alten Königthumes, sehen. Er murmelte einige Worte, die man aber in dem Trommelwirbeln Santerres nicht hörte, beugte das Haupt, und ein Briefster sagte zu ihm: „Sohn des heiligen Ludwig, schwinde Dich zum Himmel auf!“ — Dieser Mann, dieser Staatsgefangene, dieser arme Sünder war Ludwig XVI.

Herr Herzog, Ihre Vergnügungen, Ihre Verschwendungen, Ihre lettres-de-cachet haben vielleicht auch etwas zu dem Tode dieses Sohnes des heiligen Ludwig beigetragen, der seinen Weg in den Himmel über das Schaffot nahm.

Die französische Republik erklärte Spanien den Krieg, und ich mußte Frankreich verlassen, wo ich erzogen worden war; über den Palast Infantado habe ich Ihnen also nichts weiter zu erzählen. Aber da ist der Fürst von Talleyrand, der wird Ihnen von der geheimen Geschichte dieses Hauses von 1814 bis 1815 viel berichten können.

Der Fürst von Talleyrand. Herr Herzog, was um diese Zeit in meinem Hause vorging, ist ganz einfach und natürlich; es vergingen nur Monate, Wochen, Tage und Stunden.

Der Herzog von Infantado. Das war Alles?

Der Fürst von Talleyrand. Alles. Ich habe ein entsetzliches Gedächtniß.

Der Herzog von Infantado. Heißt das, Sie gedenken an entsetzliche Dinge?

Der Fürst von Talleyrand. Ich sehe, daß Sie als Grand von Spanien meine Sprache nicht verstehen.

Der Herzog von Infantado. Verzeihen Sie, ich bin in Ihrem Vaterlande erzogen worden und ich könnte Sie in sehr verständlichen Worten fragen.

Der Fürst von Talleyrand. Sie sind aus dem Lande der Wunder . . . Ich höre Ihnen zu und werde mich bemühen, Sie zu verstehen.

Der Herzog von Infantado. Standen Sie nicht am 31. März 1814 Mittags an einem Fenster des Palastes St. Florentin, gerade als die Trompeten der Allirten sich auf dem Boulevard hören ließen?

Der Fürst von Talleyrand. Allerdings; ich wollte sehen, welchen Einfluß das Klima von Paris auf die Preußen und die Kosaken hätte.

Der Herzog von Infantado. Und zwar indem Sie von fern den Kaiser von Rußland, den König von Preußen und den Großfürsten Constantin begrüßten! Schwangen Sie nicht an demselben Tage und zu derselben Stunde ein weißes Taschentuch an diesem Fenster?

Der Fürst von Talleyrand. Sehr richtig; ich wollte sehen, woher der Wind käme.

Der Herzog von Infantado. Er kam aus dem Norden, nicht wahr?



Talleyrand und der Kaiser Alexander.

Der Fürst von Talleyrand. Allerdings . . . Auch zog ich mich sehr schnell in meine Gemächer zurück, weil er sehr kalt war.

Der Herzog von Infantado. Und weil der Kaiser von Rußland eben in dem Hofe Ihres Palastes vom Pferde gestiegen war.

Der Fürst von Talleyrand. Es war eine Sache der Gastlichkeit . . .

Der Herzog von Infantado. Und Sie beeilten sich, das Hauptquartier der Allirten in Ihr gastliches Haus aufzunehmen, nicht wahr?

Der Fürst von Talleyrand. Sie sind sehr neugierig.

Der Herzog von Infantado. Und Sie sehr verschwiegen. Sagten Sie nicht 1814 zu einem Freunde, der über den Vendôme-Platz gehen wollte, während Sie von Napoleon sprachen: „nehmen Sie sich in Acht, er wird fallen.“

Der Fürst von Talleyrand. Ja, und ich sagte die Wahrheit. Der Napoleon fiel allerdings von der Säule auf das Pflaster herunter.

Der Herzog von Infantado. Man hat behauptet, das Seil, durch welches die Statue heruntergezogen wurde, habe von der Säule bis in die Gemächer des Palastes St. Florentin gereicht.

Der Fürst von Talleyrand. Meine Zeitgenossen verläumdeten mich gern.

Der Herzog von Infantado. Manche Leute nennen die Wahrheit eine Verläumdung. Paradirte nicht Ihre Nichte, die schöne Frau von Berigord, auf Ihren Befehl auf einem Kosakenpferde in den elysäischen Feldern bei der ersten Musterung der fremden Truppen?

Der Fürst von Talleyrand. Ich habe auf die Einfälle der Herzogin von Dino nie Einfluß gehabt.

Der Herzog von Infantado. Noch etwas setzt mich in Erstaunen. Napoleon, der die Gottesverehrung in Frankreich wieder eingeführt hatte, wurde durch drei Geistliche abgesetzt, durch den Baron Louis, Herrn von Pradt und Sie.

Der Fürst von Talleyrand. Erzeigen Sie mir die Gefälligkeit und sprechen Sie nicht von Politik.

Der Herzog von Infantado. Wir machen Geschichte.

Der Fürst von Talleyrand. Ich liebe die Historiker nicht.

Der Herzog von Infantado. . . Sie sind freilich von denselben nicht zum Besten behandelt worden. Da Sie mich aber nicht gern anhören, so will ich Sie mit historischen Erinnerungen von 1815 verschonen, obgleich das constitutive Königthum Ludwigs XVIII. aus dem Palaste St. Florentin hervorgegangen sein soll.

Der Fürst von Talleyrand. Gott ist mein Zeuge, daß ich die Sache der Bourbons an dem Tage verließ, als sie selbst die Sache des gesunden Verstandes aufgaben.

Der Herzog von Infantado. Sie witterten bereits 1830.

Der Fürst von Talleyrand. Sie sind erbarmungslos.

Der Herzog von Infantado. Und Sie waren herzlos . . . Die Menschen haben Ihre gräßliche Tragikomödie von 1814—1815 nicht genug geschmäht und ausgepöfien; ich hasse diesen politischen Wirrwarr, und er hat Ihnen, ich gestehe es, in meiner Achtung, in meiner Bewunderung Ihres Geistes geschadet. Es handelte sich um einen Mächtigen der Erde, der unterlag, um einen geschickten Unterhändler, der ihn verließ, nachdem er ihn angebetet hatte, um einen Diplomaten, der einer Thatfache eine Pflicht, einem Ereignisse ein Prinzip, dem Interesse einer Person das Interesse eines Landes, einer Handvoll Undankbarer oder Fremder eine ganze Nation aufopferte. Der Schauplatz dieser abscheulichen Intrigue waren die Salons und Vorzimmer Ihres Palastes in der Straße St. Florentin; man sah auf diesem Gesellschaftstheater Kaiser, Könige, Fürsten, Spione und Verräther und alle Abgeordnete der europäischen Coalition, welche sich aus dem großen Purpurmantel des Kaisers Röckchen zu schneiden suchten; der kaiserliche Adler lebte noch, und jede Person dieses Stückes bemühte sich, ihm eine Feder auszukurpfen. Ein berühmter Diplomat, ein scharfblickender Staatsmann, ein ehemaliger Diener Napoleons begnügte sich dabei, geistreich zu sein, zu lächeln und die Gesellschaft durch Witze zu unterhalten. Ach, Herr Fürst, welche traurige Rolle spielten Sie da!

Der Fürst von Talleyrand. Mein lieber Herzog, in dem Leben des Fürsten von Talleyrand kann man sehen, daß der Mensch denkt und — der Teufel lenkt.

Der Herzog von Infantado. Wenn Sie den hinkenden Teufel meinen, mögen Sie Recht haben.

Der Fürst von Talleyrand. Ich sah, wie Sie eben bemerkten, das Emporkommen einer neuen Macht voraus; der jüngere Zweig ersezte in dem Schlosse der Tuileries den älteren Zweig der Bourbons, und ich erhielt die hohe Gunst, zum letzten Male in meinem kleinen Fürstenhofe zu thronen. Im Jahre 1830 begann meine diplomatische Comödie auf die schönste Weise von neuem; die Straße und der Palast St. Florentin spielten nochmals eine ziemlich wichtige Rolle in

dem Revolutionsdrama Frankreichs, bis mein seltsames Geschick mich nöthigte, Gesandter der Barricaden bei dem Hofe zu London zu werden.

Ich rühme mich, die Sendung glücklich ausgeführt zu haben, welche mir die Juliregierung übertragen hatte. Dann hatte ich in der Politik nichts mehr zu schaffen; ich verließ England, kam nach Paris zurück, trat, ohne zu lachen, in der Akademie der moralischen Wissenschaften auf, hielt eine Lobrede auf die tugendhaften Diplomaten und bereitete mich vor, in meinem Palaste St. Florentin so geistreich als möglich zu sterben. Dieser Palast hatte allerdings schon viele große Herren, viele Schöngelster, berühmte Gäste, Fürsten, Könige und Kaiser aufgenommen, und noch am 17. Mai 1838 sollte er einen glänzenden Besuch empfangen, den Besuch meines letzten Gebieters, Ludwig Philipp's I.

Um acht Uhr früh traten der König und Madame Adelaide in mein Zimmer, und ich bemühte mich, bei ihrer Ankunft mich im Bette aufzurichten.

„Fürst, bleiben Sie liegen,“ flüsterte mein erlauchter Gast, indem er mir gnädig die Hand reichte.

„Sire,“ antwortete ich ihm, „Talleyrand müßte todt sein, wenn er sich vor Ihnen nicht aufrichtete.“

Ich richtete mich wirklich empor. Der Besuch des Königs war nur von kurzer Dauer; ich war ein alter Diplomat und mein Abschied von Ludwig Philipp wurde ein Compliment; ich sagte ihm mit dem letzten Lächeln eines ausgehenden Hofmannes:

„Sire, unserm Hause ist heute eine große Ehre widerfahren, eine Ehre, die es verdient, in unseren Annalen aufgezeichnet zu werden, und deren sich meine Familie stets mit Stolz erinnern wird.“

Wenige Augenblicke nach der Entfernung des Königs fühlte ich, daß mein letztes Stündlein schlagen werde, und es kam nun darauf an, zum letzten Male geistreich zu sein. Ich beherrschte mein Gesicht so gut als möglich, strich mit meiner fast kraftlosen Hand meine langen Locken zurück, und zwang ein triumphirendes Lächeln auf meine bleichen Lippen. Wenn in diesem entscheidenden Augenblicke der Tod, statt selbst zu erscheinen, durch einen Gesandten mit mir unterhandelt hätte, würde er sicherlich getäuscht worden sein; da ich aber auf dem diplomatischen Wege nicht unsterblich sein konnte, so begnügte ich mich, als geistreicher großer Mann zu sterben. Meine Seele entfloh, ohne meinen Körper zu häßlichen Verzerrungen zu nöthigen, wie es einer wohlherzogenen Seele geziemte.

Eine Stunde später war auch nicht einer meiner sogenannten Freunde in

meinem Sterbezimmer, und nur meine Leute beteten und weinten an meinem Bette, denn meine Diener sind die einzigen Menschen, welche mich geliebt haben.

Merkwürdig! In einer Nacht brachte man meine sterblichen Ueberreste in einen Wagen und brach auf nach Balengay. In einer dunkeln Straße von Paris hielt aber der Kutscher plötzlich an und fragte: durch welches Thor?

Der Mann, welcher meine Leiche begleitete, antwortete:

„Durch das Höllenthor (barrière d'Enfer).“

Der Herzog von Lavrillière. Und Sie sind im Fegefeuer! Der liebe Gott hat sich versehen.

Der Fürst von Talleyrand. Nein, ... er hat in meinem Geiste wahrscheinlich „mildernde Umstände“ gefunden.

Der Herzog von Infantado. Wissen Sie schon, Herr von Talleyrand, daß Ihre Erben den Palast St. Florentin an den Herrn von Rothschild verkauft haben?

Der Fürst von Talleyrand. An Herrn von Rothschild?

Samuel Bernard. Wer ist der Herr von Rothschild?

Der Fürst von Talleyrand. Nichts ... was Sie gewesen sind, Samuel, ein Geldmann.

Der Herzog von Infantado. Beruhigen Sie sich, werther Diplomat. Der Palast St. Florentin, der sich mit Stolz seiner diplomatischen Rolle erinnert, hat seinen geheimnißvollen Einfluß auf das Geschick der Fürsten und der Völker nicht aufgegeben. Er gehört dem Herrn von Rothschild, wird aber von der Frau Fürstin von Lieven bewohnt. Zwar hat er die Schmach nicht von sich abwenden können, eine Modenhandlung aufzunehmen zu müssen, dagegen steht er auch die aristokratische Diplomatie in seinen Mauern. In dem Palaste St. Florentin betet man das goldene Kalb an, im Erdgeschoße; in den Gemächern des ersten Stockwerkes zieht man aber Egeria zu Rathe. Der Numa dieser modernen Egeria heißt Franz Guizot.

Der Fürst von Talleyrand. Herr von Rothschild! Sonst endigte in Frankreich Alles in Liedern; jetzt endiget Alles im Gelde.



Die Chaussée d'Antin.

Vor dreißig bis vierzig Jahren begann diese Straße mit einer Tänzerin und endigte mit einem Cardinal. Ein weißer Tanzschuh und ein rother Hut waren die beiden Pole dieser Straße, welche noch heutigen Tages die ganze Pariser Civilisation umfaßt.

Jene Tänzerin hieß Mademoiselle Guimard und der Cardinal war der Erzbischof von Lyon, der Oheim Napoleons, der Cardinal Fesch, eine der letzten und größten Gestalten, welche der alte Katholicismus hervorgebracht hat. Als Bindungszeichen zwischen der Tänzerin und dem Erzbischofe glänzt der furchtbare Name Mirabeau, dessen Haus gleichweit von beiden stand, und man ersieht daraus, daß die Chaussée d'Antin, so jung sie auch ist, große Erinnerungen hat.

Heutzutage beginnt diese reiche Straße mit einem Fleischwaarenhändler, endigt mit einem Weinhändler und

ist ihrer ganzen Ausdehnung nach mit Krämmern gefüllt. Im Erdgeschoße des Hôtel Guimard arbeitet ein Apotheker und ein Modenhändler schändet durch seine Firma die Façade des Hôtel Tesch.

Wo sonst große Herren wohnten, trifft man jetzt im Erdgeschoße Krämer, in dem ersten Stockwerke Banquiers, — das Alfa und Omega unserer modernen Gesellschaft; wir sind weit entfernt von der galanten Verschwendung der Regentenschaft, von den parlamentarischen Kämpfen der Revolution von 1789 und von den riesenhaften Schlachten des Kaiserreichs.

Die Chauffée d'Antin hat ihren aristokratischen Glanz verloren.

Im Anfange war, wie die Bibel sagen würde, zwischen der Grange-Bate-lière und der Ville l'Evêque ein abscheulicher Sumpf, den Wiesenflecken bildeten, auf welchen Rohr und Schilf wuchs. Alle Arten Miasmen gediehen hier, wo die Roués der Regentenschaft ihre Ausschweifungen hielten und ihre Zweikämpfe ausmachten.

Die Häuser waren niedrig und von zweideutigem Aussehen; man hörte immer Flaschen- und Gläsergeklirr, man sang da Lieder, in denen von Moral allerdings nichts vorkam, aß und küßte und die Philosophen jener Zeit würden da viel zu denken gefunden haben, wenn Philosophen an solche Derter sich hätten verirren können.

Am Ende dieses Sumpfes standen die Häuser eines Dorfes, in denen es immer lustig herging und wo, um es mit einem Worte zu sagen, viel junge Jugend und viel alter Wein verbraucht wurde. Das Dorf Slichy, das in Hinsicht auf gute Sitten auch nichts Anderes war, grenzte an das erstere und sie führten beide das tollste Leben, das man im Weichbilde von Paris sehen konnte. Sie waren zwei große Wirthshäuser, in die man nur angetrunken hineinging und aus denen man völlig betrunken fortwanderte.

Um aus der Stadt an diesen Ort der Sünde zu gelangen, die vornehmen Herren zu Pferde, die Courtisänen zu Wagen und die Bürger zu Fuß, hatte man einen krummen Weg gemacht, der von dem Thore Gaillon zu den Porcherons führte, wie das erste Dorf hieß.

Dieser Weg, der über Felder und durch Lachen ging, führte mittelst einer schlechten Brücke auch über eine schreckliche Cloake, welche der Bach von Menil-montant hieß. Die Brücke, die in sehr schlechtem Zustande war, hieß Pont-Arcans. Man hatte vergessen, Lehnen daran anzubringen.

Schon am 4. December 1720 hatte die Stadt Paris die Erlaubniß erhalten, eine Straße anzulegen, die vom Boulevard aus von dem Ende der Rue Louis=le-Grand, bis zur Rue Saint=Lazare gehe. Diese Straße, welcher alle Augenichtse vom Hofe ihren Schutz gewährten, wuchs und gedieh. Schnell erhoben sich die Häuser, welche der Galanterie gewidmet waren, denn Jedermann wollte da seine stille Eremitage haben.

Anfangs hieß diese Straße Chaussée=Gaillon, weil sie von dem Boulevard dem Thore Gaillon gegenüber ausging; dann nannte man sie Straße des Hôtel=Dieu, weil sie zu einer Meierei führte, welche dem Hospitale dieses Namens gehörte; endlich wurde sie Chaussée d'Antin getauft, weil sie gerade dem Hôtel d'Antin, (später Hôtel Richelieu) gegenüber begann. Das war aber noch nicht das Ende der Namensänderungen dieser Straße; im Jahre 1791 nannte sie das Volk Mirabeau=Straße zur Erinnerung an den feuerigen Revolutionsmann, der in dieser Straße gestorben war, nachdem er einen Thron erschüttert hatte. Im Jahre 1793 hatte die Schreckensherrschaft den Namen Mirabeau bereits gelöscht und die Chaussée d'Antin schrieb an ihre Ecken den Namen: Straße Mont=blanc, von dem neuen Departement, das nach dem Decret vom 27. November 1792 der Republik einverleibt worden war. — Diesen Namen behielt sie bis 1815. Da strich die Pariser Stadtbehörde mit dem Schwamme über den Taufnamen der Revolution und die Chaussée d'Antin erhielt ihren monarchischen Namen wieder.

Früher, in der guten Zeit der Porcherons, strömten Sonntags die Müßiggänger in Menge durch das Thor Gaillon hinaus und machten Tag und Nacht unterwegs einen gewaltigen Lärm. Auch die vornehmen Damen, so vornehm sie waren, oder vielleicht weil sie vornehm waren, verschmäheten es nicht, in einem leicht zu durchschauenden Incognito, das Niemanden irre führte, dahin zu gehen, wo man der Liebe opferte und wo sie sicherlich Jemanden fanden, mit dem sie sich unterhalten konnten. Diese Dame, die dort so gewandt reitet, ist die Frau von Coeuves, und der Herzog von Saur erwartet sie irgendwo in der Nähe; dieser bescheidene Fiacre, der züchtig verhangen ist und in langsamem Trabe dahinfährt, enthält die Gräfin von Monne, die dem Marquis von Beauvron ein Stelldichein versprochen hat. Sehen Sie da in der Abenddämmerung die feine Krämerin, die leichtfüßig mit einem Soldaten am Arme dahinwandert? Wenn ein Neugieriger dem Paare genau in das Gesicht blickte, würde er vielleicht die Marschallin von La Ferté in der Tracht einer Grisette und den Herzog von Longueville in der Uni=

form des Reiters erkennen, vielleicht müßte aber auch der Neugierige vom Leder ziehen, um Rechenschaft für seine Zudringlichkeit zu geben.



Die Marischallin von La Ferté und der Herzog von Longueville.

Wenn zwei Herren nach solchen Liebesabenteuern auf der Brücke Arcans mit einander zusammentrafen, wollte gewöhnlich keiner den andern vorangehen lassen und die adeligen Gegner griffen zu den Degen, es mochte die Sonne oder der Mond scheinen, während die Damen sich anschickten, in Ohnmacht zu fallen, aber doch fest auf ihren Zeltern oder ruhig in den Wagen blieben; die Vorübergehenden blieben stehen, und es bildete sich ein Kreis um die Kämpfenden, die einander tapfer und muthig die Haut ritzten.

Auf dieser Brücke, von welcher kein Museum einen Stein aufbewahrt hat, begegnete einst der Graf von Fiesque mit der Frau von Lionne dem Herrn von Tallard, welcher Louison von Arquien begleitete. Die beiden Herren, welche ihre



Der Graf von Fiesque und Herr von Tallard.

Damen leidenschaftlich liebten, stiegen aus, zogen die Degen und kämpften mit einander im Beisein einer zahlreichen Beifall klatschenden Menge.

Die Frau von Lionne ließ ihr Taschentuch aus dem Wagenschlage wehen, Louison lachte und klatschte in die Hände, und die beiden Stafen drangen auf einander ein.

Nachdem sie einander die Röcke hinreichend zerfetzt hatten, warfen sich die Damen, wie in alter Zeit die Sabinerinnen, zwischen die Kämpfenden, und jeder der Herren küßte die, welche ihm angehörte, nur um so zärtlicher.

Allmählig fingen einige große Herren und reiche Gelbmänner an, hier und da am Wege prächtige Paläste und kleine Häuser zu bauen, die von außen bescheiden aussahen, aber glänzende Gemächer hatten und in Blei gefaßten Diamanten glühten.

In dem Maße, wie die Paläste und die niedlichen Häuser zahlreicher wurden, erhielt die Chauffée d'Antin ein eleganteres Leben. Wenn auch die Soldaten, die Pagen, die Industrieritter u. mit ihren Mädchen in die Wirthshäuser in der Umgegend wanderten, so blieb doch bereits die gute Gesellschaft, die Herren von Trianon, die vornehmen Courtisänen, die berühmten Schauspielerinnen und die Generalpächter in der Chauffée d'Antin, deren Häuser bei Tage still und dunkel waren, sobald aber der Abend kam, sich mit Geräusch und Licht füllten. Verschwiegene Wagen hielten an den Thüren kleiner stummer Häuser. Die Herren schritten, in ihre dunkeln Mäntel gehüllt, daher, und die Marquisen stiegen verstoßen in grauen Mäntelchen aus dem Wagen. Die Männer hatten den Hut herabgeschlagen, die Damen die schwarze Atlaßmaske vor dem Gesicht; aber wenn der Wind den Mantel zurückschlug, sah man eine bloße Schulter oder den Griff eines Degens.

Blühlich hallten Hufschläge auf der Straße, Lichter flackerten, die gemeinen Leute traten bei Seite, Biqueurs mit Fackeln ritten in Galopp vorüber vor einem blauen Wagen. Der Zug verschwand in dem Thore eines Palastes, dessen dunkle Vorderseite einen glänzend beleuchteten Garten verbarg.

Wohin begab sich der Regent Frankreichs, und welche wichtige Angelegenheit rief ihn so weit weg von dem Palais Royal? Man frage die Herzogin von Phalaris, Frau von Tencin, oder noch besser den Marquis von Coffé, den Herzog von Briffac, den Dichter Lafare, die Genossen seiner Vergnügungen.

Mademoiselle Guimard, welche im Jahre 1762 mit 600 Livres des Jahres an der Academie Royale de Musique engagirt worden war und durch ihre Wi-

rouetten ihren Ruf, ihr Vermögen und das Herz des Fürsten von Soubise erworben hatte, wünschte sich eines Abends plöblich, als sie erwachte, ein Haus in jener Straße, welche von der großen Welt so besucht wurde. Die junge schöne Sinderin, wie Marmontel sie nannte, war ihres Hauses überdrüssig, in welchem sich die großen Herren, die Encyclopädisten und die Schöngeister der Zeit versammelten. Die Baumeister gingen ans Werk, und bald wurde der *Temple Terpsychore's*, wie man damals sagte, durch ein bewundernswürdiges Fest eingeweiht. Der Palast enthielt unter anderm ein Theater, in welchem fünfhundert Personen Platz hatten. Nach dem Ballet ließ sich da Mademoiselle Guimard von den berühmtesten Künstlern Lustspiele vorspielen. Das ist das Haus, in dessen Erdgeschoße jetzt ein Apotheker sein Wesen treibt, und dessen ersten Stock ein Bankier inne hat.

Das Jahr 1793 ist über jene Pracht hingezogen, und von dem Glanze der Paläste Montmorency, Montesson, Montfermeil ist nichts als die Erinnerung geblieben. Die Sectionen saßen unter diesen vergoldeten, noch von Parfums durchdufteten Sälen. Von der ganzen prachtliebenden und verschwenderischen Gesellschaft der Chaussée d'Antin blieb Niemand übrig, als eine Tänzerin. Sie hatte sich, gleich dem Blatte, das auf dem schäumenden Strome schwimmt, aus dem Wetter der Revolution gerettet. Verdankte sie ihre Erhaltung ihrer Leichtfertigkeit? Wir wissen es nicht, aber die historische Wahrheit nöthiget uns zu dem Gesändnisse, daß sie schon vor 1789 fast verarmt war.

Als das Kaiserreich kam mit seinen militairischen Triumpfen, mit seinem großartigen, aber etwas schwerfälligen Pomp, verlor die Chaussée d'Antin ihre galante Originalität. Man schlug sich damals zu viel, als daß man Zeit zum Lieben gehabt hätte. Wenn Mars der Liebhaber der Venus ist, wie es die Mythologie versichert, so ist er es, wenn er in Garnison steht. Darüber, daß sie die Regimenter von Elchy zur Parade auf dem Carrousel-Platze vorüberziehen sah, vergaß die Chaussée d'Antin ihren Liebesfrühling, und fing an, Geschmack an metallischen Dingen zu finden. Weckte der Anblick der ehernen Kanonen die Liebe zu den Louisd'oren in ihr? Vielleicht. Die Welt lebt ja von Gegensätzen. Ihre kleinen Häuser verwandelten sich in Comptoirs, die traulichen, stillen Gemächer in Bureaux, und man fing an, da so viel Gold aufzuhäufen, daß es nicht mehr still genug war, um einen Kuß hören zu können.

Auch die politisch-religiösen Streitigkeiten des Cardinals Fesch und seines Neffen, des Kaisers, waren nicht geeignet, diese Straße zu erheitern, und die Conferenzen des Kirchenfürsten, welcher die erzbischöfliche Würde von Paris ausge-

schlagen hatte, mit dem Herrn von Portalis, dem Minister der Justiz und des Cultus, konnten eben so wenig den bösen Geist vertreiben, wenn er seine Wohnung in der Straße Mont-Blanc genommen gehabt hätte.

Nach 1815 und besonders nach 1830 war es noch viel schlimmer. Die Wechselmäkler, die Handelsleute, die Agenten und Kaufläden haben die Chauffée d'Antin in Beschlag genommen. Diese Straße, welche an den Pavillon Hanovre, an jene glänzende Eremitage des Siegers von Mahon stieß, diese Straße, welche dem Hôtel d'Antin gegenüber begann, in welchem der prachtliebendste Roué des achtzehnten Jahrhunderts lebte, ist jetzt so ganz kaufmännisch wie die Rue Vivienne und die Rue des Lombards. Man kauft und verkauft da Alles; der Handel erstreckt sich von der Schönheit bis zum Zimmet.

An ihrem Ende, dem Weinhändler gegenüber, der sie im Norden begrenzt, führt die Chauffée d'Antin, durch die Rue Saint Lazare, nach einer Eisenbahn und durch die Rue de Cligny in das Schuldgefängniß, — links also hat sie das kühnste Symbol der glücklichen Industrie, rechts die Strafe für die ungeschickte. Ein Eisenbahnwagen und eine Gefängnißzelle, das ist das Paradies und die Hölle der Chauffée d'Antin. Wohin sonst soll auch diese Geldstraße führen?

Noch immer giebt sich indeß die Chauffée d'Antin ein etwas aristokratisches Ansehen; sie spielt die vornehme Dame, aber ihre Nachbarin, die Rue du Faubourg Saint-Honore, sieht sie verächtlich über die Achsel oder vielmehr über die Mabeleine, an. Wie auf ein Zeichen ihres Adels weist die Chauffée d'Antin auf zwei Gesandte, den neapolitanischen und den belgischen hin, die hier ihre Wohnung genommen hatten, aber die beiden Gesandten sind, glaube ich, ausgezogen und von der ganzen Diplomatie ist nichts geblieben, als die Erinnerung an eine blonde Gesandtin, die an eine Zeit erinnerte, welche nicht mehr ist. Madame L. hatte verdient, hundert Jahre früher zur Welt gekommen zu sein. Sie war die letzte femme à la mode von Paris.

Einen Augenblick versuchte die Chauffée d'Antin ihre hingestorbene Galanterie gewaltsam wieder zu erwecken; aber der Versuch verunglückte. Die venetianischen Mächte, welche die Stadt des adriatischen Meeres mit ihrem abenteuerlichen Carneval in das Casino Paganini versetzen sollten, zeigten nichts als ein Duzend Mädchen von unsicherm Rufe.

Am heiligen Sonntage wirft der Boulevard des Italiens die ganze Bevölkerung von Paris in die Chauffée d'Antin, die so die Vorhalle von Saint Germain, der Porticus von Versailles ist. An den übrigen Tagen der Woche arbeitet

und handelt man, und gleichwohl weckt der Name Chauffée d'Antin so viele aristokratische Ideen, daß man dabei stets unwillkürlich an vornehme Damen und gepuderte galante Herren denkt.

Die Chauffée d'Antin ist die Hauptstadt der Vaudevilles Scribe's, dessen Zauberfeder sie mit eleganten Frauen von Börsenagenten, jungen Wittwen, Obersten aus der Kaiserzeit, fashionablen Roués, liebenswürdigen Ärzten, dicken Baronen, Bräuten in weißen Schleiern und koketten reichen Erbinnen bevölkert. Und es ist allerdings die Wahrheit, aber durch das Kaleidoskop der Phantasie betrachtet, ein Daguerreotyp, dem nur die unaufhörlich rasselnden Omnibus und die Weinhändler fehlen. Nur an einer Ecke noch steht die Chauffée d'Antin mit dem lustigen Jahrhundert in Verbindung, an der Ecke des Boulevard des Italiens nämlich, dem Pavillon Hanovre gegenüber, bietet das Café Joy seine Privat-Cabinets dar.

In den Winternächten werden diese Cabinets erleuchtet, und durch die Thüre, welche sich verschwiegen auf die Chauffée d'Antin öffnet, schlüpfen verummumte Frauengestalten hinein.



Gelegenheit macht Diebe.

Wir können die Chauffée d'Antin nicht verlassen, ohne ihre Literatur zu erwähnen, die durch ein Hôtel und einen Schriftsteller vertreten wird; das Hôtel trägt den Namen der Madame Recamier und der Schriftsteller heißt Campenon. Wenn ihn Niemand kennt, so fügen wir hinzu, daß er Mitglied der Academie ist; ganz in der Nähe, in der Rue Joubert, wohnen Herr und Madame Ancelot, und wer kennte Joubert's „Eremiten“ nicht, der seinen Namen von dieser Straße erhielt!





Die Lombarden-Straße.

Vor drei bis vier Jahrhunderten wurde nicht bloß jeder Handelsgegenstand von gewissen Arbeitern ausschließlich geliefert, auch jede Straße von Paris war für den Verkauf gewisser spezieller Gegenstände bestimmt. Der Stadtteil der Lombarden ist einer von denen, welche das Aussehen des alten Paris am längsten bewahrt haben, und es gehörte die Revolution von 1789 dazu, um die friedlichen Handelsleute aufzurütteln, die seit zweihundert Jahren vom Vater auf den Sohn in diesem erblichen Asyl der Zuckerstengel, der gebrannten Mandeln etc. auf einander folgten.

Die Straße der Lombarden hat drei Hauptveränderungen seit der Zeit ihrer Entstehung erfahren. Anfangs war sie, die Gaslampen und das Asphalttrottoir abgerechnet, die wirkliche Straße Lafitte des Mittelalters. Hier hatten alle Handelsleute aus der Lombardei und aus Lucca ihre Läden, die nach Paris

kamen, um das einträgliche Geschäft der Bankiers oder vielmehr der Geldwechsler, der Pfandleiher und Wucherer zu betreiben.

Dies war lange der Geldmittelpunkt von Paris; die Höflinge des Justizpalastes zu der Zeit, als denselben die Könige von Frankreich bewohnten, später alle Herren vom Louvre, von dem Palaste St. Paul und aus der Straße des Tournelles, liehen einige schöne Goldthaler von diesen Bankiers des Mittelalters, die man dann durch strenge Verordnungen vertrieb, wenn man sie nicht bezahlen konnte.

Weil die Lombarden diese Straße zu ihrem gewöhnlichen Aufenthalte gewählt hatten, so nannte man sie meist nach diesen Geldleihern, und der Name „Lombardenstraße“ blieb selbst, nachdem ihre ursprünglichen Bewohner zu wiederholten Malen aus Frankreich vertrieben worden waren. Ehe die Straße nach den Lombarden benannt wurde, hieß sie *rus de la buffeterie* (*vicus buffeteriae*), wahrscheinlich weil man damals Möbel und Schränke (*buffet*) da verfertigte. Unter diesem Namen war sie im 13. Jahrhunderte bekannt, und kommt in mehreren Actenstücken vor. Noch im Jahre 1384 wurde dieser Name gebraucht, aber die Allmacht des Geldes verschaffte dem Namen der Lombarden das Uebergewicht. Wenn nun aber auch die Lombarden ihren Namen der Straße wirklich gaben, so blieben sie doch nicht selbst immer dort, denn im sechszehnten Jahrhunderte war dieser Stadttheil von Trödlern und Schneidern bewohnt. Bei dieser Gelegenheit sei zugleich bemerkt, daß es in jener Zeit so viel Arten von Schneidern gab, als verschiedene Kleidungsstücke. Ein Schneider machte nur Wamms, ein anderer nur Mäntel, ein dritter nur Weinkleider und so fort.

Der Wammschneider mußte damals ein Mann von Wichtigkeit, und stolz auf sein Handwerk sein, als *Bassompierre*, um der Laufe des Sohnes Heinrichs IV. beizuwohnen, sich ein Wamms machen ließ, das vierzehntausend Thaler kostete. Wie sehr ist also heut zu Tage der modischste „Kleidermacher“ zu beklagen, der sich für einen Frack höchstens dreißig Thaler bezahlen läßt.

Nachdem die Wammschneider geräuschlos ihre Werkstatt in der Lombardenstraße aufgeschlagen hatten, versuchten sie in gerechtem Stolze eine Etikettenrevolution in dem Stadttheile, dem sie sich zugewendet; eines Abends also schliefen alle Bewohner dieser Straße in der Lombardenstraße ein und erwachten am andern Morgen in der „Wammschneiderstraße“ (*rus de la pourpointerie*). Aber die Schneider hatten nicht lange die Freude, ihren Handwerksnamen an der Straße prangen zu sehen, welche durch die Geldmänner des vierzehnten Jahrhunderts be-

rühmt gemacht worden war. Sie vermochten ihr den Namen, welchen sie ihr gegeben, nicht lange zu bewahren, und im Jahr 1636 nahm der Name Lombarden = Straße, welchen die Pariser nie ganz vergessen hatten, definitiv seinen Platz an der Ecke der Straße wieder ein, um nie wieder davon zu weichen. Die Bewohner hatten einer Erinnerung der Mode eine Erinnerung an das Geld vorgezogen, obgleich sie bei dem Namen der Lombarden nur an harten Wucher denken konnten; denn wenn auch die italienischen Bankiers oft verfolgt wurden, so blieben sie darum doch ihren Schuldnern nichts schuldig. Lombardengeduld, sagt ein alter Schriftsteller, war ironisch sprichwörtlich geworden, um die unbarmherzigste Verfolgung eines Gläubigers gegen seinen Schuldner zu bezeichnen.

In einem lateinischen Buche habe ich eine kleine Anekdote über diese zweideutigen Bankiers gelesen, welche ich wieder zu erzählen versuchen will.

Unter der Herrschaft der Wucherer des Mittelalters hatte einer dieser Lombarden eine schöne Tochter. Irgend ein Edelmann lieb von dem Vater Geld und wollte auch von der Tochter etwas haben.

Der Jude versuchte, den Verliebten dadurch zu strafen, daß er ihn mit einem großen Buche in der Hand auf allen Rechtswegen jener Zeit zu verfolgen drohte; der zahlungsunfähige Liebhaber wußte nichts Besseres zu thun, als das Haus sei-



Der Wucherer und sein Schuldner.

nes Gläubigers in Brand zu stecken, um zu gleicher Zeit aus demselben eine Schuldbeschreibung von dreitausend Thalern und ein unschuldigcs Mädchen von sechs- zehn Jahren zu rauben.

Das Haus des alten Wucherers verbrannte; wenn aber auch der Lombarde sich der Entführung seiner Tochter nicht widersetzen konnte, so bewahrte er doch die Schuldbeschreibung. So wurde der Edelmann durch Brandstiftung allerdings der Geliebte einer Jungfrau, aber er blieb der Schuldner eines Wucherers.

Die Lombardenstraße wäre an diesem Abende beinahe ganz niedergebrannt; die Juden verloren in der Feuersbrunst viel Geld und Gut.

Etwas später willigte der Verliebte ein, gegen eine Generalquittung mit dem besten Willen alles zurückzugeben, was er zurückzugeben im Stande sei. Er hatte dem Vater die Tochter geraubt, und gab ihm dieselbe, noch überdies mit einem Kinde, zurück.

So kostete es dem armen Lombarden ein Haus und dreitausend Goldthaler, um Großvater zu werden.

Von dem siebzehnten Jahrhunderte an hat die Lombarden = Straße ihren Namen nicht mehr verändert, in dem Personal ihrer Gewerbetreibenden dagegen viele Umwandlung erfahren.

Ehe wir die neuere Geschichte der Straße erzählen, müssen wir ein Gebäude erwähnen, dessen Ruhm der älteren Geschichte angehört.

In der Lombarden = Straße stand sonst das königl. Wagehaus, in welchem die Gewichte der Handelsleute geprüft wurden und alle Gewichte und Maße lagen, deren man sich in der Stadt Paris bediente. Dieses Haus stand noch 1772, ob es gleich seiner früheren Bestimmung entzogen war. Seitdem hat man es gänzlich abgetragen, und damit nicht bloß eine alte historische Erinnerung, sondern auch eine nützliche Anstalt verloren, denn man würde gegen die Wahrheit verstoßen, wenn man behaupten wollte, daß die Maße und Gewichte der Kaufleute gar keiner Controle bedürften. Jetzt ist das königl. Wagehaus ein Zuchtpolizeigericht, welches den Bäcker z. B., welcher zu leicht wiegendes Brod verkauft, zu einer Geldstrafe von — e i n e m Franc verurtheilt; während es den armen Teufel, der aus Hunger dem Bäcker ein Brod von einem Pfunde stiehlt, zu e i n j ä h r i g e m Gefängniß verdammt.

Die schönste Zeit der Lombarden = Straße war ohne Zweifel die von 1650 bis 1800. Nicht Jedermann konnte bei den ehemaligen Wucherern dieser Stadt Geld

borgen, weil bekanntlich nur den Reichen geborgt wird, während gewiß jeder Pariser in seinem Leben einmal einige Francs ausgeben konnte, um Zuckergebäck zu kaufen und den Galanten zu spielen, denn alle Frauen, von den Damen am Hofe an bis zu den Grisetten herunter, liebten die Zuckerwaaren im höchsten Grade, und die Zuckerwaaren wurden, wie schon erwähnt, vorzugsweise in der Lombarden-Straße gefertigt und verkauft. Jeder, welcher Gevatter stand, mußte seine Gevatterin ohnedies mit einem solchen Geschenke erfreuen.

Alle süßen und galanten Bonbons sind zuerst in der Lombarden-Straße entstanden. Fünfzig Conditoren zerbrachen sich fortwährend den Kopf, um eine neue Art zu erfinden, während zweihundert Dichter das ganze Jahr hindurch sich damit beschäftigten, die Devisen zu reimen, welche unfehlbar jeden Bonbon begleiten mußten. In jener glücklichen Zeit hatte die Poesie wenigstens einen sichern Absatz, und ein Familienvater konnte ruhig zusehen, wenn sein Sohn sich dem „Dienste Apollo's“ widmete; denn wenn der junge Dichter einen Conditore in der Lombarden-Straße kannte, war er ein gemachter Mann, wenigstens brauchte er nicht zu hungern. Mancher Dichter verdiente drei Livres täglich, wenn er Devisen schrieb, von denen eine liebesreicher sein mußte, als die andere. Jedes Hundert neuer Devisen wurde mit 6 Livres bezahlt. Das war der feststehende Preis. — Jetzt sehnen sich manche Dichter in jene Zeit zurück, denn die Buchhändler zahlen weniger als die Conditoren oder vielmehr gar nichts, ja sie fangen an, sich dafür von den Dichtern bezahlen zu lassen, daß sie die Gedichte derselben in Verlag nehmen. Uebrigens darf man nicht glauben, daß nur die Dichter der letzten Classe für die Conditoren schrieben; auch Gilbert, der berühmte und unglückliche Satyrer, dichtete solche Devisen, und es war nicht seine schlechteste Zeit, als er von dem Inhaber der Conditorei zum „getreuen Schäfer“ wöchentlich funfzehn bis achtzehn Livres für seine literarischen Arbeiten empfing.

In unseren Tagen hat die Devise viel von ihrer frühern Gunst verloren; die romantische Schule hat ihr einen schrecklichen Schlag versetzt, und nur die alten Liebhaber des Classischen und die Pugmacherinnen wissen noch die Reize jener Poesie zu würdigen. Auch ist von all' den berühmten Conditorenläden, welche sonst in der Lombarden-Straße glänzten, nur der Fidele Berger übrig geblieben, während die übrigen dahin ausgewandert sind, wo die Mode neuerdings ihren Thron aufgebaut hat. Nur eine Concession hat dieser alte „getreue Schäfer“ den Anforderungen unserer Zeit gemacht, indem er seinen Laden mit Gas erleuchtete. Alle übrigen Conditorenläden sind übrigens einer alten hübschen Sitte treu geblieben; sie

alle haben nämlich hübsche Mädchen zur Bedienung behalten, während in fast allen andern Geschäften junge Männer die Käufer bedienen.

In unsern Tagen haben die Krämer Besitz genommen von der Lombardeu-Strafje; sie ist das Hauptquartier der Colonialwaaren, wie man hier die gebackenen Pflaumen, das Kartoffelmehl, die Schwefelholzchen u. nennt. Auch scheinen sich die Leute, welche nur im Ganzen verkaufen zu wollen sich rühmen, da sehr wohl zu befinden, denn sie sind fast alle dick.



Ein Krämer aus der Lombardeu-Strafje.



Cairo=Strasse.

Wir halten es nicht für nöthig, gewissenhafte und gelehrte Untersuchungen darüber anzustellen, was in der Fabelzeit der Winkel von Paris gewesen sein mag, dessen Geschichte wir jetzt zu schildern versuchen. Es kann uns sehr gleichgültig sein, ob die Stelle, wo sich jetzt die Straße und die Durchgänge von Cairo befinden, von der römischen Straße berührt wurde, die von der großen Brücke der Cité bis an den Ort ging, wo man seitdem die sogenannten Hallen gebaut hat, und sich da in zwei Arme theilte, die, ich weiß nicht, wohin, sich verliefen. Auch liegt uns wenig daran, ob dieser Raum früher bewaldet oder mit Sümpfen bedeckt war, obgleich die ernstesten Geschichtschreiber über diese wichtige Angelegenheit nicht ganz einig sind. Wir sind sogar nicht abgeneigt uns der Ansicht anzuschließen, daß sich Sümpfe und Wald da befanden, bescheiden uns aber gern, wenn uns Je-

mand unsern Irrthum nachweist. Kurz und gut, dieser Theil des jetzigen Paris lag unter Philipp August außerhalb der Stadtmauer und wurde erst unter Karl V. mit der Stadt vereinigt. Von diesem Zeitpunkte müßten wir also eigentlich unsere Erzählung beginnen, aber wir überspringen auch ihn und wenden uns sogleich zu einer der unsern noch näher liegenden Zeit.

Wir wollen also annehmen, wir ständen mitten im sechszehnten Jahrhundert, der tapfere und ritterliche König Franz I. beherrsche Frankreich und der Leser könne mit einem Blicke den ganzen volkreichen Stadttheil überschauen, wo später die Cairo-Straße mit ihren Durchgängen angelegt werden sollte. Nichts verräth noch die weißen oder schmutziggrauen, regelmäßigen, nach der Schnur gestellten Häuser, welche wir jetzt erblicken; nichts deutet jene langen und traurigen Glasgalerien an, in welchen jetzt die Lithographen und Kinderspielwaarenhändler vegetiren; wir befinden uns in dem Paris des Mittelalters, in jenem düstern, schauerlichen, kothigen und doch so poetischen Paris, welches die moderne Civilisation und die gerade Linie täglich mehr und mehr verdrängen. Ueberall um uns her stehen alte schwarze Gebäude, deren Masse bei der geringen Breite der Straßen noch düsterer erscheint und in diesen Straßen schreit, bewegt und stößt sich jene bunte Bevölkerung von geschäftigen Bürgern, Mönchen und Nonnen, fahrenden Schülern, Freudenmädchen, herumziehenden Handwerkern und Bettlern, welche der alten Stadt ein so seltsames und charakteristisches Aussehen gaben. Ehe wir aber den Stadttheil, der uns hier beschäftigt, an sich betrachten, wollen wir einen Blick auf die Gebäude in der Nähe werfen.

In der Straße Saint Denis, fast der Stelle gegenüber, wo jetzt die Cairo-Straße herauskömmt, lag das alte Dreifaltigkeitshospital, das aus einer gothischen Kapelle und einer Art Kloster von großem Umfange bestand, hinter welchem sich ein bedeutender Garten mit Obstbäumen ausbreitete. Im Anfange hatte das Gebäude, wie es schon sein Name anzeigt, die Bestimmung, arme Kranke aufzunehmen und es wurde von Mönchen eines eigenthümlichen Ordens bedient, welche *Eselbrüder* hießen, weil sie auf Eseln zu reiten pflegten, wenn sie Almosen sammelnd in der Stadt umherzogen. Leider hatten diese Mönche trotz ihrem gutmüthigen Aussehen die Stiftungsgelder ihres Hospitals verschwendet und zu der Zeit, von welcher wir hier sprechen, waren sie bereits seit langer Zeit vertrieben, und die großen Gebäude des Dreifaltigkeitshospital's den berühmten *Paffionsbrüder*n, den ersten Schülern der dramatischen Kunst in Frankreich, zur Verfügung gestellt worden. Diese Brüder waren Kaufleute, Geistliche, Beamte, die zu-

sammentraten, um *Mysterien* aufzuführen, und bürgerliche Comödie zur Ehre Gottes spielten.

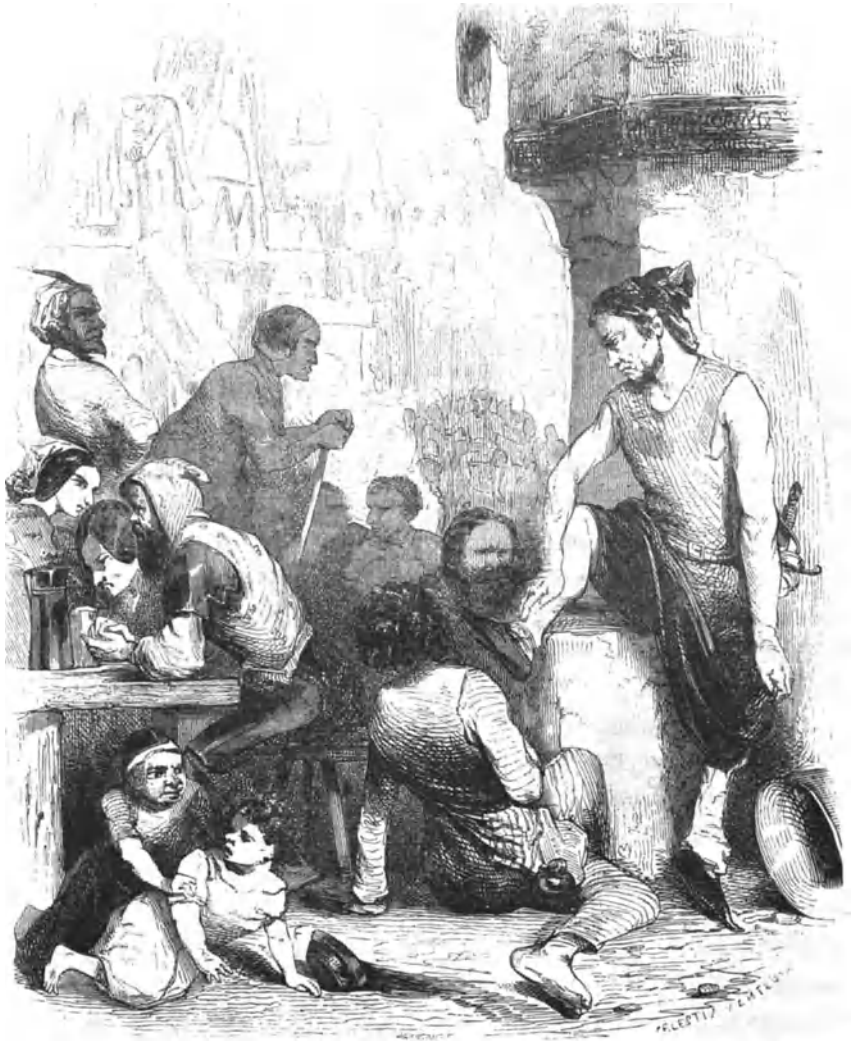
Ihre Vorstellungen fanden in dem schönsten Saale des Dreifaltigkeitshospitals statt und da wurde an Sonn- und Festtagen die Bibel den ganzen Tag hindurch vor einer lärmenden und unruhigen Menge travestirt.



Aufführung von *Mysterien*.

Etwas weiter hin in der Straße befand sich der Brunnen von Ponceau, ein plumper Bau, der aber den Vorzug hatte, zu jeder Zeit den Bewohnern dieses Stadttheiles ein reines und gesundes Wasser zu liefern. An diesem Brunnen wurde Ludwig XI., als er seinen Einzug in die gute Stadt hielt, von „kämpfenden Wilden und drei schönen Mädchen empfangen, welche nackte Sirenen darstellten“, während aus dem Brunnen Wein und Honig floss, wie es die alten Schriftsteller treuherzig erzählen.

Das Thor oder die Bastille Saint Denis endigte die Straße nach Norden zu, nicht, wie man vielleicht denkt, der von Ludwig XIV. aufgeführte Triumphbogen, den man jetzt sieht, sondern ein wirkliches Festungsthor, das aus zwei dicken Thürmen mit Fallgittern, Zugbrücken, Gräben und Hauptwache bestand. Von diesem Thore aus lief die Stadtmauer ohne Unterbrechung, von Schilderhäuschen



Der Wunderhof.

und Kanonen starrend, bis zum Thore Montmartre. Ueber die Mauer hinweg konnte man das Dörfchen Villeneuve sehen, an der Stelle, wo sich jetzt der Boulevard Bonne = Nouvelle befindet, weiterhin unter den grünen Bäumen von St. Lazarus die großen Gebäude des Aussatzhospitals und in der Ferne die traurigen Pfeiler von Montfaucon mit den Geheften daran.

Der Stadttheil selbst, dessen Zugänge wir eben beschrieben haben, war in jener Zeit ein schmutziger Haufen schlechter hölzerner Häuser, die den Giebel der Straße zukehrten und deren xförmig gekreuzte Balken seltsame geometrische Figuren an den Fassaden bildeten. Diese Häuser von ungleicher Höhe, die an einander gedrängt waren, den Einsturz droheten und wahre Höhlen des Volkes bildeten, erstreckten sich fast bis zu den Hallen. Enge kothige Gäßchen zogen sich zwischen diesen Gebäuden in krummen Linien hin und führten oftmals zu einer übertriehenen Cloake. Weder Luft noch Sonne drang in diese Räume ein, aus denen zu jeder Jahreszeit ekelhafte Gerüche aufstiegen. Kein Kloster, kein Palast, kein adeliges Haus streckte die schlanke Spitze seiner Thürmchen über diese plebejischen Dächer empor; nur vor diesem Viereck elender Bauten und feuchter Gäßchen, in denen die ärmste und verächtlichste Bevölkerung von Paris vegetirte, stand einsam eine Kirche mit einem gothischen Thurme, umgeben von regelmäßigen Klostergebäuden und großen Gärten, auf denen der Blick einigermassen ausruhen konnte.

Diese Kirche und dieses Kloster gehörten den Jungfrauen Gottes, und die elenden Wohnungen, die wir geschildert haben, waren der Wunderhof. Ueber beide müssen wir etwas ausführlicher berichten.

Es ist schwer, wenn nicht unmöglich, von dem Wunderhofe nach dem berühmten Verfasser der „Notre Dame von Paris“ zu sprechen, aber seine Beschreibung gehört nothwendig hierher.

Zuerst ist zu erwähnen, daß der Name Wunderhof nicht ausschließlich der Sackgasse angehörte, welche heute noch so heißt; es gab in der Stadt mehrere Zufluchtsörter dieser Art. Dulaure führt unter den berühmtesten: den Hof des Königs Franz und den Hof St. Katharina's an, die sich beide in der Straße St. Denis befanden, den Hof der Justienne und den Wunderhof in der Straße Neuilly &c. Ueberhaupt dienten alle Derter, in deren Namen sich „Francs“ erhalten hat, wie Francs = Bourgeois &c. als Zufluchtsstätten der Bettler und Vagabonden von Paris.

Sauval hat in seinem Werke: *Histoires et Antiquités de Paris* eine ausführliche Schilderung des Wunderhofes hinterlassen, von dem hier ausschließlich

die Rede ist: „er besteht in einem Plage von sehr bedeutender Größe und einer „stinkenden, kothigen, unregelmäßigen Sackgasse, die nicht gepflastert ist. Sonst „grenzte er an die beiden Enden von Paris. Jetzt befindet er sich in einem der am „schlechtesten gebauten, schmutzigsten und entlegensten Theile der Stadt, zwischen „der Straße Montorgueil, dem Kloster der Jungfrauen Gottes und der Straße „Neuve-Saint-Sauveur, gleichsam in einer andern Welt. Um dahin zu gelangen, „muß man oft in kleinen, schlechten, stinkenden, krummen Gassen hingehen, und „um hineinzukommen, auf einem langen, holperigen Wege hinabsteigen. Ich habe „hier ein Haus von Lehm gesehen, das halb in der Erde stand, vor Alter wankte, „nur vier Klaftern im Quadrat hatte und wo sich doch wenigstens fünfzig Haus- „haltungen mit einer zahllosen Menge von ehelichen, unehelichen und gestohlenen „Kindern befanden. Man hat mich versichert, daß in diesem kleinen Hause und „in den andern über fünfhundert zahlreiche Familien bei einander wohnten. Wie „groß auch dieser Hof ist, so war er doch sonst noch viel größer, auf allen Seiten „von niedrigen, dunkeln, ungeschlachten Häusern von Lehm und Erde umgeben, „in denen es von Armen wimmelte.“

Man weiß nicht genau, ob das Zufluchtsrecht, welches diese Stadttheile hatten, das Resultat früherer Privilegien oder nur die Folge einer langen Duldung war; gewiß ist aber, daß selbst die Soldaten und Wachen sich ungern hinein wagten, weniger aus Ehrfurcht vor diesen Privilegien, als aus Furcht, die ganze häßliche Bevölkerung auf den ersten Lärmruf auf sich stürzen zu sehen. Zu jeder Zeit, bei Tage und in der Nacht, verkündete ein gewisser Ton, der sich von einem Hause zum andern, von einem Munde zum andern in wenigen Minuten in dem ganzen Raume verbreitete, das Erscheinen der Polizei in diesem Lumpenreiche. Auf dieses Signal bewaffnete man sich und eilte in dieses Gewirr von dunkeln Straßen, das Victor Hugo mit einem Flachs Bündel vergleicht, das durch eine Kage unter einander gewirrt wurde, und wehe den Wachen und Soldaten, die sich in diesem Räuberneste befanden; das Wenigste, was ihnen geschehen konnte, war, tüchtig durchgeprügelt umkehren zu müssen. Wir brauchen wohl kaum hinzuzusetzen, daß diese muthigen Nachtwachen, so sehr sie auch an Prügel gewöhnt waren, sich nur sehr selten dem Zorne der Bewohner des Wunderhofes aussetzten; sie ließen dieselben vielmehr so lange als möglich ungestört und begnügten sich, die ordentlichen Bürger zu belästigen, welche gegen die damaligen Polizeiverordnungen handelten; dabei gab es weniger Gefahr und größern Gewinn.

Den Tag über war der Wunderhof still und öde; alle seine häßlichen Be-

wohner verließen ihn schon am Morgen und verbreiteten sich in der Stadt in Schaaren von Boffenreißern und Zigeunern, als Meister schmutziger Gewerbe, als Bettler und Krüppel, so daß ein Fremder keinen großen Unterschied zwischen diesem Stadttheile und andern von Armen bewohnten Theilen der Stadt Paris gefunden haben würde. Abends dagegen änderte sich das Aussehen; die Kneipen und widerwärtigen Schenken, mit denen der Wunderhof reich gesegnet war, wurden erleuchtet, und es schallten aus ihnen heraus schamlose Lieder, Geschrei und Gestampfe. Man sah von allen Seiten die Bettler zurückkommen, welche den Tag über die Stadt ausgebeutet hatten; die Blinden sahen plötzlich ganz gut, die Lahmen warfen ihre Krücken weg und die Kranken entfernten ihre falschen Wunden; die Frauen, welche das Gewerbe armer Mütter trieben, setzten die zwei oder drei halbnackten Kinder ab, die sie früh gemiethet hatten, und gaben sie den wirklichen Eigenthümern zurück; dann berauschten sich die Wundenbedeckten, die Kinder, die armen Mütter und die Krüppel in den Schenken, denn eins der Grundgesetze des Wunderhofes verlangte, daß nichts für den andern Tag aufbewahrt werde, und die Orgien dauerten so weit in die Nacht hinein, als es der Tagesverdienst gestattete.

Wir haben die Gesetze des Wunderhofes erwähnt, und dieses Vagabondereich besaß wirklich ein Gesetzbuch, dessen Bestimmungen streng beobachtet und gehandhabt wurden. Freilich schrieb dieses Gesetzbuch Diebstahl, Raub und die scheußlichste Wollust vor. In dem Wunderhofe kannte man weder Taufe, noch Trauung, noch Begräbniß, noch irgend ein Sacrament; trotzdem waren die Leute nicht ohne Religion, denn so oft man sie der Gottlosigkeit beschuldigte, zeigten sie andächtig auf ihrem Hauptplatze in einer großen Nische an der Ecke eines Hauses eine steinerne Bildsäule, welche den ewigen Vater darstellte und die sie aus einer Kirche gestohlen hatten. Sie hatten auch eine politische Organisation, waren in verschiedene Classen getheilt, je nach ihren Professionen, und gehorchten alle einem Oberhaupte, das man den König von Thunes nannte. Die Hauptclassen waren die der Diebe (*capons*), der Bettler (*francs-miton*) und der Vagabonden (*rifodés*). Das Oberhaupt oder der König wurde gewählt, und er hatte das Amt, die Gesetze aufrecht zu erhalten und die Vollziehung derselben zu veranlassen. Das Zeichen seiner Würde bestand in einer großen Ruthe, mit der er die Achseln seiner Unterthanen lieblos konnte, wenn er Lust dazu hatte. Er scheint auch einen gewissen Antheil an dem Ertrage der Diebstähle und an dem Gewinne jeder Art gehabt zu haben, den seine Untergebenen machten; man legte diese Gaben zu seinen Füßen

in ein Becken nieder. Sein Banner war ein todter Hund, der auf einer Mistgabel getragen wurde. In den Prozessionen am Narrenfeste und bei andern Ceremonien ging der König von Thunes nach dem Herzoge von Aegypten, umgeben von seinen hohen Würdenträgern und von denen des Reiches von Galiläa.

Man kann sich denken, welche Furcht und welchen Abscheu diese häßliche Republik und die Cloake, in welcher sie sich befand, den würdigen Bürgern von Paris einflößte. Die größte Beleidigung, die man einem Manne anthun konnte, bestand Jahrhunderte lang darin, daß man sagte, er sei dem Wunderhofe entlaufen. Auch vermieden es die Männer, ihm zu nahe zu kommen, und die Frauen machten einen großen Umweg, um ihm auszuweichen.

Dennoch gab es eine Classe der pariser Bevölkerung, welche in häufigem Verkehr mit den Leuten des Wunderhofes stand. Bisweilen sah man Abends, nach der Feuerglocke, in der Zeit, wann die Diebereien und Todschläge in der Stadt begannen, Personen in großen Perrücken und mit vermummtem Gesicht wie Schatten an den Mauern hinschlüpfen und muthig in den Wunderhof hineingehen. Seltsam! Diese so kecken Männer waren — Mönche.

Um sich diesen Umstand zu erklären, muß man sich erinnern, daß die Mönche damals meist von den Gaben lebten, die man ihren Klöstern, ihren Kirchen oder dem Heiligen schenkte, dessen Reliquien sie bewahrten. Damit nun das und das Kloster recht viele fromme Geschenke erhielt, mußte es im Rufe hoher Frömmigkeit und Tugend stehen, mußte sein Schutzheiliger seine Ueberlegenheit über alle andern Schutzheiligen aller andern Klöster der Erde darthun, mußte mit einem Worte der Schutzheilige wohl oder übel Wunder verrichten.

Den ersten oder zweiten Tag nach den Besuchen, die wir erwähnten, geschah nun in dem Bettlertheile der Stadt Folgendes. Die guten Mönche hielten eine feierliche Prozession in Paris, und trugen auf ihren Achseln den Schrein ihres seligen Schutzpatrons; man warf sich nieder und bekreuzigte sich fromm, indem sie vorüberzogen. Plötzlich drängte sich ein Mann mit einem gelähmten Arme, ein Lahmer oder Epileptischer durch die Menge und suchte den Schrein zu berühren, welcher die Reliquien enthielt; man stieß ihn zurück, man schlug ihn, aber er wich nicht von dannen. Er drückte endlich seine Lippen auf den heiligen Schrein und plötzlich, o Wunder! bewegte der Gelähmte den Arm, warf der Lahme seine Krücken weit von sich und ging gerade wie ein Soldat des Königs, hörte der Epileptische auf zu schäumen und nannte sich geheilt. Das Volk staunte, denn seit



Ein Wunder.

zehn, seit funfzehn Jahren war der Gelähmte, wie Jedermann bekannt, gelähmt, der Hinkende hinkend, der Epileptische epileptisch; man kannte ihn, man hatte ihm hundertmal Almosen gegeben. Die Thatfache lag offen vor, das Wunder konnte also nicht bestritten werden und der Heilige dieses oder jenes Klosters war demnach der größte Heilige des Himmels und der Erde. Die Kirche wurde in Folge davon mit allerlei werthvollen Geschenken und Vermächtnissen bedacht. Dies also war der Grund, warum die Mönche von Paris oftmals mit den Bewohnern des Wunderhofes zu thun hatten und warum im Mittelalter so häufig Wunder vorkamen.

Das war der Wunderhof zu der Zeit, von welcher wir sprechen, die Heimath aller Arten von Lastern, der Ort der Ausschweifungen, das wohlbekannte Asyl des Diebstahls, der Hehlerei, des Mordes, und er bestand bis zur Zeit Ludwigs XIV., ohne daß vor demselben irgend ein Fürst daran gedacht hätte, diese Wunde zu entfernen, welche Paris an sich trug, ohne daß ein Ereigniß, ein öffentliches Unglück seine monströse Einrichtung sehr verändert hätte. Zum Unglück für die Lumpen war Ludwig XIV. eifersüchtiger auf seine Autorität als irgend einer seiner Vor-

gänger; er wollte keinen König außer ihm in Paris dulden. Eines Tages also im Jahre 1656, glaube ich, drangen Männer der Justiz fest in den alten und letzten Zufluchtsort des pariser Bettlervolkes, in das gefürchtete Heiligthum ein, dessen Privilegien bis dahin Niemand zu verlegen gewagt hatte. Man wollte sich allerdings widersetzen, aber man besaß leider! die Macht nicht; ein Heer fast umzingelte den gefährlichen Stadttheil. Alle Taugenichtse, Vagabonden, Bettler, Krüppel und Gaukler, der König von Thunes selbst mit seinem Hofe und seinen Beamten, Alles wurde aufgegriffen und prozessirt; einige wurden in die Gefängnisse von Paris geschickt und für andere gründete man das Hôpital Salpêtrière; einige Häuser riß man nieder, die Straßen wurden erweitert, und von diesem Augenblicke an hatte der Wunderhof aufgehört zu existiren. Benferade verfaßte ein hübsches Ballet, „die Nacht“, in welchem die nächtlichen Verwandlungen des Wunderhofes eine sehr komische Episode bildeten; das Ballet wurde aufgeführt, der König unterhielt sich gut dabei und fand, daß die seltsamen Sitten in galanten Versen erzählt waren. Seltsames Geschick der menschlichen Angelegenheiten! Die Leichenrede des Wunderhofes sollte ein Ballet von Benferade sein!

Gehen wir zu etwas Anderem über. Wir haben gesagt, daß dieser Stadttheil nördlich an das Kloster der Gottes-Jungfrauen grenzte, welches jetzt niedergedrungen ist und dessen Garten sich noch nach Ludwig XIV. weit in dieser Gegend hinzog.

Im Laufe des dreizehnten Jahrhunderts gründete Wilhelm III., Bischof von Paris, ein Kloster, welches die Sünderinnen aufnehmen sollte, die in ihrer Jugend ihren Körper gemißbraucht hätten und endlich ganz verarmt wären. Ludwig der Heilige bewilligte dieser Anstalt eine Rente von vierhundert Livres, aber diese Summe reichte ohne Zweifel nicht hin, denn im Mittelalter bettelten die Jungfrauen Gottes in Paris mit einer großen Anzahl anderer Klosterfrauen und Mönche, welche damals die öffentliche Mildthätigkeit ausbeuteten. Sie liefen vom Abend bis zum Morgen in den Straßen umher und riefen: Brot, um Jesu Christi unseres Herrn willen! Und diese herumziehende Lebensweise war ohne Zweifel eine Hauptursache ihrer Demoralisation. Ob sie gleich den goldenen Gürtel mit dem Fußgewande, die kostbaren Schmucksachen mit dem Rosenkranze vertauscht hatten, so vergaßen sie doch nie, daß sie Untergebene des Vagabondenkönigs gewesen waren, und so fluchten sie noch in dem Asyl, das ihnen eröffnet worden war, berauschten sich und führten ein ausschweifendes Leben, so daß sie, statt den Gläubigen als Muster zu dienen, weit

mehr Aergerniß gaben. Deshalb wurde denn auch gar bald eine Reform nothwendig; ihre Zahl, die anfangs zweihundert betragen hatte, wurde auf die Hälfte herabgesetzt, die Ordensregel wurde strenger, die Aufsicht der geistlichen Behörden gewissenhafter, und so gelang es, wenn auch nur allmählig, diese Mädchen in Nonnen umzuwandeln.

Aber das Kloster hatte Unglück, und ein graufames Geschick scheint immer die guten Absichten derer vereitelt zu haben, welche die Anstalt gegründet hatten. Kaum begann ein frömmeres, bußfertigeres Leben in dem Kloster, als die Umgegend von Paris von jenen zuchtlosen Banden heimgesucht wurde, welche sie damals so oft verwüsteten; bald waren es Compagnien, bald Engländer, bald Gefindel, das keinem Wolfe und keinem Lande angehörte.

Man kann sich vorstellen, welche Unordnungen diese frechen, zügellosen Menschen in dem Kloster anrichteten und wie sehr sie die guten Wirkungen der Predigten hemmten. Alle Tage kamen neue Gewaltthatigkeiten, neue Räubereien vor; auch die Pest und Hungersnoth, welche in dem dreizehnten und vierzehnten Jahrhundert so oft in Paris und der Umgegend wütheten, trugen nicht wenig zur Erschlaffung der Sitten bei. Unter Karl V. endlich machte eine große Katastrophe dieser ersten Periode der Geschichte des Klosters ein Ende; das Haus wurde durch die Engländer genommen, geplündert und verbrannt, und die Nonnen selbst irrten eine Zeitlang zerstreut umher.

Gleichwohl war der Gedanke, aus welchem die erste Gründung der Anstalt hervorgegangen, an sich zu vortrefflich und Paris enthielt zu jeder Zeit zu viele Geschöpfe, welche wohl eine Zuflucht in einem solchen Hause suchen konnten, als daß dieses ganz hätte aufgehoben werden können. Deshalb zögerte man auch nicht, ein neues Kloster, ein größeres und schöneres als das erste zu erbauen, und zwar diesmal innerhalb der Mauern von Paris. Es stand genau an der Stelle, wo sich jetzt die Durchgänge von Cairo befinden, und lehnte sich an die Mauer, so daß es gegen die Feinde von außen geschützt war und nur die im Innern zu fürchten hatte.

Aber die Anstalt hatte, wie gesagt, Unglück, und die Bemühungen ihrer Gönner, die Frauenzimmer darin zu bessern, scheinen immer nur zu schnellerer Demoralisation geführt zu haben. Es riß von neuem Unordnung in dem Kloster ein; freilich war es eine schwere Aufgabe, Sünderinnen von der Art bekehren zu wollen, wie man sie noch heutzutage in Paris findet. Es wurde also eine zweite

Reform nöthig, und um weiteren Ausschweifungen vorzubeugen, unterwarf man sie der Regel Fontevraults, d. h. der Mönchsordnung, in welcher Männer und Weiber in Gemeinschaft unter der Aufsicht einer Äbtissin leben. Wir bedauern, daß wir den Namen des weisen und frommen Mannes nicht kennen, welcher Karl VIII. diese seltsame Maßregel vorschlug und durch dieselbe in diesem Hause Ordnung einzuführen hoffte; sein Name verdiente auf die Nachwelt zu kommen.

Alles dies war noch nichts; der Geist des Bösen hatte diesem unseligen Hause ein noch schrecklicheres Unglück aufgespart.

Es war im Jahre 1648, im Anfange der Fronde-Unruhen, während der Minderjährigkeit Ludwigs XIV. Jede Nacht zogen damals Schaaren von Vagabonden und Räubern und junge Herren in Paris umher, welche allerlei Excesse begingen, die Wachen prügelten und die Vorübergehenden gelegentlich ausplünderten. Einst in der Nacht also in diesem so berühmten Jahre zog eine Menge bewaffneter und vermummter Männer schweigend nach unserm Kloster. In einem Augenblicke waren Leitern an die Fenster und die Mauern gelehnt und das Haus gestürmt. Man plünderte nicht, man steckte die Gebäude nicht in Brand, die Kirche wurde nicht entweiht, und gleichwohl war es am andern Tage ein gewaltiges Mergerniß in Paris, als man erfuhr, wie weit man mit der Heiligthumschändung gegangen.

Ein solches Abenteuer hätte hingereicht, ein anderes geistliches Haus gänzlich um seinen Ruf zu bringen, aber das, von welchem wir hier sprechen, hatte nie einen guten Namen gehabt und konnte keinen haben; deshalb war denn auch die Sache von geringerer Wichtigkeit, als wenn es sich um irgend eine aristokratische Abtei gehandelt hätte, in welcher die Königinnen ihre Andacht verrichteten. Am Hofe fand man die Sache sehr scherzhaft und lachte laut darüber. Als endlich Ludwig XIV. die Sitten in Frankreich reinigen wollte, während er sich doch selbst ungeschert allen Leidenschaften überließ, empfand auch dieses Kloster die Einwirkung; die darin Eingeschlossenen besserten sich so gut als möglich, die Anekdote von 1648 wurde vergessen, und bis zur Revolution von 1789 scheint dieses Haus nicht mehr als ein anderes Kloster ein Herd der Ausschweifung und des Mergernisses gewesen zu sein.

Wir haben nun noch ein seltsames Privilegium zu erwähnen, welches dieses Kloster sonst hatte. Wenn ein Verbrecher an dem Galgen von Montfaucon gehangen werden sollte und man führte ihn zum Richtplatze, so hielt dieser traurige

Zug vor dem großen Thore des Klosters an, man ließ den Verurtheilten von dem Karren heruntersteigen und alle Klosterfrauen, die Priorin an der Spitze, empfingen ihn in Prozession, Kerzen in den Händen tragend. Dann führte man ihn, immer in Prozession, vor einen Christus, der außen an der Kirche hing, und den er küssen mußte. Darauf empfing der arme Sünder feierlich aus den Händen der Superiorin drei Stücke Brot und ein Glas Wein, und erst nachdem dies geschehen, wurde er weiter geführt. Liegt nicht in der Sitte, einem Unglücklichen,



Ein Verurtheilter erhält im Kloster Brot und Wein.

der zum Tode geht, Brot und Wein anzubieten, etwas Kindliches, das die gutmüthigen Leute der frühern Zeit vollkommen charakterisirt?

Ein armer Teufel, der, ich weiß nicht wegen welcher Missethat, in Montfaucon gehangen werden sollte und von der Superiorin des Klosters die gewöhnliche Gabe erhalten hatte, trank ruhig den Wein aus und steckte das Brot in die Tasche, worauf er wieder auf den Karren stieg. Der Geistliche, der ihn begleitete, bemerkte diese seltsame Vorsorglichkeit und fragte, was er mit dem Brote machen wolle, das er eingesteckt habe.

„Ich glaube, Herr Vater,“ antwortete der arme Sünder, „die guten Schwestern haben mir das Brot gegeben, damit ich es im Paradiese verzehre; denn in dieser Welt kann ich es nicht mehr brauchen.“

Dieses Kloster erstreckte sich von der Straße St. Denis bis zur Straße Bourbon, und von der jetzigen Straße Gilles-Dieu bis zu dem modernen Wunderhose. Es gehörten schöne Gärten zu ihm. Das Kloster selbst bildete ein großes Viereck, dessen eine Seite die Kirche ausmachte. In der Mitte befand sich ein von den Schwestern immer sorgfältig unterhaltener Blumengarten und ein Wasserbassin.

So war also in früheren Jahrhunderten der Stadttheil, dessen Geschichte wir schreiben.

Zur Zeit der Revolution wurde das Kloster mit allen andern aufgehoben und das Gebäude verkauft und niedergerissen. Es trat eine Gesellschaft zusammen, um die große frei gewordene Bodenfläche mitten in Paris zu benutzen. Die Gesellschaft entwarf aus Speculation den Plan, eine Straße von der Straße Bourbon zur Straße St. Denis über den ehemaligen Klostergarten zu führen und mit Glas überdeckte Durchgänge, wie sie damals in Paris zu entstehen anfangen, auf den Trümmern des Klosters anzulegen. Man trieb Geld zur Ausführung dieses Planes auf, die Arbeiter gingen ans Werk, und so entstand die Straße mit den Durchgängen, wie sie jetzt bestehen.

Die Einweihung fand in dem berühmten Jahre 1798 statt. Bonaparte war eben mit der tapfern ägyptischen Armee in Cairo eingezogen; dieses Ereigniß hatte in Frankreich, namentlich in Paris, den größten Enthusiasmus erregt, und die Gesellschaft, von welcher wir sprachen, nannte ihren neuen Bau Straße und Durchgänge Cairo.

Das war ganz gut; leider blieb man aber dabei nicht stehen. Damit man an der patriotischen Gesinnung der Bauenden ja nicht zweifele, bemüheten sie sich, der neuen Straße eine Art Localfarbe, einen gewissen orientalischen und ägyptischen Charakter zu geben, der an die Pyramiden, an den Tempel von Denderah und jene prächtigen orientalischen Städte erinnere, die der General Bonaparte erobert hatte. Ein Denkmal würde zu kostspielig gewesen sein, auch lag es gar nicht im Sinne der Bau-speculanten, Denkmäler zu errichten. Man kam also auf den seltsamen Auspruch, der jetzt an dieser Straße auffällt.

Sieht man an dem Hause empor, das den Haupteingang zu den Passagen enthält, so bemerkt man an der Wand einige breite Gesichter von Stein mit dicker Nase, die den grotesken Masken gleichen, welche die Maskenhändler zur Faschingszeit auszuhängen pflegen. Es sind Sphire, Nachahmungen der Niesensphire, die seit dreitausend Jahren am Fuße der Pyramiden schläft. Weiter oben, zwischen den Firmas eines Schneiders und Schuhmachers, läuft ein unbemerklicher Fries von einem Ende der Fassade zum andern. Dieses sogenannte Basrelief stellt kleine, fünf bis sechs Zoll große ägyptische Figuren dar, welche vollkommene Caricaturen derer sind, die man auf dem Obelisk sieht und die ohne Zweifel in Hieroglyphenschrift den Ruhm des Generals Bonaparte und der ägyptischen Armee verkündigen. Bis auf diese seltsamen Verzierungen gleicht das Haus allen andern in der Nähe.

Die Cairo = Straße ist, wie alle neuen Straßen, breit, gerade und ziemlich unbedeutend. Die hohen, gleichförmigen und offenbar gar nicht sehr bequemen Häuser sind von Handelsleuten aller Art bewohnt, deren Firmas sie bis in das dritte Stockwerk hinauf bedecken. Einen Industriezweig hat sie indess ausschließlich; man findet hier nämlich die größten Strohhutlager, aus denen diese leichten, angenehmen Kopfbedeckungen sich über das In- und Ausland verbreiten.

Die Durchgänge oder Passagen sind traurig, düster und kreuzen sich jeden Augenblick auf unangenehme Weise. Weder am Tage noch Abends erinnert etwas an die glänzenden Magazine und die zierliche Bevölkerung der Passagen der Panoramien und der Oper. Sie scheinen ausschließlich von Silber- und Cartonagenhändlern benutzt zu werden. Durchgehende sieht man selten da, ausgenommen wenn es regnet.

Die Drucker und Lithographen der Passage Cairo beschäftigen sich ausschließlich mit dreierlei Arbeiten, sie liefern Visitenkarten, Speisefarten und jene lithographirten Briefe, durch die man seinen Freunden irgend ein Familienereigniß anzeigt.

Einige Schritte von der Cairo = Straße rechts befindet sich der moderne Wunderhof. Der Platz, dem man diesen Namen gelassen hat, gehörte früher ohne Zweifel zu dem Reiche des Vagabondentöbnigs, aber nichts erinnert jetzt an die widerlichen Höhlen, welche das Gesindel des Mittelalters bewohnte. Prachtige regelmäßige Gebäude schmücken ihn heutzutage, aber am Anfange bemerkt man ein glänzendes Schild, auf dem auf himmelblauem Grunde mit goldenen Buchstaben geschrieben steht *cour des miracles* (Wunderhof).

Etwas Bewundernswürdiges wenigstens hat dieser Wunderhof heutzutage allerdings noch, nämlich eine der größten und ausgezeichnetsten Buchdruckereien von Paris, die Buchdruckerei Lacrampe. So ist der sonstige Zufluchtsort der hässlichsten Laster und der größten Unwissenheit ein Mittelpunkt des Lichtes der Civilisation und des Fortschrittes geworden.





Straße Pierre Lescot.

Die Straßen haben, wie die Menschen ihr Geschick, und wie manche Familien in allen Revolutionen den heiligen Schatz der Traditionen der alten Gesellschaft bewahren, so behalten manche Straßen unverändert die Physiognomie der alten Stadt. Mancher Platz, manche Ecke scheint für ewige Zeit für einen speziellen Zweck bestimmt zu sein. Ich weiß nicht, welcher geheime Instinct dieselben Classen oder dieselben Professionen nach einem und demselben Orte hintreibt. Die Diebe, die Bettler, die öffentlichen Mädchen, die Gaukler haben noch immer nicht alle Dertex verlassen, die sie im Mittelalter bewohnten. Wenn einmal ein Erdbeben Paris in einen Trümmerhaufen verwandelte, so würden nach einiger Zeit diese Vögel der Civilisation sicherlich in Schaaren zurückkehren, um die Stadttheile von neuem zu bevölkern, die sie sonst be-

wohnten. So baut die Schwalbe, die bei ihrer Rückkehr das Nest nicht wiederfindet, ein anderes an der Stelle, wo sie das letzte Mal brütete.

Ehe wir von den Schwalben der Straße Pierre Lescot sprechen, müssen wir einige Worte über die Straße selbst vorausschicken, um unsern Ausspruch zu beweisen, daß manche Dörter sich nicht verändern.

Wir befinden uns mitten im Mittelalter, im Jahre 1267, der fernsten Zeit, zu welcher wir zurückgehen können, um eine Spur dieser Straße zu finden, wenn man den damaligen Haufen niedriger, meist strohgedeckter Häuser eine Straße nennen darf. Sie hieß Straße Jean Saint Denis, hatte aber damals nicht die Ehre, zur Hauptstadt zu gehören, sondern bildete vielleicht den Hauptschmuck irgend eines Dorfes oder für sich allein eines der Dörfchen, welche an den grünen Hügeln am Ufer der Seine lagen. Ich sehe unsere Straße in der ganzen malerischen Häßlichkeit ihres gothischen Aussehens vor mir, — schlechte Hütten, Mist statt des Straßenpflasters, Moos auf den Dächern und die Laterne der heiligen Jungfrau an der Ecke statt aller Beleuchtung; Gärten hinter den Häusern und hinter den Gärten den Fluß. Wirthshäuser aber gab es gewiß schon damals dort, auch berühmte Wirthshäuser, in denen die Studenten und dergleichen Leute tobten und zechten. Obgleich die Sage über diesen Punkt fast ganz schweigt, so kann man doch behaupten, daß das Mittelalter in dieser Straße sich lebhaft geregt hat.

Ueberspringen wir einige Jahrhunderte. Das Mittelalter hat vor nicht langer Zeit seinen letzten Seufzer ausgehaucht; das Dörfchen am Ufer der Seine ist eine Straße von Paris geworden; die Hütten verschwanden, um Häusern Platz zu machen, und die Wirthshäuser, in denen sich die Schüler Abelards ergötzten und tummelten, wurden Schenken, in denen sich die Dichter berauschten.

Die Straße Saint Denis stand unter dem Gerichtsprängel des Vagabondenkönigs und oft erschien dieser Monarch hier mit seinem ganzen Hofe, um Streitigkeiten seiner Unterthanen zu schlichten. Der Hauptsaal irgend eines Wirthshauses ward dann in einen Gerichtssaal verwandelt. Der unbeschränkte Richter stieg auf einen Tisch und die Verhandlungen begannen. Welche Zuhörerschaft mußte man da sehen, welche Klagen da hören! — Frauen mit aufgelöstem Haar, mit heiserer Stimme und zerrissenen Kleidern; zerlumpte, bärtige, unheimliche Männer, die einen Dolch im Gürtel trugen; runzelreiche alte Weiber mit wackelndem Kopfe und behaarter Lippe. Da zeigte Einer seine von Narben bedeckten Schultern und verlangte Genugthuung für die Schläge, die ihm einen Tag vorher vielleicht ein verabschiedeter Langknecht aufgezählt hatte, der nun den Adonis spielte; oder es er-

schien ein dicker Mann, ein fremder Kaufmann, der seine Börse zurückforderte, welche ihm ein Mädchen im Dunkel, d. h. als er angetrunken war, gestohlen hatte, oder eine alte Frau brachte ihre Klage an und verlangte Ersatz für ihre Möbeln und Köpfe, welche ihr zer schlagen worden waren. Alles schrie unter einander, die Zuschauer nahmen für die Einen oder die Andern Partei und es war ein Lärm, daß Einer sein eigenes Wort nicht hörte. Da winkte der König und seine Wachen, die gute und schöne Hellebar den führten, stellten mit Schlägen die Ordnung wieder her. Dann erhob sich Se. sehr wenig katholische Majestät und sprach die Urteil; die bewaffnete Macht bemächtigte sich der Verurtheilten und der Monarch versetzte seine herumziehenden Affsen in irgend eine dunkle Straße der Stadt. Ein solches Schauspiel gewährte im funfzehnten Jahrhunderte und noch im Anfange des sechszehnten am ersten jedes Monats ein Wirthshaus in der Straße Saint Denis. Dieses Wirthshaus, in welchem Gericht gehalten wurde, hatte allein das Recht, eine rothe Laterne vor seiner Thüre von der Abenddämmerung bis zur Morgendämmerung brennen zu lassen und alle die aufzunehmen, welche zu irgend einer Stunde der Nacht in ihm erschienen. Auch hat die Straße ihre Art nicht verläugnet und seit dem Mittelalter nur Fortschritte gemacht. Anfangs war sie ein leidliches Stellbichlein für die mehr oder minder feinen Gesellschaften der niederen Classe der pariser Bevölkerung. Dann wurden die gefälligen Bauernmädchen gefährliche Städterinnen, und die Zeit war nicht mehr fern, in welcher ihr Ruf sich weit verbreitete, und die Väter und Mütter in den Provinzen ihren Söhnen, die nach der Hauptstadt zogen, vor jedem Verkehr mit ihnen warnten.

Man muß auch gestehen, daß kaum eine Straße für ihr Gewerbe besser liegen konnte. Schon unter Heinrich IV. hatte die Straße St. Honoré fast die ganze Ausdehnung erlangt, welche sie jetzt hat; sie wälzte von einem Ende der Stadt bis zum andern wie ein großer Strom die immer unruhigen Wogen einer Bevölkerung, die aus Leuten aller Stände, aller Stadttheile und aller Länder bestand. Auch kostete diese Menschenmenge den Bearner das Leben. Das Palais Royal bewirkte seine Verbindung mit diesem Strome gerade von der Straße aus, von welcher wir sprechen, und die nur eine Art Canal ist, in welchem sich aller Schmutz absetzt, der auf der Oberfläche schwimmt. An der Nordseite öffnete sich unsere Straße auf die großen Plätze, die zu einer gewissen Zeit sehr bedeutend waren. Der Schutt, der bei der Vollendung des Louvre da lag, die Einsamkeit und Dede, die da herrschten, machten einen solchen Platz vollkommen geeignet zur Ausführung aller Verbrechen und Abscheulichkeiten, die der Stille und des Dunkels bedürfen.

Hier hielten denn auch die Diebe ihre nächtlichen Zusammenkünfte, und hier suchten der unerfahrene Jüngling, der unzüchtige Mönch, der listerne Alte eine schmachvolle Befriedigung ihrer unreinen Lüste; hier waren der Diebstahl und der Mord gleichsam einheimisch; verworfene Sirenen lockten ihre Beute daher und lieÙen sie nicht wieder zurückkehren. Nach der Feuerglocke nahmen die Diebe und Vagabonden Besitz von diesen Räumen und trieben sich da herum bis in die Mitte der Nacht. Dann begaben sie sich in die Schenken, die sie in der benachbarten StraÙe erwarteten, und begannen, ohne sich erst die Mühe zu nehmen, das Blut von den Händen zu waschen, die niedrigsten und schändlichsten Orgien. Solche Nächte folgten auf einander, bis die Hand der Polizei das Glas den Lippen des Mörders, den Dolch seinem Arme entriÙ und dafür sorgte, daÙ er vor dem Schaffot erwachte.

Die Geschichte der StraÙe Pierre Lescot lässt sich in die vier Worte: Mord, Diebstahl, Armuth, Prostitution zusammenfassen. Hat also diese StraÙe nie die Unschuld gekannt, nie ihre schönen Tage gehabt? Unschuldig war sie nie, ihre Kindheit und Jugend war sehr bewegt, wie man aus dem Erzählten hat abnehmen können; vielleicht ist sie mit reiferem Alter verständiger geworden; die StraÙen werden ja wohl auch mit dem dreißigsten Jahre tugendhaft wie die Frauen. Einmal schien wirklich die Reue sie ergriffen zu haben, im achtzehnten Jahrhundert nämlich. Da fiel es ihr eines Tages ein, sich zu ändern, und wenigstens einen anderen Namen anzunehmen. Der Name Jean Saint Denis wurde weggewischt und an seine Stelle trat die zierlichere „Blumenkorb-StraÙe“ (rue du panier fleuri). Das Landleben war damals modisch und es ist zu bewundern, daÙ nicht mehrere StraÙen von Paris in jener Zeit in gleicher Weise umgetauft worden sind. Jener Name „Blumenkorb-StraÙe“ rührte von dem Wirthshaus her, welches die berühmte Mad. Gregoire hielt und die StraÙe scheint wirklich damals ein heitereres Leben begonnen zu haben. Die Häuser wurden neu angestrichen und man erblickte Blumenstocke an manchen Fenstern, ein sicheres Anzeichen von dem Dasein mehrerer Grifetten.

Das achtzehnte Jahrhundert war die goldene Zeit der StraÙe, denn damals begünstigte die Mode die Wirthshäuser, die Grifetten und alle Vergnügungen unter freiem Himmel. Mancher vornehme Herr verließ sein geheimnißvolles, verschwiegenes Häuschen, um pikantere Freuden und Genüsse an öffentlichen Orten zu suchen. In der StraÙe des „Blumenkorbes“ hatten einige Wirthshäuser immer Privatscabinets in Bereitschaft und mancher Marquis führte verkleidet die Wäscherin

seiner Frau dahin, während vielleicht in dem anstoßenden „Cabinet“ die Marquise mit einem Schriftsteller oder Commis Champagner trank und Küsse tauschte. Eine leichte Breterwand schied beide. Die Aristokratie und die Demokratie verbanden sich so insgeheim mit einander, bis der Tag der großen Verschmelzung durch die Revolution herankam. So entsprach damals diese Straße ungefähr dem, was jetzt die Loretto-Straße ist. Leider war diese glückliche Zeit nicht von Dauer; die frühere Lebensweise erlangte allmählig wieder das Uebergewicht, die Nachtvögel, welche durch die Helle vertrieben waren, nahmen von neuem Besitz, Frauen im Flitterstaate wanderten an der Ecke der Straße St. Honoré einher, und man fand wiederum Ermordete auf dem Platze, den der Louvre noch immer nicht ganz eingenommen hatte. Die Gardes waren die Hauptwerkzeuge dieses neuen und schnellen Verfalles, und was man auch sagen mag, sie enthielt die schlechtesten Subjecte in der ganzen Armee. Diese



Ein gestörtes Rendezvous.

Soldaten wählten ihre Obalisten vorzugsweise in der Straße des Blumenkorbs. Mancher reiche Geldmann, mancher galante Abbé, mancher Bürger, der sich ein Privatvergnügen erlaubte, mußte theuer büßen. Wie oft öffnete sich plötzlich ein verkorbener Schrank oder eine geheime Thüre und es trat ein Soldat heraus, der, scheinbar in der eifersüchtigsten Wuth, eine begonnene Unterhaltung unter vier Augen störte und mit dem Degen zwischen ein Liebespäarchen fuhr. Der über= raschte Liebhaber, der sich schämte, an einem solchen Orte getroffen worden zu sein, bot eilig seine Börse dar, um den Sturm zu besänftigen.

Natürlich nahm der Soldat die Börse an, wenn auch nach einigen Weige= rungen, um seine Rolle gut zu spielen. Es verging kaum eine Nacht, ohne daß in unserer Straße solche Dinge vorkamen. Man erzählte in jener Zeit eine große Anzahl solcher Abenteuer und nannte ganz laut die Opfer des Dramas; auch haben uns die Memoiren, die plauderhaften Vertrauten jener Zeit, die Namen mehrerer aufbewahrt. Ein Fürst, zwei Bischöfe, drei Bankiers und ein Schauspieler wurden so in der Blumenkorb= Straße gebrandschagt, nachdem sie in der beschriebenen Weise in die Hände von Unteroffizieren gefallen waren. Die Sitten der Soldaten haben sich seitdem um vieles gebessert.

Diese militairische Abschweifung war zum vollständigen Verständniß der Geschichte nothwendig, die wir erzählen. Die Schönen unserer Straße waren an den Umgang mit Soldaten gewöhnt, und als die Revolution ausbrach und alle kräftigen Männer aufgeboten wurden, am Wagen der Republik zu ziehen, ent= zogen dieselben wohl auch einige Augenblicke den öffentlichen Angelegenheiten, um sie der Liebe zu widmen. Da gewährte die Straße des Blumenkorbes ein seltsames Schauspiel; manche uneigennütige Schönen derselben, die ebenfalls von dem patriotischen Fieber ergriffen waren, boten ihre Reize und Gunstbezeugungen den Vertheidigern der Freiheit unentgeltlich an, denn auch sie wollten dem Vaterlande ein Opfer bringen. Sie gingen den Kriegern entgegen und trugen an ihrem ent= weiheten Busen eine große dreifarbige Cocarde; sie zogen die Soldaten mit sich fort, trugen sie fast im Triumphe in ihre Wohnungen, und wie man damals Muth und Uneigennützigkeit besaß, gab es auch öffentliche, allgemeine Bürgerliebe. Trink= und Liebeslieder wurden da nicht gesungen, wohl aber immer und überall die Marcellaise. Wer diese knieenden Mädchen gesehen hätte, welche die Augen gen Himmel richteten, die heilige Vaterlandsliebe anriefen und sich an die Verthei= diger der Freiheit wendeten, würde nie und nimmermehr zu sagen gewagt haben: das sind feile Dirnen.

Merkwürdiger Weise fiel es damals Niemandem ein, den aristokratischen Rococo-Namen der Straße mit einer mehr republikanischen Benennung zu vertauschen; dies geschah erst 1806 durch den Polizeipräsidenten. Damals erhielt die Straße den Namen des Pierre Lescot, des Herrn von Clugny und Clermont, Parlamentsrathes und berühmten Baumeisters unter Franz I. und Heinrich II., nach dessen Entwurf der alte Louvre gebaut worden war.

Seit dem Kaiserreiche bis auf unsere Tage ist das Schicksal der Straße Pierre Lescot kein sehr glänzendes gewesen, wenn man die Zeit der Anwesenheit der Mirkten in Paris abrechnet, in welcher die Mädchen dieser Straße das gerade Gegenstück von dem Enthusiasmus der Republik zeigten. Oesterreicher, Preußen und Kosaken genossen in dieser Straße die Freuden der Hauptstadt. Auch will man behaupten, daß namentlich der russischen Armee die Straße Lescot so viel Leute kostete, als eine Schlacht; man erzählt aber auch ein Beispiel, welches zeigt, daß der Stolz nie ganz aus dem Herzen des Weibes schwindet. Ein unglückliches verführtes Mädchen, die von ihrem Geliebten verlassen und dadurch gezwungen worden war, mit ihrem Körper Handel zu treiben, fiel in einer Nacht einem Kosaken-Unterofficier zu. Dieser Mann zeigte ihr unter andern Schmucksachen, die er sich zugeeignet hatte, ein Medaillon, in welchem sie dasjenige erkannte, das ihr Bruder, ein Soldat, stets auf dem Herzen getragen hatte. Der Kosak mußte ihn also getödtet haben, weil er im Besitze dieses Medaillons war. Das arme Mädchen mußte sich dem Mörder ihres Bruders ergeben, der Widerstand war unmöglich, nicht aber die Rache. Während der Soldat seinen Raub ausschloß, nahm ihm die moderne Judith ein Pistol ab und zerschmetterte ihm mit dem Schusse den Kopf. Am andern Tage gestand sie ihr Verbrechen unverholen ein, so wie sie die Beweggründe nicht verschwieg, die sie geleitet hatten. Sie starb im Gefängnisse.

Nach der Julirevolution kam die Straße Pierre Lescot von Neuem in die Mode. Die ersten Jahre, welche auf diesen gewaltsamen Umsturz folgten, waren das achtzehnte Jahrhundert des Bürgerstandes. Die Bürger ließen sich damals auch gern zu den niedern Ständen herab und zwar vorzugsweise an den Orten, welche an die Sitten des alten Paris erinnerten. Die Studenten namentlich, die Advokatschreiber und die Schriftsteller schwärmten für die Straße Pierre Lescot. Man ging dahin, um die erste Geliebte Coco's, des ersten Knechtes des fürchterlichen Sanson, des Scharfrichters der Revolution, zu sehen. Alle Seiltänzerinnen hießen Esmeralde, die Spitzbubensprache zeigte sich zuerst in der

Literatur und man predigte unverholen die Emancipation des Fleisches. Man kann daraus abnehmen, in welcher hohen Achtung die Straße Pierre Lescot bei den Liebhabern der mäterischen Poesie und Philosophie stand. Jetzt ist diese Vorliebe wieder verschwunden und die Straße von Neuem geworden, was sie nicht aufhörte zu sein, d. h. eines der vollständigsten Muster des Elendes und der Verworfenheit in Paris.

Am Tage steht man nichts Auffallendes in ihr; sie ist still, öde, dunkel, denn es wohnen da nur Leute, die ihre Industrie in der Nacht betreiben und an den Thüren der meisten Häuser liest man in halbverwischten Buchstaben: hier ist Nachtquartier zu finden.

Der Preis für ein Nachtlager wechselt von zehn bis dreißig Sous, je nachdem man ein Zimmer für sich allein und reine Wäsche verlangt, oder sich mit einem Gurtbett in einem allgemeinen Schlaffaale begnügt. In manchen Häusern giebt es einen Saal, wo man nur zwei Sous bezahlt; freilich erhält man da als Bett auch nur den Fußboden und als Kopfkissen die Wand; in die Quer gezogene Stricke trennen die Schläfer in zwei Reihen, wenn es möglich ist, an einem solchen Orte zu schlafen. Welche Gestalten mag man da erblicken! Einige kommen wankend herein und fallen, trunken von Branntwein und Er schöpfung, auf den schmutzigen Fußboden, wo sie alsbald einschlafen; das sind die Glücklichen, die Stammgäste. Sie haben den Abend in irgend einer schlechten Schenke verbracht und das Geld vertrunken, das sie, Gott weiß wie, verdient hatten und schlafen nun den Rausch aus; Andere stehen in einer Ecke beisammen und sprechen leise, aber lebhaft mit einander, indem sie auf ein Packet zeigen, das einer von ihnen unter dem Rocke versteckt; das sind Diebe, die den Tag erwarten, um den Ertrag einer Unternehmung zu theilen. Weiter unten lehnt ein Mann an der Wand, die Arme auf der Brust gekreuzt, das Auge stier an die Decke geheftet, als wenn er tief nachdenke; sein noch jugendliches Gesicht ist vor der Zeit gealtert; sein Anzug ist nicht zerrissen, aber mit Roth beschmuzt, — er ist ein Arbeiter, der seit drei Wochen blauen Montag macht und den Augenblick herannahen sieht, in welchem er in die Werkstatt wird zurückkehren müssen. Die Neue hält seine Augen offen. Die Schlaflosigkeit seines Nachbarn läßt sich nicht derselben Ursache zuschreiben. Er sitzt nachlässig auf seinem Rocke, der ihm als Kissen dient, hält mit den Händen den Strick fest, welcher die Grenze der beiden Reiche bildet, wiegt den Oberkörper hin und her und starrt stumpfsinnig auf die Sohlen seiner Stiefeln, durch welche ein Strumpfstück heraussteht. Glauben

Sie, er denke darüber nach, wie er sich neue Stiefeln verschaffen könne? O nein, er ist ein Boule-Spieler und träumt mit offenen Augen von Billardbällen. Ein Alter mit weißem Haar benutz das schwache Licht in dem Saale, um seine überall zerrissenen Beinkleider auszubessern; ein Kind von zehn Jahren, mit blondem Haar und zartem Gesicht, hat sich an den Alten gelehnt und schlummert; das Fieber der Armuth hat einen blauen Kreis unter seinen Augen gezogen; das arme Kind murmelt einige abgebrochene Worte im Schlafe, es träumt vielleicht von seiner Mutter und ist wenigstens einige Augenblicke — im Schlafe — glücklich. Aber auch dieses Glück wird ihm genommen, die Riegel der Thüre fallen donnernd, denn wenn auch Alle, die in diese Häuser kommen, im Voraus bezahlen müssen, so glaubt der Wirth doch seine Gäste die ganze Nacht gefangen halten zu müssen. Jetzt wacht auf, Ihr, die Ihr schlaf, und zeigt Euere Papiere dem Stadtfergenten; die Polizei will wissen, ob es unter Euch einen Mörder oder wenigstens zwei oder drei Diebe giebt. Der Chef der Patrouille macht aufmerksam seinen Umgang im Saale; Keiner entgeht seinem scharfen Blicke und selten endet sein Besuch, ohne daß Einige der Anwesenden in die Polizeipräfectur abgeführt werden. Hat die Polizei sich entfernt, so wird die Thüre wieder geschlossen und verriegelt, das Licht ausgelöscht und Stille und Dunkel herrschen in dem Schlafsaale der Armuth, über dem eine lauwarne ekelhafte Atmosphäre lastet.

In dem Nachbarhause kommt eine andere Scene vor. Die Mitternachtsstunde ist vorüber, das Trottoir verlassen und die Bewohnerinnen sind mit ihren häßlichen Liebhabern in ihre Wohnungen zurückgekehrt. Man gehe diesem Manne nach, der das Licht meidet und vorsichtig an den Häusern hinschleicht; jetzt bleibt er stehen und pfeift schwach. Sogleich erscheint ein Licht an einem Fenster, eine Thüre öffnet sich zur Hälfte und er schlüpft hinein; plötzlich stürzen sich Männer, die in der Nähe versteckt waren, auf ihn und knebeln ihn, wenn sie auch großen Widerstand finden. Dieser nächtliche Wanderer ist ein Mörder, der sich bis dahin den Nachforschungen der Polizei entzogen hat; er kommt nur selten und nur in der Nacht nach Paris zurück; irgend ein Polizeiagent hat erforscht, wohin er sich begiebt, oder seine Geliebte hat ihn selbst verrathen, jedenfalls ist es die Liebe, die ihn in das Verderben stürzt. Bei dem Lärme, welcher bei diesem Kampfe entsteht, öffnen sich alle Fenster und die Gefährten des Gefangenen, seine Mitschulbigen vielleicht, sehen mit verbissenem Grimme den Mann fortführen, den sie nur auf dem Schaffote wiedererblicken werden.

Wir haben die Prostitution und das Elend in der schrecklichen Straße Pierre Lescot gezeigt und zwar in ihrer widerwärtigsten Häßlichkeit. Nichts scheint anzudeuten, daß diese grauenhaften Schwestern sich einen andern Zufluchtsort suchen wollen. Nach hundert Jahren noch, wenn in dieser Zeit der Fortschritt uns nicht von den Dieben und öffentlichen Mädchen befreit hat, wird man hier eine ihrer Colonien erblicken. Für jetzt ist die Straße Pierre Lescot eine von denen in Paris, durch welche man nur ungern geht und die zu nennen man sich scheut.



Eine nächtliche Scene in der Straße Pierre Lescot.



Der Markt der Unschuldigen.

(Marché des Innocents.)

Der Zustand der Juden im Mittelalter war ein höchst beklagenswerther, unerträglich; selbst die Varias in Indien waren gewiß nie so vielen Kränkungen und Demüthigungen ausgesetzt. Und man glaube nicht, daß bloß ihr großes Verbrechen in alter Zeit die Ursache des Widerwillens bildete, den sie einflößten; die Menschheit großt selten wegen einer Angelegenheit des Himmels so sehr und so lange. In unsern Tagen, wo die Civilisation alles zu beseitigen sich bemüht, was wie Unbulsamkeit ausseht, kann man fest behaupten, daß das wahre Verbrechen der Israeliten ihr Reichthum ist, den sie zusammenbrachten, während die Christen in den langwierigen verheerenden Kriegen verarmten. Selbst der Abel begünstigte den Wuchergeist jenes Volkes, indem er von demselben mit hohen Zinsen borgte; man sah es

gleichsam für eine Art Opfer an, das man erst fett machte, ehe man ihm das Messer an die Kehle setzte. Sobald sich das gewünschte Fett angefetzt hatte, erhoben sich von der Kirche, dem Edelhofe und dem Fürstenhofe tausend Beschuldigungen; da hatten die Juden in großen Kesseln eine Menge kleiner Kinder gekocht, die heilige Hostie mit einem Eisen durchbohrt, so daß Blut herausgespritzt war, oder sie hatten sich das grausame Vergnügen gemacht, aus Haß gegen den Gekreuzigten einen Säugling an ein Kreuz zu schlagen. Wegen dieser mehr oder minder lügenhaften Beschuldigungen, die zu beweisen man sich wohl hütete, wurden die Schuldigen oder Angeklagten verbannt, gewaltsam beraubt und die adeligen Herren, die von ihnen geborgt, glaubten nun quitt zu sein . . . Ein bequemes Mittel, seine Schulden zu bezahlen, läßt sich nicht wohl erdenken.

Die Erbauung der Kirche der heil. Unschuldigen (église des Saints Innocents) in der Straße St. Denis ging, wie der Chronist Vignois sagt, aus einer solchen jüdischen Schändlichkeit hervor, von welcher wir gesprochen haben. Ein junger Mann, Namens Richard, der an der Stelle, wo die Kirche steht, von den Juden ermordet worden war, that da Wunder und die allgemeine Frömmigkeit errichtete das Gebäude in der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts. Auch wurde nach dem übeln Gebrauche jener Zeit ein Gottesacker an der Kirche angelegt. Der Bewohner des alten Paris war seine sterblichen Ueberreste dem Boden schuldig, auf welchem er gelebt hatte; seine Gebeine gehörten der Gemeinde.

Als im Jahre 1746 die Kirche, welche uns hier beschäftigt, niedergerissen wurde, trug sie den Charakter der verschiedenen Zeiten an sich, die ihr abwechselnd einen verschiedenen Styl gegeben hatten; in den ältern Theilen war sie sarazenisch und in den Einzelheiten der neuen Anbauten zeigte sich größere Eleganz, je näher sie dem Ende des 15. Jahrhunderts kam.

Gegenwärtig giebt es, Gott sei Dank! Polizeidiener, und die Leute, die so gottlos sein und sich in einer Kirche prügeln wollten, würden mit Schimpf und Schande daraus vertrieben werden, ohne daß die Frommen etwas von dieser Entweihung zu leiden hätten. So war es aber nicht unter der Regierung Karls VII. Da fing ein Mann und eine Frau in der Kirche der Unschuldigen Streit an, die Frau schlug den Mann mit der Kunkel in das Gesicht und einige Blutstropfen rötheten den heiligen Boden. Jacob von Chastelier, der damals auf dem bischöflichen Stuhle von Paris saß, schleuderte sogleich ein Interdict gegen die Kirche; vier und zwanzig Stunden lang wurden alle kirchlichen Ceremonien unterbrochen; die Glocken und die Gläubigen mußten schweigen; die Gesänge hörten auf, der

Tempel blieb still und dunkel; die Pforten der Kirche und selbst die des Gottesackers wurden geschlossen; die Lebenden mußten anderswo beten und die Todten weiterhin ein christliches Grab und die letzte Ruhe suchen.

In unsern Tagen würden sich die Leute nicht sehr darum grämen; unter Karl VII. aber glaubten sie, ob es ihnen gleich Molière noch nicht gesagt hatte, der Himmel lasse mit sich handeln; sie füllten also seufzend ihre Taschen mit schönen Goldthalern und klopfen damit an die bereits halb geöffnete Pforte des Bischofs. Es würde heutzutage schwer sein, zu ermitteln, wie viel es ihnen 1437 kostete, die Kirche mit Gott zu veröhnen oder vielmehr mit den Geistlichen; aber das Beispiel wurde von dem Nachfolger des Bischofs benutzt, der drei Jahre später ebenfalls den Gottesacker schließen ließ, unter dem Vorwande einer neuen Entweihung, die aber von jener ganz verschieden war, welche der unglücklichen Kirche schon ein bischöfliches Interdict zugezogen hatte.

Der Herausgeber des Journal de Paris unter der Regierung Karls VI. und Karls VII. erzählt sehr naiv: „man begrub da weder Groß noch Klein, auch wurde „keine Prozession gehalten. Der Bischof verlangte, ehe er die Erlaubniß gab, „eine zu große Summe Geldes und die Kirche war zu arm.“ Wahrscheinlich gelang es aber doch, das Gewissen des Geistlichen zu beschwichtigen, denn in jener Zeit ließ die Geistlichkeit von ihren geistlichen und weltlichen Forderungen nicht viel herunter.

Wenn die Kirche und der Gottesacker mehr als einmal entweiht wurden, so sah man auch an dem Gebäude ein Ahy! der Buße und der tiefen Reue, eine Art Gefängniß, wo Frauen und Mädchen, reuige Sünderinnen, für die übrige Zeit ihres Lebens sich einsperren ließen, um, wie sie hofften, ihr Seelenheil wieder zu retten, das in den Lüften dieser Welt gefährdet worden war. Die Armen waren eingemauert in ihren Zellen, die mit dem Innern der Kirche durch ein kleines Fenster in Verbindung standen, durch welches man ihnen auch gerade so viele Nahrungsmittel reichte, daß sie nicht verhungern konnten. Manchmal wurden Frauen auch mit Gewalt so eingesperrt, namentlich häufig im funfzehnten Jahrhundert, in der Zeit der heißen Leidenschaften, in welcher die Damen den zärtlichen Verirrungen des Herzens und Geistes in reichem Maße nachgaben.

Wenn die Liebe so kühn wird wie bei den Frauen des funfzehnten Jahrhunderts, so ist die Ehe ein lästiger Zeuge, und das Laster, das sich gehemmt fühlt, wird einfach aus Liebe zur Freiheit zum Verbrechen. So hatte sich Renata von Vendomois, die Gattin des Herrn von Souldai, in einen schönen Schützen von



Eine reuige Sünderin.

der Leibwache des Königs Karl VIII. verliebt, wie überhaupt die Frauen damals sich zu diesen Compagnien sehr hingezogen fühlten, welche aus einer Elite von vornehmen Männern bestanden. Renata von Vandomois nun suchte, um die Fessel zu verschönern, welche sie mit ihrem Geliebten vereinigte, dieselbe zu vergolden; um dies zu vermögen, bestahl sie zuerst ihren Mann, dann ihre Freunde, zuletzt Alle, damit keiner neidisch werde. Als sie endlich des Joches der Ehe gänzlich überdrüssig war, daß sie doch mit vieler Freiheit und Grazie abschüttelte, ließ sie den Herrn von Soulbai ermorden. Das Parlament verurtheilte sie deshalb zum Tode, aber Anna von Beaujeu, die Regentin des Reiches, verwandelte, wahrscheinlich durchdrungen von der Vorschrift des Evangeliums, daß der Schuldigen viel verziehen werden müsse, weil sie viel geliebt habe, die Strafe in lebenslängliche Einsperrung in dem erwähnten Gebäude.

Seit dem Jahre 1186 war der Gottesacker von hohen Mauern umgeben, und erst zwei Jahrhunderte später legte man die Galerie an, welche les Charniers (das Beinhaus) genannt wurde, eine düstere, feuchte Galerie mit Grabdenkmälern an den Wänden, mit Grabsteinen als Pflaster, die unter den Tritten der darüber hin Wandelnden einen hohlen Ton von sich gaben. Hier verwandelten sich

in Staub, aus dem sie hervorgegangen waren, die Reichen und Adligen, welche sich da begraben ließen.

Dieses Beinhaus glich indeß niemals dem Campo Santo von Pisa, selbst als es durch den Marschall von Boucicaut und den berühmten Nicolaus Flamel geschmückt worden war. Es herrschte unter diesen Grabgewölben eine seltsame Ungleichheit der in Marmor gegrabenen Grabchriften, der gemeisesten Todtenköpfe, der über Kreuz gelegten Knochen neben dem Flitterkram einer Modenhandlung; musikalische Instrumente hingen, gleichwie Neolsharfen, an einem Skelett von weißem Marmor, und weiterhin diente das Grab der Dame Flamel, das mit Engel- und Heiligenbildern geschmückt war, zur Ausstellung von Kinderpielwaaren.

Eine Seite dieses Beinhauses zog sich an der Straße Ferronnerie hin, und an dieser war der Todtentanz gemalt, eine bitter philosophische Parodie auf die Comödie des Lebens.

Der Todtentanz war gegen Alle gerecht; die Cardinäle, die Fürsten, die Bischöfe, die Mönche, die Advocaten, die Königinnen, die Bürger, die Nonnen, die Kinder, mit einem Worte Alle wurden durch die unbarmherzige Satire des Todtentanzes gegeißelt.

Vor diesem seltsamen Schauspieler erhob sich 1429 ein Gerüst, das man für ein Schaffot hätte halten können; man ließ aber von ihm herab nur der Unordnung der damaligen Sitte ihr Recht widersfahren, denn es war die Kanzel eines Predigers, des Bruders Richard, eines schrecklichen und ausdauernden Gegners des Luxus und der Galanterie. Er suchte die Sünder keineswegs durch die Salbung rührender und überzeugender Worte zu bekehren, sondern griff das Laster durch fürchterliche Verwünschungen an; er zeigte es in völliger Nacktheit und schilderte in den derbsten Ausdrücken und mit großer Ausführlichkeit das ärgerliche Leben der Zeit und nannte ungeschweht selbst die berühmtesten Namen. Namentlich gefiel sich der Bruder Richard darin, in sarcastischem Tone die zu heidnische Tracht der Frauen zu tadeln. Er berührte mit höhnen Worten ihren schönen, ganz entblößten Busen, der, wie er sich ausdrückte, vor Freude darüber hüpfte, daß er sich betrachten und bewundern lassen könnte; er donnerte sogar gegen den maßlosen Ausschmuck gewisser Kleidungsstücke, welche die Sünderinnen, wie er sagte, angenommen hätten, um die übeln Gedanken um so stärker anzuregen. Der feuerige Prediger benutzte die Freiheit der Rede wie ein Mann, der nicht mehr an die Keuschheit der Ohren seiner Zuhörer glaubt, und für uns würden jetzt die Pre-

digten des Bruders Richard vortreffliche Quellen für das Studium der Sittengeschichte des funfzehnten Jahrhunderts sein.

Wenn in der Einrichtung und Anordnung des Gottesackers und Weinhauses der Unschuldigen nicht gerade die Kunst glänzte, so konnte man doch hier und da den Geschmack und die Erfindung der Künstler bewundern. Man sah da namentlich, abgerechnet einige gut ausgeführte Grabdenkmäler, ein Kreuz mit Basreliefs von Goujou, welche den Triumph des heiligen Sacramentes darstellten. Der Bürger, der sich verspätiget hatte und nach der Stunde der Feuerglocke vor dem Gottesacker vorüberging, blieb wohl stehen, um schauernd die geheimnißvolle Flamme zu betrachten, die im Dunkel glänzte und die eine unsichtbare Hand über diesem Felde der ewigen Ruhe strahlen zu lassen schien. Es war aber nur ein profaisches Licht in einer funfzehn Fuß hohen steinernen Laterne, die durch einen geschickten Meißel mit zierlichen Sculpturen geschmückt war. Manche Schriftsteller haben diese Laterne mit dem Brunnen der Unschuldigen verwechselt.

Dieser Brunnen, der aus dem dreizehnten Jahrhundert herrührte, befand sich an der Kirche, an der Ecke der Straße Saint Denis, konnte aber damals noch nicht für ein Kunstwerk gelten, zu dem ihn erst Jean Goujou im sechszehnten Jahrhundert machte. Ehe wir davon sprechen, haben wir noch an eine blutige Katastrophe in der Kirche der Unschuldigen im Jahre 1559 zu erinnern.

In diesem Jahre war der Fluch, der von allen katholischen Kanzeln fiel, schrecklich und unbarmherzig; ein Mönch namentlich, Johann von Han, zeichnete sich unter den eifrigen Predigern durch seine blutige Unbuddsamkeit aus. Eines Tages, als er mit großem Geschrei Scheiterhaufen, Galgen und Rad für die Anhänger Luthers und Galvins verlangte, geriethen zwei Männer in der Kirche in Streit mit einander und einer nannte den andern Lutheraner, was als Schimpfwort galt, das wohl einen Dolchstoß verdiente. Als bald stürzten sich die Anwesenden, welche durch die Predigt aufgereizt waren, auf den Unglücklichen, welchen man beschuldigte, ein elender Protestant zu sein. Auf das Geschrei des Opfers traten zwei Vorübergehende in die Kirche, um einem Menschen beizustehen, den man ermordete. . . Sie wurden ebenfalls niedergestoßen, und der Prediger fuhr im Angesichte des vergoffenen Blutes fort, die Religion eines Gottes zu predigen, der am Kreuze für uns gestorben ist.

Der Gottesacker und das Weinhaus der Unschuldigen wurden vor der Revolution zerstört. Man klagte seit langer Zeit schon über die pestilentialischen Ausdünstungen, die von dieser Grabstätte mitten in einem volkreichen Stadttheile



Brunnen auf dem Marché des Innocents.

aufstiegen, der wegen der Nähe der Todten fortwährend mit bössartigen Fiebern zu kämpfen hatte. Demzufolge nahm man 1786 alle Gebeine hinweg, die seit fünf oder sechs Jahrhunderten da aufgehäuft lagen, und die Kirche selbst wurde abgetragen. Der Brunnen, welcher sich an derselben befand, war schon 1550 durch den Baumeister Pierre Lescot neu aufgebaut worden, und der berühmte Jean Goujou hatte, wie bereits erwähnt, die Ausführung der Bildhauerarbeiten daran übernommen. Im Jahre 1788 wurde dieses schöne Kunstwerk vorsichtig von dem Plage, auf dem es stand, weggenommen, und in die Mitte des ehemaligen Gottesackers gesetzt, den man in einen Marktplatz verwandelt hatte. Später ist der Brunnen restaurirt und selbst vergrößert worden. Die Löwen, welche an den vier Ecken liegen, und die massiven Becken, in welche das Wasser aus einer Art antiken Bechers fällt, passen aber freilich weder zu dem allgemeinen Style des Werkes, noch zu den leichten und graziosen Sculpturen von Goujou.

Noch ist uns übrig, kurz die seltsame Geschichte des Marktplazes zu erzählen. Der Raum, auf welchem zwanzig Generationen den ewigen Schlaf schliefen, wurde 1788 der grobmalerischen Welt beigefügt, welche man die Halle nennt, und die mit sehr stark riechenden Buden, mit riesenhaften Regenschirmen und dergleichen bedeckt ist und unter denen sich Verkäuferinnen einfanden, die eigentlich keinen Anspruch auf den fast aristokratischen Namen der „Damen der Halle“ machen können.

Als noch die gesellschaftlichen Unterschiede streng bewahrt wurden, war wirklich ein großer Abstand zwischen diesen beiden Arten von Frauen, die man unter dem gemeinen Namen der *Fischweiber* keineswegs vermengen durfte. Noch jetzt ist die Marktfrau ein Gestirn, dessen bleichen Satelliten die Höckerin bildet. Betrachten wir, wie gepuzt und zierlich die erstere aussteht; ein Spizenhäubchen faßt ihr hochgeröthetes Gesicht ein; eine goldene Kette schlingt sich wohl dreifach um ihre starke Brust; feiner Merinos wallt leicht um ihre mächtigen Hüften, und an ihren kurzen, dicken, rothen Fingern blitzen zwanzig Ringe. Mit dem Vorgesetzten spricht sie süß und anmuthig, und sie spart die ganze Gewalt ihrer Lungen und ihrer rauhen Stimme für die stürmischen Zeiten ihres Gewerbes. Die zweite dagegen trägt ein schlechtes Tuch um den Kopf; ihr Gesicht ist bleich und abgezehrt; in jeder Jahreszeit trägt sie einen Anzug von gedruckter Leinwand. Sie wetteifert in Klüchen und Boten mit dem Gassenkehrer und Cloakenräumer, und trinkt mit ihnen um die Wette.

Als der „Markt der Unschuldigen“ angelegt wurde, erinnerte sich manche

Fischhändlerin und Straußverkäuferin, mit dem lustigen Wadé sich gestritten zu haben, der die Halle zu seinem eigentlichen Barnas gemacht hatte; man gedachte



Wadé unter den Fischweibern.

seines scharlachrothen Tractes, seiner gestickten Weste, seiner kurzen schwarzen Weinkleider und seiner weißseidenen Strümpfe, die selbst von den ungeschicktesten Straßengehrerinnen geschont wurden.

Vor der Revolution von 1789 mußten die ungeheuern Regenschirme auf diesem Marktplatz mehr als einmal als Berathungssaal, als Wahlcollegien unter freiem Himmel dienen, wenn man jene berühmte Deputation der Fischweiber ernannte, welche das Vorrecht hatte, in die Gemächer zu Versailles hineinzugehen und Ihrer Majestät der Königin von Frankreich einen Strauß zu überreichen. Der ganze Hof schenkte bei dieser Gelegenheit den Complimenten dieser vornehmen

Damen von einem Tage Beifall, und selbst das Königthum ließ sich herab, sie als seines Gleichen zu behandeln. Es ist merkwürdig, daß die Kohlenträger und Fischweiber in der Geschichte der französischen Monarchie, der galantesten aller Monarchien, eine Rolle gespielt haben.

Eines Tages endlich fiel es dem Volke ein, daß es eigentlich in Frankreich nichts sei und etwas werden müsse; in jener Zeit der Unruhe, wie sie von Einigen genannt wird, in jener Zeit der Neugestaltung, wie sich Andere ausdrücken, tobte der Aufruhr oftmals auf diesem Marktplatze; mehr als einmal mußte der Beamte der Section, um die Ordnung wiederherzustellen, auf diesem kleinen Heerde der Insurrection die dreifarbigte Schärpe umlegen. Aber mit welchem Jubel feierte man auf diesem Platze auch die Siege der Heere der Republik! Wie schwenkten diese Weiber ihre Röcke im Nationalstolze zu Ehren der Sieger von Fleurus, Lodi, Arcole und Marengo! Später organisirte Napoleon durch ein kaiserliches Decret die patriotische Heiterkeit der Hallen; es wurden auf Staatskosten in dem großen Locale, wo man Butter austruft, kostbare Festmahle gegeben; Abends wurde der Raum ein von Kerzenlicht strahlender Ballsaal, wo man nach den Tönen eines großen Orchesters tanzte. Einmal sprang sogar aus den vier Brunnen auf dem Platze einen Tag hindurch Wein; leider aber hatten sich an diesem Tage auch dreifarbige Gendarmen eingefunden, welche die allgemeine Heiterkeit zu beaufsichtigen hatten, und Polizeidiener, welche mehr als einmal sich in den Tanz mischten, wenn sie ihn für nicht anständig genug hielten, und die zu lauten Patrioten in das Gefängniß abführten.

Die kaiserliche Gewalt ersetzte die häßlichen Regenschirme, die ungeheuern Bilze von Leinwand, welche auf diesem Marktplatze standen, durch hölzerne Buden, die aber leider eben so häßlich ausfahen.

In einer Zeit, welche der unserigen ziemlich nahe liegt, kamen auf diesem Marktplatze wichtige Ereignisse vor. In jenen drei Tagen nämlich, welche hinreichten, eine Monarchie zu stürzen, hatte das Volk aus den Buden der Gemüse- und Obsthändler eben so viele kleine detachirte Forts gemacht, aus denen ein lebhaftes Kleingewehrfeuer unterhalten wurde, das sehr mörderisch war, wenn es ihm vielleicht auch etwas an Regelmäßigkeit fehlte. Hier, wie an allen andern Punkten, blieb der Sieg denen, welche für das Recht gegen die Vertheidiger der Willkühr und der Bedrückung stritten. Aber dieser Sieg kam den Schaaren des Volkes auch theuer zu stehen; Gott allein kennt die Zahl der Opfer, welche fast zehn Jahre lang auf einem Markte, in einer Halle den ewigen Schlaf schlossen,

von dem Treiben der Lebendigen kaum durch eine leichte Schranke getrennt, bis sie in ein gemeinsames ruhmvolles Grab gelegt wurden.

Im Süden des Marktplazes der Unschuldigen zieht sich die Straße de la Ferronnerie hin, wo der einzige König, dessen Gedächtniß das Volk vor Napoleon bewahrte, unter der fanatischen Waffe erlag, deren Griff sich in Rom, deren Spitze aber sich überall befindet, wie sich ein berühmter Advocat geistreich und bedeutungsvoll ausdrückte. Im Westen befindet sich die kleine Straße Lonnellerie, wo jener bewundernswürdige Lehrer des Menschengeschlechtes geboren wurde, dessen glorreichen Namen die Academie nicht zu den übrigen zählt. — In Italien wird man noch nach zwanzig Jahrhunderten das Haus zeigen, in welchem Dante das Licht der Welt erblickte; in Paris hat die Speculation die Wiege des unsterblichen Molière bereits im Bauschutte vergraben; nur an der Façade eines ganz neuen Gebäudes bemerkt man die lilliputische Büste des komischen Dichters Ludwigs XVI. Der Baumeister, welcher jenes Haus errichtete, hatte die Güte, unter das Bild eines großen Mannes zu schreiben, da habe zuerst der Verfasser des „Tartüffe“ und des „Menschenhassers“ gewohnt! — Im Norden des Marktplazes endlich steht die Kirche St. Eustache, deren Geschichte wir später erzählen, und die während des theophilantropischen Papssthumes des Directors Lareveillère jener blumenreichen Moral geweiht wurde, welche Napoleon die Religion im Schlafröcke nannte.





Straße und Stadttheil Saint Germain des Prés.

Im Jahre 542 war der König Childebert, Sohn des ersten christlichen Königs, nach Spanien gezogen, um den König der Gothen, einen arianischen Fürsten, zu bekriegen. Sein Bruder Clothar begleitete ihn. Nachdem sie ihre Streitkräfte vereinigt hatten, belagerten sie Saragossa, das sie hart bedrängten. Die bestürzten Einwohner, die von menschlicher Hilfe nichts mehr erwarteten, nahmen ihre Zuflucht zum Fasten und zum Gebet. Sie legten Fußgewänder an, sangen Psalmen und trugen in Prozession um die Stadtmauer herum den Rock des heiligen Vincenz, ihres Mitbürgers. Die Frauen erschienen in Trauer, das aufgelöste Haar mit Asche bestreut, weinten und jammerten laut, sagt Gregor von Tours, als wenn ihre Männer begraben würden. Childebert und Clothar, die aus der Ferne

nicht wohl erkennen konnten, was auf den Mauern vorging, glaubten anfangs, es wären Personen, welche Zaubermittel gegen die Belagernden anwendeten. Während dies geschah, wurde ein Bauer, der aus der Stadt kam, verhaftet und vor die Fürsten gebracht. Sie fragten ihn über den Zustand des Places und warum die Einwohner sich so auf den Mauern versammelt hätten. Der Bauer antwortete, sie trügen in Procession den Rock des heiligen Vincenz umher, um das Erbarmen Gottes zu erregen und die Aufhebung der Belagerung zu erlangen. Die beiden Könige wurden dadurch so gerührt, daß sie versprachen, die Gothen in Ruhe zu lassen, indessen unter zwei Bedingungen, daß nämlich der Arianismus gänzlich aus Spanien verbannt würde und daß man ihnen den Rock des heiligen Vincenz gäbe. Die Noth zwang die Gothen, diese Forderung zu bewilligen, und Chilbert brachte den Rock oder vielmehr die Stola in großer Feierlichkeit nach Paris.

Einige Zeit nachher beschloß dieser König, eine Kirche zu bauen, um in derselben diese heilige Reliquie, sowie ein großes Kreuz niederzulegen, welches er aus Toledo mitgebracht hatte. Indeß führte er seinen Plan erst einige Jahre später aus, auf Gesuch des heiligen Germain, des Bischofs von Paris.

Der Ort, welcher zur Erbauung dieser Kirche am geeignetsten zu sein schien, war der, welcher damals Locotice (Locotitia) hieß und wo sich nach der allgemeinen Meinung noch einige alte Ueberreste des Tempels der Isis, in der Nähe der Seine, inmitten der Wiesen, befanden, um, wie gesagt wurde, die Verehrung falscher irdischer Gottheiten durch die Verehrung des Gottes des Himmels zu ersetzen. Das Gebäude wurde 556 begonnen und 558 vollendet.

Diese Kirche, welche zu Ehren des Märtyrers Vincenz und des heiligen Kreuzes erbaut war, wurde von Marmorsäulen getragen und hatte große Fenster; die Friesen waren vergolbet, die Mauern auf Goldgrund mit Malereien geschmückt und der Fußboden künstlich ausgelegt. Auch das Aeußere entsprach der Pracht des Innern; das ganze Gebäude war mit vergolbetem Kupfer belegt, das einen solchen Glanz verbreitete, daß das Volk die Kirche Saint Germain = le = Doré nannte.

Chilbert begnügte sich nicht damit, die neue Kirche mit vielen kostbaren Verzierungen geschmückt zu haben, er wies ihr auch bedeutende Einnahmen zur Unterhaltung einer Mönchsgemeinde an, die der heilige Germain da stiften sollte. Der Hauptfond der Schenkung war, außer dem Boden der Abtei, das Landgut Issy mit der Seine und der Fischerei in derselben, den Inseln und anderm Zubehör von der Brücke der Stadt Paris an bis an die Stelle, wo der kleine Fluß Sèvres sich mit der Seine verbindet.

Auf die Bitte des Königs bewilligte der Bischof Germain der Abtei St. Vincenz, welche später den Namen des Bischofs führen sollte, das Privilegium der Exemption, welches hauptsächlich darin bestand, daß die Mönche ihren Abt wählen und allein, ohne Eingreifen des Bischofs oder irgend einer andern Person, über die weltlichen Güter des Klosters verfügen durften, daß sie die Einnahmen unter königlicher Genehmigung in Frieden genießen und allen Prälaten verbieten konnten, an diesem Orte irgend eine Function ihres Amtes anders als auf Gesuch des Abtes auszuüben. Die Abte und Mönche von St. Germain vertheidigten denn auch diese ihre Vorrechte, namentlich im zwölften und dreizehnten Jahrhunderte, mit großem Eifer.

Eines Tages hielt der heilige Ludwig, als er durch Billeneuve Saint George kam, an, um in einer Probstei der Abtei von Saint Germain zu speisen, und lud zu gleicher Zeit den Erzbischof von Sens, Gautier Cornu, ein, sein Gast zu sein. Kaum hatte der Probst Kunde von dieser Einladung erhalten, als er sich zu dem Könige begab und ihn dringend ersuchte, dem Prälaten nicht zu erlauben, in das Haus zu treten oder da zu speisen, damit die Vorrechte von St. Germain nicht verletzt würden. Was auch der König sagen oder denken mochte, der Probst begnügte sich nicht mit der Bethuerung des Bischofs, daß er durch die Mahlzeit mit dem König kein Recht auf die Abtei sich anmaßen würde; er verlangte, daß der König selbst eine Urkunde niederlege, welche die erwähnte Thatsache und das Versprechen des Erzbischofs von Sens bestätige.

Die Kirche von St. Germain, welche die Normanen zu wiederholten Malen im neunten Jahrhundert verwüsteten, wurde zwei Jahrhunderte später durch den Abt Morand fast ganz neu aufgebaut. Die Vollendung erfolgte erst 1163 und der Papst Alexander III. weihte sie. Die Verschiedenheit des Styls, welche man in dem Ganzen des Gebäudes findet, deutet die verschiedenen Zeiten an, welchen ihre Theile angehören. Der dicke, viereckige, einfache und schmucklose Thurm, der am Eingange steht, schreibt sich offenbar aus der ersten Zeit der Gründung her. Die Abtei, welche auf Befehl des Königs Karls V. befestiget wurde, glich einer Citadelle. Ihre Mauern waren von Thürmen flankirt und von Gräben umgeben. Ein 13 bis 14 Klaftern breiter Canal, der am Flusse begann und die kleine Seine hieß, floß an der Stelle hin, wo sich jetzt die Straße Petits-Augustins befindet, und ergoß sich in diese Gräben.

Der Haupteingang in die Klostergebäude war in Osten. Man ging da auf einer Brücke über den Graben und gelangte an das südliche Thor der Kirche. Ein

anderer Eingang befand sich in Westen, und hieß das Papstthor. Er war von zwei runden Thürmen flankirt und man gelangte auf einer Zugbrücke dahin.

Im Osten und Norden von diesen Gräben zogen sich große Wiesenstrecken hin, welche von der Seine durchströmt wurden. Von diesen Wiesen erhielt die Abtei den Namen Saint Germain des Prés. Auf der einen Seite verlängerten sich diese Wiesen bis an die Casplanade der Invaliden, und dieser Theil hieß le grand-pré (die große Wiese). Der andere Theil, im Norden von der Abtei, umfaßte den Raum, den jetzt die Straße Jacob, die Straße der schönen Künste (rue des Beaux-Arts) und der Kai Malaquais einnehmen; man nannte ihn le petit pré (die kleine Wiese).

Man behauptet oftmals, das Wasser sei nicht sowohl eine natürliche Schranke zwischen zwei Völkern, als vielmehr ein Mittel zu ihrer Verbindung und Verschmelzung. Immer ist dies aber nicht wahr. Die kleine Seine, welche die Wiese der Abtei St. Germain in zwei ungleiche Hälften theilte, schied auch das Eigenthum der Universität und das der Mönche der Abtei. Die Jünger der Universität, unruhige und streitsüchtige junge Leute, begnügten sich nicht damit, auf der großen Wiese sich herumzutummeln, welche der Universität gehörte, sondern wählten vorzugsweise die kleine, das Eigenthum der Abtei, zu ihren Spaziergängen, weil sie der Stadt näher lag. Die Mönche sahen dies zwar gar nicht gern, hatten den jungen Leuten aber niemals das Recht streitig gemacht, auf ihrem Grunde und Boden sich zu ergehen. Die Schüler waren nun aber für diese Gunst nicht nur nicht dankbar, sondern gewöhnten sich sogar allmählich, diese Wiese für ihr Eigenthum anzusehen, welche sie gleich anfangs le pré aux Cleres genannt hatten. Cleres nannte man damals die geistlichen Jünger, wie die Laien = Studenten. Mehrmals waren bereits Unordnungen aller Art da vorgekommen.

Im Jahre 1278, als der Abt Gerard von Moret einige Gebäude auf seinem Grunde und Boden, auf dem Wege, der nach der Wiese führte, hatte erbauen lassen, klagten die Studenten, daß die Mönche ihren Weg beschränkten. Am 12. Mai kamen sie in zahlreichen Schaaren an und zerstörten in wenigen Stunden die Gebäude des Abtes. Dieser wollte sie vertreiben und ließ die Sturmglocke läuten. Als bald eilten die Vasallen der Abtei herbei, stellten sich in Schlachtordnung auf und stürzten mit lautem Geschrei, unter Anführung der Mönche, auf die Studenten, von denen viele verwundet wurden. Auch ergriff man mehrere, knielte sie und warf sie in das Gefängniß. Während des Kampfes hatte der Abt die drei Thore der Stadt, die nach der Abtei führten, schließen und bewachen lassen, damit

nicht die Studenten, welche in der Stadt geblieben waren, ihren Cameraden zu Hilfe kämen.



Kampf der Studenten und Vasallen des Klosters.

Am Tage nach diesem mörderischen Kampfe reichte die Universität eine Klage bei dem Cardinal und päpstlichen Legaten ein. Da wirklich mehrere Studenten als Opfer dieses Angriffs gefallen waren, so sprach der Legat das Urtheil, daß Stephan von Pontoise, der Probst der Abtei, aus dieser Abtei vertrieben und fünf Jahre in einem kleinen Kloster eingesperrt werden solle. Außerdem ließ der König Philipp der Schöne die Sache in seinem Rathe untersuchen, welcher den Abt und die Mönche ebenfalls verurtheilte. Der König, welcher dabei nicht gegenwärtig war, sprach selbst das Urtheil, nach welchem die Mönche verurtheilt wurden, zwei Kapellen von 20 Livres jährlicher Einkünfte zu gründen, die unter der Universität stehen sollten. Ferner mußten der Abt und die Mönche 200 Livres zur Ausbesserung der St. Martinskapelle, 200 Livres an einen Mann „zur Entschädigung für seinen Sohn“, 400 Livres den Aeltern Gerards von Dole, der im Kampfe geblieben war, und 200 Livres dem Rector der Universität zahlen, der das Geld an die armen Studenten zu vertheilen hatte.

Zehn der Schuldigsten unter den Vasallen der Abtei wurden aus dem Lande verwiesen, „bis es dem Könige gefalle, sie zurückzurufen“. Die Thürme an dem Thore der Abtei nach der Wiese zu wurden bis zur Höhe der Mauern abgetragen und der Weg, welcher zur Wiese führte, wurde Eigenthum der Universität.

Die Studenten wurden besonders auch durch den Jahrmart von Saint Germain auf jene Wiese und in die Umgegend gelockt. Die Abte von St. Germain hatten seit undenklicher Zeit das Recht gehabt, diesen Markt abhalten zu lassen. Früher begann er vierzehn Tage vor Ostern und dauerte drei Wochen. Nach dem oben erwähnten großen Prozesse wurde der Markt aufgehoben und in die Hallen verlegt; doch erlaubte Ludwig XI. den Mönchen, wiederum einen Freimarkt halten zu können. Dieser dauerte anfangs acht Tage, wurde aber später bedeutend verlängert. Er begann am 3. Februar und dauerte bis zum Palmsonntage.

Dieser Jahrmart von St. Germain war nicht bloß der Sammelplatz der Studenten, auch Personen aller Stände fanden sich da ein. Im sechszehnten Jahrhundert wurde er besonders von den Braven, einer Art Banditen, besucht, die mit Katharina von Medici nach Frankreich gekommen waren. Man hatte ihnen den italienischen Namen gelassen, oder man nannte sie ironisch die Braven, weil sie sich meist zu fünf und sechs verbanden, um einen einzigen Menschen anzugreifen. Wie die Bravos in Italien, machten diese Banditen ein Gewerbe daraus, für Geld dem Privathaffe und der Privattrache zu dienen. Man handelte mit ihnen, wenn man seine Gegner ermorden, oder ihnen die Nase abschneiden lassen wollte, wie es die nachstehende Geschichte zeigen wird.

Ein Edelmann vom Hofe Heinrichs III., der von seiner Geliebten verlassen worden und der Gläubiger derselben war, kam auf den Gedanken, seine Rechte bei ihr geltend machen zu lassen. Die Dame glaubte, das Geld, welches ein Liebhaber leihe, sei geschenkt, und wollte es nicht zurückzahlen. Dabei hätte die Schöne aber stehen bleiben sollen. Indeß war sie sehr erzürnt und sie nahm sich vor, sich zu rächen. Natürlich nahm sie einen andern Liebhaber, aber das war für ihr rachfüchtiges Herz nicht genug; sie entwarf noch einen andern Racheplan.

Eines Abends, als der Edelmann von dem Jahrmarte von St. Germain zurückkam, wurde er plötzlich an einer einsamen Stelle von fünf oder sechs jener Banditen überfallen. Der Anführer derselben faßte ihn ohne Umstände an der Nase und schickte sich an, ihm dieselbe mit einem Messer abzuschneiden.

Das Geschrei des Edelmanns verhinderte die vollständige Ausführung, so daß die Nase noch durch einige Fasern am Gesichte hing.

Da man einem Edelmann die Nase nicht ungestraft abschneiden kann, so hatte diese Sache traurige Folgen für viele vornehme Personen, welche Mitschuldige der rachsüchtigen Dame waren. Der Bravo wurde gehangen; leider aber entgingen diesem Schicksale die, welche das Verbrechen angestiftet hatten, denn sie waren reich und hatten viele Freunde. Die abgeschnittene Nase wurde wieder angenähet, wenn auch nicht so gut, wie es in unsern Tagen geschehen sein würde, so daß der Edelmann die Erinnerung an seine ungetreue Schöne mit sich herumtrug, so lange er lebte.

Der König Heinrich III. fand ein Vergnügen darin, auf dem Jahrmarkte von Saint Germain umher zu gehen, ob er gleich mit seinen Günstlingen des übertriebenen steifen Puges wegen von den Studenten mit Wigen und Spottreden verfolgt wurde.

Schon im Jahre 1486 hatten die Mönche von St. Germain für diesen Jahrmarkt 140 hölzerne Buden bauen lassen, die im Anfange des sechszehnten Jahrhunderts ein Raub der Flammen wurden. Man bauete sie verbessert wieder auf und sorgte auch für Lanzsäle, die wahre Märkte von feilen Dirnen waren.

Während der Ligue wurde dieser Jahrmarkt sehr vernachlässiget; erst zu Ende des sechszehnten Jahrhunderts kam er wieder in die Mode und die vornehmen lebenslustigen Herren fanden sich in Menge da ein.

Die Vorstadt Saint Germain, welche in den Kriegen fast ganz zerstört und in Ackerland umgewandelt war, wurde unter Franz I. allmählig wieder aufgebaut. Unter Heinrich II. galt sie bereits für einen der schönsten Stadttheile in Frankreich. Die Bewohner derselben, die sich immer vermehrten, baten endlich mit denen von St. Jacob und St. Marcel, daß man diese drei Vorstädte mit Mauern einschliesse. Der König genehmigte die Bitte, aber die Stadt scheute die Ausgabe; da indeß der König darauf bestand, so mußte man sich fügen. Auch eine prächtige Brücke zur Verbindung der Vorstadt Saint Germain mit der Stadt sollte angelegt werden, aber man fand die Kosten zu groß und begnügte sich, bis die sogenannte Neue Brücke (pont neuf) gebaut werden konnte, mit einer Fähre, welche die Leute bei dem Louvre übersehte.

Vor den Umschließungsmauern der Abtei, auf dem Plage vor dem Thore, welches damals der Haupteingang in das Kloster war, sah man zu jener Zeit nur einige ohne Ordnung gebauete Häuser. Mitten auf dem Plage stand ein runder Thurm, der nur ein Stockwerk mit großen Fenstern hatte. Es war der Pranger.

Am 6. October 1557 drängte sich eine ungeheure Menschenmenge an den

Zugängen zu diesem Pranger. Der Himmel war grau und ein dicker Nebel lag auf der Seine. Die Fähr, welche unaufhörlich von dem Thurm von Nesle nach dem Louvre und umgekehrt fuhr, setzte große Menschenmassen aus, welche diejenigen vermehrten, welche den Nichtplatz schon bedeckten. Um den Pranger her waren Bündel von grünem Holze gelegt, denn es sollten Ketzer verbrannt werden.

„Wenn nur diese Hunde von Hugenotten nicht widerrufen,“ sagte ein Weib mit häßlichem Gesichte, das drei Jahrhunderte später unter der rothen Mütze der Abtei-Furien sich nicht übel ausgenommen haben würde; „wir verlören sonst ein schönes Schauspiel.“

„Sei unbesorgt, Mutter Michaud, das sind Männer; sie werden eben so wenig widerrufen als die Mädchen, die man vor zwei Monaten auf dem Maudert-Platz verbrannt hat.“

„Sie verschlucken lieber ihre Zunge,“ sagte ein Student.

„Ist es denn wahr, daß die Hugenotten die kleinen Kinder essen?“ fragte blöde ein junges Mädchen.

„Gewiß ist das wahr, Schätzchen,“ antwortete der Student; „sie brauchen das Blut der armen Unschuldigen zu ihren schändlichen Ceremonien.“

„Abscheulich!“

„In's Feuer die Hugenotten! In's Feuer die Hunde von Lutheranern! Alle in's Feuer!“ schrie die Menge.

„Still! Da kommen sie.“

Bei diesen Worten, welche von denen gesprochen wurden, die sich näher an dem Thore befanden, wurde die Menge plötzlich still und es trat eine allgemeine Ruhe ein.

Zwei Karren erschienen auf dem Plage.

Auf jedem dieser Karren befand sich ein junger Mann in dem Gewande der grauen Büßenden. Beider Gesicht war unverhüllt und aus ihren Zügen sprach große Sanftmuth und vollkommene Ergebung. Neben jedem stand ein Mönch mit einem Crucifix in der Hand, der mit heftigen Geberden predigte, ohne aber einen Blick von den Verurtheilten erhalten zu können, welche die Augen unverwandt gen Himmel richteten.

Nicolaus le Cène, Arzt zu Lizieux in der Normandie, und Pierre Gavart, Advocat zu Saint Georges les Montagnes in Poitou, beide Protestanten, kamen am 11. September 1557 in Paris an. Zufällig stiegen sie in einem und demselben Wirthshause ab. Hier erhielten sie die Kunde davon, daß an demselben Abend eine



Hugonotten auf dem Wege zum Scheiterhaufen.

geheime Versammlung von Protestanten in einem gewissen Hause stattfindet, wo sie das Abendmahl genöÙfen. Als es dunkel wurde, begaben sich die beiden Fremden, ohne sich die Zeit zu nehmen, erst die Kleider zu wechseln, in jene Versammlung, weil sie sich sehnten, das Wort Gottes zu hören.

Die Versammlung war gerade sehr zahlreich; Männer, Frauen und Greise hatten sich in großer Menge eingefunden, um in Gemeinschaft nach ihrer Weise zu Gott zu beten. Man zählte dreihundert Anwesende.

Trotz der Vorsicht, welche die Protestanten gewöhnlich bei diesen geheimen Zusammenkünften anwendeten, entgingen sie diesmal doch der Wachsamkeit einiger Priester nicht, welche von der Versammlung gehört hatten, sie entdeckten und die Stadtwache davon benachrichtigten. Da diese Geistlichen jedoch fürchteten, die Versammlung möge aus einander gehen, ehe die Wache ankommen könnte, so fingen sie an, mit einigen Gehilfen eine Mauer einzureiÙen, um diejenigen Protestanten, welche das Haus verließen, mit Steinen werfen zu können.

Gegen Mitternacht, als die Protestanten nach Hause gehen wollten, fingen die Geistlichen, da die Wache nicht kam, an, mit Steinen an die Thüre des Hauses

zu werfen, auch schrien sie, um einen Volksauflauf zu veranlassen, es sei da eine Versammlung von Räubern und Verschwörern.

Auf dieses Geschrei griffen die Nachbarn, die aus dem Schlafe geweckt wurden, zu den Waffen. Einer schrie dem andern zu: „auf die Räuber! auf die Verschwörer!“ Im Nu war der ganze Stadttheil auf den Beinen, denn seit der Einnahme von St. Duentin war das Volk immer bereit, und es war der Befehl erlassen worden, daß jeder sich Waffen anschaffe und sich stets bereit halte.

Als das Volk erfuhr, daß die angeblichen Verschwörer nur arme Protestanten wären, legte sich seine Wuth nicht nur nicht, sondern steigerte sich durch den ganzen Haß, den es gegen die neue Secte hegte. Man hörte überall Flüche und Verwünschungen gegen die Hugenotten; die Ausgänge der Straßen wurden von Bewaffneten besetzt und man zündete Feuer an, damit Niemand im Dunkel der Nacht entkomme.

Bei dem Anblicke dieses entsetzlichen Tumultes und dieses erzürnten Volkes, welches unter furchtbarem Geschrei die Thüre des Hauses belagerte, verloren die Protestanten, die fast alle unbewaffnet waren, ihren Muth. Es mußte jedoch ein Entschluß gefaßt werden; warteten sie auf die Ankunft der Behörden, so mußten sie sich unbedingt auf Gefängniß, Folter und Tod gefaßt machen, und sie nahmen sich also vor, sich einen Weg durch die wüthende Menge zu bahnen.

Man theilte sich in mehrere Gruppen; die Männer, welche Degen trugen, gingen voraus und bahnten denen, die ihnen folgten, den Weg. So gelang es mehreren Protestanten, freilich unter großen Gefahren, sich zu retten, denn es regnete von allen Seiten Steine auf sie, das Volk hielt die Straßen mit Lanzen und Hellebarthen besetzt und aus den Fenstern warf man Spieße auf die Vorübergehenden.

Als der Tag anbrach, befanden sich in dem Hause nur noch Greise, die Pfarrer, fast alle Frauen und einige edele Männer, die sie nicht hatten verlassen wollen. Da erschien Martine, der königliche Procurator im Châtelet, mit seinen Beamten und Dienern. Einer der Pfarrer öffnete dem Beamten und ersuchte denselben, die Frauen vor der Wuth des Volkes zu schützen, das rachschnaubend auf die Beute wartete.

Männer, Frauen und Greise wurden alsbald zwei und zwei gebunden, um in das Châtelet geführt zu werden. Das Volk, welches sich an beiden Seiten des Hauses aufgestellt hatte, sah endlich die Hugenotten erscheinen, umringte sie und stieß die fürchterlichsten Drohungen gegen sie aus; einige Männer gingen sogar so

weit, mit dem Schaft ihrer Hellebarden schwache Greise mit weißem Haar zu schlagen, welche sie für Geistliche hielten.

Der königliche Procurator, der noch größere Greiffe fürchtete und nicht Leute genug bei sich hatte, um sie verhindern zu können, wollte die Frauen wieder in das Haus hineinbringen lassen, bis das wüthende Volk sich verlaufen haben würde. Das Volk merkte aber die Absicht des Beamten und drohete, das Haus in Brand zu stecken, so wie die unglücklichen Frauen umzubringen, wenn man sie nicht sogleich in das Châtelet führe.

Martine mußte also den Drohungen des Volkes nachgeben und arme Frauen der Wuth dieser Kannibalen aussetzen, welche, ohne Achtung vor dem Geschlechte und dem Range (denn fast alle waren Damen aus großen Familien), sie mit den gemeinsten und schmähslichsten Schimpfreden empfangen. Ja sie begnügten sich nicht einmal mit Schimpfworten; man riß den Unglücklichen die Kapuzen ab, zerriß ihre Kleidungsstücke und warf ihnen Noth ins Gesicht. In diesem Zustande wurden sie in das Gefängniß des Châtelet und von da in die Conciergerie gebracht.

Unter den edeln Männern, welche freiwillig das Schicksal der unglücklichen Frauen theilen wollten, befanden sich jene beiden Fremden, deren Standhaftigkeit im Gefängnisse Bewunderung verdient. Man brachte sie auf die Folter, damit sie ihren sogenannten Irrglauben abschwören möchten, aber selbst unter den fürchterlichsten Schmerzen betheuertten sie mit lauter Stimme, daß sie auf das, was sie gesagt und behauptet hätten, leben und sterben wollten. Nach der Tortur wurden sie in die Kapelle der Conciergerie gebracht und Priester erschienen, um ihre Beichte zu hören; aber sie wiesen sie von sich. Der Arzt Le Gène rief laut aus, er würde nur Gott allein beichten, da er die Gewißheit habe, dessen Verzeihung und Erbarmen zu erlangen.

Er und Gavart wurden verurtheilt, auf dem Prangerplaze vor der Abtei St. Germain des Prés lebendig verbrannt zu werden. Andere ihrer Glaubensgenossen hatten auf dem Maubert=Plaze einige Zeit vorher dasselbe Schicksal erlitten.

Als die Stunde der Hinrichtung erschien, fand sich ein Mönch mit dem Henker bei den Verurtheilten ein und meldete ihnen, daß, wenn sie widerrufen wollten, der Gerichtshof erklärt habe, sie sollten nur erwürgt werden; außerdem mußte das Urtheil seinen Lauf haben und ihnen überdies die Zunge ausgeschnitten werden.

Der Arzt streckte, ohne ein Wort zu sagen, dem Henker die Zunge entgegen.

Auf ein Zeichen des Mönchs riß sie der Henker ihm aus.

„Ach! ich werde meinen Gott nicht mehr mit meiner Zunge preisen können!“ sprach Gavart seufzend, aber Le Cène tröstete ihn mit Blicken und Geberden.

Als die Verurtheilten auf dem Abtei-Platze ankamen, band ihnen der Henker die Arme mit einem starken Stricke zusammen, dann zog man sie an den beiden Enden eines Duerbalkens empor, der mit einer eisernen Stange an dem Branger befestiget war.

Darauf steckte man die Holzbündel unter dem Jubelgeschrei des Volkes in Brand.

Die Hinrichtung dieser beiden Männer kann für eine der entsetzlichsten jener Zeit angesehen werden, die an grausamen Hinrichtungen so reich war. Man hatte absichtlich einen großen Zwischenraum zwischen dem Scheiterhaufen und dem Körper der Unglücklichen gelassen, so daß der Obertheil des Körpers von den Flammen kaum berührt wurde, als die untern Theile schon ganz verzehrt waren.

Über weder der erbitterte Haß, mit welchem das Volk von Paris die Protestanten verfolgte, noch die Martern und Qualen, denen sie durch die geistliche und weltliche Macht sich ausgesetzt sahen, konnten die Ausbreitung der neuen Secte hindern. Sie hielt nicht mehr heimliche Zusammenkünfte in dem Dunkel der Nacht, nein! stolz richtete sie ihr Haupt empor, und auf der offenen Studentenniese stimmte sie laut die Psalmen Davids, die durch Clemens Marot ins Französische übersetzt waren, zum großen Erstaunen der Neugierigen an, die in Menge durch die Neuheit dieses seltsamen Schauspiels angelockt wurden. Und es waren keine geringen Leute, die so sangen. Wenn man sich unter ihnen ein wenig umgesehen hätte, würde man den König Anton von Navarra, dessen Gemahlin, die Königin Johanna von Albret und viele vornehme Herren erkannt haben. Sie fürchten nicht, wie in einer Mausfalle gefangen zu werden gleich ihren Glaubensgenossen in der Straße St. Jacob; sie trugen das Schwert an der Seite und hatten Platz, um jeden Angriff zurückzuweisen zu können. Diesmal war die Geistlichkeit besorgt: sie fürchtete, die Schönheit des Gefanges möchte das Volk verführen. Auch sprach sie von den Kanzeln gegen diese Erfindung der Ketzer und gegen die, welche an diesen Gefängen Theil genommen hatten. Die Psalmen in französischen Versen zu singen, so daß sie Jedermann verstände, hieße, sagten sie, in dem Volke Mißachtung des alten Gebrauches erregen, den die römische Kirche eingeführt habe und nach dem der Gottesdienst in lateinischer Sprache gehalten werden müsse; es hieße Zwie-

tracht unter dem Volke erregen und es zum Bürgerkriege treiben. Der König theilte die Ansicht der Geistlichkeit und befahl, gerichtlich gegen die Urheber dieses Uergernisses einzuschreiten. Heinrich II. verbot durch eines der letzten Decrete seiner Regierung bei Todesstrafe, zusammen zu kommen, um Psalmen in französischer Sprache zu singen. Indessen brachte die Strenge dieser Verordnung die gewünschten Folgen nicht hervor; sie erbitterte vielmehr die Gemüther und rätzte zum Widerstande.

Am 21. Juli 1587 wollte Karl von Bourbon, Cardinal-Bischof von Rouen und Abt von St. Germain des Près, sich durch eine prächtige und seltsame Prozession auszeichnen. Er ließ alle Knaben und jungen Mädchen der Vorstadt St. Germain in einer Reihe aufstellen. Sie waren weiß gekleidet und jedes Kind trug eine brennende Kerze in der Hand, war aber barfuß. Die Knaben zeichneten



König Heinrich III. als Büßender.

sich durch Blumenkränze aus. Die Kapuziner, die Augustiner und die weißen Büßenden folgten ihnen. Dann schlossen sich die Mönche von St. Germain mit Reliquien an und endlich kam die Musf. Die sieben Schreine der Abtei wurden von Männern in bloßem Hemde getragen.

Der König Heinrich III. wohnte der Ceremonie im Bissergewande bei und fand sie so schön, daß er bemerkte, er habe lange keine besser geordnete und erbaulichere gesehen.

Man sah in jener Zeit überhaupt nur Prozeffionen in den Straßen von Paris. Die unanständigsten waren nach der Meinung Mancher die schönsten und erbaulichsten. Man hielt mehrere von Männern, Weibern und Geistlichen, die halb oder fast ganz nackt waren. „Am 30. Januar 1589,“ heißt es in einer Schrift aus jener Zeit, „wurden in der Stadt mehrere Prozeffionen gehalten, unter denen sich viele Kinder, Knaben und Mädchen, befanden, die ganz nackt waren, so daß man nie etwas Schöneres sah. In manchen Kirchspielen sah man fünf- bis sechshundert ganz nackte Personen.“

Als Heinrich IV. Paris belagerte, hatte ein Theil seines Heeres das Lager auf jener viel erwähnten Wiese. Am 1. November wollte der König die Stadt überblicken und stieg auf den Thurm des Klosters, wohin ihn ein Mönch begleitete. Der König und der Mönch waren einige Augenblicke allein. Als Heinrich IV. wieder herunter gekommen war, sagte er zu dem Marschall von Biron, der ihm entgegen kam: „mich ergriff eine Furcht, als ich mit einem Mönche allein war und an das Messer des Bruders Clemens dachte . . .“

Unter der Regierung Ludwigs XIII. füllte man zum Theil die Gräben der Abtei aus und der Canal der kleinen Seine wurde die Straße Petits Augustins.

Die Königin Margaretha, die erste Gemahlin Heinrichs IV., hatte Barfüßer=Augustiner kommen lassen, denen sie ein Haus, sechs Acker Grund und Boden und 6000 Livres jährlicher Renten unter der Bedingung gab, daß sie Lieder nach Melodien sängen, welche auf ihren Befehl geschrieben worden. Diese Mönche, welche offenbar die Musf nicht liebten, wollten nicht singen, Margaretha verjagte sie deshalb und berief Augustiner, von denen die Straße den Namen erhielt.

Um ihre singenden Mönche bequem unterzubringen, mußte die Königin von Navarra die ehrwürdigen Brüder des Erbarmens vertreiben, die Maria von Medici 1602 aus Florenz hatte kommen lassen. Diese Brüder, welche ihren Regeln nach Chirurgen und Apotheker sein mußten, sangen allerdings nicht, heilten aber

viele Kranke und linderten viele Leiden. Die zweite Gemahlin Heinrichs IV. brachte ihre Schützlinge, die so vertrieben waren, in der Nähe der Kapelle St. Peter unter. Sie ließ dort ein Hospital und ein Haus bauen und dotirte sie entsprechend. Dieses Haus wurde das oberste aller Klöster dieses Ordens in Frankreich und die Zahl der Mönche stieg von fünf bald auf sechszig.

Das Jahr 1792, das so Vieles umgestaltete und niederriß, hob auch dieses Kloster auf, wie es das Kloster St. Germain des Prés aufgehoben hatte. Das Hospital jedoch blieb, man nannte es aber Einheitshospital. Erst unter dem Kaiserreiche erhielt es den ursprünglichen schönen Namen Hôpital de la Charité wieder.

Die Augustiner ihrer Seits gediehen ganz vortrefflich, bis auch ihnen die Nationalversammlung die Lebensmittel abschchnitt, als sie die Klostergüter für Nationalgüter erklärte.

In jener Zeit des Umsturzes hatte das Volk, um nach seiner Art zu zeigen, daß es auch Theil an der Arbeit nehme, bei der Plünderung der Kirchen, bei dem Verbrennen und Zerstoßen der Schätze so viele Meisterwerke zerschlagen, zerstückelt und umhergestreut, daß der Convent in gerechter Besorgniß vor diesem Vandalismus, welcher Frankreich die interessanten Denkmäler seiner Geschichte zu entreißen drohete, auf ein Mittel denken mußte, die Trümmer und Ueberreste zu sammeln, und das, was noch unverlegt war, vor den revolutionären Wilderthümern zu wahren.

Eine Commission der Denkmäler, die aus Künstlern und Gelehrten bestand, wurde damit beauftragt, und die Gebäude der Augustiner sollten die Gemälde und Sculpturwerke aufnehmen. Ein Decret des Conventes verbot, unter dem Vorwande, die Zeichen des Feudalwesens zu entfernen, die Denkmäler der Kunst zu zerstören, zu verstümmeln oder zu verändern.

Alexander Lenoir, der zum Conservator der Kunstwerke in dem Kloster der Augustiner ernannt worden war, ein Freund der Kunst und aufgeklärter Mann, beschäftigte sich mit Eifer mit der Restauration der Nationaldenkmäler, die ihm anvertraut waren; am 15. Fructidor des Jahres III. (1. September 1795) wurde diese große kostbare Sammlung unter dem Namen „Museum der französischen Denkmäler“ dem Publicum geöffnet und seit dieser Zeit, bis zum Jahre 1815, fortwährend durch interessante Gegenstände vermehrt. Diese Denkmäler, welche chronologisch geordnet waren, schmückten die Kirche, das Kloster, den Hof und

die Gärten der Augustiner und gewährten in ihrem Ganzen die malerischste und großartigste Geschichte Frankreichs.

Da kam die Restauration und von allen Seiten erhoben sich Reclamationen. Die Ausgewanderten, die zurückgekehrt waren, forderten mit großem Geschrei ihre Aeltern zurück; die Geistlichkeit, die wieder eine Macht geworden war, verlangte ihre Heiligen und Grabmäler, und so sah sich das Museum, diese imposante Schöpfung der Nationaleinheit, allmählig seiner Reichthümer beraubt, und unter dem Namen „Niederlage von Kunstdenkmälern“ in ein Magazin von Kunststram umgewandelt.

Die Restauration hatte damals den Gedanken, auf den Trümmern des Augustinerklosters eine königliche Schule der schönen Künste zu errichten. Der Riß zu dem Gebäude war entworfen, man hatte bereits den Grundstein feierlich gelegt, aber die Ausführung des Planes, so, wie sie jetzt ist, gehört der Zuliregierung an.

An dem östlichen Ende der Straße St. Marguerite, einer Tröbderstraße gleich allen denen, welche die ehemalige Kirche umgeben, fällt das Auge auf eine dunkle Mauer mit kleinen Fenstern, die man für Schießarten halten könnte, wenn nicht die Eisenstäbe vor denselben einen andern Gedanken erregten. Dieses finstere Gebäude, das 1635 gebaut wurde, war das Gefängniß des Herrn Abtes von St. Germain; jetzt ist es ein Militairgefängniß, und man nennt es Abteigefängniß oder auch kurzweg die Abtei.

Der Ruhm, welcher sich an diesen Namen knüpft, schreibt sich indeß nicht von dem Mönchsgefängnisse her; es verdankt vielmehr seinen traurigen Ruf einer Zeit der Civilisation und der Aufklärung. Zwei Tage reichten hin, ihm denselben in blutigen, unverlöschlichen Zügen aufzuzeichnen. Aber welche Tage waren auch der 2. und 3. September 1792!

Wir wollen nicht von jenen Männern sprechen, die, trunken von Blut, sich an jenen Tagen in den Hof der Abtei stürzten. Man nenne sie Marsseiller, Jacobiner oder wie man will, es sind dieselben, welche drei Jahrhunderte vorher unglückliche Frauen mißhandelten, dieselben, welche bei dem Anblicke armer verstümmelter Protestanten Freudengeschrei ausstießen und die Hinrichtung derselben mit wüthendem Beifalle begleiteten. Damals beschuldigten sie Hugenotten, sie tranken das Blut ihrer Kinder; 1792 sollten Aristokraten, Priester, Feinde des Volkes ihre Weiber und Kinder ermorden.

Von denen aber wollen wir sprechen, welche in einem Saale der Abtei saßen und das Volksgericht bildeten, von jenen Männern, welche mit dem Heiligsten und Edelsten auf Erden, mit der Gerechtigkeit, ein Gaukelspiel trieben.

Sie waren fünf, zwei Stadtbeamte mit Schärpen und drei Männer, welche die Gefangenlisten vor sich hatten und die Namen aufriefen; andere dienten als Geschworene und Richter; es fehlte nichts. Man legte dem Gefangenen einige Fragen vor und nach dem Verhöre fragten die Richter, die mit teuflischer Ruhe mordeten, einander durch das Organ ihres Präsidenten Jourdan: könnten wir den Mann nach unserm Gewissen entlassen?

Dieses Wort war sein Todesurtheil. Kaum war das schicksalschwere „Ja“ gesprochen, so wurde der Unglückliche, welcher sich für freigesprochen hielt, auf die Biken und Säbel der Mörder gestürzt, die mit entblößten blutbesteckten Armen an der Thüre des Saales standen, um die Urtheile zu vollziehen.

Ein Anderer folgte und hatte dasselbe Schicksal. Das Verfahren ging so rasch, daß die Henker, unter denen sich mehrere Fleischerburschen befanden, nachdem sie in der Stunde vierzig bis fünfzig Gefangene umgebracht hatten, von Zeit zu Zeit um einige Augenblicke Ruhe baten.

„Diese Augenblicke der Ruhe,“ sagt ein Gefangener, welcher wie durch ein Wunder den Megeleien in der Abtei entging, „benutzten die Mörder, um die Leichen wegzuschaffen und den Hof der Abtei abzuwaschen, in dem das Blut floß. Das war ebenfalls eine Anstrengung. Um derselben in Zukunft entgehen zu sein trotz den Megeleien, die fortgesetzt werden sollten, beriethen sie sich unter einander über verschiedene Mittel und sie vereinigten sich endlich dahin, Stroh bringen zu lassen, davon einen Haufen zu bilden und auf diesen diejenigen steigen zu lassen, welche noch ermordet werden sollten. Das Blut, meinte man, würde durch diesen Strohhaufen und die Kleidungsstücke, die man darauf legte, eingesogen werden und den Hof nicht mehr überschwemmen.“

„Einer der Mörder beklagte sich damals, daß nicht jeder von ihnen das Vergnügen habe, jedem Opfer einen Streich zu versetzen, und man beschloß, die Verurtheilten erst zwischen den Vollstreckern der Urtheile hingehen zu lassen, damit ihn jeder mit dem Rücken des Säbels schlagen könnte; wenn er dann auf dem Strohhaufen angekommen, sollte der mit der Spitze des Degens nach ihm stechen, der ihn erreichen könnte. Ferner beschloßen sie, es sollten um den Strohhaufen her Bänke für die Männer und Frauen aufgestellt werden, welche die Hinrichtung in der Nähe mit ansehen wollten.“

Diese Mörder nannten sich die Abtei-Arbeiter.

Trotz der Schnelligkeit der Mezelei befahl das Volkägericht dennoch, daß die Schweizer in Masse hingerichtet würden. Man ließ sie vortreten. Die Offiziere schritten stolz voran.

„Ihr habt,“ sagte Maillard zu ihnen, „am 16. August das Volk ermordet.“

„Wir wurden angegriffen und trieben Gewalt mit Gewalt zurück,“ antworteten die Gardes Ludwigs XVI.

„Man wird Euch nach La Force führen,“ entgegnete Maillard kalt.

Schon aber hatten die Unglücklichen die Säbel und Lanzen hinter der Thüre gesehen; sie sollten durch dieselbe hinaus und wichen zurück.

„Wohinaus geht es?“ fragte Einer.

„Durch diese Thüre,“ antwortete der Kerkermeister.

„Wohl; so öffnet.“

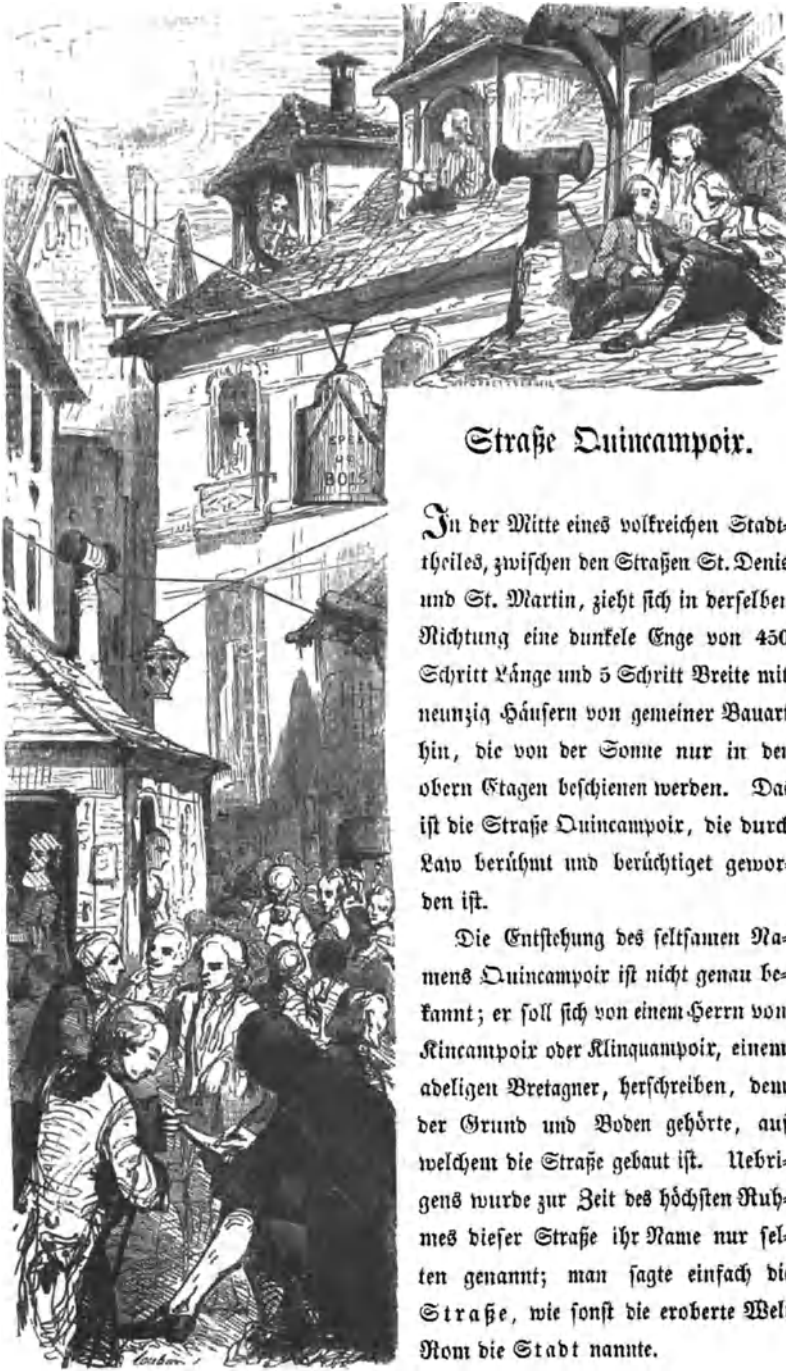


Die Schweizer Gardes in der Abtei.

Sobald die Thüre geöffnet war, stürzte er sich mit gesenktem Haupte mitten unter die Piken; die andern folgten ihm und theilten sein Schicksal.

Gegen fünf Uhr Abends (die Niedermeglung der Schweizer hatte um zwei Uhr begonnen) erschien Billaud de Varenne, der Substitut des Procurators der Gemeinde, mit seiner Schärpe in dem Hofe der Abtei. Mit zufriedenen Blicken musterte er das Werk, das seine „Arbeiter“ vollbracht hatten, dann trat er zu diesen Menschen, welche blutbefleckt auf das Wohl der Nation tranken, und rief aus: Volk, Du opferst Deine Feinde, Du thust Deine Pflicht.





Strasse Quincampoix.

In der Mitte eines volkreichen Stadttheiles, zwischen den Straßen St. Denis und St. Martin, zieht sich in derselben Richtung eine dunkle Enge von 450 Schritt Länge und 5 Schritt Breite mit neunzig Häusern von gemeiner Bauart hin, die von der Sonne nur in den obern Stagen beschienen werden. Das ist die Strasse Quincampoix, die durch Lav berühmt und berüchtigt geworden ist.

Die Entstehung des seltsamen Namens Quincampoix ist nicht genau bekannt; er soll sich von einem Herrn von Kincampoix oder Klinkampoix, einem adeligen Bretagner, herschreiben, dem der Grund und Boden gehörte, auf welchem die Strasse gebaut ist. Uebrigens wurde zur Zeit des höchsten Ruhmes dieser Strasse ihr Name nur selten genannt; man sagte einfach die Strasse, wie sonst die eroberte Welt Rom die Stadt nannte.

Obgleich ihr großer Ruf den Tollkühnheiten der Regentschaft zuzuschreiben ist, so muß man doch der Gerechtigkeit die Ehre geben und sagen, daß schon die letzten Erpressungen Ludwigs XIV. den Wucher und die Agiotage da eingebürgert hatten. Dieser viel zu sehr gerühmte König war im Jahre 1715 gestorben und sein Andenken dem Haß des Volkes verfallen, das verarmt, durch die fremden Mächte und den lächerlichen Stolz des Fürsten selbst gedemüthiget war, dem weder das Unglück, noch die Krankheit, noch selbst das Alter begreiflich machen konnten, daß er ein eben so schwacher und sterblicher Mensch sei wie die Andern. Der Erbfolgekrieg war beendet, aber er hatte das Land verarmt; Chamillard und Desmarets, der ihm folgte, hatten zu allen möglichen Mitteln gegriffen, um sich Geld zu verschaffen, und den Papieren, welche die Regierung ausgab, alle möglichen Namen und Formen erteilt, um ihnen wenigstens einigen Credit zu verwirken; aber alle diese Mittel waren erschöpft; die königlichen Papiere aller Art verloren 70 bis 80 Procent; die Einnahmen waren im Voraus aufgezehrt, das platte Land entvölkert, der Handel ruinirt, die Truppen nicht bezahlt und meuterisch; 710 Millionen königlicher Bons konnten präsentirt werden. Mit den Papieren aller Art, z. B. den Promessen der Anleihkasse, den Billets Legendre zc. wurde eine ungeheuere Agiotage getrieben, und diese fand zu jeder Zeit in der Straße Quincampoix statt. Juden und Mäkler bewohnten sie; im Einvernehmen mit den Staatscassirern kauften sie hier die Zahlungsanweisungen; Bankiers in der Nähe liehen ihnen Geld zu zwei Procent die Stunde, und man nannte diesen Handel deshalb „Anleihe nach der Uhr.“ Unter diesen Umständen drangen die Höflinge, welche sehnlich wünschten, daß die frei gewordene Staatscasse wieder Gunstbezeugungen erlaube, bei dem Regenten auf Bankerottklärung; er aber widersetzte sich edel und hielt sich durch die Verpflichtungen des verstorbenen Königs gebunden; das war schön, aber schwer auszuführen. Da erschien Law. Er glaubte, das Glück eines Landes hänge von der Masse des Geldes oder Geldwerthes ab, und man könne diese Masse nach Belieben vermehren. Er reichte seine Pläne dem Regenten ein, der sie annahm, und die Operationen des Systemes begannen natürlich in der Straße Quincampoix. Johann Law von Lauriston war ein Schotte von Geburt, ein großer, schöner, gut gewachsener Mann voll Annuth und Gewandtheit; er zeichnete sich in allen Leibesübungen und namentlich in dem Ballspiele aus, das damals sehr beliebt war, wendete die Berechnung auf das Spiel an und machte, ohne zu betrügen, bedeutenden Gewinn. Da er bei den Damen gern gesehen war, so bekam er wegen einer jungen Dame einen Zweikampf mit einem

Edelmanne, den er zu erstechen das Unglück hatte. In Folge der Reclamationen der Familie wurde er ins Gefängniß gebracht, aus dem er aber entfloh; er verließ darauf England und ging nach Paris. Hier traf er bei einem Freudenmädchen Namens Duclos den jungen Herzog von Orleans, wurde mit demselben bekannt, und unter der Regentschaft gestaltete diese an einem schlechten Orte begonnene Bekanntschaft die Lage Frankreichs um.

Wir wollen hier nicht von dem Systeme Law's sprechen, nicht von der ersten Ausgabe der Actien, welche Mississippi-Actien genannt wurden, auch nicht von den folgenden, welche „Lichter“ und „Enkelinnen“ hießen, denn wir haben uns hier nicht mit dem Systeme zu beschäftigen, sondern mit der Straße Quincampoix. Der Besitz des kleinsten Raumes in dieser bevorzugten Straße galt für den Gipfel des Glückes, und die Habsucht hatte sie mit bewundernswürdiger Industrie vervielfältiget. Jede Wohnung, jeder Theil einer Wohnung verwandelte sich in kleine Comptoirs; bei dem Scheine stinkender Lampen suchte man dergleichen in den Kellern, während einige Bankiers, gleich Raubvögeln, ihre Schilderhäuschen auf den Dächern angebracht hatten. Ein so eingetheiltes Haus bildete einen Vie-



Actienpeculanten auf der Straße.

nenstoß von Agioteurs, und es wimmelte in ihm von oben bis unten. Diejenigen, welche gewöhnlich 600 Livres jährlich einbrachten, trugen damals 100,000 ein.

Aber das Zusammentreffen der fremden Schwärme und die lebhaftesten Verhandlungen geschahen hauptsächlich in der Straße. In dem Volksgewühle verschwammen alle Stände, alle Altersstufen und die Geschlechter in einander. Janfenisten, Molinisten, vornehme Herren und Damen, Magistratspersonen, Spitzbuben, Kafaien und Höflinge stießen einander und sprachen mit einander, ohne sich im geringsten darüber zu verwundern. Die Habsucht, die Furcht, die Hoffnung, der Irrthum, die Betrügerei bewegten fortwährend diese nie versiegende Menge; eine Stunde baute ein Vermögen auf, welches durch die nächste wieder gestürzt wurde. Die Uebereilung und Hitze war so groß, daß ein Abbé ungestraft für Actien der Compagnie Begräbnißbilletts gab, und der Jubel bei dieser burlesken Vertauschung theilte sich zwischen die Frechheit des Betrugers und die Bosheit des Epigrammes. In dieser Straße Duincampoir, die jetzt so still und ruhig ist, war das Gedränge damals so groß, daß die Noth Menschen in Geräthe verwandelte, und unter denen, welche sich durch eine solche Umwandlung bereicherten, erwähnt man einen Soldaten, dessen ungewöhnlich breite Schultern ein Schreibpult vertraten, so wie einen kleinen Buckeligen, der, an eine Mauer gestützt, ein bequemes Pult wurde, auf welchem man für Milliarden Geschäfte machte. Ein Schuhlicker, dessen Bude an dem Garten des Bankier Lourton hing, der auf diese Straße sah, verdiente täglich zweihundert Livres dadurch, daß er seine Bank an die Damen vermietete, die sich da einfanden, um das unerhörte Schauspiel anzusehen. Die List führte abwechselnd das Steigen und Fallen im Preise der Actien herbei. Die Schwankungen folgten so rasch, daß die Agioteurs, welche Actien erhielten, um sie zu verkaufen, und sie nur einen Tag behielten, Zeit hatten, ungeheuern Gewinn zu machen. Einer von ihnen, der eine gewisse Anzahl verkaufen sollte, ließ sich zwei Tage nicht wieder sehen; man glaubte, die Actien wären gestohlen; aber das war keineswegs der Fall, er brachte getreulich ihren Werth, aber er hatte unter dieser Zeit damit für sich selbst eine Million verdient. Man konnte recht wohl eine Million an einem Tage verdienen, und es darf deshalb nicht Wunder nehmen, daß Diener plötzlich eben so reich wurden wie ihre Herren. Man erzählt von einem, der bei schlechtem Wetter seinem Herrn begegnete, seinen Wagen anhalten ließ und ihn ersuchte, einzusteigen. Das System begann in der Mitte des Jahres 1718 zu blühen; der Monat December 1719 war die Zeit der größten Tollheit. Die Actien von 500 Livres waren endlich bis auf 18 und 20,000 Livres gestiegen. Alles war

in der Straße Quincampoix geregelt, und an den beiden Enden derselben standen Wachen. Man hatte eine Commission ernannt, welche sofort alle Streitigkeiten schlichtete. Der Zudrang von Speculanten nahm immer mehr zu, denn Alle eilten endlich an den allgemeinen Sammelplatz des Glückes; die Gläubiger brachten ihre Zahlungen dahin, viele setzten ihre Güter ein und große Damen brachten selbst ihre Diamanten. Die Mississippier (so nannte man diejenigen, welche das System bereichert hatte) begannen aber auch, sich den Vergnügungen und Ausschweifungen hinzugeben, welche durch schnell und leicht erworbenes Vermögen gewöhnlich herbeigeführt werden. Der Regent, der seiner Sorgen entlediget war, der Abel, der sich bereichert zu haben glaubte, die Agioteurs, die Besitzer von ungeheuern Papiermassen stürzten sich in alle Lüfte und Ausschweifungen. Die Magazine in der Straße St. Honoré, sonst immer mit den reichsten Stoffen gefüllt, waren erschöpft; das Drap d'Or war außerordentlich selten geworden, denn es wurde auf den Straßen von Leuten aus allen Classen getragen. Die Lebensmittel aller Art stiegen im Preise; ein vornehmer Mann und ein Mississippier stritten bei einem Restaurateur um ein Rebhuhn und trieben einander in die Höhe, bis es endlich der Mississippier mit 200 Livres bezahlte. Die Sitten des Volkes erlitten durch diese Ereignisse eine gewaltige Erschütterung; die Möglichkeit, die mit einemmale allen Classen gegeben war, reich zu werden ohne die Arbeit, welche den Menschen des Reichthums würdig macht und ihm Mäßigung im Genuße desselben giebt, regte bei der Menge einen übergroßen Ehrgeiz, einen gefährlichen Hang für den Luxus an und rief eine Menge Emporkömmlinge hervor, welche die feinen Genuße nicht kannten und sich den rohen und plumpen ergaben. Die Mississippier entfalteten in ihren neu erworbenen Palästen einen geschmacklosen Luxus; sie hatten goldene und silberne Geräthe, Edelsteine, Parfüms, Springbrunnen von wohlriechendem Wasser; sie ließen auf ihrer Tafel ungeheure Fische und Früchte aus beiden Welten auftragen, kauften bewundernswürdige Automaten, und zogen zu ihren Festen fast halb nackte Courtisänen, wie die Wüßlinge im kaiserlichen Rom.

Ein solcher Zustand konnte nicht von Dauer sein. Die reichsten Mississippier wollten endlich ihre Haufen von Papieren verwerthen, und nun zeigte sich, wie sehr man den Werth derselben übertrieben hatte. In demselben Augenblicke mischte sich auch das Verbrechen in die Schwankungen des Systems. Junge ausschweifende Herren, die kein Glück bei der Agiotage gehabt, hatten sich entschlossen, das zu stehlen, was sie nicht hatten gewinnen können. Sie entwarfen, wie man sagt, den Plan, die Portefeuilles zu rauben, indem sie mit dem Degen in der



Der Graf von Horn.

Hand auf die in der Straße Duincampoir versammelten Speculanten eindrängen. Ein schreckliches Verbrechen vor der Ausführung dieses Planes machte denselben unmöglich.

An der Ecke der Straßen Duincampoir und Benedig, da, wo sich jetzt ein Weinhändler befindet, gab es 1720 unter der Firma l'épée-de-bois (der hölzerne Degen) ein durch die Degen der Mississippier berichtigtes Wirthshaus. Anton von Horn, der jüngere Bruder Maximilian Emmanuels, Herr von Horn und Looy und Verwandter des Regenten, in Paris allgemein unter dem Namen des Grafen von Horn bekannt, verband sich mit Miles, einem Edelmann aus Piemont und einem gewissen Lestang, dem Sohne eines Bankier aus Tournay, der sich Ritter von Stampes nennen ließ. Diese drei zogen in den „hölzernen Degen“ Herrn Lacroix, einen der reichsten Mississippier, unter dem Vorwande, mit ihm über den Verkauf eines Gutes zu unterhandeln. Sie ließen sich ein Zimmer anweisen, dessen Fenster auf die Straße Benedig gingen, aber statt mit dem Actieninhaber zu unterhandeln, ermordeten sie ihn, um sich seines Portefeulle zu bemächtigen. Der Mord wurde nur von Horn und Miles begangen; Lestang hielt auf der Straße Wache. Ein Kellner des Wirthshauses, der sich auf der Treppe befand, öffnete neugierig die Thüre des Zimmers ein wenig, in welchem die Mörder waren, sah das Verbrechen, verschloß die Thüre, nahm den Schlüssel mit sich und erzählte, was er gesehen hatte. Lestang ergriff die Flucht, als er sah, daß seine Mitschuldigen entdeckt waren, kam ohne Zögern aus Paris, verließ Frankreich und begab sich, wie es scheint, nach Neu-Orleans, um jenen Mississippi zu sehen, auf den so viele Actien ausgegeben waren. Miles glitt an einem Balken, welcher das Wirthshaus stützte, hinunter auf die Straße, ging durch die Kirche vom heiligen Grabe und wurde auf dem Markt der Unschuldigen verhaftet. Der Graf von Horn wollte denselben Weg einschlagen, auf welchem Miles sich geflüchtet hatte, aber er stürzte, verrenkte sich den Fuß und man bemächtigte sich seiner auf der Straße unten. Das Verbrechen lag offen vor, es war ein vorbedachter Mord. Alle Schuldigen sollten nach dem Gesetze gerädert werden; aber der gesammte Adel drang in den Regenten, dem jungen Grafen von Horn eine entehrende Strafe zu ersparen. Der Regent widerstand indeß allen diesen Bitten, mit welchen man ihn bestürmte, und antwortete immer mit dem Verse Tacreuds:

„Die schlechte That nur schändet, nicht die Strafe.“

Der Herzog von St. Simon stellte ihm vor, der Graf von Horn sei nicht bloß ein Edelmann, sondern mit den fürstlichen Familien Deutschlands verwandt, aber der Regent blieb unerbittlich. Da sagte endlich der Herzog:

„Aber, gnädiger Herr, der Graf von Horn hat die Ehre, auch Ihr Verwandter zu sein.“

Darauf gab der Regent die bekannte Antwort:

„Wenn ich schlechtes Blut habe, so lasse ich mir dasselbe abzapfen.“

Law und Dubois bestanden darauf, daß unnachlässiglich gestraft werde in einem Augenblicke, wo Jedermann sein Vermögen im Portefeuille trage, und so starben der Graf von Horn, wie dessen Mitschuldiger Miles, auf dem Rade.

Wir finden in den Denkwürdigkeiten Mirabeau's eine seltsame Anekdote, die beweiset, bis zu welchem Grade das System die Nation angesteckt und selbst diejenigen geblendet hatte, welche von den Staatsgeheimnissen unterrichtet waren.

Der Stoß des Systems, sagt er, traf ihn (Johann Anton, Großvater Mirabeau's) so sehr und stärker als einen andern. Er besaß 100,000 Thaler in Contracten in Paris. Da ihn die Pest in Marseille festhielt, so konnte er den Umsatz dieser Papiere nicht selbst beaufsichtigen. Der Marquis von Castellane, sein Schwager, befand sich aber in Paris; er gehörte zu dem Hofe des Regenten und seine Frau war Ehrendame der Herzogin von Orleans. Man wendete sich also an den Marquis wegen Unterbringung dieses Geldes, und er kaufte Actien. Der Marquis folgte dem Strome, der auch Andere mit fortriß. Da er indeß zu den vertrauten Theilnehmern an den Orgien des Regenten gehörte und Freunde hatte, wurde er bei Zeiten benachrichtiget. Er gestand es selbst seinem Schwager, der ihm nie einen Vorwurf machte. Man meldete ihm also insgeheim, daß die Papiere fallen würden und daß es Zeit sei, sie zu verwerthen, wie sie auch stehen möchten. Er begab sich in die Straße Quincampoix, um zu verkaufen, sowohl für eigene Rechnung als für die seines Schwagers. Aber die allgemeine Begeisterung steckte auch ihn an, ob er gleich von dem ganzen Mandöver unterrichtet war, das erst die Papiere hinauf trieb, um sie dann desto tiefer fallen zu lassen, und statt zu verkaufen, kaufte er und ging dabei zu Grunde.

Als endlich alle diese fictiven Werthe in den Händen der Inhaber schwanden, sagte Herr von Canillac, einer der geistreichsten Freunde des Regenten:

„Alles das ist nicht neu und Law hat gar nichts Besonderes erfunden; lange vor ihm habe ich Papiere ausgestellt, die ich nicht bezahlte. Das ist das System.“

Dieser bittere Spott war nicht begründet; wenn Law über das Ziel hinaus-

ging, so trug die Schuld die Ungebuld der Nation, die sich blindlings auf ein Pfand stürzte, dessen Werth, selbst nach der Absicht Law's, nicht so groß sein sollte. Die allgemeine Wirkung war nichtsdestoweniger eine glückliche; es entstanden große Vermögen, nicht auf der allgemeinen Armuth, sondern in allgemeinem Wohlstande. Der Adel bezahlte seine Schulden und bereicherte sich, die Zinsen fielen, die Zahl der Manufacturen vermehrte sich um drei Fünftel, der Ackerbau gedieh, und Law, der unglückliche geniale Mann, der mit einem ansehnlichen Vermögen nach Frankreich gekommen war, starb arm und vergessen in Venedig.

Vielleicht ziemt es sich nicht, jene Zeit zu verlassen, ohne von einer Frau zu sprechen, die jetzt mehr wegen ihrer Verbindungen mit den Schriftstellern des achtzehnten Jahrhunderts als durch ihre eigenen Schriften bekannt ist, von der Frau von Tencin, deren stürmische Jugend man gern vergißt, um nur ihres kühnen Muthes zu gedenken, mit welchem sie den „Geist der Gesetze“ verteidigte, jenes bei seinem Erscheinen verkaufte Buch. Sie war überdies vielleicht die einzige Frau ihrer Zeit, die es verschmähte, sich während der Herrschaft des Systems zu bereichern, obgleich sie es recht wohl hätte thun können. An jener Ecke der StraÙe



Law und die Frau von Tencin.

Duincampoir, wo die neue Straße Rambuteau mündet, sah man noch vor Kurzem ein schönes Gebäude, ob es gleich durch die Zeit etwas verwittert war. Ungeheure Eisenstäbe vergitterten die Fenster zu ebener Erde, und im Innern war der Hof von der Treppe durch einen schmalen Gang getrennt, an dem sich ein massives Geländer befand, — eine Maßregel, die man vor 120 Jahren gegen Volksangriffe anwendete. Jetzt ist dieses historische Haus niedergerissen. Hierher kam zu dem Schotten Law die Frau von Tencin, eine schöne, elegante Dame, mit etwas verbogener Taille, einer Folge, wie sie selbst sagte, ihres ersten Standes als Nonne. Später wurde sie die Geliebte des Regenten, nachher die Dubois', aber nie hatte sie eine andere Leidenschaft als die, ihren Bruder in die Höhe zu bringen, den sie denn auch zum Cardinal und Erzbischof von Lyon machte. Der Abbé von Tencin hatte den Auftrag erhalten, Law zu bekehren, der den Titel eines Generalcontroleurs nur führen konnte, wenn er katholisch würde. Seine Schwester fügte incognito ihre Beredsamkeit jener des offiziellen Befehrs hinzu. Sie war so ziemlich die einzige Frau, welche Law mit Vergnügen empfing, denn sie war so uneigennützig als galant und benutzte seine Freundschaft nicht, um Actien zu verlangen. —

Die Straße Duincampoir, welche die Operationen des Systems hatte entstehen und sich entwickeln sehen, sah das Ende derselben nicht. Kurz nach der Hinrichtung des Grafen von Horn verfestete eine Ordonanz dieses Spiel, dessen Chancen alle Tage schlimmer wurden, auf den Vendome-Platz und später in das Hôtel Soissons.

Dieses letztere stand da, wo sich jetzt die Getraidehalle befindet . . . Der Fürst von Carignan ließ in dem Garten dieses Palastes, der ihm gehörte, Buden bauen, von denen er jede für fünfshundert Livres monatlich vermietete. Diese sinnreiche Art, sich ein jährliches Einkommen von 4 bis 500,000 Livres zu verschaffen, wurde durch ein Privilegium geschützt, welches der Agiotage verbot, sich anderswo als in dem Garten des Hôtel Soissons zu tummeln.

Von diesem Augenblicke an war die Straße Duincampoir still und öde; sie verlor Tausende von Einwohnern; die Schilderhäuser auf den Dächern verschwanden; die Comptoirs verließen die Keller, um den Platschen Platz zu machen, und die Häusermiethen sanken gewaltig. Und man betrachte sie heute; zwar wächst kein Gras in ihr, wie in manchen Provinzialstädten, aber sie hat ein ganz düsteres, ödes Aussehen. Sie wird meist von Kaufleuten bewohnt, die ihre Geschäfte auf jüngere Achseln gelegt haben.

An sich hat die Straße Duincampoir nichts, was sie vor andern auszeichnete; das Interesse, welches sie erregt, ruht ganz und gar auf der Rolle, die sie während des Systems Law spielte. Von jener Zeit sagt Lemontay: „die herumziehende Colonie der Straße Duincampoir bestand aus einem Gemisch von allen Völkern. Unter den Fremden zeichneten sich die Lothringer, die Flamänder, die Schweizer und die Italiener aus, während die eifrigsten aus dem Lande selbst Leute aus der Normandie, aus Lyon, aus der Guienne und der Dauphiné waren. Die Pariser selbst machten das System zum Gegenstande ihrer Lieder so lange es blühte, und als es ausartete, schenkten sie ihm ihr Vertrauen. Die Bewohner des modernen Athen bewahrten ihren Ruf, die geistreichsten Thoren auf Erden zu sein.“





Die Kais.

Vor zweitausend fünfshundert Jahren nannten die Kelten die Seine, welche ihre Rohrhütten bespülte, Squan oder Schlange. Ein Doppelgürtel von Sümpfen, der nur durch die grünen Streifen der südlichen Wiesenfläche unterbrochen wurde und auf allen Seiten von Wald begrenzt war, zog sich an ihren Ufern hin. Ihre sieben Inseln waren mit Schilf bedeckt, mit Ausnahme jener, welche die Parisß bewohnten und die durch zwei Brücken mit dem festen Lande verbunden war. Die ersten Schiffer, welche auf ihren Wellen fuhren, sollen die Phönizier gewesen sein, welche daher kamen, um in diesem jungfräulichen Boden die civilisirenden Künste von Memphis und Theben auszustreuen, die Säulen des Isis-Tempels aufzubauen, den Hafen Mercurus zu graben und den Eingebor-

renen jene Vorliebe für den Handel einzulösen, die bis zur Ankunft der Römer bewahrt wurde.

Hier nun beginnen die glorreichen Annalen des Flusses. Labienus, von dem Heere Cäsars, erschien, um ihn der Gewalt Roms zu unterwerfen, wurde aber zurückgetrieben. Der Anführer der Parisi, Camulogenus, der in den Sümpfen lagerte, welche an den ägyptischen Tempel grenzten, trotzte lange der Tapferkeit der Legionen, und als ihn eine Kriegslist täuschte, ging er über die kleine Brücke und steckte die Hütten seines Volkes in Brand.

Labienus hielt sich für den Sieger, aber durch die Flammen- und Rauchwirbel hindurch erkannte er bald seine Feinde in den Sümpfen am andern Ufer. Da begeisterte den Römer der Genius des Capitols; seine Götter schienen seine Gedanken zu errathen und zu begünstigen. Die Nacht kam und mit ihr ein entsetzliches Unwetter, Blitze, Donnerschläge und Regengüsse. In diesem Wetter bestieg Labienus seine Bote; die gallischen Wachen waren ermüdet; wenn sie aufmerksam gewesen wären, würden sie im Lichte der Blitze gesehen haben, wie Labienus still mit seinen Legionen über den Fluß kam, während, um die Gallier zu täuschen, zwei Kriegerhaufen rechts und links laut rudernd aufwärts schifften. Dieses Rudergeräusch täuschte den gallischen Anführer; er glaubte, die Römer hätten ihr Heer in drei Haufen getheilt, um ihn zu überrumpeln, er theilte seine Streitkräfte ebenfalls und wurde geschlagen. Die Parisi verloren ihren Feldherrn und ihre Freiheit, wie der Fluß seinen Namen; die Römer latinisirten die alte celtische Benennung und machten daraus *Sequana*.

Sie änderten auch den Namen der Hansa oder des Handelsbundes, den sie da fanden, und da der Flußhandel von großer Wichtigkeit für die Befestigung der römischen Macht war, so richteten sie ihre Politik auf diesen wichtigen Punkt.

Es wurde ein neuer Bund unter dem Namen eines Collegiums der Nautes gegründet; man zählte darunter Decemviren, Decurionen, Quästoren, Ritter und selbst Senatoren. Die Oberhäupter, die alleinigen Richter der Sequana, hießen Curatoren und, wie es scheint, sequani. Die außerordentliche Gunst, die ihnen Rom zuwendete, und die Privilegien, die es ihnen bei jeder Gelegenheit gab, waren die Veranlassung zu der stolzen Benennung des sehr herrlichen Bundes der Nautes.

Aber diese Ehrenbezeugungen übergoldeten nur die Sklavenketten der Sequana. Die Segel, die sich auf ihren Wellen ausbreiteten, drückten sie als römisches Joch, und trotz der Liebe eines Kaisers, trotz den Lobsprüchen des gekrönten

Philosophen floß sie lange als Sclavin zwischen dem Altare des Liberius (— da, wo jetzt die Notre Dame steht —) und dem Porticus, wo die Böt anhielten, um dem Kaiser den Tribut zu bezahlen.

Das fünfte Jahrhundert machte sie frei und gab ihr die erste Rolle in dem Handelsbunde, der später das Stadthaus werden sollte; leider aber dauerte dieses Glück nicht lange. Sie hatte bereits das Geschrei der Barbaren und das ferne Klirren der Waffen derselben vernommen; plötzlich tönte Hufschlag an ihren Ufern; man sah Rauchwolken dahinwallen, man sah Funken auffliegen und erblickte sodann eine Menge Hunnen, die ihr Haar schlangenförmig geflochten hatten, und diese Geierköhne hatten an ihrer Spitze den Riesen auf schwarzem Renner mit dem Todes Schwerte, Attila, die Geißel Gottes.

Die Seine rettete damals die Stadt. Es stieg aus ihren Fluten ein so dichter, so dunkler Nebel auf, daß Attila weder die Strohdächer, noch die Thürme der Burg Cäsars erkannte — und vorüberzog.

Nach ihm kamen die Franken. Nachdem sie zweimal zurückgetrieben waren, erschienen sie mit dem christlichen Banner, und wenn auch die Druiden=Fee in ihrem weißen Gewande die Seine mit Böt bedeckte, um die Pariss zu nähren, wenn auch die Senani ihre Götter anriefen, die Fee war ohnmächtig und die Götter blieben taub; der Fluß mußte sich den Franken unterwerfen.

Das Geschick des Flusses der weißen Stadt änderte sich von Neuem. Die Curatoren und Nautes vertauschten ihren Namen mit dem bescheidenern des Frankenbundes. Die Seine wurde christlich, aber das Kreuz machte die Wellen, die es wieder spiegeln, zinsbar. Sie gehörten von nun an dem Bischofe und den Mönchen von St. Germain, deren Kloster sich auf den Trümmern des Isis=tempels erhob.

So vergingen drei Jahrhunderte. Die Seine war damals so fischreich, daß ein Schriftsteller aus jener Zeit sagt: „die Fische wimmeln in dem Flusse, wie die Wellen im Meere.“ Die Fischer waren deshalb sehr thätig und glücklich. In einer Nacht aber konnte einer dieser Fischer sein Netz nicht herausziehen. Er rief seine Gefährten; man zog die Beute an das Ufer, und als das Netz geöffnet wurde, sahen die Fischer einander entsetzt an. Bei dem Anblicke des blonden Haares des Opfers und des beschmutzten Purpurgewandes riefen sie aus: „es ist ein Fürst!“ Sobald aber einer von ihnen auf den Dolchstoß gezeigt, welcher das Purpurgewand zerrissen hatte, löschten alle schnell ihre Fackeln aus und ließen den Leichnam auf



Fischer ziehen einen Leichnam aus der Seine.

dem Sande liegen. Kaum hörte man unter dem Rudergeräusche leise den Namen Fredegund nennen.

Lange nach dieser schrecklichen Nacht brachte ein Schauspiel, wie man es nur einmal in einem Jahrhunderte erblickt, die Pariser in Aufruhr: die beiden hölzernen Brücken der Seine stürzten unter Arthieben ein, und der Hafen von St. Landry war mit Bötten besetzt, die nur auf ein Signal warteten; aber diese Bötten trugen nicht das weiß-rothe Fähnchen des Handelsbundes, sondern von allen Masten wehete die rothe Flagge mit den großen goldenen Bienen. Jedes Schiff war voll von Kriegern und Lanzen. Mit einemmale erschallten die Glocken der Kirchen und der Klöster; der Bischof, dem in Prozeßion die Geistlichkeit aller seiner Kirchen folgte, erschien und weihte die achtunddreißig Fahrzeuge, welche mit Karl dem Kahlen aufbrachen, um seinen Brüdern das Schlachtfeld von Fontenay streitig zu machen.

Auf diesen Zusammenstoß folgte eine noch schrecklichere Unruhe, denn in der heiligen Woche von 845 erschien eine Flotte von Barbaren in der Seine. Niemals hatte ein solcher Anblick die Pariser erschreckt. Kähne, die aus einem einzigen der großen nordischen Bäume gebildet und durch Feuer ausgehöhlt waren, oder auch nur Rinderhäute, die durch Eichenstäbe gebogen waren, kamen auf dem Flusse herauf. Andere grob zusammengenähte Häute dienten als Segel, und eine Schaar halbnackter Männer mit blondem Haar und wilden Zügen schoben sie mit langen Stangen.

Die ganze Stadt zitterte, als sie das rohe Volk Dänemarks erkannte, und schon der Ruf: die Normannen! die Normannen! trieb alle Bewohner in die Flucht.

Die Söhne Odins zogen also in die verlassene Stadt ein, wie sonst die Gallier in die Stadt Rom; der Ostertag wurde ein Tag der Plünderung und der Trauer.

Endlich kam Karl der Kahle, nicht als Kaiser, nicht als Sohn Karls des Großen, sondern als Handelsmann. Er wagte es nicht, das Schwert seines Vaters zu ergreifen, sondern unterhandelte mit denen, die er hätte bekämpfen sollen. Sieben tausend Livres, die er feig den Barbaren gab, entfernten dieselben.

Dieses Lösegeld hatte einen elfjährigen Waffenstillstand zur Folge. Im Monat August 856 aber, an einem warmen Morgen, hörten die Pariser das Wasser der Seine rauschen und erkannten bald wieder die schrecklichen Bötten. Niemand erwartete sie; die Seine allein war Zeuge der Plünderung. Den ganzen Tag sah sie ihre Stadt plündern und zerstören, und als die Nacht kam, spiegelte sich ein gewal-

tiger Feuerkreis an jeder Seite in ihren Wellen. Die Normannen schiffen sich ein bei dem Lichte der Feuersbrunst und unter lautem Siegesgeschrei, worauf die Pariser durch Thränen antworteten, als sie nur die Asche ihrer Stadt wiederfanden.

Von dieser Zeit an dauerte der Kampf mit den Normannen fünfzig Jahre lang; Karl der Kahle hatte den nordischen Piraten sein Gold und seine Ehre gegeben, Karl der Einfältige gab ihnen sein Blut und sein Neustrien. Die Seine floß nach diesem Vertrage wieder ruhig dahin als getreue Vasallin der Kirche, bis sie endlich die Geduld verlor, zu dienen. Der Winter von 1176 war Zeuge ihres Aufstandes. Sie schwoh an, warf ihre Fluten gegen die Schranken, welche sie hemmten, und die Brücken von Paris, die Mühlen u. verschwanden in dem Strome.

Wer weiß, wie weit ihr Zorn gegangen, wenn nicht die Kirche herbeigeeilt wäre, die ungehorsame zu bändigen. Plötzlich erschien nämlich in Prozeffton eine fromme Schaar von allen Priestern, Mönchen und Nonnen von Paris, mit dem Bischof an der Spitze, der, wie ein General, welcher zur Schlacht zieht, seine prächtigsten Gewänder angelegt hatte.

Der König folgte mit einer Schaar von edeln Herren und dem Hermelinmantel mit goldenen Lilien, der um seine Schultern wallte. Eine ungeheure Menge geringen Volkes, das bloß durch die Sergenten zurückgehalten war, drängte sich dem Bischofe und Könige nach. Der erstere ließ da, wo die Wasser am gewaltigsten wütheten, Halt machen, streckte seine Hand aus über den zürnenden Fluß, während alle Glocken der Stadt erklangen, zeigte den Wellen einen Nagel, der einst eine Hand des Heilandes durchbohrt hatte, und sprach: „möge der Herr, bei diesem Zeichen seines Leidens, die Gewässer in ihr gewöhnliches Bett zurückführen.“

Einige Tage nachher gehorchte die Seine und kehrte in ihr Bett zurück.

Dann kam die Reihe an das Eis. Von 1196 bis 1416 gefror sie vier Mal in den strengsten Wintern, die man erlebt hatte. Wie kalt es damals war, mag man aus der Angabe abnehmen, daß man die Gerechtigkeitspflege einstellen mußte, weil dem Parlamentsschreiber, obwohl er sein Dintesaß über das Feuer stellte, die Dinte nach jedesmaligem Eintauchen der Feder gefror und er so kein Urtheil niederschreiben konnte.

Das 14. Jahrhundert zeigte ihr seltsame Schauspiele: im Jahre 1313 die drei Söhne Philipps des Schönen gewappnet auf der Insel Notre Dame, den

Legaten den Kreuzzug predigend, und die Könige von Frankreich, England und Navarra das Kreuz aus seiner Hand empfangend; dann, als Schatten zu dem Glanze dieses Festes, am andern Ende der Cité die Templer auf dem Scheiterhaufen und den Henker, die Asche Jacob Molays in die Winde streuend; auf demselben Plage im folgenden Jahre die Gespenster dreier Hexen, die alle Nächte erscheinen sollten, nachdem die Armen lebendig verbrannt worden waren, und weiter unten den verderblichen Lichtschimmer des Thurmes von Nesle.

Indeß gab das Mittelalter der Seine nicht immer diese Farbe von Blut und Feuer. Oftmals schifften im Mai, im lieblichen Frühlingssonnenscheine, Jungfrauen mit ihren Verlobten auf dem Flusse, um an den Inseln Blümchen zu pflücken. Eine dieser Inseln namentlich war allgemein beliebt. Die Pariser nannten sie Jerusalem, und jeder Bürger hielt es für ein Fest, wenn er einmal auf dem



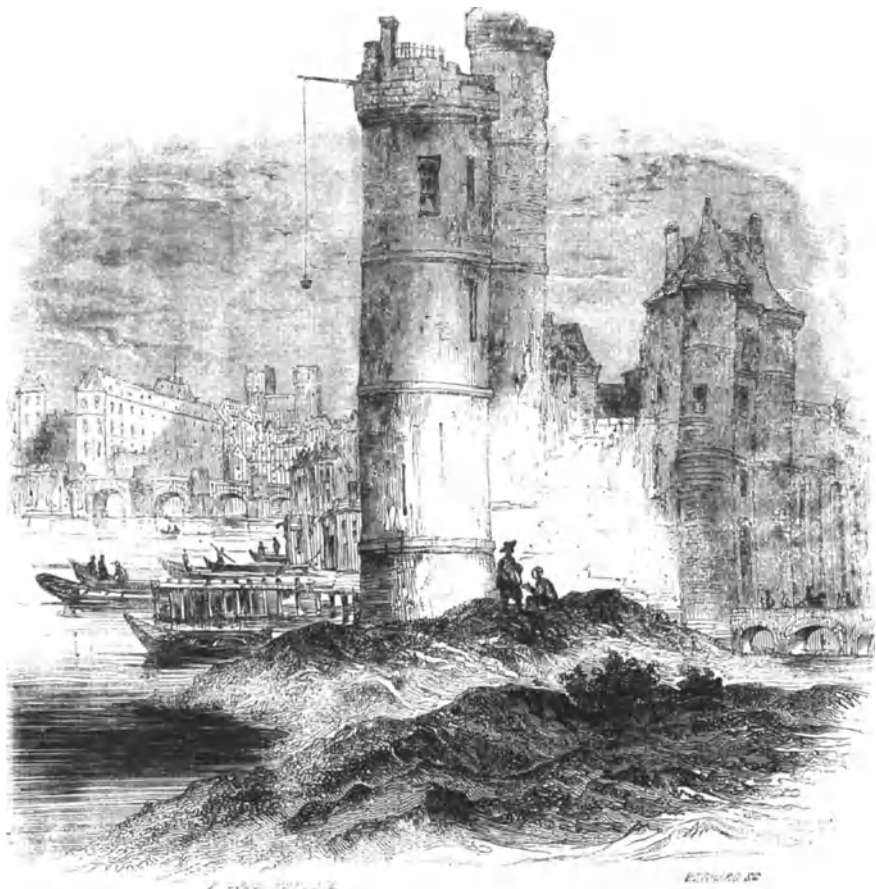
Die Insel Jerusalem.

grünen Rasen derselben die frische Luft der Seine athmen konnte. Aber dieses Glück gehörte nur den angesehensten, welche ein Stückchen davon theuer mieteten und, um dasselbe von dem des Nachbarn abzutrennen, einen Graben anlegen ließen, so daß endlich alle diese gemietheten Stückchen einzelne Inselchen bildeten, die man nach dem Namen ihrer Inhaber benannte.

Bis dahin floß die Seine frei und ungehindert in ihren Ufern und sah an denselben die Mauern nicht, welche sie im Saume halten sollten. Philipp der Schöne endlich machte dem ein Ende. Auf seinen Befehl begannen 1312 Kaien an jeder Seite sich zu erheben, Wälle, die den alten Fluß in Banden halten sollten. Ein und ein halbes Jahrhundert verging über diesen Arbeiten und Verschönerungen der Stadt, und so fand Franz I. die Ufer der Seine. Er liebte die Vergnügungen, und seine erste Sorge ging dahin, einen Theil des rechten Ufers wegbar zu machen. Auch verdankt der Kai des Grands Augustins ihm das schönste seiner Gebäude. Die Herzogin von Etampes wohnte in der Rue de l'Hirondelle; um zu ihrem Palaste zu gelangen, ließ der König an der Ecke der Straße Gille Coeur einen allerliebsten Palast aufführen. Die Fresken in den Zimmern stellten die zärtlichsten Scenen der Mythologie dar, und die lieblichsten Devisen, die brennenden Her-



Nächtliches Gericht.



Der Thurm von Nesle.

zen 2c. an der Fagade verriethen so deutlich als möglich den Vorübergehenden den Zweck dieses Gebäudes, so wie den Stand seines Besitzers; sie sagten aber nicht, daß der König Franz I. eben so eifersüchtig als galant sei. Wehe dem Unvorsichtigen oder Kühnen, der es wagte, das prächtige blonde Haar Annas von Biffelleu schön zu finden; er fand sicherlich früher oder später das Schicksal des geheimnißvollen Opfers von Pont-au-Chongé. In einer Nacht des Jahres 1531 nämlich wurde ein bleicher, blonder, junger Mann schweigend aus dem Thurm von Billy heraus- und an das Ufer der Seine geführt. Der Parlementschreiber zeigte ihm an, daß seine Strafe verwandelt sei, und als der Unglückliche bereits freudig die Augen gen Himmel emporhob, entfaltete der Gerichtschreiber ein Pergament und las im Scheine einer Fackel das Urtheil Franz I. vor, wornach der Unglückliche, Olivier von Lannes, in einen Sack gesteckt und so in den Fluß geworfen werden sollte.

Unter Heinrich II. verlängerte sich der Kai auf der einen Seite bis an die St. Michaelsbrücke und auf der andern bis an den Thurm von Nesle. Wenn auch seine Söhne dem Beispiele ihres Großvaters gefolgt wären, so würde das Schilf, der Roth und das Gebüsch bald von dem Ufer der Seine verschwunden sein; aber Franz II. regierte zu kurze Zeit, als daß er an etwas anderes hätte denken können, als an seine schöne Maria Stuart, und Katharina von Medici, welche die immer grossenden Wogen des Bürgerkrieges im Saume zu halten hatte, kümmerte sich um die Wogen der Seine nicht. Der junge Hof Karls IX. endlich gab den Behörden der Stadt zu viele Beschäftigung, daß sie nicht Zeit hatten, an Bauen zu denken. Zufälliger Weise war der Herr von Mantouillet, der diese Bauten namentlich zu leiten gehabt hätte, der Mann in Europa, welcher die mächtigsten Feinde hatte. Er rühmte sich selbst, die Königin Elisabeth in London erzürnt zu haben, alle Tage übel von dem Könige von Navarra zu reden und dem Herzoge von Guise nicht zu halten, was er ihm versprochen. Diese Ruhmredigkeit trug indeß ihre Früchte, als er es am wenigsten erwartete, und der Kai des Augustins wurde der Schauplatz seiner Strafe. Mantouillet besaß da den Hercules-Palast, der so von den Abenteuern dieses Halbgottes genannt wurde, welche an den Wänden dargestellt waren. Eines Abends nun luden der König von Navarra und die Herzöge von Guise sich bei ihm ohne Umstände zu Gaste und ließen nach dem Abendessen durch ihr Gefolge alles Silbergeschirr und alle Meubles zerstören und durch die Fenster hinauswerfen. Noch nicht genug. Mantouillet pflegte die Geliebten des Herzogs von Anjou nicht zu schonen, und Fräulein von Meux, welche zu densel-

ben gehörte, begegnete ihm einige Tage darauf, gab sofort ihrem Pferde die Sporen und ritt ihn über den Haufen zur Verwunderung der Pariser, die aber nicht Muth genug hatten, um die Partie ihres ersten Beamten gegen die Maitresse eines Prinzen zu nehmen.

Trog den Stürmen des Bürgerkrieges hörte Katharina, die, wie alle Medici, an der Bauwuth litt, nicht auf, die Tuileries zu erbauen. Bald erhob sich ein prächtiger Pavillon am Ende der Terrasse, und zur Einweihung desselben folgten Feste auf Feste darin, wie sie nur eine Medici erfinden konnte. Das erste war das berühmte historische Ballet, in welchem die als irrende Ritter gekleideten Hugenotten sich in die Hölle stürzen sahen, das zweite wurde das schreckliche Drama von St. Bartholomäus.

Kaum hatte die Glocke von St. Germain l'Auxerrois das Signal gegeben, als die Mezelei auf den Kaien begann. Ein Greis, Lavaradin, war das erste Opfer. Er wurde in das große Schlachthaus auf dem Quai des Mégiffiers geschleppt, da geschlachtet wie ein Stier, und endlich in die Seine gestürzt. Die jungen Mortemart und Jarnac folgten, aber mit kürzerm Todeskampfe, denn man begnügte sich, ihnen an den Steinen des Kai die Köpfe zu zerschlagen. Am Ende des St. Michaels-Kai fragten zwei schwarz gekleidete Männer mit Erstaunen ihre Mörder, als man sie über die Brücke stürzte, warum man sie von ihren Büchern weggeholt habe; es waren der gelehrte Ramus und der Präsident La Place. Die Menge hob die Laternen empor und sah die beiden Opfer eine Zeit lang mit den Kluten kämpfen, dann wünschte sie ihnen eine glückliche Reise. Einige Schritte weiterhin kam ein muthiger, nur zu ungleicher Kampf vor. Ein Professor der Universität, ein Buchhändler, Ddin, und ein gewisser Lopez bestrebten sich, den Mördern zu entkommen. Lange hörte man ihre Hilferufe. Alle alten Hugenotten-Capitaine, die unter den Waffen ergraut waren, sahen sich geknebelt und in die Seine gestürzt; auch litten Alle den Tod schweigend, bis auf den jungen Colombier, der Thränen über seine Geliebte vergoß, und den starken Monthaubert, der ganz leise wünschte, nie eine Mutter gehabt zu haben. Diese Ersäufungen fanden auch an dem Kai des Louvre statt. Am höchsten der Fenster dieses glänzend erleuchteten Palastes stand, halb im Schatten verborgen, Katharina von Medici, welche durch Geberden die obseöne Neugierde ihrer Ehrendamen ermutigte, welche hinuntergegangen waren, um die Leichname zu bestätigen, so wie den jungen Karl IX., der auf die Flüchtigen schoß.

Endlich brach der Tag an, aber nicht um diese Gräucl zu beendigen, son-

bern um sie zu krönen. Ein ungeheurer Haufen von Leichen wurde in die Seine geworfen, die achtzehnhundert derselben an einem Kai wieder auswarf, wo man sie eilig mit etwas Erde bedecken ließ.

Auf diese entsetzlichen Ausstritte folgten die burlesken Schauspiele des Hofes Heinrichs III. Lange sah der Duai des Grands Augustins diesen Fürsten und seine Günstlinge in langen Leinwandfäcken mit allem Anscheine von Reue und Buße erscheinen, um in der schönen Kirche der Augustiner wegen ihrer Ausschweifungen am Tage vorher Buße zu thun und Vergebung für die beabsichtigten nächsten Sünden zu erlangen. Ihnen folgten die militairischen Prozessionen der Ligue, die Musterungen der geharnischten Mönche bis zur Ankunft Heinrichs IV.



Eine seltsame Prozession.

Später wurde der Bau der Kais immer weiter ausgebehnt, und wir können einen Blick werfen auf ihr Aussehen im sechszehnten, siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderte.

Vom Arsenal aus gelangte man zuerst zu dem Kai der Cölestiner, wo die Bureaur der Marktschiffe, welche auf der Seine hinauffuhren, und der Wagen von Rhon eine fortwährende Bewegung unterhielten. Dann ging man zu dem Kai

St. Paul weiter, wo die Obst- und Fischböde anlegten. Darauf folgten die Kaien Belleter und Gèvres, die durch vier Gitter geschlossen waren zu größerer Sicherheit der Schmuck-, Buch- und Spizenhändler, und ging man auf dem Quai de la Ferraille hin, so wurden die Augen durch die Mannichfaltigkeit der Gegenstände, die da ausgestellt, und die Seltsamkeit der Auftritte geblendet, deren Schauplätze sie waren. Neben den Kaufleuten, die mit Eisenwaaren aller Art und allen Geräthen Handel trieben, standen die Buden der Vogelhändler, welche zu jeder Zeit den Liebhabern goldige Tauben, grüne Affen und selbst blaue Papageien liefern konnten. An den Mittwochen und Sonnabenden bedeckten ihn die Gärtner mit Sträuchern und Blumen, und Sonntags gehörte er ganz und gar den Charlatanen und Gauklern, die nach der Messe da ihre Gerüste aufschlugen, um Possen zu spielen und dem Volke Arzneien zu verkaufen. Auf einer großen Strecke der Kais, von der Königsbrücke an, standen Schenkhäuser, die, von Bretern erbaut, roth angestrichen waren, wie die Brücke selbst, welche deshalb damals auch die „rothe Brücke“ hieß, und einer Reihe von Bettlern glichen, welche in der Sonne kauern.



Promenade.

Die meisten dieser Schenkstätten wurden von Schweizern und Frauen von Invaliden gehalten, und die vornehmsten Gäste waren die französischen Gardes, die sich an schönen Tagen auf Bänke vor den Häusern setzten, um aus den langen Tabakspfeifen zu rauchen und Apfelwein und Branntwein zu trinken. Da, wo diese Schenkstuben endigten, begann der Weg der Königin mit seinen vier Reihen von Ulmen und seinen drei Allées, die tausend Schritte lang waren. Man bewunderte da die süß duftenden Stuger, die Abbés mit den Vornetten und die Menge der gefallsüchtigen eleganten Damen. Am Ende dieser Promenade verkündete eine Rauchmasse, die von der Seifenfabrik aufstieg, den Kai von Rigeon oder Chaillet, den der Bürger von Paris in jener Zeit immer nur mit Grauen betrat und sobald als möglich wieder zu verlassen sich bemühte, um zu der herrlichen Terrasse der Herzogin von Orleans zu gelangen.

Auf dem entgegengesetzten oder linken Ufer befand man sich anfangs gleichsam in einer Einöde, wo das prächtige Hôtel der Invaliden mit seiner kolossalen Kuppel verloren und vergessen zu sein schien. Ein schmaler Fußpfad, der sich am Ufer zwischen dem Gebüsch, dem Schilf und einigen Weidengruppen hinschlängelte, führte bis zu dem Hôtel Bourbon, das sich halbmondartig ausbreitete. Dann folgten mehrere prächtige Paläste, und ihretwegen war diese Stelle der Sammelplatz der schönen Welt, so wie die Lieblingspromenade der hochgestellten Frauen, die sich Nachmittags da einfanden, um ihre geschminkten Wangen, ihre Reifröcke, ihre Schönplästerchen, ihre Fächer und kleinen Sakaien zu zeigen, die ihnen die Schleppe nachtrugen. Wenn man sich durch das dichte Gewühl dieser Schönen hindurchdrängte, unter welchen sich manche Marquise und manche Nymphe von der Oper befand, so gelangte man zu dem Palaste Conti. Welche wechselvollen Geschichte sind auf die Mauern desselben geschrieben! Welche Ereignisse geschahen in ihm! Als es noch Hôtel Guénégaud hieß, war es die Wohnung Molière's, und unter den Fenstern des Dichters der „Schule der Männer“ sah man 1672 die Tourette stäupen, welche mit einem Präsidenten von Grenoble die Rolle der Frau gespielt hatte. In dem großen Saale dieses Palastes wurden bis 1673 die Opern gesungen und bis 1688 Comédien aufgeführt. Mit einemmale verschwand dann das Hôtel Conti unter dem Hammer der Maurer, und am 20. April 1771 legte der Abbé Terray, der Generalcontroleur der Finanzen, den Grundstein der Münze.

Verließ man diesen großartigen Kai und drängte sich durch die Menge der Charlatane, Gaukler, Freudenmädchen, Beutelschneider und Bettler hindurch, die

zu jeder Zeit an der Neuen Brücke (Pont-Neuf) sehr groß war, so kam man vor die Kirche der Augustiner, vor der man einen Augenblick stehen bleiben mußte, um das Sühn-Basrelief an der Ecke zu betrachten, das zur Erinnerung an eine Verlegung der Privilegien des Klosters angebracht war. Man sah da Diener der Polizei, im Hemd, barfuß, eine Fackel in der Hand, demüthig Abbitte vor den Mönchen thun. Mittwoch und Sonnabends verkauften an dieser Stelle die Bäcker ihr Brot, und seit 1679 war auf Befehl der Geflügelmarkt daher verlegt, und zwar bei folgender Gelegenheit.



Geflügelhändlerinnen.

Nachdem die vornehme Dame Franzisca Le Prevost de Courtalvert die Concession zu einer Halle erlangt hatte, bauete sie in der Straße Mauconseil einen schlechten, schmalen, niedrigen Schuppen, der die Umgegend auf eine unerträgliche Art verpestete. Die Umwohner beschwerten sich darüber, und auf ihre Klage wurde verordnet, daß das Geflügel in Zukunft auf dem Augustiner-Kai verkauft werde, nirgends anders, bei Staupenstrafe. Sieben Jahre vorher waren auf den Trümmern zweier Paläste jene Häuser entstanden, welche die Buchhändler zu Ende des achtzehnten Jahrhunderts an dem Kai hin inne hatten.

So ungefähr sahen die Kais, welche wir nicht alle nach ihrem damaligen Namen aufführen können, in den drei letzten Jahrhunderten der Monarchie aus. Endlich kam das große Jahr 1789, und die Gewalt entfiel den Händen des Hofes, um in die des Volkes überzugehen. Der Convent nahm statt des Königthums die Tuilerien ein. Das Pflaster der Kaien zitterte oftmals unter den Tritten des Volkes, und wurde am 10. August, am 12. Prairial und 13. Vendemiaire mit Blut gefärbt. Dann hatte die Republik das Schicksal des Königthums, der erste Consul machte sich zum Kaiser, und Alles nahm unter seiner Regierung eine neue Gestalt an. An den beiden Enden von Paris erhoben sich die Brücken von Austerlitz und Jena, um den Ruhm der französischen Waffen unsterblich zu machen; unter dem geometrischen Blicke Napoleons bekleideten sich die Ufer der Seine überall, wo sie noch leer geblieben waren, mit einem festen Walle. Die Büsche und Sümpfe verschwanden, um dem Kai der Invaliden und dem Kai Bonaparte Platz zu machen, und ihnen folgten mehrere andere ähnliche Bauten.

Die Restauration führte keine solchen Arbeiten aus, aber die Juliregierung schritt muthig auf dem von Napoleon betretenen Wege weiter, um eine gerade schöne Linie herzustellen und Paris eine Zierde zu geben, wie sie keine andere Stadt besitzt.





BATA & GERARD

Strasse Mouffetard.

Die alten Chronikenschreiber melden uns, daß im südlichen Theile von Paris, unter der römischen Herrschaft, mehrere Wege Lutetia durchschnitten. Einer dieser Wege führte über eine Begräbnisstätte bei dem sogenannten Mont-Cetardus, einem Berge, der heute noch so ziemlich seinen Namen behalten hat; man verwandelte ihn in Mont-Cetard und endlich in Mouffetard.

Auf diesem Hügel wurde 436 der würdige St. Marcel begraben. Sein durch Wunderthätigkeit berühmt gewordenes Grab gab Veranlassung zur Anlegung eines Fleckens, der später seinen Namen trug. Mit seiner Vergrößerung verlor aber der Flecken den Namen Mont-Cetardus, den nur noch die Straße behalten hat, welche von da nach Paris führt.

In den letzten Jahrhunderten hat Paris viele Umwandlungen erlitten,

und wenn man sich nicht in die Gegend der Notre Dame oder in die Gäßchen des Stadttheiles St. Marcel wagt, so findet man keine Spur mehr von der sonstigen Stadt. Nur an den genannten Orten sieht man noch, wie vor fünfshundert Jahren, ordnungslos umherliegende Häuser und Häusergruppen. Der Stadttheil Mouffetard scheint unter allen Neuerungen in seinem alterthümlichen Roste versteinert dazuliegen; er zeigt noch in unsern Tagen in einer Menge Details die Physiognomie der alten Zeit.

Zu jeder Zeit hatte er unveränderlich ein und dasselbe Aussehen; voran stand immer das gemeine Volk und am Horizonte das Hospital. Zu jeder Zeit schrieb eine unsichtbare Hand hier das Wort *Armut* hin. Im Anfange suchten arme Arbeiter Schutz im Schatten der Kirche St. Marcel oder knieten im Gebete um das Grab. Dann erhoben sich allmählig ärmliche Gebäude an den Wegen hin, die sich am Abhange des Berges hinschlängelten; bald vergrößerte sich das Dörfchen, seine Bevölkerung wuchs und nahm nach kurzer Zeit Privilegien und Jurisdiction in Anspruch. Wo sonst Hütten standen, wurden Klöster erbaut; wo Mehren reiften, entstanden Häuser; aus einem Feldwege wurde ein Gäßchen, aber zu jeder Zeit bis auf den heutigen Tag wohnten arme Menschen da.

Vom achten bis zwölften Jahrhunderte kamen in dieser Gegend wenige Ereignisse vor; aber im funfzehnten konnte St. Marcel für einen ansehnlichen Flecken gelten. Von Weitem sah er freundlich aus inmitten der Wiesen, aber die Natur verschönert Alles, und um genau sich unterrichten zu können, muß man näher hinzutreten. Näherte man sich diesem Flecken, so fiel zuerst sein eigenthümlich barbarisches Aussehen auf; es war ein unentwirrbares Geflecht von engen, krummen, düstern, übelriechenden Gäßchen, die oft nicht einmal einen Ausgang hatten und sämmtlich so schlüpfrig waren, daß selbst ein Equilibrist das Gleichgewicht in ihnen leicht verlieren konnte. Die Häuser entsprachen diesen Gassen, denn der Regen hatte fast in allen die Balken faulig gemacht und die Dächer zerlöchert. Dazu denke man sich noch ein Paar Pranger, ein Paar Galgen und um dieselben herum ein kränklich, gelblich aussehendes, zerlumptes, lärmendes Volk, und man wird eine Vorstellung von dem haben, was im vierzehnten, funfzehnten und sechs-
zehnten Jahrhunderte der kühne Wanderer sah, welcher sich in diese Gegend wagte.

Wenn unser Reisender in der Nacht in der Straße Mouffetard nach dem Raubert-Platz hingegangen wäre, würde er bald die Spitzen der Thürmchen des großen Carmeliter-Klosters und die Wipfel der großen Bäume in dem Garten desselben bemerkt, im Schatten dagegen die häßlichen Hütten übersehen haben.

Wäre er noch weiter gegangen, so hätte er gewiß den Gesang des Hiob's des Mittelalters gehört; denn dreißig Jahre lang sang, wie die Sage erzählt, ein Armer die sieben Bußpsalmen auf einem Haufen faulen Stroh's in der Tiefe einer Cisterne, begann von Neuem, sobald er zu Ende gekommen war, und schrie besonders laut in der Stille der Nacht.



Ein Bußpsalmenänger.

Nehmen wir an, daß unser Reisender seine Wanderung an einem schönen Abende des Jahres 1440 gemacht habe, so werden wir ihn an dem Maubertplage bald durch ein immer mehr sich verstärkendes Geschrei und durch den Schein immer zahlreicher werdender Fackeln aufgehalten sehen. Das Aussehen dieses Platzes, der Auftritt, der da vorkommt, die nächtliche Ruhestörung, die aufrührerische Menge, der fahle Schein der Fackeln, mit denen man hin- und herläuft, dann mitten in dem unruhigen Menschenhaufen die Diener der Gerechtigkeit barhäuptig und barfuß, in jeder Hand eine brennende Kerze von vier Pfund Schwere haltend und laut um Vergebung und Erbarmen bittend, alles machte einen eigenthümlichen Eindruck. Welches war die Veranlassung?

Nicolaus Nimerx, Magister der Theologie, hatte sich, man weiß nicht, aus welchem Grunde, in die Augustiner-Kirche geflüchtet, und die Diener der Justiz,

die nun BuÙe thun muÙten, verlegten, trotz dem Verbote der Augustiner, das Asyl, um des Nicolaus sich zu bemächtigen. Das bekam ihnen schlecht, denn die Mönche hatten große Vorrechte; sie klagten laut und droheten laut, und um sie zu besänftigen, wurden jene Diener der Justiz zu jener öffentlichen BuÙhandlung verurtheilt.

Die Kerzen verloschen endlich, die Menge verlief sich, und der letzte Theil des Zuges sollte bald an der Ecke verschwinden, welche das große Kloster auf dem Plage bildet, wo Alles wieder still und dunkel wurde. Nur hinter dem schmalen Bogenfenster des östlichen Thürmchens der Carmeliter schimmert noch ein Licht. Vielleicht ist es die Lampe des gelehrten Mönches, der die Geschichte seines Ordens erforscht hat.

Seiner Ansicht nach stammt sein Orden in gerader Linie von dem Propheten Elias ab. Wegen dieser Abstammung, sagt er, tragen wir einen Mantel gleich dem, welchen dieser Prophet seinem Schüler Eliseus vom Himmel herabwarf. Da dieser Punkt festgestellt ist, so kann der Mönch in seinen Orden leicht alle Propheten nach Elias, alle Sektenhäupter und Lehrer hineinbringen. Wie er meint, war Pythagoras ein sehr berühmter Carmeliter und Joroaster ein sehr frommer. Die Druiden Galliens waren ebenfalls Carmeliter und die Vestalinnen Roms weiter nichts als Carmeliterinnen.

Zweifelhaft war der Mönch bei der Entscheidung der Frage, ob Christus ein Mönch gewesen oder nicht; nach genauer Ueberlegung entschied er sich aber doch für die Bejahung, und verwandelte also den göttlichen Erlöser entschlossen in einen Carmeliter-Mönch. —

Im funfzehnten Jahrhunderte war diese Stelle in Paris für jeden ehrlichen Bürger in der Nacht sehr gefährlich; selbst die Diener der Justiz und Polizei wagten sich nur mit großer Vorsicht dahin, denn in den krummen, schmutzigen Gäßchen zog eine entsetzliche Menge von Freudenmädchen, Banditen, Beutelschneidern und anderm Gestindel umher. In diesen Gäßchen, wie in ihrer Nähe, wohnten auch die Zauberer und Hexenmeister, die Nestelknüpfer u., deren Zahl sich auf dreißigtausend belaufen haben soll und deren Ueberbleibsel in unsern Tagen die Kartenschlägerinnen und Wahrfagerinnen sind, welche sich ebenfalls vorzugsweise in der StraÙe Mouffetard aufhalten.

Die Frauen waren damals, wie sie es heute noch sind, sehr begierig nach solchen Prophezeiungen. Selbst die Männer sind auch heute noch von dieser Schwäche nicht ganz frei.

Dieser Stadttheil war gewissermaßen nur ein Anhängsel des Wunderhofes. Aus diesen Gäßchen kamen alle Morgen Vagabonden und Bettler, Freudenmädchen und Zauberinnen, Diebe und Wüßlinge, die am Tage sich herumtrieben und in der Nacht die Straßen unsicher machten oder schwelgten und lärmten. Zu allen Zeiten lieferten natürlich diese von Armen bewohnten Stadttheile Elemente der Ruhestörung. Die Leute, die hier zusammengedrängt wohnten und mit der größten Noth zu kämpfen hatten, waren leicht zu Excessen aufzureizen, theils wenn man ihre Leichtgläubigkeit mißbrauchte, theils wenn man ihnen eine Beute versprach. Außer den zufälligen Scenen der Unordnung, die immer nicht lange auf sich warten ließen, gab es auch fortwirkende Ursachen der Unruhe und Störung, welche endlose Tumulte und namenlose Scandale gleichsam zu bestimmten Zeiten hervorriefen.

Seit undenklichen Zeiten hegten gewisse Stadttheile erblichen Haß gegen einander. So befanden sich die Bewohner der Vorstadt St. Marcel fortwährend in Kriegszustand mit denen der Vorstadt St. Jacques und Notre Dame des Champs, und wo sie an einander geriethen, gab es Wunden und Blut. Diese Kämpfe nöthigten sogar das Parlament, um die Unruhigen einzuschüchtern, auf den Hauptplätzen der Kämpfe vier Galgen aufrichten zu lassen. Die Straße Mouffetard bekam auch den ihrigen.

An einem Decembertage des Jahres 1561 hörten die Bewohner des Stadttheils Mouffetard plötzlich alle Glocken von St. Medardus läuten. Dieses ungewöhnliche Glockengeläute war weder durch einen Aufbruch in der Stadt, noch durch den feierlichen Einzug des Königs veranlaßt; es hatte keinen andern Zweck, als die Reformirten, die sich versammelt hatten, um Gottesdienst zu halten, in ihrem Tempel zu stören. In einem Augenblicke hatte die Straße Mouffetard das Aussehen eines aufgeregten Flusses, in welchen die anstoßenden Gäßchen, gleich Wildbächen, unablässig neue Volksmassen ergoffen. Diese Volkswogen drängten sich immer gewaltiger nach dem Tempel zu, und trotz dem Damme, den ihnen einige Soldaten entgegenstellten, begannen sie sich auf die Treppen auszubreiten, die zu dem Gebäude führten. Die Protestanten, welche über diesen Volksandrang erschrakten und das Schlimmste fürchteten, schlossen und verrammelten eilig ihre Thüren, und dann bedroheten sie die Mönche, wenn das Volk sich nicht entferne, wenn das Glockenläuten nicht aufhöre, eines Tages die St. Medarduskirche in Brand zu stecken. Auf diese Drohung, welche die Kraft der Verzweiflung fürchterlich

machte, zerstreute sich die Menge, die Glocken schwiegen und die Protestanten zogen triumphirend durch die ganze Straße hin.

Diese religiösen Streitigkeiten dauerten noch viele Jahre. Sechszig Jahre nach dem erzählten Vorfall war die Poststraße und das Gebäude der Gobelins der Schauplatz eines blutigen Kampfes. Die Protestanten begaben sich, geschützt von Soldaten, in ihre Kapelle, um da zu beten; mit einemmale drang ein Schwarm von Angreifenden von den benachbarten Plätzen her, und laut schallte der Ruf: „An den Galgen die Hugenotten!“

Die Soldaten, welche den Zug schlossen, machten Rechtsrum, und die Menge rief, um sie aufzureizen, „nieder mit den Ketzern!“ Der Kampf begann, und er war fürchterlich. Der Sieg blieb indeß den Leuten des Königs, und das Parlament ließ am Tage darauf, wie es nach solchen Gelegenheiten immer zu thun pflegte, eilig einen Galgen für die Ueberlebenden aufbauen.

Dieser Galgen befand sich, wie man glaubt, an den Mauern des Gartens, wo später das Kloster von dem Erbarmen Jesus erbaut wurde.

Die Erinnerung an dieses Kloster erquickt den Geist wieder ein wenig, der durch die schrecklichen Ereignisse der vorhergehenden Zeit verbüßert worden ist. Man beschäftigte sich in ihm weniger mit Ideen als mit Personen; das Geschöpf galt oft mehr als der Schöpfer; die menschlichen Leidenschaften (wenigstens sagt es die Geschichte) drangen trotz den Mauern in das Kloster hinein bis in die jungfräulichsten Zellen. In den Kapellen, in welchen die Nonnen ihre Rosenkränze beten sollten, hörte man, wie erzählt wird, süßes Gepolter und glühende Seufzer. Wenn man gewissen Erzählungen glaubt, beschäftigte sich die Seele der jungen Novizen mehr mit Liebesträumen als mit mystischer Andacht. Selbst der Polizeilieutenant von Argenson verliebte sich hier und kam insgeheim daher; er war der Frau von Fencin überdrüssig und suchte ein züchtigeres Glück. Die Behörden haben sich zu allen Zeiten persönlich für gewisse Anstalten interessirt und schenkten auch zu jeder Zeit diesen Gegenständen ihrer Vorliebe einen ganz besondern Schutz.

So drohete im Jahre 1700 das Nonnenkloster einzustürzen, und man mußte sich natürlich an den Herrn von Argenson wenden. Die Schwestern sandten ihm ihre Bittschrift. Der Polizeilieutenant kam in das Kloster, prüfte, maß, rechnete und verliebte sich endlich. Kurz nach diesem Besuche hatten die Schwestern in ihrem Kloster eine Mauer mehr, aber eine Novize weniger.

Das war ohne Zweifel ein beklagenswerthes Beispiel von lockern Sitten,

ein unverzeihliches Vergessen alles religiösen Gefühls, aber bei weitem nicht das Betrürendste, was da geschehen sollte. Wer unter der Regierung Ludwigs XV. in der Straße eine Strecke weiter gegangen wäre, würde nicht einem gottlosen Roman, sondern Ausschweifungen beigewohnt haben, in denen sich der Fanatismus in seiner entsetzlichsten Uebertreibung zeigte.

Es war 1750. Der Abbé Paris war gestorben und begraben. Man nannte ihn einen frommen Mann und kannte keinen andern Fehler an ihm, als eine zu große Hartnäckigkeit in religiösen Dingen. Um sich den Eitelkeiten der Welt zu entziehen, hatte er sich in einem Hause der Vorstadt St. Marcel eingeschlossen. Hier beschäftigte er sich ungestört und unablässig mit Gebet, den strengsten und härtesten Bußübungen und Handarbeiten; die armen Leute sah er für seine Brüder an und lieferte Strümpfe für sie. So weit ist alles streng evangelisch und christlich, und wenn der würdige Abbé dabei stehen geblieben wäre, würde die Geschichte nicht alle die Ueblichkeiten und alles Aergerniß aufzuzeichnen gehabt haben, die er veranlaßte. Leider sollte es anders sein; der Diaconus Paris gab einige Schriften heraus, und in diesen Schriften glaubten seine Gegner Kezereien, seine Anhänger dagegen den göttlichen Geist zu sehen; man ließ ihm Ansichten, die er nicht gehabt hatte, und machte ihn, ob er gleich todt war, zum Haupte einer lächerlichen Secte. Man schrieb seinem Grabe überraschende Wunder zu, und die Menge strömte dahin, um dort zu beten. Die weitere Folge davon war die sogenannte Convulsion.

Unter den Convulsionairinnen herrschten die jungen Mädchen durch ihre Anzahl und ihren Eifer vor. Ihr exaltirter Geist verursachte gewaltsame Erschütterungen in ihrem Nervensysteme und sie versielen in einen Zustand, der ganz nahe an den fürchterlichsten Wahnsinn grenzte. Diese Mädchen sehnten sich nach dem Schmerze, wie die schamlosesten Wollüstlinge sich nur immer nach dem Genuße sehnen können; indeß war dieser Schmerz, wenn man ihnen glaubt, allerdings für sie auch Genuß.

Die Zahl der Convulsionaire nahm in Kurzem auf beunruhigende Weise zu, und ihr Zufließen auf den Gottesacker war unberechenbar. Man forschte nach der ehemaligen Lebensweise des seligen Paris und ahmte sie mit der gewissenhaftesten Sorgfalt nach. Man wollte wie er essen und trinken. Eine Zeit lang meinten sie es auch wirklich ehrlich und glaubten an die Wirksamkeit ihrer Seltsamkeiten.

Wir wollen in die umständliche Geschichte der verschiedenen Secten der Convulsionaire uns hier nicht einlassen, denn diese Secten hatten in ihren Ansichten

und Meinungen kindische Unterschiede, die nicht verdienen, daß wir sie erwähnen. Um aber ein Beispiel von den Extremen zu geben, in welche der menschliche Geist verfallen kann, wollen wir einige Gebräuche dieser Erleuchteten anführen.

Die Secouristen schlugen unter Andern die jungen Mädchen mit gewaltigen Faustschlägen, und die armen Dulderinnen forderten durch die lautesten Bitten ihre Henker auf, sie noch grausamer zu schlagen. Diese traten den Armen dann auf den Leib, stellten die Füße auf die Brüste derselben und stampften darauf herum, bis sie ermüdet waren.

Den unglücklichen Mädchen, die man kaum anders als wahnsinnig nennen kann, kam eine solche Behandlung noch viel zu sanft vor; sie waren unersättlich in Schmerz und Leid, und ließen sich mit Holzstücken schlagen. Während sie so gemißhandelt wurden, riefen sie aus: „ach, das ist schön! das thut mir wohl! Bruder, ich beschwöre Dich, stärker, stärker, wenn Du kannst!“ Endlich kannte ihr Wahnsinn keine Grenzen mehr, sie verschluckten glühende Kohlen und schlugen sich selbst mit schweren Hämmern.

Als der König 1732 von diesem Fanatismus hörte, glaubte er, ihm ein Ende machen zu können, wenn er den Gottesacker von St. Medardus bewachen lasse, aber die Verfolgung macht bekanntlich in allen Zeiten Proselyten.

Das ist die Geschichte aller Zeiten. Bisher hatten die Convulsionnaire nur einen Sammelplatz gehabt, nun bildeten sich zwanzig. Vorstellungen, Strafen, Einsperrung entflammte die Wuth der Secte nur noch mehr. Sie veröffentlichten Caricaturen, durch welche der Papst, der Erzbischof und die Jesuiten lächerlich gemacht wurden; sie gaben sogar ein periodisches Blatt heraus, welches den Titel führte: *Nouvelles Ecclésiastiques*. Wie aber die Franzosen auch an den fürchterlichsten Dingen immer die lächerliche Seite herauszufinden wissen, so schrieb auch ein Dichter (ohne Zweifel ein Convulsionnaire) an die Thüre der Kirche St. Medardus

De par le Roi, defense à Dieu,
De faire miracle en ce lieu!

d. h. im Namen des Königs wird dem lieben Gott verboten, an diesem Orte Wunder zu thun.

Der Aberglaube war so allgemein, daß ein Parlamentsrath dem Könige Ludwig XV. eine Sammlung aller Wunderthaten der Convulsionnaire vorzulegen wagte. Diese Seltsamkeiten waren in Frankreich die letzten Athemzüge einer Secte, die bald darauf völlig in Vergessenheit gerieth.

Merkwürdiger Weise zogen sechsßig Jahre später von denselben Orten, wo diese betäubenden Scenen des religiösen Fanatismus vorgekommen waren, entfesselte Banden aus, die schreiend gegen die Diener derselben Religion rückten. In nach dem Tage, an welchem die Marseiller, die im Geheimen von der Partei der Freiheitsfeinde aufgeregt waren, vor den Schranken erklärt hatten, der Tag des Volkzornes sei gekommen, begaben sich Männer, die mit Stöcken, Säbeln, Lanzen und Dolchen bewaffnet waren, lärmend in der Straße Mouffetard hin, um zu dem Könige zu ziehen und ihn zu zwingen, die rothe Mütze aufzusetzen, die Minister zu entlassen und namentlich das Decret gegen die Geistlichen zu bestätigen.

Kurze Zeit nachher, am 2. September, als man die Nachricht von dem Einzuge der Preußen in Longwy erhalten hatte, bewegten sich die Banden wiederum durch die Straße, um die armen Gefangenen in den Gefängnissen zu ermorden. Die Missethat dauerte fünf Tage. Der Prinzessin von Lamballe schnitt man den Kopf ab, und ihr todter Körper wurde durch den Pöbel verstümmelt und gemißhandelt.

Auch das ist eine Seltsamkeit, daß der Stadttheil Mouffetard, der unwisendste und armseligste in Paris, gerade von der Wissenschaft und Industrie, den beiden Quellen alles Reichthums und aller Aufklärung, eingeschlossen ist. Im Norden die Gobelinsfabrik, im Süden die polytechnische Schule; die Bibliothek St. Geneviève und das Collegium Heinrichs IV. bilden gleichsam die Grenzen. Die Schulen und die Manufactur, diese glänzenden Heerde des Nationalwohlstandes, verbreiten gleichzeitig Licht und Wärme; aber noch erleuchtet und erwärmt kein einziger dieser Strahlen die Gäßchen von Mouffetard. Das Volk, welches da wohnt, wird geboren, vegetirt und stirbt in der Livrée der Armuth. Diese Menschen sind schlecht gekleidet, und gleichwohl bringen sie ihr Leben damit hin, daß sie die herrlichsten, bewundernswürdigsten Stoffe verfertigen. Man besuche nur die Gobelinsfabrik, und man wird sehen, wie man da mit der größten Treue und Wahrheit die schwierigsten Meisterwerke der Malerei nachahmt.

Zwischen den Schulen und den Gobelins, zwischen der Wissenschaft und dem Luxus befinden sich die eigentlichen Volksgebäude: das Gefängniß und das Hospital; auf der einen Seite das Hospital La Pitié, auf der andern La Bourbe, wo die armen unglücklichen Frauen entbunden werden, welche die Prostitution oder die Noth zwingt, da eine Zufluchtsstätte zu suchen. Endlich, gleichsam um das Volk aufzufordern, die gesellschaftlichen Tugenden zu üben, sieht man am Ende des engen Gäßchens die drohenden Pforten und dicken Mauern des Gefängnisses

St. Pelagie, in welchem früher die Prinzessin von Lamballe und Josephine ihre Verzweiflung erduldeten und ihre Thränen vergossen, wohin die Restauration den berühmten Béranger und den beredten Manuel brachte, und wohin die Juliregierung Carrel verwies und Lammenais.

Zwischen den düstern Gassen, wo das Kind dieses Stadttheiles geboren wird, und dem traurigen Hospitale, wo die Meisten sterben, zwischen diesen beiden äußersten Punkten seines Lebens treibt sich das Volk dieser Gassen meist auf dem Pflaster von Paris umher und heudet als Lumpensammler das Monopol aus, alle Gassen und alle Winkel durchzustöbern, in welche Kehrlicht und Unrath geworfen wird.

Der Lumpensammler ist der praktische Philosoph von Paris. In seinem gänzlichen Aufgeben aller gesellschaftlichen Eitelkeit, in seinem unablässigen nächtlichen Umhertreiben, in seinem Gewerbe, das er unter freiem Himmel ausübt, liegt, ich weiß nicht, welche Mischung von phantastischer Unabhängigkeit und sorgenloser Demuth, etwas, das die Mitte hält zwischen der Würde des freien Menschen und der Verworfenheit des Geknechteten. Ich finde in diesen Contrasten etwas, das interessirt, fesselt und zum Denken auffordert. Es kann keine eigen-



Lumpensammler.

thümlichere Ausnahme geben, als dieses Gewerbe. Der Lumpensammler geht ganz wie es ihm beliebt von Straße zu Straße, von Platz zu Platz, und durchsucht und durchwühlt mit seinem Haken, im Lichte seiner Laterne, alle Kehricht- und Schmutzhaufen, Alles, was der Pariser Verbrauch täglich auf die Straßen der Stadt wirft.

Die nächste Industrie der Lumpensammler entwickelt bei ihnen bisweilen in ziemlich hohem Grade ihre natürlichen Fähigkeiten. Die Einsamkeit der Nächte ist ihrem Handel wie ihrem Nachdenken günstig. Wer hätte z. B. noch nie von dem Philosophen Liard gehört, von jenem gelehrten, künstlerischen und beredten Lumpensammler?

Liard personifizirt in sich, abgesehen von seiner geistigen Ueberlegenheit, die verschiedenen Seiten seiner Corporation; er ist die kräftige Zeichnung zu dem Gemälde, wenn auch ein wenig idealisirt; Liard trinkt wenig, er verachtet den Wein und hält sich nur an den Brantwein; dagegen spricht er viel, streitet aber nie. Er ist stolz und unterzieht sich den niedrigsten Arbeiten; er hat eine sehr hohe Meinung von seiner Würde und ist von Lumpen bedeckt. Liard ist ein Redner und zeichnet sich durch diese Eigenschaft aus; seine Rednerbühne ist die Straße und seine Zuhörer sind die ersten besten Vorübergehenden; er spricht über sein Lieblingsthema, die Rechtschaffenheit. Bisweilen begiebt er sich in die Deputirtenkammer (wie die Lumpensammler ihren Zusammenkunftsort nennen) und nimmt an den endlosen Discussionen Theil, welche da stattfinden.

Wir haben die Gäßchen und die Straße Mouffetard beschrieben, wie sie im Mittelalter waren; einige wenige Angaben werden hinreichen, das jetzige Aussehen zu schildern.

Noch heute zieht sich die Straße in ihrem präsentabelsten Theile wie ein großer Trichter hin, und sie bildet mit einer großen Anzahl minder wichtiger, wie die Gäßchen St. Medard, Genster, Arras, Dursine u. ein unentwirrbares, fast unbekanntes Gewirr in diesem Theile von Paris.

Derjenige, welcher die Straße mit Künstleraugen betrachtet, bemerkt sogleich die malerische Mannichfaltigkeit der Gebäude, welche sie darbietet, ein Gemisch von großen und kleinen, alten und neuen Häusern, die vier Wochen oder drei Jahrhunderte alt, frisch angestrichen oder durch die Zeit geschwärzt sind. Der Blick verliert sich in dieser Mannichfaltigkeit, in dieser Fülle von Einzelheiten und nur mit Mühe gelangt man zu einem Ueberblicke.

Wagt man sich in eines der Gäßchen hinein, welche in diesen großen Behälter einmünden, in das Gäßchen St. Medard z. B., so bemerkt man gleich im Anfange einen Haufen überriechender Gebäude mit verfaulten Fensterladen, mit Pelpapier statt der Fensterscheiben und großen Stangen darüber, auf welchen schmutzige Lumpen hängen. Auf den Thürschwelen oder vor denselben stehen und liegen Körbe der Lumpensammler in malerischer Unordnung umher. Kann man einen Blick in das Innere dieser Häuser hinein thun, so erkennt man unter Haufen von Lumpen, altem Eisen u. einen oder mehrere der nächtlichen fleißigen Wanderer, die unter dem Namen Lumpensammler bekannt sind.

Geht man weiter in der Straße hinab und ist man an der Kirche St. Medardus vorüber, so erblickt man ein wo möglich noch seltsameres Schauspiel; die Häuser rücken hier launenhaft bald dicht an einander, bald weit aus einander und sie sind bald ärmlich wie Hütten, bald hoch und elegant wie in den schönen Stadttheilen. An manchen Stellen könnte man glauben, man befände sich in einem Felsenhohlwege, wo man an beiden Seiten kleine Oeffnungen eingebrochen habe.

Einen solchen Eindruck macht die alte Straße Mouffetard, die an der einen Seite zu dem Pantheon führt, auf der andern in der Nähe der Barriere von Fontainebleau sich verliert.





Straße und Vorstadt St. Honoré.

Paris hat Straßen, deren Namen und Aussehen sogleich die größten Erinnerungen weckt; zu diesen gehört vorzugsweise die Straße St. Honoré, denn sie ist historisch wie die Erzählung einer langen Epopöe, und hat oftmals klutige Dramen, so wie den erbitterten Kampf des Volkes gegen die militärische Macht der Könige gesehen.

Die Straße St. Honoré hat ein altes Bürgerrecht, das in der Geschichte von Paris weit hinaufreicht. Vielleicht verdankt sie ihr Uebergewicht der Lage in der Mitte oder ihrer sehr großen Ausdehnung. Nachdem die alte Stadt sich über ihre kleine schmutzige Insel hinaus ausgedehnt und einen großen Theil des Bodens an den Ufern ihres Flusses eingenommen hatte, meinten die vornehmen Herren, eine gesunde Luft, Höfe und bequeme Gärten

wären doch besser als ihre trübseligen und ungesunden Häuser in der Cité; die reichsten ließen sich prächtige Paläste bauen. Die Kaufleute, namentlich die Tuch- und Pelzhändler, die Sticker und die, welche reiche Zeuge und andere Luxusgegenstände verkauften, folgten dem Beispiele der Großen, durch die sie sich bereicherten; hinter den Palästen der Adelligen entstand somit die lange Straße St. Honoré gleich jenen großen Flüssen, welche ein ganzes Reich durchströmen und demselben Reichthum und Fruchtbarkeit verleihen.

Einige alte Schriftsteller, welche über die Geschichte von Paris geschrieben haben, gestehen, daß sie den ursprünglichen Namen der Straße nicht wußten, und dies erklärt sich leicht, da sie allmählig entstand und diese einzelnen Theile besondere Namen hatten.

So hatte sie von 1190 bis 1211, unter der Regierung Philipp Augusts, als dieser König eine neue Mauer um Paris ziehen ließ, und die Straße St. Honoré an einem Thore endigte, zwei Namen, Féronnerie und Tirechappe. Unter den nachfolgenden Fürsten wuchs sie noch immer, und sie soll sehr merkwürdig ausgesehen haben mit ihren hohen Häusern mit bunten Giebeln und



Eine Straßenscene in alter Zeit.

Figürchen an den Façaden, die entweder zwischen Säulchen hervortraten oder, wie die italienischen Madonnen, zierliche Nischen schmückten. Durch ihre Bieuenthätigkeit und ihren gewerblichen Fleiß hat sie sich zu allen Zeiten ausgezeichnet; aber auch die Galanterie zeigte sich gar oft daselbst; neben den Weinausrufern z. zogen Blumenmädchen durch die Straße, und junge Herren pflegten von ihren Sträußchen zu kaufen, die sie dann den schönen Verkäuferinnen an den Ladenfenstern huldigend darboten.

Ging man weiter in der Straße hin, so schienen die Sitten milder und sanfter zu werden; das Aussehen änderte sich; man spürte keinen Lärm und Tumult. Hier lebten die alten Handelsherrn, die reich und der Geschäfte überdrüssig sich zurückgezogen hatten, still und eingezogen der Ruhe und den irdischen Genüssen; die eine Hälfte ihrer Tage verbrachten sie in der Kirche, die andere bei Tische und zwar meist mit geistlichen Herren.

An der Ecke der Straße Ferronnerie zeigt ein altes, schwarzes und schmutziges Haus an seiner Façade eine Inschrift auf Marmor und zwei steinerne Büsten. Die eine ist das Bild Heinrichs des Großen, der hier am 14. Mai 1610 durch Navailles ermordet wurde.



Molières Geburt.

Die StraÙe St. Honoré hat aber auch andere Ansprüche auf Ruhm. Im Jahre 1620 stand in einem ärmlichen Häuschen an der Ecke der StraÙe Tonnerrie in einer Gewitternacht ein Tapezierer am Bette seiner Frau, die durch den Blitz und Donner erschreckt wurde und in Geburtsschmerzen lag; ein Sohn endigte die Leiden der armen Mutter und dieses Kind setzte durch die Schöpfungen seines Geistes die Welt in Erstaunen.

Dieser Sohn eines Tapezierers, dieser Mann, der berühmteste aller komischen Dichter, war — Molière.

Ein Blatz in der Nähe sah den alten Baron von Luz durch einen der lothringischen Fürsten, den Ritter von Guise, ermorden, weil der unglückliche Alte Kenntniß von dem Complotte der Fürsten gegen Maria von Medici, die Regentin von Frankreich, erhalten hatte. Sein Sohn wollte ihn rächen, er fiel aber ebenfalls durch den Degen des Herzogs von Guise.

Während dieses großen Jahrhunderts sah man endlich auf den Trümmern der Hôtels Rambouillet und Mercoeur den berühmten Cardinal=Palast sich erheben. Richelieu, der eine ganz königliche Pracht entfalten wollte, ließ den geschicktesten Baumeister jener Zeit, Mercier, rufen und entwarf mit demselben den Plan des Palastes . . . Der Tod raffte ihn vor der Vollendung dahin; Anna von Oesterreich vollendete ihn theilweise, ganz vollendet aber wurde er erst durch Ludwig Philipp, der einen der schönsten Paläste der Welt daraus gemacht hat.

Ogleich die unermessliche StraÙe St. Honoré noch immer durch ihren Handel berühmt ist, so hat sie jetzt doch viel von ihrem ursprünglichen Charakter verloren; man findet in ihr die feststehenden Corporationen nicht mehr. Der Bürger der StraÙe St. Honoré gleicht in unsern Tagen den übrigen Parisern. Die Revolution von 1793, welche in ihrem Gefolge die Vermischung der Stände und Classen brachte und die Privilegien abschaffte, riß die Sitten und Gebräuche aus dem alten Boden aus.

Gleichwohl kann die StraÙe St. Honoré auf den Vorzug Anspruch machen, eigenthümliche Sitten bewahrt zu haben; der Beobachter, der sie nach allen Seiten hin mustert, entdeckt noch Gestalten aus früherer Zeit, Gestalten und Gesichter von Kaufleuten, welche das funfzehnte Jahrhundert nicht verläugnet haben würde. So sieht man an einem Theile noch Tuchhändler zc., über deren Köden man goldene Inschriften auf Marmor erblickt, welche aus der Mitte des siebzehnten Jahrhunderts herrühren. Der Name wird mit dem Ge-

schäfte vererbt; man findet deshalb noch das Haus Le Gras, das Haus Rattier &c., die in der Handelswelt ganz dasselbe sind, was in der Aristokratie die Montmorency, die Duras, die Talleyrands.

Von dem Bethause der Protestanten an bis zu St. Roch ist die Straße St. Honoré am buntesten, am wechsel- und Luxusreichsten. Hier hält sich die Handelsaristokratie auf, reiche Pelzhändler, reicher Goldschmiede, Uhrmacher und die großen Modenhandlungen.

Auf dem Plage des Palais Royal, ganz nahe bei dem Café de la Régence, der so lange berühmt ist und in welchem sich noch immer tapfere Schachspieler versammeln, die eine Stunde lang eine ihrer Figuren ansehen können, ohne ein einziges Wort zu sprechen, giebt es in einem Hofe ein Wirthshaus,



Schachspieler im Café de la Régence.

sonst das berühmte Hôtel d'Angleterre, der Sammelplatz von Spielern, Neugierigen, Wüßlingen und Spitzbuben.

Die Straße St. Nicaise erinnert an die berühmte Höllemaschine, welche den ersten Consul Bonaparte in die Luft sprengen sollte; aber diese Geschichte ist so bekannt, daß wir sie eben nur erwähnen.

Weiterhin scheint die lange Straße von Neuem ihr Aussehen zu ändern; die schöne Pyramidenstraße an der Stelle, wo Napoleon Markälle bauen lassen wollte, läßt den Palast der Tuileries und den Garten der königlichen Familie erkennen; dann erblickt man die Kirche St. Roch, an welcher man noch immer Spuren der ehrgeizigen Energie Bonapartes erkennen kann, denn hier ließ er mit Kartätschen das Volk von Paris niederschließen, welches sich gegen das Directorium auflehnte.

Wir gelangen nun zu dem Orte, von dem in den Tagen der Macht Robespierres so viele blutige Urtheile ausgingen. In der Kirche der Jacobiner befand sich der nur zu bekannte Club der Wüthenden, der erst am 8. Thermidor, am Tage vor dem Tode Robespierres, durch Legendre von Paris, das Mitglied des Convents, geschlossen wurde. Auf dem ehemaligen Plage des Jacobinerklosters befinden sich jetzt die Straße und der Markt, welche diesen Namen führen.

Gegenüber öffnet sich die sonstige Straße „Herzog von Bordeaux“, die jetzt Straße des 29. Juli heißt. Welche Kleinlichkeit zeigt sich in diesem Namenswechsel nach dem Wechsel der Dynastien! Warum ließ man ihr nicht den ersten Namen, warum giebt man der Friedensstraße nicht den Namen Napoleon zurück? Die Höflinge, welche solche Maßregeln ergreifen, glauben wahrscheinlich den Ruhm und die Erinnerungen zu verwischen, wenn sie einen Namen abfragen lassen! So hatte die Deputirtenkammer auch die Schwachheit, die drei Lilien im Wappen Duguesclins zerbrechen zu lassen, die dem großen Manne dafür gegeben wurden, daß er die Engländer von französischem Boden vertrieben hatte!

Die Straße Algier, auf den Trümmern des Hôtel Egerton, und die so gerade und regelmäßige Straße Castiglione befinden sich beide auf der Stelle, wo sonst ein Kloster stand, das 1790 aufgehoben wurde.

Aber nun hört das alte Paris auf; die Kaufleute, der Handel, die Ruinen verschwinden, Alles ist neu: Sitten, Aussehen, Tempel und Paläste.

Die Straße St. Honoré erweitert sich und zieht die Blicke auf sich durch ihren Glanz und ihren Reichtum. Es erscheint der prächtige Vendôme-Platz mit seiner Säule, die wir bereits beschrieben haben. Dann bietet sich den Blicken ein neues Schauspiel und neue Personen dar. Wappengeschmückte Wagen fahren fast bei jedem Schritte an einander vorüber, denn die Straße besteht jetzt fast nur aus Palästen. Hier war vor einigen Jahren ein großes

Einfahrtsthor schwarz ausgeschlagen; hunderttausend Bürger und Soldaten von allen Waffen drängten sich in der Straße und auf allen Gesichtern sprach sich der tiefste Schmerz aus. Die unabsehbare Menge folgte einem Sarge, auf dem die höchsten Insignien des Ruhmes ruheten; ein großer Mann war gestorben, der berühmte General Lamarque.

Weiterhin zur Linken zeigt sich eine Kirche mit ärmlicher Kuppel, die Kirche der Himmelfahrt, die nach dem Plane Errards gebaut wurde. In ihr melden jeden Tag pomphafte Katafalken den Vorübergehenden den Tod irgend eines alten geschichtlichen Namens oder eines ruhmgekrönten neuern Helden.

Die Straße Duphot hat ihren Namen von dem tapfern Generale, der 1797 in Rom bei einem Volksaufstande umkam am Tage vor seiner beabsichtigten Vermählung mit der Schwägerin Joseph Bonapartes, die später die Gemahlin Bernadottes, des Königs von Schweden, wurde.

Ist der Leser von der Wanderung durch diese endlose Straße noch nicht ermüdet, so folge er mir in die Vorstadt, welche ihren Namen trägt. Man betrachte rechts und links die beiden Gebäude, die Brüder zu sein scheinen, so groß ist ihre Aehnlichkeit. Das eine, zur Rechten, mit dem Fronton, das so reich an Sculpturen ist, mit der griechischen Colonnade, die an das Parthenon erinnert, ist die Madeleine, die zuerst Kirche war, dann der Tempel des Ruhmes und endlich wieder Kirche wurde. Wer weiß, welches Schicksal ihr noch vorbehalten ist.

Das andere Gebäude gegenüber ist die Deputirtenkammer, deren Fassade durch den Obelisk von Lucxor verdeckt wird. Hier, in diesem constitutionellen Forum, kommen die Männer zusammen, in deren Händen das Geschick Frankreichs und mittelbar das Geschick der Welt liegt: hier werden die Reden gehalten, die durch ganz Europa wiederhallen. Doch — wir wollen uns nicht lange da aufhalten, sondern weiter gehen und die Paläste und Häuser betrachten, in denen man noch zu leben versteht. Hier steht man die Paläste Duras, Beauveau und den des Fürsten Borghese, welchen der Kaiser von Oesterreich bewohnte, als die Verbündeten in Paris waren. Weiterhin erscheint der Palast des englischen Gesandten, dann das Elysée Bourbon, jener prachtvolle Palast, der so großes Unglück sah. Ach, wer es wüßte, was seine Mauern in jener Nacht hörten, die Napoleon da verbrachte!

Die Straße der Vorstadt St. Honoré ist in unsern Tagen für die hohe Aristokratie, was die Kaien des Tournelles und Anjou unter Karl IX., Hein-

rich III. und Heinrich IV., der Königsplatz und der Marais unter Ludwig XIII. und Ludwig XIV., die Vorstadt Saint Germain unter Ludwig XV. und der Restauration waren, die elegante, die fashionable Welt. Hier ist nichts veraltet, Alles zeugt von Eleganz, von wahrhaft noblen Sitten und gutem Tone; hier regiert als reizende Herrscherin die Artigkeit der großen Welt; hier wohnt die große Gesellschaft unvermischt; finden sich einmal Eindringlinge oder Mischlinge, so können sie ihre untergeordnete Stellung sehen, ohne daß man sie nöthiget, zu erröthen. — Die Damen haben den beleidigenden Hochmuth nicht, den man bei den Emporkömmlingen findet. Sie sind wohl stolz, aber von jenem Stolze, der den Frauen so wohl ansteht, und der Würde heißt. In der Art, wie sie die Honneurs in ihren Salons machen, liegt eine solche Leichtigkeit und Ungezwungenheit, daß sie nur Achtung und Bewunderung erregen.

Deshalb findet man auch hier den größten Theil des Vergnügens, welches das Pariser Leben zu gewähren vermag. Zwar giebt es da nur Oberfläche, keine Tiefe, aber das ist um so besser, — man braucht nicht zu fürchten, daß man in der Tiefe den Schmerz finde.





Rue Neuve = des = Petits- Champs.

(Neue Straße der kleinen Felder.)

Der Stadttheil Petits-Champs hat seinen Namen von dem Anbaue, der allmählig über das Becken des alten Paris sich verbreitete; seine weit zurück reichende Geschichte ist fast ganz zwischen den beiden großen Adern des modernen Paris, die Straße St. Honoré und die Rue Neuve=des=Petits-Champs, auf den Boden beschränkt, den man gewöhnlich Butte des Moulins (die Mühlenhöhe) nennt.

Die Spitze dieser Anhöhe war noch in der Mitte des siebenzehnten Jahrhunderts ganz mit Gärten und Feldern bedeckt. Sie kann nur auf eine zweifache Art entstanden sein, entweder durch das Aufschütten der Erde, die man bei der Anlegung der Gräben ausgrub oder durch die Gewohnheit,

den Kechricht und Schmutz der Stadt auf einen Haufen aufzuthürmen. Anhöhen dieser Art, die allmählig Namen erhielten, giebt es mehrere. Anfangs befanden sie sich vor der Stadt, allmählig wurden sie aber, als sie sich vergrößerte, mit in ihre Mauern hineingezogen. Jetzt ist der Stadttheil, der uns hier beschäftigt, einer der schönsten von Paris; er berührt die Boulevards und die Tuilerien, den Siegesplatz, das Palais Royal und den Vendome-Platz.

Von der Mühlenhöhe ist die Rede zuerst im Jahre 1429, zur Zeit der Jungfrau von Orleans.

Nach der prächtigen Salbung in Rheims zog Karl VII., der an der Loire und in den Ebenen der Champagne siegreich gewesen war, im Schatten des Banners Johanna's d'Arc, gegen Paris. Die geschlagenen Engländer flohen auf allen Straßen vor den französischen Lilien; sie flohen bis Paris vor dem Schwerte eines armen Mädchens, das ihnen Orleans entrißen hatte. Das königliche Heer, das fast ohne Schwertstreich in großen Märschen heranzog, lagerte um St. Denis.

Die Jungfrau Johanna gelangte mit den Herzögen von Mençon und Vendome, dem Grafen von Laval, den Herren von Raiz und Bouffac an den Ort, der noch heute Chapelle Saint Denis heißt, und faßte von da aus Posto auf einer Anhöhe, welche der Mühlenhügel hieß und von welcher aus man ganz Paris übersehen konnte.

Bei dem Anblicke der königlichen Stadt, die von den Schrecken einer langen Belagerung bedroht war, verließ die Jungfrau der Muth. Die fromme Gelbin erschrak und zögerte vor dem Blutvergießen; der Adel aber sehnte sich nach neuen Heldenthaten und konnte seine Kampfbegier nicht mäßigen. Gleichzeitig meldeten die Flüchtlinge, die aus der Stadt entkommen waren, und Spione, die man im Freien ergriff, daß die durch die Tyrannei der Engländer aufs Außerste getriebenen Bürger von Paris seit langer Zeit nur auf die Mitwirkung der königlichen Truppen warteten, um das Joch der Unterdrücker abzuwerfen.

Johanna, die gedrängt wurde, diese Berichte zu benutzen, welche den Siegern von Orleans und Chalons einen leichten Triumph zu versprechen schienen, ließ am 8. September an den Mauern unter Trompetenschall die Verkündigung des Königs ausrufen, wenn die Stadt die Thore öffne; aber ehe die Herolde ihren Auftrag beendigt hatten, tödtete ein Geschütz, das auf dem Thurme von Nesle stand, mehrere Soldaten des Herrn von Raiz.

Das war das Signal zu einem erbitterten Angriffe von allen Seiten.

Johanna war die erste beim Sturme und schwenkte ihr weißes Banner wie bei der berühmten Belagerung von Orleans; die Anführer und Krieger thaten um sie her tapfer ihre Schuldigkeit unter einem Hagel von Bolzen und Steinen, welche letztere von den Mauern herab geworfen wurden. Schon hatte die erste Schranke nachgegeben und die Angriffscolonne, die einen Augenblick durch die Gräben voll Schlamm an den Wällen aufgehalten wurde, schickte sich an, Faszinen hineinzuworfen, als plötzlich ein Schrei des Entsetzens unter den Soldaten sich verbreitete; das weiße Banner war verschwunden. Ein Stein hatte das Schwert Johanna's, den Schlüssel von Orleans, zerbrochen und ein Armbrustbolzen beide Schenkel der Kriegerin durchbohrt, die am Rande des Grabens nieder sank. Diese Verwundung brachte einen panischen Schrecken in dem königlichen Heere hervor und die Engländer nahmen ihre erste Rache für den Sturm von Orleans. Unter den Kriegern Karls VII. riß Unordnung ein und ohne den Grafen von Mençon wäre Johanna in dem Graben umgekommen, da, wo jetzt die Querstraße nach der Straße St. Honoré zu sich öffnet.

Der entmuthigte König Karl kehrte an die Ufer der Loire zurück, und Jedermann weiß, daß Johanna d'Arc nicht lange darauf bei der Rückkehr von einem Ausfalle aus den Thoren von Compiègne durch den neidischen und heimtückischen Gouverneur, Wilhelm von Flary, im Stiche gelassen wurde.

Neben der Querstraße öffnet sich die Frondeur=Straße, deren Name an ein berühmtes Duell von 1632, jene seltsame Zeit erinnert, in welcher man einen ausschweifenden Prälaten im Kleinen die Rolle Catilinas spielen und dem Bürgerkriege durch seine lächerlichen Handlungen eine komische Seite geben sah. Wir meinen das Duell des Königs der Hallen mit dem Herzoge von Nemours.

Dieser Mann besaß alle Eigenschaften des Körpers und des Geistes, welche das Volk gewinnen können. Franz von Vendome, Herzog von Beaufort, Enkel Heinrichs IV., besaß dessen Muth, aber weiter nichts von ihm, nicht einmal den Muth des Helden, sondern jene falsche Bravour, die sich über die Gefahren mehr betäubt, als sie verachtet und die vielleicht unterläge, wenn sie denselben in's Auge sähe. Langes, sehr blondes Haar, das ihm auf die Schultern fiel und sein mädchenhaftes Gesicht schmückte, gab ihm mehr das Aussehen eines Engländers als eines Franzosen; seine Sprache, die so gemein war wie die in den Hallen gewöhnliche, machte ihn

in den Augen des Volkes, dessen Abgott er war, noch lebenswürdiger als sein Gesicht. Die Anbetung und Verehrung, die er fand, war so groß, daß das Volk für ihn und mit ihm sich in einen Abgrund gestürzt haben würde; deshalb führte er auch den Namen „Gallen-König“ und sein Benehmen machte ihn solcher Unterthanen würdig. Er bildete sich ein, etwas von den Geschäften zu verstehen und hielt sich für äußerst gewandt und geschickt. Gewandt war er allerdings in allen Leibesübungen, unermüdlich in allen Arbeiten, unerschrocken in allen Gefahren; er besaß jene Art von Verdienst, die in den heroischen Zeiten werthvoll sein konnte, wo die körperlichen Vorzüge den höchsten Werth hatten, die aber jetzt kaum beachtet werden, seit man die Ueberlegenheit der geistigen Gaben anerkannt hat. Er glaubte im Anfange der Regentschaft eine Rolle zu spielen und wurde, wie er nun eben war, eine Zeit lang von Mazarin wirklich gefürchtet.

Die Zeit der blutigen Pöffen der Fronde knüpft ihn an die Geschichte des Mühlenhügels. Als Mademoiselle, die Tochter Gastons von Orleans, die so ehrgeizig war, daß sie neben Ludwig XIV. herrschen wollte, vor Orleans erschien, um die Thore der Armee der Prinzen öffnen zu lassen, zu welcher die Herzöge von Beaufort und Nemours gehörten, der Magistrat der Stadt sich aber weigerte, die Truppen einzulassen, mußte sie in einem Wirthshause der Vorstadt den Vorsitz in ihrem Kriegsrathe halten. Es handelte sich um die Entscheidung, ob Blois angegriffen werden sollte, wohin Mazarin den Hof gebracht hatte. Da Beaufort und Nemours verschiedener Meinung waren, so wurde der Streit hitzig; es kam zu Schimpfreden und dann zu Thätlichkeiten; sie rissen einander die Verrücken ab und Beaufort, der am hitzigsten war, schlug seinen Gegner in's Gesicht. Als bald griffen sie zu den Degen, Mademoiselle aber warf sich zwischen beide, und es gelang ihren Bitten, sie zu beruhigen; es schien sogar, als söhnten sie sich mit einander aus, aber der Herzog von Nemours grollte und wartete nur auf eine Gelegenheit, um Rache zu üben. Die Anwesenden behaupteten, er habe keine Ohrfeige erhalten. „Wenn es eine war,“ heißt es boshaft in den Memoiren von Retz, „so war es eine problematische.“

Die Herzöge von Nemours und von Beaufort erneuerten später, in Paris, ihren Streit aus dem Wirthshause von Orleans; trotz der Mäßigung, die Beaufort zur Schau trug, wurde ein Duell unvermeidlich und es fand, mit Pistolen, bei den Mauern des Palastes Vendome, am 30. Juli 1652 Abends

sieben Uhr statt. Nemours schloß zuerst und griff dann nach dem Degen, um sich auf seinen Gegner zu stürzen, als drei Kugeln ihn todt niederversen.



Bistolen-Duell zwischen den Herzögen von Beaufort und von Nemours.

Der Erzbischof von Paris verweigerte ihm die kirchlichen Gebete; er war dabei in seinem Rechte, aber zu bemerken ist doch, daß dieser so gewissenhafte Prälat der Cardinal von Rez war, ein Casuist mit weitem Aermel, der recht gut verstand, einen Dolch zwischen den Blättern seines Breviers zu verbergen.

Von der Frondeurs-Straße aus sieht man links die Straße, welche an dem ehemaligen Wege nach Argenteuil gebaut worden ist, von dem sie den Namen behalten hat, und wir begrüßen hier auf der rechten Seite das Haus, das mit Nr. 18 bezeichnet ist und in dem am 1. October 1684 Peter Corneille starb, Einer der berühmtesten in der Literatur Frankreichs, der aber so arm starb, daß er wenige Tage vor seinem Tode, als er ausging, bei dem Schuhlicker an der Ecke sein einziges Paar Schuhe mußte ausbessern lassen.

Etwas weiterhin steht ein anderes berühmtes Haus, Nr. 14, in welchem ein Mann wohnte, der um die leidende Menschheit hoch verdient ist.



Der Abbé v' l'Épée und seine ersten taubstummen Schülerinnen.

Charles Michel de l'Épée, geboren zu Versailles am 25. November 1712, schlug in seinem 26. Jahre die bischöfliche Würde aus, die man ihm aus Erkenntlichkeit für einen Dienst anbot, den sein Vater dem Cardinal Fleury geleistet hatte. Er war einfach, bescheiden, human, streng gegen sich selbst, aber nachsichtig gegen Andere und führte den schönen Ausspruch Heinrichs IV. im Munde: „alle Guten gehören zu meiner Religion,“ wie er mit Fénelon sprach: „wir wollen alle Religionen dulden, da Gott sie duldet.“ Nach dem Tode des Bischofs von Troyes verband er sich eng mit dem ehrwürdigen Soanen, dem Gegner der Bulle Unigenitus und als ihm der Erzbischof von Paris seiner religiösen Ansichten wegen die Kanzel verbot, suchte der Abbé de l'Épée seine Hingebung und seinen Eifer einem andern Gegenstande zuzuwenden. Es ist merkwürdig, daß die Taubstummen einer Handlung geistlicher Unduldsamkeit die ersten Wohlthaten der Erziehung verdanken sollten.

Der Zufall führte den Abbé de l'Épée mit Zwillingsschwestern zusammen, die von Geburt an taubstumm gewesen waren und die ein Geistlicher aus dem Zustande der Unwissenheit zu reihen versucht hatte, zu welchem die Natur sie verurtheilt zu haben schien. Dieser gute Geistliche, ein Mönch, war gestorben und der Abbé de l'Épée erbot sich gegen die Mutter, ihn zu ersetzen, und nun eröffnete sich vor ihm eine weite und ruhmreiche Laufbahn. „Als ich einwilligte (sagt er in einem seiner Briefe), die beiden Schwestern zu unterrichten, die nach dem Tode des Vaters Vanin verlassen waren, wußte ich nicht, daß in Paris ein Mann lebte, der sich seit mehreren Jahren diesem Gegenstande gewidmet und Schüler gebildet hatte. Die Lobsprüche, welche die Academie dem Portugiesen Don Antonio Pareiras ertheilte, der sich um 1755 in Paris niedergelassen hatte, erwarben ihm Ruf und seine Methode, durch die es ihm gelang, Taubstumme mehr oder minder deutlich sprechen zu lehren, galt für höchst verdienstlich. Er war indeß keineswegs der Erfinder derselben, da sie wohl hundert Jahre vor ihm durch Wallis in England, durch Bonet in Spanien, durch Amman, einen schweizerischen Arzt in Holland, der selbst treffliche Schriften darüber hinterlassen hatte, geübt worden; aber sein Talent stand nicht unter seinem Rufe. Da mir die Arbeiten dieser berühmten Meister fremd waren, so konnte ich nicht daran denken, meine beiden Schülerinnen zum Sprechen zu bringen; mein Zweck bestand einzig darin, sie geordnet denken zu lehren, und ich glaubte dies zu bewirken, wenn ich mich gewisser Zeichen bediene.“

Vor dem Abbé de l'Épée bestand der Unterricht, den die Taubstummen

erhielten, darin, sie sprechen zu lehren, und wenn man es dahin gebracht hatte, daß sie mehr oder minder leicht einige schlecht articulirte und nie empfundene Redensarten aussprachen, glaubte man viel gethan zu haben. Um zu diesem Resultate zu gelangen, wendete man die Fingersprache an, die wir den Spaniern verdanken und welche der Abbé de l'Épée durch einen seltsamen Zufall kennen lernte. Eines Tages bot ihm ein armer Teufel ein spanisches Buch an und sagte, er würde ihm einen Dienst erzeigen, wenn er es ihm abkaufe. Da der Abbé die spanische Sprache nicht verstand, so wies er das Buch anfangs zurück; als er es aber zufällig aufschlug, erblickte er darin das Finger=Alphabet der Spanier und auf dem Titel die Worte: *Arte para enseñar a hablar los mudos.* „Es wurde mir nicht schwer,“ sagt der Abbé, „zu errathen, daß diese Worte hießen: Kunst, die Stummen sprechen zu lehren, und von diesem Augenblicke an entschloß ich mich, diese Sprache zu erlernen.“

Dem Abbé war es vorbehalten, die allgemeine Sprache des Verstandes zu schaffen, durch die man sich in allen Sprachen der Welt verständlich machen kann. Bareires wendete alle möglichen Mittel auf, ihm zu schaden; aber der fromme Menschenfreund setzte ihm eine einzige — Thatsache entgegen, die siegreich darthat, daß seine neue Methode keineswegs ein Zeichen der Ohnmacht sei, seine Vorgänger zu copiren. Er setzte einen seiner Schüler, Clement de la Pujade, in den Stand, öffentlich eine lateinische Rede von fünf Seiten zu halten, und eine von ihm unterrichtete Taubstumme las die 28 Kapitel des Evangeliums Matthäus. Hiernach hatte der Abbé de l'Épée allerdings das Recht, mit stolz erhobnem Haupte auf dem neuen Pfade hinzugehen, den er entdeckt hatte.

Bei seinen Lebzeiten wurde er verläumdert, wie es allen Menschen ergeht, die von dem Gewöhnlichen und Herkömmlichen abweichen. Wenn Joseph II. ihn bei seinem Aufenthalte in Paris mehrmals besuchte, so bemerkte die französische Regierung erst zwei Jahre nach seinem Tode den Schatz, den er hinterlassen hatte. Der Abbé starb arm am 23. December 1789. Im Jahre 1791 gründete die constituirende Versammlung durch ein Decret das Institut von Paris, das der Abbé Sicard ererbt und fortgesetzt hatte.

Das Andenken des Abbé de l'Épée würde zu dem Ruhme einer Stadt hinreichen, und ich wunderte mich, daß keine der Revolutionen die Straße Moulins nach ihm genannt hat. Ist doch sogar die Straße Karls X. eine Lafayette=Strasse geworden.

Im Jahre 1667 kauften vier Bürger von Paris die Mühlenhöhe von dem Abbé von Saint Victor, dem sie gehörte, und eröffneten da mit Erlaubniß des Königs die Straßen, welche man gegenwärtig da sieht. Schon im Jahre 1677 war der ganze Raum mit Häusern bedeckt und derselbe nahm den Namen Gaillon an nach einem Palaste, der da stand, wo die jezige Kirche St. Roch steht. In diesem Palast Gaillon befanden sich zwei Betzimmer, von denen das eine der heiligen Susanna, das andere den fünf Wunden des Herrn geweiht war. Die Entstehung des ersteren ist unbekannt; das zweite schreibt sich aus dem Jahre 1521 her und wurde durch Jac. Moyon, einen Spanier, angelegt, welcher die Erlaubniß erhalten hatte, ein Hospital zu errichten. Im Jahre 1587 machte die Vergrößerung des Stadttheils die Erbauung einer Kirche statt der beiden Betfälle nöthig und noch später führte dieselbe Ursache die Erbauung der jezigen Kirche herbei. Ludwig XIV. und die Königin Anna von Oesterreich legten den Grundstein am 28. März 1653; vollendet wurde sie 1736.

Die Steinplatten in der Kirche St. Roch bedeckten vor 1789 mehrere Gräber; es ruheten hier z. B. Maupertuis, der ein unbeachteter Dragonercapitain, dann berühmter Astronom war und am 27. Juli 1759 fromm zwischen zwei Kapuzinern starb.

Lenotre war ihm vorausgegangen, Lenotre, der unter den Augen Ludwigs XIV. die Alléen der Tuileries und die von Versailles zeichnete und dem man die Verschönerungen in Chantilly, St. Cloud, Meudon und Sceaux ic. verdankt. Ludwig XIV. erhob ihn 1675 in den Adelsstand und wollte ihm ein Wappen geben. „Sire,“ entgegnete Lenotre, „ich habe ein Wappen und behalte es: drei Schnecken mit einem Kohlkopf darüber; erlauben Sie mir, daß ich meinen Schaden hinzufüge, denn ihm verdanke ich ja die Güte, mit der Ew. Majestät mich beehren.“

Ludwig XIV. hatte bisweilen gute Augenblicke. Einmal begegnete er dem alten Lenotre, der nach Marly hinkte; er rief ihn an und nöthigte ihn, neben ihm im Wagen Platz zu nehmen. Da rief Lenotre, mit Thränen in den Augen, aus: „ach, Sire, wie würde mein Vater staunen, wenn er mich in einem Wagen neben dem größten Könige der Erde sitzen sähe!“

Einige Jahre vorher reisete Lenotre, als er noch besser auf den Weinen war, in Italien, und der Papst Innocenz XI. ließ sich von ihm den Riß von Versailles zeigen, den er sehr bewunderte. Lenotre war darüber entzückt und rief aus, bevor er sich beurlaubte: „nun will ich gern sterben, habe ich doch die beiden größten Männer der Welt gesehen, Ew. Heiligkeit und den König meinen Herrn.“

„Zwischen uns beiden ist aber ein großer Unterschied,“ sprach der Papst mit trauriger Miene: „Ihr König ist ein großer, stegreicher Fürst, ich dagegen bin nur ein armer Priester, der Knecht der Knechte Gottes; er ist jung und ich bin alt und gebrechlich.“

„Nun,“ entgegnete Lenotre, der die Etikette so ganz vergaß, daß er den Papst auf die Achsel klopfte, „Sie befinden sich wie ein Gott und werden das ganze heilige Collegium begraben lassen!“ Innocenz XI. mußte unwillkürlich über diese naive Aeußerung lächeln, und als Lenotre dies sah, fiel er ihm um den Hals und erstickte ihn fast aus Bärtlichkeit. —



Lenotre und der Papst Innocenz XI.

Neben Lenotre ruhte in jener Kirche Mignard, der Jungfrauen, Päpste und königliche Maitreffen so gut malte, während er gleichzeitig die Fresken der Kuppel von Val-de-Grace entwarf, die Molière besang. Er hatte das Portrait Ludwigs XIV. bereits neunmal gemalt; als er ihn zum zehnten Male malte, sagte der König zu ihm: „Mignard, finden Sie mich gealtert?“ — „Sire,“ entgegnete der Maler als ächter Hofmann, „ich sehe auf der Stirn Ew. Majestät einige

Siege mehr.“ Eine solche Antwort war wohl den Adelsbrief und den Titel Hofmaler werth. Auch öffnete die Akademie ihre Pforten weit vor ihm und er wurde in einem Tage Mitglied, Professor, Rector, Director und Kanzler.

Zwei Jahre später nahm das Grabgewölbe von St. Roch Antoinette du Ligier de la Garde des Houlières auf, in welcher, wie der Abbé Goujel sagte, die Natur alle Reize des Körpers und des Geistes in einem Grade vereinigt hatte, wie man es selten findet. Sie besaß eine ungewöhnliche Schönheit, tanzte bewundernswürdig, ritt sehr gut und that Alles mit äußerster Anmuth; sie galt für die zehnte Muse ihrer Zeit.

Ein letzter geschichtlicher Glanz traf die Mithlenhöhle in der neuern Zeit; sie war das Hauptschlachtfeld vom 13. Vendemiaire, als der Convent seinen letzten Sieg über die Royalisten mit den Kanonen Bonaparte's gewann.





Der Platz Ludwigs XV.

In der Zeit, als die Tuileries noch eine Ziegelscheune waren, befand sich der Platz Ludwigs XV. oder vielmehr der Raum, den derselbe jetzt einnimmt, mitten unter den Sümpfen, die sich zwischen den Höhen von Chaillot und den Hügeln mit Windmühlen hingenogen, welche gegenwärtig nichts Veringeres sind, als die Chaussée d'Antin und deren Umgebungen. — Unter den ersten Valois hatte sich Paris nach dem entgegengesetzten Ende der Stadt hingezogen; später verließ der Hof Paris, Karl VII. verlegte ihn an die Loire, Karl VIII. zog ihn nach Italien und der Platz Ludwigs XV. blieb still und einsam, der Sumpf, der er gewesen. Eine Laune Katharina's von Medici brachte das Königthum an den Ort zurück, wo Philipp August gewohnt hatte und der neue Glanz der Tuileries strahlte bald über alle ihre Umgebungen.

Der Garten der Tuileries wurde angelegt, das Volk fing an dahin zu wandern und die Geschichte faßte Fuß in dieser sonst unbeachteten Gegend. Der Platz Ludwigs XV. sah Heinrich III. durch eine Hinterthür vor dem weißen Stabe in der gewaltigen Hand des Balafre entfliehen. Richelieu zog über ihn in seinem



Heinrich III. auf der Flucht.

tragbaren Gemache, wenn er sich aus dem Cardinal-Palaste in sein Haus zu Ruel begab. Später erging sich der Gallenkönig da mit seinen Frondeurs nach den nächtlichen Orgien. Endlich erschien Ludwig XIV. und unser Platz wurde die Hauptstraße der Stadt, der Weg, auf welchem Alles nach Versailles zog, die grauen, weißen und rothen Mousquetaires, die das Pferd des Königs antrieben; die großen Lakaien, galonnirt mit Seide und Silber, der Präsident auf seinem Maulthiere, der Marquis von Molière in seinem Tragsessel, die Pagen von Madame, die Läufer Rohans, was weiß ich? vielleicht die Gesandten des Königs von Siam, die ganz geblendet von Versailles zurückkommen.

Die elyfäischen Felder waren unterdeß eine große und schöne Promenade geworden; die Stadt breitete sich rechts und links von der Seine aus und schob

ihre Kaien, ihre Straßen und Lusthäuser weiter vor; der Fluß reichte bereits bis zu dem Plage Ludwigs XV. in dem Augenblicke, als das große Jahrhundert zu Ende ging und ihm einen gewissen historischen Duft zurückließ. Diesem etwas erkünstelten Leben folgt nun wirkliches Leben mit bestimmten Daten und Namen. Der Platz Ludwigs XV. tritt in sein eigenes Jahrhundert ein und erhält seine Namen. Im Jahre 1748 beschloß die Behörde der Stadt, dem Könige eine Reiterstatue zu errichten und zwar auf dem Plage, der nach ihm benannt wurde. Die Statue wäre allgemein populair gewesen, wenn sie zu rechter Zeit hätte aufgestellt werden können, aber Bouchardon, der Künstler, arbeitete fünfzehn Jahre daran und starb dann, ehe er das Piedestal vollendet hatte. Bigalle, der ihm folgte, arbeitete zwei Jahre; erst 1763 wurde das Meisterwerk enthüllt und nun erst konnte das Volk den ehemals Vielgeliebten bewundern, der einen Lorbeerkranz auf dem Haupte trug, wie Cäsar, auf den Schultern eine Art römischen Mantels hatte und stolz auf einem Pferde ohne Sattel saß. An den vier Ecken des Piedestals hatte Bigalle vier colossale Frauengestalten angebracht: die Kraft, den Frieden, die Klugheit und die Gerechtigkeit. Sie sollten von Bronze sein, da aber der Künstler noch nicht fertig war und dem Volke die Geduld ausging, so stellte man sie von übergoldetem Gips aus. Basreliefs zeigten an jeder Seite Schlachten, denen Ludwig XV. beigewohnt haben sollte. Das Ganze umgab ein armfeliges hölzernes Geländer.

Man kennt wahrscheinlich die Geschichte jener Ode Malherbes auf eine Vermählung, die fertig wurde, als die Frau lange todt war; mit dem Werke Bouchardons war es ziemlich ebenso. Im Jahre 1765 war es nicht mehr der geliebte König von 1748. Die Unzufriedenen sind tadelssüchtig und so blieben denn auch die Pariser kalt vor allem diesem Marmor, dieser Bronze und diesem vergoldeten Gips. Manche fanden den Cäsar der Frau von Pompadour sogar lächerlich. Nur das Pferd fand Gnade. Der Platz selbst wurde durch Gabriel, aber ebenfalls geschmacklos, verziert. So kam die Nacht vom 30. zum 31. Mai 1770 heran, die eine traurige Seite in der Geschichte dieses Places ausfüllt.

Frankreich verheirathete seinen Dauphin, und obgleich unser Platz noch nicht fertig, nicht geebnet war, so wurde doch das Volk dahin geladen zu den Festen, die Marie Antoinette in Frankreich bewillkommen sollten. Die junge Erzherzogin kam lachend und vertrauensvoll an und das Volk sammelte sich in Menge auf dem Plage. Weder die Königin, noch die Menge ahnete, was ihnen derselbe vorbehalten hatte.

Alles war vorbei und der letzte Funken der letzten Rakete verloschen; die compacte Masse, die sich mehr und mehr vermehrt hatte, begann sich in Bewegung zu setzen, um nach Hause zurückzukehren; aber der ungeheuere Platz hatte nur einen einzigen Ausgang nach der Stadt zu, die Königsstraße, die überdies am Anfange durch Steinhäufen verengt war. Alle stürzten sich auf einmal dahin, die Straße verstopfte sich sofort und das Gedränge wurde fürchterlich. Mitten in der Verwirrung kam ein Volkshäufel von den Boulevards her, um auch noch etwas von den Festlichkeiten zu sehen, drängte gegen die Menge an, die zurückkehrte, und verperrte ihr den Weg vollends. In dem Gedränge befand sich eine Wagenreihe; die Pferde wurden scheu und traten Alles, was sich ihnen näherte, unter die Hufe. Unglückliche wurden auf die erwähnten Steinhäufen, die erste Ursache des Unglücks, gestoßen und da zerquetscht; andere stürzten in die Gräben, die noch nicht ganz mit Lehnen versehen waren; wer fiel, war verloren. Eine Anzahl Ungebuldiger hatte zu den Degen gegriffen und schlug damit auf die Vorderen ein, um sich Platz zu machen. Am andern Morgen lagen 133 Leichen auf dem Platze, und von denen, die man verwundet nach Hause oder in die Hospitäler brachte, starben über 300.

Das Leben eines Platzes hat, wie das eines Menschen, seltsame Wechselfälle. Von den Leichen vom 30. Mai wenden wir uns sogleich zu den Gauklern und Lebkuhenhändlern des Jahrmarktes, der eine besonders wichtige Episode in der Geschichte des Platzes Ludwigs XV. ist, ob er gleich unter freiem Himmel, entweder in Schmutz oder in Staub gehalten wurde. Die Anwohner beschwerten sich, bis einst in der Nacht die Buden in Brand standen. Das geschah am 22. September 1777. Audinot, der damals das Scepter des Theaters auf den Boulevards führte, kam auf den Einfall, eine Vorstellung zum Vortheile der Abgebrannten zu geben, Andere folgten, Einer überbot den Andern und so hatte dieser Budenbrand einen wichtigen Einfluß auf die dramatische Kunst.

Wir gelangen nun zu der großen Zeit des Platzes Ludwigs XV. Ehe wir das 18. Jahrhundert verlassen, wollen wir noch den glänzenden Zug nach Longchamps vorüberziehen sehen, der den Platz mit seinen Großen und Geldmännern, mit seinen vornehmen Damen und Mädchen von der Oper bedeckt. Es ist so ziemlich dieselbe Welt, welche hundert Jahre früher über den Platz galoppirte, aber die Väter zogen nach Versailles, um sich dem Könige zu zeigen, die Söhne begaben sich in die elysäischen Felder, um von der Menge gesehen zu werden.

Die Gesellschaft hat sich verändert, ohne daß wir etwas davon bemerkten; die Souverainität wechselte, aber die Höflinge blieben ihr treu. Die in ihrer Veränderlichkeit unveränderliche Königin ist die Mode und sie geht, um zu gefallen, bis zum Lächerlichen.



Promenade zu Ende des 18. Jahrhunderts.

Wir erreichen das Jahr 1784 und Ludwig XVI. besteigt den Thron. Die ersten Jahre seiner Regierung brachten dem Place einige materielle Verbesserungen. An die Stelle des schlechten hölzernen Geländers um die Statue kam eine schöne von weißem Marmor und 1787 wurden die ersten Pfähle eingerammt, welche die Brücke Ludwigs XVI. tragen sollten. Bald aber sah die schöne Baillüstade die Statue fallen und womit vollendete man die begonnene Brücke? — mit den Steinen von der Bastille.

Die Geschichte des Platzes Ludwigs XV. giebt von 1789 an fast eine Geschichte der Revolution. Er hatte sich um das Vaterland verdient gemacht und ein Decret vom Jahre 1792 gab ihm deshalb auch den Namen „Revolutionenplatz“. Gleichzeitig, wie um ihn über den Verlust der Statue des Tyrannen zu trösten, errichtete man auf dem Piedestal, nachdem man die Tugenden davon entfernt hatte, einen gewaltigen Bau, der eine sitzende Freiheit, die phrygische Mütze auf dem Kopfe, vorstellte.

Warum wollten wir das nicht erwähnen, was vor allen Dingen den neuen Namen des Platzes rechtfertigte? Samson, der Hauptheld der Revolution, war hier fortwährend in Thätigkeit. Jeden Morgen erschien er da mit seinen Gehülften und Werkzeugen und fragte gleichgültig, was man ihm zuführen werde,



Zuschauergruppe bei einer Hinrichtung.

Dichter oder Frauen, Eraltirte oder Gemäßigte, Königinnen oder Volksredner, André Chenier oder Charlotte Corday, Hébert oder Bailly, Marie Antoinette oder Danton; er empfing sie Alle mit gleicher Unparteilichkeit und maß die Menschen nur nach — der Dicke ihres Halses. Welche Kraft, welche Gesundheit, welcher Muth, welche Schönheit, welches Genie ist hier gemähet worden zur Augenweide der „Strickerinnen“, des schwer zu befriedigenden, übersättigten Publicums, das nicht alle Tage applaudirte und nur halb zufrieden war, wenn der Kopf nicht mit einer gewissen Grazie fiel! Was könnte dieses Steinpflaster erzählen, das so oft durch die schweren Räder des schrecklichen Karrens erschüttert wurde, der jeden Tag zu bestimmter Stunde um die Ecke kam und neue Opfer zur Guillotine brachte. Einmal trug er, ausnahmsweise, nur einen Mann, aber nie war er schwerer beladen gewesen. An diesem Tage sprach der Abbé Edgeworth die Worte: „Sohn des heiligen Ludwig, schwinge Dich auf in den Himmel!“ oder vielmehr der „Moniteur“ legte sie ihm in den Mund, denn der Geistliche war mehr todt als lebendig gewesen. Dann stellte Bonaparte seine Kanonen gerade an der Stelle auf, die Samson eingenommen hatte und Alles kehrte zur Ruhe zurück.

Aber schnell zur Seite getreten vor dieser Gruppe von Generälen, die im Galopp von den Boulevarts herkommen und nach St. Cloud hin reiten dem kleinen hagern bleichen Manne nach, der schon am Vendemiaire Lärm gemacht hatte! Wir stehen im Brumaire und begrüßen das Kaiserthum.

Auch das Kaiserthum hat Erinnerungen auf dem Platze Ludwigs XV. zurückgelassen. Schon als es nur noch Consulat hieß, nahm es ihm den Namen. Er wurde der Eintrachtsplatz genannt. Gleichzeitig mußte die Statue der Freiheit weichen und der Eintrachtsplatz sollte eine große Nationalsäule erhalten. Der Grundstein wurde gelegt, aber dabei blieb es auch; Bonaparte eilte nach Marengo und die Säule wurde vergessen. Später erhielt er den Triumphbogen, der ihm angehört, ob er gleich weit von ihm steht. Auch wurden unter des Kaisers Herrschaft colossale Feste auf diesem Platze gegeben. Der Triumphbogen wurde zuerst aus bemalter Leinwand aufgebaut zur Feier des Einzugs der Kaiserin Marie Louise.

Die Restauration kümmerte sich vielleicht nicht weiter um den Platz, als um ihm den Namen zu nehmen, den er von dem schrecklichen Corsen erhalten hatte und ihm den frühern zurückzugeben.

Will man Leben und Bewegung auf dem Plage sehen, so blicke man nach dem alten Palaste Bourbon hin, der die Deputirtenkammer geworden ist. . . Da stehen die Liberalen, warten auf Foy und Manuel, um sie zu beklatschen; sie führen Mercier im Triumphe zurück und um den Wagen Villèles bildet sich eine Schaar von Begleitern, die ihm Verse von Béranger zusingen. Aber wir wollen nicht scherzen mit dieser Begeisterung und diesem Unwillen; 1830 zeigt die ernsthafte Seite.





Strasse Lepelletier.

Die Entstehung dieser Straße reicht nicht über 1786 zurück, und sie erhielt ihren Namen von Lepelletier von Morfontaine, der damals Vorsteher der Kaufmannschaft war. — Die ersten Jahre ihrer Existenz bieten nichts Bemerkenswerthes dar. Ihr Ruhm schreibt sich von der Zeit her, wo sie die Ehre hatte, das erste lyrische Theater zu besitzen. Eine kurze Geschichte der Wanderungen der großen Oper von Paris seit ihrer Gründung dürfte nicht uninteressant sein. Zuerst befand sie sich in dem Hôtel Nevers, in dem Bibliotheksaal des Cardinal Mazarin, dann wanderte sie nach einander in den sogenannten Maschinenaal der Tuileries, in die Mazarine-Straße in den Ballspielaal, und in die Straße Vaugirard beim Luxemburg. Im Jahre 1673, nach dem Tode Molière's, hatte sie den Saal des Palais Royal inne, in welchem die

meisten Meisterwerke des unsterblichen Dichters aufgeführt worden waren. Dieser Saal brannte am 6. April 1763 nieder und wurde großartiger und prächtiger auf Kosten des Herzogs von Orleans wiederhergestellt. Am 8. Juni 1791 verzehrte das Feuer auch ihn. Die große Oper wollte sich damals auf den Boulevard St. Martin begeben und durch ein bis dahin unerhörtes Wunder der offiziellen Architectur wurde ein neuer Saal (derselbe, welcher heute noch existirt) binnen sechs Wochen begonnen und vollendet.

Die revolutionäre Regierung kaufte das Theater, welches Mademoiselle Montanier in der Richelieu=Strasse gebaut hatte, für die große Oper, und die Einweihung fand am 15. Juli 1794 statt.

Die Musik und der Tanz thronten in diesem Tempel vierundzwanzig Jahre lang, d. h. bis 1820. Nach der Ermordung des Herzogs von Berri, der am 13. Februar an dem Eingange der Oper fiel, ließ sie die Restauration schließen und dann das Theater ganz abtragen und ein Denkmal da errichten, welches die Julirevolution beseitigte, um einen schönen Platz und einen prächtigen Brunnen da anzulegen.

Ein neues Theater wurde in der Straße Lepelletier gebaut und am 16. August 1821 eingeweiht als provisorisch. Nach 22jähriger Dauer besteht dieser provisorische Saal noch immer.

Die Erfindung der großen Oper schreibt man gewöhnlich zwei Florentinern zu, dem Dichter Ottavio Rinucci und dem Herrn Giacomo Corfi, einem Edelmann und vortrefflichen Musiker, die im Anfange des 16. Jahrhunderts mit außerordentlichem Erfolge im Hoftheater des Großherzogs von Toscana ein lyrisches großes Spectakelstück „die Liebchaften Apollo's und Circe's“ aufführen ließen. In Frankreich wurden diese Art Schauspiele durch den Cardinal Mazarin eingeführt, aber Alles war daran italienisch, die Worte, die Musik und die Sänger. Der Abbé Perin war der erste, welcher es wagte, französische Opernverse zu schreiben. Er debutirte mit einem Schäferspiele in 5 Acten, das 1659 in dem Hôtel Nevers aufgeführt wurde. Die Musik war von Gambert. Die Chroniken jener Zeit erklären einstimmig, daß dieses erste Gedicht sehr mittelmäßig war. Leider haben sich die Operntexte bis auf den heutigen Tag noch nicht sehr verbessert.

Am 28. Juni 1669 erhielt der Abbé Perin durch Patent „die Erlaubniß, „in der Stadt Paris und in andern Städten des Reiches musikalische Academien „zu gründen, um daselbst zwölf Jahre lang Theaterstücke zu singen, wie es in

„Italien, Deutschland und England geschieht.“ Die ersten Musiker und die ersten Sänger der großen Oper gehörten den Kirchen an, namentlich in Languedoc.

Die Groffnung fand im Mai 1671 durch die funfactiche Oper „Homone“ statt, deren Text ebenfalls von Perin, wie die Musik von Gambert war. Nach einigen Monaten sah sich indeß die neue Unternehmung von gänzlichem Untergange bedroht. Im Jahre 1672 ging das Privilegium auf Jean Baptiste Lulli über, und man weiß, zu welchem Glanze und Glück der berühmte Musiker die große Oper bald erhob.

Durch einen Freibrief Ludwigs XIV. wurde diesem Florentiner erlaubt, „in der guten Stadt Paris eine königliche Academie der Musik zu gründen, um „da Musikkucke aufführen zu lassen, die in französischen Versen oder in einer „andern Sprache geschrieben sind, selbst solche, die in unserm Beisein darge- „stellt wurden. Dabei verbieten wir ausdrücklich Jedermann, we Standes er auch „sein mag, selbst den Beamten unseres Haushaltes, hineinzugehen, ohne „zu bezahlen; und da wir die Anstalt nach den Academies Italiens einrichten, „wo die Edelleute öffentlich singen, ohne sich etwas zu vergeben, so „wollen wir, daß alle adeligen Herren und Fräulein in den genannten Stücken „und Vorstellungen unserer königlichen Academie singen können, ohne „daß sie dadurch ihrem Adel und ihren Vorrechten etwas ver- „gehen.“

Das königliche Privilegium scheint damals völlige unbeschränkte Gewalt ertheilt zu haben, wenigstens erklärte es Lulli so, denn er behandelte die Künstler geradezu wie Knechte und Leibeigene. Man erzählt, als die erste Sängerin, Mademoiselle Nochois, sich geweigert, die Rolle einer Oper des Directors ferner einzustudiren, weil sie sich in einem interessanten Zustande, wie es die Engländer ausdrücken, befände, habe Lulli ihr einen Zutritt gegeben, von dem die Künstlerin kaum wieder aufstand. Wenn in den Proben ein Geiger des Orchesters irgend eine Note übersah oder ein Kreuz oder h vergaß, so sprang Lulli wüthend auf und begann die Erklärung damit, daß er seine Geige auf dem Kopfe des Schuldigen zerschlug.

Vierzehn Jahre später, 1687, starb Lulli und hinterließ ein für die damalige Zeit ungeheures Vermögen von sechsmahunderttausend Livres in Gold. Seine Nachfolger waren in dieser Hinsicht durchaus nicht eben so glücklich; ihre Geschichte ist eine ununterbrochene Reihe von Bankerotten; erst 1830 findet sich wieder ein Beispiel, daß ein Director der großen Oper reich geworden.



Lulli im Orchester.

Wir haben erwähnt, daß adelige Herren und Damen in dem Theater singen konnten; weniger bekannt dürfte es sein, daß die Künstler dieses privilegierten Theaters auch einen andern Vorzug genossen, nämlich ganz allein von der Excommunication ausgeschlossen waren, welche auf den Schauspielern lastete.

Sonst war die große Oper gewissermaßen ein Salon, in welchem sich die hohe Gesellschaft zusammenfand; seit 1830 ist das Theater mehr von den niederen Ständen besucht worden, und nur wenige alte vornehme Familien sehen in ihm noch einen bevorzugten Ort.

In vielen Zeitungen findet sich häufig die stereotype Redensart, wenn eine Neuigkeit erzählt werden soll: „gestern sprach man in dem Foyer der Oper viel von . . . ic.“ Manche Personen denken sich demzufolge das Foyer der Oper als eine Art politischen Forums; aber dieses Foyer ist durchaus nicht das, was es nach solchen Zeitungen zu sein scheint.

Der Eingang in das Theater für die Künstler ist ein dunkler feuchter Gang, der einem Keller oder Tunnel gleicht. An den Vorstellungsabenden, von zehn Uhr bis halb zwölf, bemerkt man da immer in dem matten Scheine einiger Lampen

eine Anzahl junger Leute, die da auf und ab gehen und Commis, angehende Künstler oder Advocatenschreiber zu sein scheinen. Diese Schatten scheinen zu



Der Eingang zur großen Oper.

warten, und nach der Vorstellung hängen sich leichte Sphyliden an ihren Arm, die mit ihnen verschwinden. Alle diese „Töchter der Luft“ sind sehr jung und, nach ihrer einfachen Kleidung zu urtheilen, noch nicht zu den glänzenden Regionen der Oper gelangt.

Das Allerheiligste, die Couliffen der großen Oper, sind noch mehr immer ein Gegenstand der Sehnsucht und Neugierde Vieler gewesen, denn sobald man von ihnen hört, denkt man auch an Huris und Bajaderen. Wer zum ersten Male dahin kommt, glaubt ein Pascha geworden zu sein und fürchtet, nicht genug Taschentücher zu haben, um sie den Schönen zuzuworfen, die, wie er glaubt, auf eine solche Gunstbezeugung nur warten. Dagegen ist es auch bekannt, daß jeder, der einmal den Fuß hinter die Couliffen gesetzt hat, bitter und vollständig enttäuscht ist. Man übertreibt da wohl von beiden Seiten. Die Couliffen erinnern nicht gerade an den Orient und die Besucher derselben sind keineswegs berufen, ipso facto die Wonnen zu genießen, welche den Auserwählten des Paradieses

Mahomed's verheißen sind; auf der andern Seite fühlt auch die Wirklichkeit nicht so gewaltig ab, wie die Moralisten behaupten, denn es giebt gar manche, die treu da ausharren und von den Entzauberungen, die man da erfahren soll, bezaubert zu sein scheinen. Ungefähr sechszig Personen haben das Recht, die Couliſſen zu besuchen, nämlich die ausgezeichnetsten „Löwen“ des Tages, Inhaber der größten Logen, hohe Ministerialbeamte, Künstler, Journalisten und Diplomaten. Zu bemerken ist, daß seit undenklicher Zeit und in allen Hauptstädten Europas die Gesandten und ihre Attachés immer von Rechts wegen das Privilegium gehabt haben, hinter die Couliſſen der Theater, namentlich der Oper, zugelassen zu werden.

Unter der alten Monarchie und unter der Restauration mußte Jedermann, der Zutritt hinter die Couliſſen der königlichen Academie der Musik erhielt, fortwährend den Hut in der Hand behalten. Heut zu Tage wird dieses Zeichen der Artigkeit nur noch in dem Foyer des Tanzes streng gefordert. Dieses Foyer ist ein ehemaliger Saal des Hôtel Choiseul, und seine Pilaster, Spiegel und Sculpturen zeugen von der früheren Pracht. Er ist mit einer Marmorbüste der berühmten Mademoiselle Guimard geschmückt, die sie der Oper durch eine Clausel ihres Le-



Das Foyer des Tanzes.

stamentes ausdrücklich vermachte. Rund um den Saal zieht sich eine vergoldete Balustrade, auf welche sich die Tänzerinnen stützen, um, bevor sie auf der Bühne auftreten, schwierige Pas noch einmal einzüben. Andere wiederholen ihre Pas auch vor den Spiegeln; aber diese Uebungen hindern die Sylphiden nicht, sich mit den Besuchern zu unterhalten. Diese Unterhaltung, die mit Entrechats, Pirouetten und Hebungen der Fußspitzen bis auf die Achsel der Herren untermischt ist, gewährt einen seltsamen Anblick, dem es aber an etwas Pittoresken nicht fehlt.

Sonst waren mehrere Künstlerinnen der Oper durch ihren geistreichen Witß berühmt. Die Bonmots der Mademoiselle Cartré (der Geliebten des Marschalls von Sachsen) und später die von Sophie Arnould erfreuten die ganze Stadt und den Hof. Wir brauchen kaum zu erwähnen, daß alle diese Späße ziemlich keck waren. Hier ein nicht sehr bekannter, der als Muster und Probe dienen mag. Im Jahre 1795 hatte Sophie Arnould, die sich seit einiger Zeit von dem Theater zurückgezogen, ein bekanntes Haus gekauft, wo sie einsam, zurückgezogen, fern von ihren ehemaligen Freunden vom Hofe lebte, die durch den Sturm der Revolution zerstreut worden waren, als man sie des Royalismus verdächtig anzeigte. Die Mitglieder des Aufsichtsausschusses begaben sich in ihre Wohnung, um eine Haus-suchung da anzustellen. „Lieben Freunde,“ sagte sie lächelnd, „ich bin immer eine sehr thätige Bürgerin gewesen und kenne „die Menschenrechte“ auswendig.“

In dieser Hinsicht ist die moderne Oper nicht ausgeartet; man könnte eine sehr umfangliche Sammlung veranstalten, wenn man alle pikanten Ausprüche und lustigen Anekdoten aufbewahren wollte, die in den Foyers und Gängen des Theaters entstanden sind. Wenn das Haus bisweilen die Bühne kritisiert, so giebt ihm die Bühne dies mit Wucher zurück. In den Zwischenacten legen sich die Augen der Bajaderen und Choristinnen abwechselnd an die Oeffnungen in den Seiten des Vorhanges, und alle Gesichter und Gestalten der Zuschauer und Zuschauerinnen, die lächerlich zu machen sind, geben Veranlassung zu einem Stotzenfeuer von beißenden Bemerkungen; jetzt aber, wo Jedermann wichtig und geistreich ist, reicht der Ruhm der modernen Sophie Arnoulds nicht über die Rampe hinaus.

Unbekannt ist es jetzt wohl nur noch Wenigen, daß man die jungen Figurantinnen des Balletcorps Matton nennt, und zwar wegen ihrer Leckerhaftigkeit und Näscherei und weil sie immer an etwas kauen. Deshalb wenden sich denn auch die modernen Don Juans mehr an den Magen als an das Herz, und die Soupers bilden die Hauptsumme in den Kosten der Verführung. Was sonst ein Madrigal that, thut in unsern Tagen weit sicherer ein Rebhuhn mit Trüffel.

Die alten Chroniken sprechen fortwährend von dem außerordentlichen Luxus der Wagen, Livrées, Meubles und Schmucksachen der Opern-Prinzessinnen; heut zu Tage sind diese Beispiele von Pracht fast ganz verschwunden; keine einzige Tänzerin der großen Oper besitzt jetzt eigene Equipage. Die Zeiten liegen weit hinter uns, in welchen ein Fürst mit Sophie Arnould einen Contract schloß, durch den er sich verbindlich machte, alle Monate eine neue Equipage zu liefern, und in welcher eine Nymphe, die unter dem Directorium blühte, die berühmte Clotilde, in Folge der Freigebigkeit eines italienischen Fürsten und eines spanischen Admirals, 2 Millionen jährlicher Einnahmen hatte und trotz dieser königlichen Einkünfte jährlich noch 500,000 Francs Schulden machte.

Es versteht sich von selbst, daß sich die vorstehenden Bemerkungen auf die ersten Sänger und Sängerinnen, Tänzer und Tänzerinnen nicht beziehen, die in unserer Zeit sich nicht weniger durch ihre regelmäßige Lebensweise als durch ihr Talent auszeichnen. Der große Künstler ist jetzt meist auch ein guter Gatte, ein guter Vater, ein guter Bürger und selbst ein guter Nationalgardist. Duprez, Baroilhet, Madame Stolz, Madame Dorus u. zeigen sich selten hinter den Coulißen, namentlich wenn sie spielen. Da die Opern jetzt fast alle fünf Acte haben und eine außerordentliche Anstrengung der Brust erfordern, so verlassen die Künstler die Bühne fast stets athemlos und in Schweiß gebadet. Die neuen Componisten werden Ursache sein, daß man von den modernen Sängern bald das wird sagen können, was man unter dem Kaiserreiche von einem Grenadierregimente sagte, daß sie es nämlich nicht über drei Jahre aushalten.

Nach dem Budget der großen Oper von 1713 bestand das Personal derselben nur aus 126 Personen, die zusammen nicht mehr als 67,000 Francs kosteten, also kaum ein Drittel von dem, was jetzt ein erster Sänger oder eine erste Sängerin erhält.

Außer der großen Oper hat die Straße Lepelletier nur noch ein einfaches Kaffeehaus, das nur von Schriftstellern und Literaturfreunden besucht wird und wo selbst die Kellner einen gewissen literarischen Anstrich haben müssen, das *estaminet du divan*; ferner das Bureau des „National“, des bekannten demokratischen Journals und die Bank des Herrn Gannon. — Die Passage der Oper gilt für einen Bazar der eleganten Industrie und ist der Lieblingsplatz der „Löwen“, die ihn Abends besonders mit dem Dampfe ihrer mehr oder minder havannesischen Cigarren erfüllen. Seit einiger Zeit sammeln sich auch die Börsenspieler da, wie hier ein förmlicher Handel mit Opernbillets und Contremarken getrieben wird.



Straße Rambuteau.

Diese Straße hat noch keine Geschichte, denn sie ist erst in ganz neuer Zeit entstanden und zwar wie durch einen Zauberschlag; sie ist prächtig und breit und verbindet drei verschiedene Stadttheile, denen sie Luft und Sonne bringt. Eine Geschichte hat sie, wie gesagt, nicht, aber sie gehört der Vergangenheit an durch die Erinnerungen, welche sich an den Boden knüpfen, wie der Gegenwart durch ihre eigenthümliche Physiognomie und der Zukunft durch die Dienste, welche sie leisten wird.

Sprechen wir von der Vergangenheit.

Paris ist nicht in einem Tage gebauet worden, sagt ein altes Sprichwort, und den Beweis giebt die Mauer Philipp Augusts, die 1190 begonnen wurde. Sie 1221 beendigt war, ging sie an der einen Seite an der Straße Chaume, an der andern an St.

Gustach vorüber. Diese beiden Grenzen von Paris sind jetzt der Anfang und das Ende der Straße, die uns hier beschäftigt.

Diesen Raum einzuschließen wollte nicht viel bedeuten; er mußte auch bevölkert werden; ganz Paris befand sich noch in der Cité und nur die abenteuerlichsten Personen wagten sich bis an das Stadthaus oder gar bis in die Lombarden-Straße. Weiter darüber hinaus war alles freies Feld und Wiese, die Ebene St. Denis innerhalb der Mauer. Nur hier und da bemerkte man, wenn man recht aufmerksam war, einige schlechte Hütten, verloren in dieser kothigen Einöde, unheimlich aussehende Häuser mit schlechten Strohdächern, an denen der Bürger, der sich verspätiget, nur zitternd vorübergegangen wäre. Dann sah man hier und da, gleichsam als civilisirende Keime oder entstehende Colonien, weit aus einander entfernt, den Thurm einer Kapelle oder die Thürme einer Abtei, einer wahren klösterlichen Feste, sich erheben, wo die Kutte den Harnisch bedeckte und das Kreuz nur der Griff des Schwertes war. So war z. B. 1134 das Kloster von St. Magloire, das in gleicher Entfernung von der Kapelle St. Agnes, die später die Kirche St. Gustache wurde, und von dem großen Holzhofe des Temple stand, auf welchem später das Hôtel Soubise gebaut wurde. — Wenn die Straße Rambuteau auch keinen andern Ruhm hätte als den, so wäre es doch gewiß schon genug, daß sie ihrem Anfange, ihrer Mitte und ihrem Ende nach dreien der merkwürdigsten historischen Gebäude des Mittelalters angehörte; denn sie faßt so die politische und religiöse Geschichte von Paris im zwölften und dreizehnten Jahrhunderte in sich.

Befand sich nicht an der Ecke der Paradiesstraße, hinter den Mauern, welche jetzt das Hauptarchiv des Landes einschließen, im Jahre 1182 der große Holzhof der Tempelherrn, jene große Bestzung dieses militairischen und religiösen Ordens, dem ein König sein Reich vermachte? In diesem Raume, der mit dem Temple in Verbindung stand, hatten die Ritter vom rothen Kreuze die Schlachthäuser ihres Klosters erbaut.

Zwei Jahrhunderte später waren die Tempelherrn schon längst zerstreut: der beraubte und verbannte Orden irrte in der Fremde umher. Die Stadt, welche sich dankbar gegen den Connetable Olivier von Clifson zeigen wollte, welcher sich bei dem Könige Karl VI. für die aufrührerischen Pariser verwendet hatte, gab ihm den großen Holzhof des Temple, welcher seitdem Haus des Erbarmens hieß zur Erinnerung an die Milde Oliviers von Clifson.

Der alte Krieger liebte diesen Aufenthalt, der ihn in die Nähe des Königs,

seines Herrn, brachte, bei dem er Stunden lang blieb. Eines Tages befand er sich noch länger als gewöhnlich dort, denn der König hatte einen Anfall seines finstern Menschenhasses, der später in Wahnsinn übergehen sollte. Der Connetable kam mit einem geringen Gefolge in der denkwürdigen Nacht vom 13. Juni 1391 zurück, als er von einer Schaar Bewaffneter überfallen wurde. An der Spitze derselben stand Peter von Craon, Herr von Sablé, Kammerherr und Günstling des Herzogs von Orleans, des Bruders des Königs. Der Connetable erhielt mehrere Wunden und blieb für todt auf dem Plage, erholte sich aber wieder. Sechszehn Jahre darauf war der Herzog von Orleans, auf dessen Antrieb dieser Ueberfall geschehen, minder glücklich, denn er wurde von Mördern im Solde des Herzogs von Burgund, Johann ohne Furcht, in der Nacht vom 22. November 1407 in der StraÙe Barbette ermordet. —

Wer ist der hochgewachsene Mann in dem blauen, mit Pelz besetzten Sammetwams auf dem Pferde mit dem Reitzeuge von Gold und Seide, der seinen Triumpheinzug in Rouen, der eroberten Stadt, halten will und zwei der größten Feldherren der damaligen Zeit neben sich hat, den Grafen Dunois und den Herrn von La Barennes? Dieser Mann, der Fürsten gleich stand, der Freund des Königs, der Freund Frankreichs und der Feind der Engländer war, dieser Mann, Feldherr auf dem Meere, der die eine Hand dem Sultan der Ungläubigen, die andere dem Papste reichte, war der Sohn eines unbekanntes Kaufmannes in der Stadt Bourges und sein Geist erhob ihn zu den ersten Würden des Staates; es war mit einem Worte Jacob Coeur.

Das Gold des Kaufmannes vermochte mehr als das Eisen der tapferen Krieger, und ohne die Hilfe des Kleinen Königs von Bourges, wie man ihn nannte, hätte Karl VII. sein Reich vielleicht nie wieder erobert. Auch zeigte sich der König, so lange er seine Dienste brauchte, dankbar. Er besuchte ihn oft in seinem Hause, saÙ mit ihm auf den Sesseln mit Franssen von Gold und Seide und arbeitete mit ihm bei verschlossenen Thüren. Hierher schlüpfte bisweilen auch insgeheim, das Gesicht mit einer schwarzen Sammet-Maske bedeckt und in den Mantel gehüllt, die schöne Agnes Sorel, wenn sie ihrem königlichen Geliebten irgend eine große Ausgabe, den Ankauf irgend eines kostbaren Stoffes u. verheimlichen wollte. Häufiger freilich fanden sich bei dem reichen Kaufmanne große Herren ein, die sein Geld brauchten. Der Abel war ihm ungeheuere Summen schuldig und um quitt mit ihm zu werden, lieÙen Chabannes, Dammartin, La Trimouille und einige Andere in seiner



Der Kaufmann J. Coeur und Agnes Sorel.

Abwesenheit seine Güter wegnehmen. Man erregte den Zorn und die Eifersucht des Königs gegen diesen Mann, der noch kurz vorher durch Aufwand von Geld und Klugheit die wichtige Unterhandlung von Turin zu Ende gebracht hatte.

J. Coeur, seiner Unschuld sich bewußt, wollte sich rechtfertigen; aber man ergriff ihn und schloß ihn wohl bewacht in dem Kloster der Barfüßer zu Beaucaire ein; man stellte sich, als mache man ihm den Prozeß, aber sein Urtheil war schon in Voraus gefällt. Confiscation, Gefängniß und Verbannung erhielt als Dank von Karl VII. derjenige, welcher weit mehr als die Jungfrau von Orleans dazu beigetragen hatte, daß der König in Rheims gesalbt wurde.

Das Andenken an J. Coeur hat sich fleckenlos bis zu unsern Tagen er-

halten, nachdem es durch Ludwig XI. wieder zu Ehren gebracht war. Auch sieht man an einem der elegantesten Häuser in der Straße Rambuteau die Büste eines Mannes, der zugleich großer Finanzmann, geschickter Diplomat und, was leider selten in dieser Verbindung vorkommt, ein ehrlicher Mann war. Unter der Büste liest man die einfachen Worte:

J. Coeur;

Rechtchaffenheit, Klugheit, Uneigennützigkeit.

Doch ich bemerke hier den Platz, wo sich sonst eine dunkle, feuchte, übelriechende, sonst berühmte Straße öffnete. Was hat man aus der Straße der Minstrels gemacht, aus jener lustigen Tochter des alten Paris, die schon vom 13. Jahrhundert an Tag und Nacht unaufhörlich mit rauher, trunkener Stimme sang? Ich liebe und ehre diese Straße, denn der Titel Minstrels war der bescheidene Mantel, unter dem sich vor acht Jahrhunderten die Musiker und Dichter bargen.

Man nannte sie Troubadours oder Trouveres, sie mochten aus dem Süden oder dem Norden kommen; bisweilen hießen sie auch Jongleurs, und sie waren allerdings herumziehende Gaukler, welche auf ihren poetischen Wanderungen Frankreich eine Sprache wiederschufen, die seit lange verloren oder durch die Einfälle der Barbaren und die Eroberungen der Römer verdorben war, die eine Poesie ausbildeten, eine Musik erfanden und das Volk mit den Tönen ihrer Zittern civilisirten. Schon in dem 11. Jahrhundert hatten sich die Troubadours, Trouveres, Jongleurs, Minstrels oder Minnesinger berühmt gemacht, leider aber, da das Gute nie lange währt, arteten sie bald aus, so daß Philipp August sich genöthiget sah, im ersten Jahre seiner Regierung sie zu verbannen. Da schwand die sorglose Heiterkeit, das fröhliche Lachen, Wig, Gesang und Tanz, und von der Provence bis zur Picardie herrschte Trauer; doch nicht lange, denn die lustigen Brüder kehrten bald aus der Verbannung zurück.

Die Nachricht von ihrer Wiederkehr verbreitete sich schnell, und nie wurde ein König herzlicher und prächtiger empfangen. Sie brachten so viele neue Lieder, so viele Liebesgeschichten und wunderbare Abenteuer mit, daß der Jubel bald keine Grenzen kannte.

J. Grure und Hugo der Lothringer, zwei Sänger, denen es in der Verbannung gut ergangen war, gründeten um diese Zeit eine Kapelle und fügten



Trenbadours.

ein Hospiz hinzu, in welchem die fremden Jongleurs, die durch die Stadt Paris kamen, unentgeltlich aufgenommen und beherbergt wurden. Kurze Zeit darauf stifteten sie auch eine Brüderschaft, deren Statuten am 23. November 1321 im Châtelet entworfen und von 37 Jongleurs unterschrieben wurden. Die Mitglieder der Brüderschaft hatten Kreuz und Fahnen wie alle anderen Corporationen, und in dem Siegel derselben sah man den heiligen Genest, der steif und gerade da stand und mit allem gebührenden Anstande die Zitter spielte.

Um diese Zeit stand die Brüderschaft in einem so starken Geruche der Heiligkeit, daß der heilige Ludwig, um ihr ein Zeichen seiner königlichen Freigebigkeit zu geben, die Mitglieder von dem Begegelbe bei dem Eingange in Paris befreite, unter der Bedingung jedoch, daß sie vor dem Begegelbereinnehmer ihre Affen tanzen ließen und ein Lied sängen. Das ist der Ursprung der bekannten französischen Redensart: *payer en monnaie de singe*.

Leider erging es ihnen wie den Großen der Erde; sie konnten sich nicht lange auf ihrer Höhe erhalten und der Tag der Größe war auch der Tag des Falles.

Seit einiger Zeit kamen Unordnungen in der Straße der Minstrel's vor . . . Ob man auch ihren Namen zwanzigmal änderte, sie blieb immer etwas heidnisch trotz den Verordnungen Philipp August's und den weisen Gebieten des heiligen Königs. Nie hatte man so viele schlüpferige Lieder gehört; die Liederlichkeit lag in der Luft; vom Morgen bis zum Abende und vom Abende bis zum Morgen vernahm man nichts als das Berschlagen von Köpfen, unzünftige Reden, Küsse und die Töne kreischender Instrumente; fortwährend sah man in dem Halbdunkel der finstern Straße Betrunkene hinschwanken. Eine gewisse Pforte in dem Kloster St. Magloire, die zur Zeit Philipp August's verschlossen worden war, sollte sich in der Nacht bisweilen öffnen und man wollte weibliche Gestalten haben hinein schlüpfen sehen. Die Lebensweise der Jongleurs hatte das Kloster angesteckt, wo man häufiger Trink- und Liebeslieder sang als betete. So kam es, daß den Sängern verboten wurde, „an öffentlichen Orten und anderswo etwas zu sagen, vorzustellen oder zu singen, was Aergerniß geben könnte, bei Strafe bei Wasser und Brot eingesperrt zu werden.“ Dieses strenge Gesetz erschreckte die Gesellschaft; sie trennte und zerstreute sich; einige übten ihre Kraft- und Kunststücke und wurden Gaukler genannt; das ist die Entstehung der Seiltänzer. Bei dem Einzuge Isabellens

von Baiern stieg ein Engel ohne Balancierstange auf einem Seile von dem Thore St. Denis herunter und setzte eine Krone auf das Haupt der Königin.

Das war ein solcher Seiltänzer. Andere schieden vor ihren Affen, vereinigten sich und stifteten die Gesellschaft der Minstrels; die frommsten endlich widmeten sich dem Dienste Gottes und wurden Kirchensänger. So endigte die Brüderschaft, aber das Prinzip lebte fort; denn was sind die Vereine der Schriftsteller, der dramatischen Dichter und der Musiker anders als Nachahmungen jener Brüderschaft?

Die Straße selbst bestand noch vor etwa einem Jahre dunkel und feucht, als das Hauptquartier der Hutmacher. Das Kloster St. Magloire dagegen fiel unter dem Hammer der Revolution.

Die Stadt Paris hat einen Theil ihres Mantels über alles dies geworfen und die Flecken der Vergangenheit sind verschwunden; aber wenn man die Quadern des Trottoirs aufhübe, fände man vielleicht noch eine Spur davon, auch eine blutige von dem Galgen von St. Magloire. Der Palast Oliviers von Clifton kam 1587 an das Haus Lothringen, und hier stand die Wiege der Lique; die Mezeleien der St. Bartholomäus-Nacht wurden in dem „Hause des Erbarmens“ erdacht.

Doch weg mit den blutigen Erinnerungen! Hier kommt eine junge, schöne, heitere Dame, die von Liebe sprechen wird. Was tragen Sie da, schöne Dame? Welcher niedliche Schmuck hängt an Ihrer Gürtelkette? Wahrhaftig eine Scheere! Aber die weißen Hände mit den Grübchen haben doch nie die Nadel geführt, die schönen Augen wurden nie durch zu anhaltende Arbeit geröthet. Warum also diese goldene Scheere mit der scharfen Spitze? Ach ich verstehe; diese scharfe Scheere ist die Lique und Sie, schöne Frau, sind die Herzogin von Montpensier; Sie haben wohl eben von Ihrem Oheime, dem Cardinal, erfahren, wie man es anfängt, um eine Krone in eine Tonsur zu verwandeln und aus einem Könige einen Mönch zu machen.

Es entsteht Geräusch an der Thüre. Wer da? Geschwind, Frau Herzogin, nehmen Sie Ihre schwarze Sammetmaske vor und schlüpfen Sie durch die geheime Thüre; man darf Sie nicht sehen . . . Wie bewegt der gute Cardinal ist! Die Herzogin hat sich entfernt und die Thüre kann nun geöffnet werden . . . Es erscheint wieder eine Dame. Ist sie hübsch? Ist sie jung? — Jetzt legt sie den Mantel ab; ja, sie ist jung; ihre Maske fällt, sie ist auch hübsch. Hübsch nur?

Sie ist reizend. Man frage nur Heinrich III., der sie die schöne Gabriele genannt hat.

Aber, um Gottes Willen, schöne Gabriele, was suchen Sie in dem Valaste Guise? Oder sagen Sie es lieber nicht und lachen, singen und treiben Sie Ihren Scherz mit dem armen Cardinal von Lothringen.

Schon ist Gabriele wieder fort. Ach, Herr Cardinal, Sie wollen dem Könige nicht bloß sein Reich nehmen, Sie nehmen ihm auch seine Geliebte, ein junges, muthwilliges Mädchen von achtzehn Jahren? Nehmen Sie sich in Acht; der Tag der Vergeltung wird kommen.

Nein, Gabriele war zu gut dazu. Wie sie von dem Könige zu dem Cardinal übergegangen war, ging sie von dem Cardinal an den Herzog von Longueville, von diesem wieder zu einem Andern, bis sie von Neuem zu dem königlichen



Heinrich IV. bei der schönen Gabriele.

Lager gelangte, zu Heinrich IV. Die Knospe hatte sich unterdeß entfaltet und die Blume stand in ihrer vollen Pracht und Schönheit.

Die Straße Rambuteau ist voll von Erinnerungen an diese liebenswürdige Schöne. Die Geschichte ihrer Liebchaften steht an jeder ihrer Ecken geschrieben. Auf dem Wege von dem Cardinal von Lothringen glitt sie aus und fiel; als Herzogin von Beaufort stand sie wieder auf. . . Das kleine Haus, das sich hinter einer der Facaden der Straße Rambuteau, rechts, unweit von der Straße Quincampoix, verbirgt, könnte uns Vieles davon erzählen. Hier kam César von Vendome zur Welt, jener geliebte Sohn Heinrichs IV., welcher der Vater des Herzogs von Beaufort wurde, eines der einflußreichsten Häupter der Fronde, des Herzogs von Beaufort, des Lieblings der Pariser, den sie, wie bekannt, den Gallenkönig nannten. Etwas weiterhin finden wir wiederum die Spur des schönen Fußes, der nie lange an einem Orte blieb. An der Thüre dieses Hauses stand Heinrich IV. oft in der schmalen dunkeln Straße und der lustige König schlüpfte an den Mauern hin wie ein Student zur Geliebten; während Sully glaubte, er habe sich in seinem Louvre eingeschlossen, ergötzte er sich bei Gabrielen oder würfelte mit dem



In der Straße Rambuteau.

Herrn von Villars. Er verlor dabei vielleicht zwei- bis dreitausend Pistolen und die schöne Gabriele, die sich auf seinen Stuhl lehnte, folgte neugierigen Blickes der raschen Bewegung der Würfel und des Goldes auf dem Teppiche.

Im Jahre 1697 ging der große Palast an Franz von Rohan, Fürsten von Soubise, über, der ihn 1706, wie er noch jetzt steht, aufbauen ließ. Heut zu Tage unschließt er, wie erwähnt, das Archiv von Frankreich und man konnte allerdings kaum einen andern Platz finden, der dieser Ehre würdiger, zu gleicher Zeit aber zu dem Zwecke minder geeignet gewesen wäre.

Von dieser ganzen Vergangenheit voll Ruhm, Liebe, Blut und Koth hat die Straße Rambuteau nichts behalten; sie ist gänzlich neu, reinlich, gerade, von mäßigem bürgerlichen Luxus. Sie ist etwas prüde und man sagt in ihr „meine Gattin“, statt meine Frau. Die Bewohner gehen um zehn Uhr zu Bett, tragen im Sommer Manfinbeinkleider und in jeder Jahreszeit den Regenschirm unter dem Arme. Sonst sind sie ohne Tadel, ehrlich und rechtschaffen; die Häuser stehen gerade neben einander, wie die Bücherreihen in einem Regal.

Dem Präfecten der Seine, Herrn von Rambuteau, verdankt Paris die glückliche Idee, die neue Straße durchzubrechen und die Straße ist dankbar gewesen; sie hat den Namen ihres Schöpfers angenommen.





Straße und Vorstadt St. Denis.

Obgleich, wenn man dem alten Sauval glaubt, die Straße St. Denis die Hauptstraße der guten Stadt Paris zu allen Zeiten und selbst im Anfange gewesen ist, so giebt es doch selbst viele Pariser, die sie nie sahen. „Sie ist unzugänglich, man mag zu Fuße, zu Pferde oder im Wagen sein“, sagte Voltaire, und Voltaire hatte seine Gründe zu diesem Ausspruche.

Eines Tages, als er hundert Louisd'or von der Frau Herzogin von Richelieu erhalten, weil er ihre Verse corrigirt oder gelobt hatte, blieb er, entzückt über den Besitz einer solchen Summe, stehen, denn er war damals erst sebzehn Jahre alt; er blieb in der Straße St. Denis stehen, um einer Versteigerung beizuwohnen. „Was man auch da versteigert, und wären es nicht corrigirte Verse, ich werde etwas

kaufen!“ rief er heiter aus. Man bot eben einen Wagen, Pferde und Livren aus; es war selbst ein Diener ohne Dienst da, der Diener des Verstorbenen, der seiner abgelegten Livre zu folgen gedachte. Voltaire kaufte den Wagen und die Pferde, befahl dem Diener, wieder auf seinen Platz zu steigen, warf sich selbst in den Wagen und wollte für sein Gold gut fahren. Es befanden sich aber in der StraÙe St. Denis so viele Wagen, daÙ Voltaire über eine halbe Stunde halten muÙte, ehe er von der Stelle kommen konnte. Sobald Platz wurde, peitschte der Diener mit Kraft auf die Pferde, aber die Equipage des Dichters hing sich an einen schweren Wagen und Voltaire wurde umgeworfen wie ein groÙer Herr, der an dergleichen gewöhnt ist. Der übrige Theil des Tages verging angenehmer für Voltaire. Am nächsten aber, da er dieser Lebensweise keinen Geschmack abgewinnen konnte, kehrte er in die StraÙe St. Denis zurück, um seine Equipage wieder versteigern zu lassen. Er verlor dabei über die Hälfte seiner hundert Goldstücke und konnte es der StraÙe nie wieder vergessen.

Sie hieÙ wirklich lange Zeit bloÙ „die StraÙe“ und ihre Entstehung verliert sich, wie die der Chinesen, im Dunkel der Zeiten. Anfangs war sie eine LandstraÙe, dann entstanden an ihr die Häuser eines Drfchens, endlich wurde die LandstraÙe die StraÙe einer Stadt und erhielt ihren Namen von der Abtei St. Denis oder, wie Andere sagen, von dem Heiligen selbst, der oft diesen Weg gewandert sein soll. Mehrere Jahrhunderte hindurch war sie die HauptstraÙe der Hauptstadt Frankreichs; die Könige und Königinnen zogen im Triumphe in ihr hin, wenn sie aus dem Kriege oder von der Salbung zurückkamen. In dieser StraÙe hin zogen sie endlich auch ins Grab. Der GroÙ- und Kleinhandel von Paris öffnete da Verkaufslden und errichtete Niederlagen.

Auf unserer Wanderung nach der StraÙe St. Denis erblickten wir hier zuerst den Brunnen auf dem Markte der Unschuldigen, den wir bereits beschrieben und abgebildet haben. Sonst befand sich da, wo jetzt der Markt ist, ein Gottesacker, aber dieser Gottesacker war viel bunter und lustiger als der jezige Markt. Er war das Palais Royal des alten Paris. Die Todten wurden durch die Lebenden geschtzt und auf jedem Grabe sah man eine Frau, die Bänder, Blumen, Spizzen und allerlei Kleinigkeiten verkaufte. . . . Man liebte da wie in einem Bazar und gab sich hier Stelldichlein, wie in den Tuileries. Im Jahre 1484 wählten die Engländer, die damaligen Herren von Paris, diesen Ort zu einem Feste und man tanzte da.



Eine Scene auf dem Gottesacker der Unschuldigen.

Im Jahre 1785 endlich, als die Ansichten Voltaire's über die Gottesäcker innerhalb der Städte durchzudringen anfangen, grub man zwölftausend Gerippe aus, zerstörte man die Kirche und machte aus dem freien Plage einen Markt.

Man kann in Paris keinen Schritt thun, ohne auf eine große Erinnerung zu stoßen. Paris ist das Herz Frankreichs und wo man es angreift, fühlt man es klopfen.

In der Straße St. Denis erblicken wir eine Kirche und wir treten hinein. Ich liebe die Kirchen, erstlich weil Gott darin ist, wie überall, und dann, weil auch das ärmste Kirchlein irgend ein werthvolles Kunstwerk besitzt. Diese Kirche in der Straße St. Denis heißt St. Leu St. Gilles und rührt aus der Zeit des heil. Ludwig her. Sie ist einfach und schön, in gutem Style und von freundlichem Aussehen. Der Hochaltar steht auf einer unterirdischen Kapelle und trägt acht Statuen von Aposteln und Patriarchen. Die unterirdische Kapelle heißt die Kapelle des Grabes und ist nur matt erleuchtet, was Andacht weckt. Sie wurde von den Rittern des heil. Grabes erbaut. Georges Caboudal hielt sich da einige Tage unter dem Grabe des Heilandes versteckt. Die Kirche ist die reichste an Reliquien; sie besitzt die der heil. Clotilde, der Königin von Frankreich, und

die der heil. Helene, der Mutter des Kaisers Constantin, außerdem aber auch, wie sehr viele Kirchen, Stücke von dem wahren Kreuze. Saint Leu St. Gilles ist ferner die einzige Kirche in Paris, in welcher man einen Gottesdienst für die Ruhe der Seele der Prinzessin von Lamballe zur Zeit ihres Todes zu halten wagte. Wenige Tage darauf wurde sie zur Versteigerung angesetzt und zwei Juden, Ottovairi und Stevens — warum ihre Namen nicht nennen? — erstanden sie für einige Goldstücke. Sie machten ein Salpetermagazin aus ihr. Im Jahre 1802, als die Kirchen dem katholischen Cultus zurückgegeben wurden, vermieteten sie die beiden Juden für dreitausend Francs. Nach einem Jahre, als sie sahen, daß die Priester die Fahne des Glaubens wieder aufpflanzten, verlangten sie zehntausend Francs Miete, immer zur größern Ehre Gottes. Bis zum Jahre 1811 bezogen sie so eine schöne Einnahme auf Kosten der Sünder.

Vor der Revolution besaß die Kirche von St. Leu mehr als ein Gemälde von großen Meistern; über dem Hochaltare befand sich z. B. ein heiliges Abendmahl von Porbus, das für dessen Meisterstück galt. Jetzt hat die Kirche außer einem heil. Franz von Sales auf dem Sterbebette von Phil. von Champagne, einem Christus von Mignard und einer Heimsuchung Marias von Boucher nur schlechte Copien und schlechte Originale. Das merkwürdigste Gemälde in dieser Kirche ist eine Jungfrau mit fünf Medaillons, ein nicht sehr altes Bild, das die Geschichte einer Begebenheit vorstellt, die sich 1418 in der Bärenstraße zutrug. Auf dem ersten Medaillon erblickt man einen Soldaten in der Schenke, der spielt und in Verzweiflung verliert; auf dem zweiten stößt er unter Gotteslästerungen eine Statue; auf dem dritten wird er in das Gefängniß abgeführt; auf dem vierten verurtheilt man ihn feierlich und auf dem fünften erscheint er auf dem Scheiterhaufen der Statue gegenüber. Aus der Statue der Jungfrau sollte auf den Stoß des Soldaten Blut geflossen sein.

Auf der weitem Wanderung denken wir an zwei Kirchen, die da standen, die aber jetzt verschwunden sind, die Abtei von St. Magloire und das Hospiz und die Kirche St. Jacob. Vor der Revolution sah man noch an der Thüre der Kirche St. Magloire ein Crucifix, vor welchem die Beutelschneider und andere dergleichen Leute niederknieten, wenn man sie nach Montfaucon führte, um sie da an dem Galgen aufzuknüpfen. Sie küßten die Füße des Gekreuzigten, empfingen Weihwasser, gleichsam zur nochmaligen Taufe vor dem

Tode und setzten sich einen Augenblick zum letzten Male nieder. Die Klosterschwwestern reichten ihnen, wie schon erzählt, Brod und Wein.



Das Crucifix an der Kirche St. Magloire.

Auch das Kloster vom heiligen Grabe dürfen wir nicht vergessen, das 1325 für die Pilger erbaut wurde, welche nach Palästina zogen oder von da zurückkamen. Was aber wurde aus dem Kloster, als das heilige Grab in die Hände der Ungläubigen gefallen war und keine Pilger mehr zu demselben wallfahrteten? Im Jahre 1402 erhielten die Bürger von Paris, Maurer, Tischler, Schlosser u. s. w., welche an den Festtagen die dramatischsten Scenen des neuen Testaments, von der Empfängniß bis zur Auferstehung, aufgeführt hatten, von dem Könige Karl IV., allerdings erst nach einem Prozesse, einen Freibrief, der ihre Gesellschaft zur Passionsbrüderschaft erhob und ihnen die Erlaubniß gab, Gott den Vater, Gott den Sohn, Gott den heiligen Geist, die Jungfrau, die Heiligen und alle Himmelsbewohner darzustellen. Sie wählten dazu das Kloster vom heiligen Grabe oder das Dreifaltigkeitshaus, wie es auch hieß. Diese grotesken Parodien der Gottheit wurden von den Kanzeln herab als fromme Werke gerühmt und

empfohlen. Die Gläubigen, die aus der Vesper kamen, eilten nach dem Dreifaltigkeitshause; der Zubrang war gewaltig und man steht ihn selten so an den jetzigen Theatern. Das heilige Theater hatte mehrere Stockwerke; im Erdgeschosse befand sich die Hölle, im ersten Stocke die Erde und im zweiten das Paradies. Die Orgel und die Sänger der Kirche vertraten das Orchester; es war mit einem Worte die Oper des 15. Jahrhunderts. Auch die Decorationen und Anzüge wurden von der Kirche geliefert; das schönste Gewand war für Gott den Vater bestimmt.

Mehr als ein Jahrhundert hindurch führten die Passionsbruder fromme Poffen und groteske Mystereien in dem Dreifaltigkeitshause auf. So befand sich also das erste Theater in der StraÙe St. Denis. Später stand die Wiege der komischen Oper und das Vaudeville auf dem St. Lorenz-Jahrmарkte ebenfalls in der StraÙe der Vorstadt St. Denis, und hier entfaltete sich die französische Heiterkeit in ihrer ganzen Herrlichkeit. Erst 1775 schloÙ Harlekin, und zwar leider für immer, seine Bühne.

Ich habe in der StraÙe St. Denis keinen Wagen erstanden, wie Voltaire, aber ein Bild, eine Skizze von C. Vanloo für einen Thaler gekauft. Es liegt darin eine rührende Geschichte. Caroline Vanloo war das schönste und geliebteste Werk des Künstlers, der eine Tochter und zwei Söhne hatte. Die Tochter war das Ebenbild seiner Frau, Katharina Somis, die man die Nachtigall Italiens nannte, nur noch schöner, anmuthiger, anbetungswurdiger, bleich mit langem, schwarzem Haar. Ihre Augen, die blau waren wie der Himmel Italiens, hatten einen Engelsblick, und mit ihrer Stimme, die zum Herzen sprach, sang sie mehr als sie redete. „O Rafael!“ rief Karl Vanloo aus, indem er seine Tochter betrachtete. Rafael ist ein groÙer Maler, Gott aber doch ein noch groÙerer Meister, und Karl Vanloo bedauerte, nicht früher ein solches Meisterwerk vor Augen gehabt zu haben. Caroline Vanloo aber hatte in ihrem schönen Gesichte ein Etwas, jenen Strahl des Himmels, welcher den Tod verkündet. Wenn man sie sah, wurde man traurig und betrübt. Sie war weniger ein Mädchen als ein Engel; ein trumerisches Sinnen hatte frühzeitig wie mit einem Nebel ihre Seele umhüllt; sie sprach wenig, sondern las und träumte den ganzen Tag, denn die Freuden dieser Welt kümmerten und reizten sie nicht. Auf dem Balle tanzte sie nicht.

„Die Bücher werden sie noch unglücklich machen,“ sagte der gute Vanloo unaufhörlich, der selbst nicht lesen konnte und mit Schrecken die Laufende

von schwarzen Beilen sah, die sich unaufhörlich folgten und die für ihn cabballistische Zeichen waren. Oftmals saß sie lesend oder still sinnend in dem Atelier vor den Augen ihres Vaters, der immer Noth hatte, ihr ein Paar Worte zu entlocken. Er fragte sie um ihren Rath über die Köpfe der heiligen Frauen oder heidnischen Götinnen, und wenn sie auch nicht antwortete, so hatte er sie doch gesehen. „Gut, sehr gut, mein Kind, sage mir nicht mehr.“

Eines Morgens ging sie, noch bleicher und träumerischer als gewöhnlich, in das Arbeitszimmer, und da sie ihren Vater da nicht sah, setzte sie sich auf seinen Stuhl vor eine Leinwand, die kaum mit einigen Pinselstrichen bedeckt war . . . Sie nahm einen schwarzen Kredestift und fing an zu zeichnen. Ihr Vater, der ihr folgte, trat still und schweigend in das Zimmer, und da ihm das begeisterte Aussehen seiner Tochter auffiel, schlich er sich im Schatten eines großen Gemäldes näher und flüsterte: „so sind die Wanloos; sie können zeichnen, ohne es gelernt zu haben.“

Nach einigen Minuten legte Caroline den Zeichenstift weg und betrachtete die Figur, welche sie gezeichnet hatte. Als sie dann plötzlich ihren Vater erblickte, ohne dessen Ankunft gehört zu haben, schrie sie auf und sprach, indem sie ihm die Hand reichte: „Du hast mich erschreckt.“

In diesem Augenblicke erblickte der arme Vater, denn er hatte die Gestalt gesehen, die seine Tochter gezeichnet. Diese Gestalt war der Tod — unter dem Leichengewande der schreckliche Körper eines Weibes ohne Busen, jene Füße, die über den Erdfreis wanken und bei jedem Tritte ein Grab schaggen, — die schreckliche Sense der ewigen Ernte! Am meisten aber erschreckte Wanloo, daß Caroline, vielleicht ohne es zu wissen, dem Kopfe dieser Gestalt ihre eigenen reizenden Züge gegeben hatte. Zwar wären diese Züge nur angedeutet und jeder Andere würde Carolinen nicht erkannt haben; aber Wanloo, der Maler, — der Vater konnte sich nicht täuschen.

„Kind,“ sagte er und er lachte laut, um seine Thränen zu verbergen; „so fängt man nicht an; steh' auf, ich will es Dir zeigen.“

Caroline stand schweigend auf; Carl Wanloo setzte sich, verwißte mit zitternder Hand die Zeichnung seiner Tochter bis auf die Züge des Gesichtes, nahm den Nothstift und elkte, das Bild umzugestalten. Schon belebt sich der Kopf durch ein schönes Lächeln, schon flattert das Haar, und leichte Flügel



Carl Bantoo und seine Tochter.

setzen sich den Schultern an. So war es nicht mehr der Tod, sondern der Gott der Liebe.

Ohne auszuruhen, fügte der Maler noch Einiges hinzu, einen Korb mit Pfeilen, schnäbelnde Tauben, mit einem Worte Alles, was dazu gehört. Caroline Vanloo, die sich über ihren Vater gebeugt hatte, folgte seinem Zeichenstifte mit mildem, traurigem Lächeln.

Als Carl Vanloo fertig war und auch seine Thränen zurückgedrängt hatte, wendete er sich zu seiner Tochter um und fragte, indem er ihr die Hand küßte: „nicht wahr so?“

„Nein,“ antwortete sie, und sie ließ traurig ihr Haupt sinken.

Der Vater, der sie bleicher fand, nahm sie in seine Arme und trug sie in das Zimmer seiner Frau.

„Der Tod! Der Tod!“ rief das arme Mädchen aus, indem sie die Hände ausbreitete.

Von diesem Augenblicke an sprach sie irr . . . Ich will es nicht versuchen, die Verzweiflung des Vaters zu schildern; er blieb Tag und Nacht an dem Bette Carolinens und betete zum ersten Male in seinem Leben zu Gott. Einige Tage darauf starb sie „an einer Krankheit, welche die ersten Aerzte in Paris nicht zu erklären vermochten.“ Wenn man Carl Vanloo glaubt, haben nur die Bücher seine Tochter umgebracht; welche Bücher es waren, weiß man nicht.

Der arme Maler konnte nach diesem schrecklichen Schlage, der ihn betroffen, das Glück nicht wieder finden; ein schwarzer Schleier umhüllte für immer sein Leben und seinen Ruhm. Der Dauphin, der ihn einige Jahre nach diesem Unglücke am Hofe sah, fragte ihn, warum er so traurig und betrübt sei. „Ich traure um meine Tochter,“ antwortete er und er wischte sich Thränen aus den Augen. In seinem Arbeitszimmer bewahrte er die Leinwand auf, auf welcher Caroline den Tod gezeichnet hatte.

Wie diese Leinwand in die Strasse St. Denis in die Auktion der Hinterlassenschaft einer ehemaligen Gouvernante der Familie von Lignerac gekommen ist? Der Graf von Caylus war der edele Freund des Malers Carl Vanloo und der Marquis von Lignerac der Jüngling des Grafen. Weiter weiß ich nichts über die Richtigkeit der Skizze, auf der man, wenn man genau hinsieht, unter dem Bilde des Liebesgottes noch immer die Spuren des Todes erkennt.

Ein anderer Maler, ein Zeitgenosse Vanloos, wohnte und liebte auch

in der Straße St. Denis; ich hätte sagen sollen, wohnte, liebte und trank, denn er trank übermäßig. Er war der naivste Geist seiner Zeit. Als er im Hospitale starb, sprach der Geistliche zu ihm von dem Glücke, in den Himmel zu kommen. „Freue Dich, mein Sohn, Du wirst Gott in alle Ewigkeit ins Angesicht schauen.“ — „Was, Herr Vater!“ entgegnete da der Sterbende; „immer gerade ins Gesicht? nie im Profil?“

Lantara, denn ihn meinen wir, paßte eigentlich nicht in seine Zeit; das Geräusch und die Pracht der Regierung Ludwigs XV. hatten den natürlichen Sohn des Waldes von Fontainebleau nicht bestochen. Er war geboren, frei und sorgenlos in der freien Natur zu leben, und da er in Paris leben mußte, suchte er sich selbst dadurch zu täuschen, daß er Landschaften malte. Er trank auch, um sich selbst zu täuschen; Wein brachte bei ihm fast die zauberischen Wirkungen und Träume hervor wie das Opium, und wenn auch seine Trunkenheit nicht so poetisch war, wie die Hoffmann's, so war sie doch wenigstens mild und heiter. Dieser merkwürdige Mensch lebte nicht bloß außerhalb seiner Zeit, man kann fast sagen, er lebte außerhalb seiner selbst; sein Körper war nur ein grober Lumpen und Lappen, mit welchem sein Geist sich umhüllte, weil er nichts Besseres hatte, aber zwischen dem Körper und dem Geiste, zwischen dem Gefängnisse und dem Gefangenen herrschte fast niemals Eintracht. Wie oftmals an einem Tage entfloß der Geist in den Wald und in die Berge, um sich an dem Dufte der Blumen zu erquickern, um sich am Gebüsch zu erfreuen mit dem Vogel, während der Körper auf seinem schlechten Lager liegen blieb oder sich faul, mürrisch und trostlos in die Schenke oder in das Stübchen einer Obsthändlerin schleppte. Der Geist kam trunken von Liebe und Duft in seine traurige Wohnung zurück, ohne selbst zu bemerken, daß Lantara sein Festkleid angezogen oder sich verirrt hatte, weil der der Sünderin Magdalena gefolgt war. Die schönste Liebe Lantara's war eine Obsthändlerin, die Jacqueline hieß, eine junge, frische, lustige Vicarderin. Sie sang von früh bis zum Abende und ihre volle Stimme schallte bis in das Stübchen des Malers hinauf; an den schönen Abenden öffnete er das Fenster, und sein Geist, der immer draußen herumschweifte, kehrte bei dem Gesange Jacquelinens zurück. Dann schloß er die Augen und glaubte auf dem Lande singen zu hören, so köstlich frisch war die Stimme. Jacqueline ihrer Seite bemerkte die Blicke Lantara's recht wohl, und wenn sie sah, daß er betrunken war, beklagte sie ihn aus Herzensgrunde. Mehr als einmal geschah es, daß der Maler die Treppe nicht hinauf gehen konnte und dann bei der mildherzigen Jacqueline unten zu ebener Erde



Lantara und die Obsthändlerin.

blieb. Lantara, der keine Familie mehr besaß, hatte zu gleicher Zeit eine Schwester und eine Geliebte gefunden; oftmals mußte er es ihr danken, daß er nicht hungerte- und verlassen auf seinem Lager lag. Wenn er nichts zu essen hatte, fand sie tausend liebenswürdige Gründe, um ihn zu bestimmen, daß er bei ihr aß; übrigens ließ er sich dazu nie lange bitten. In den Tagen gänzlicher Armuth ging er zur Essenszeit zu Jacquelines hinunter, und an der Art schon, wie er erschien, errieth sie, daß sie für ihn mit decken müsse, denn er sah seufzend nach dem Kamine. Sie war in Allem seine Vorsorge; wenn er kränkelte, pflegte sie ihn und wachte bei ihm; im Winter theilte sie ihr wenig Holz mit ihm, und der schönste Apfel in ihrem Laden, die prächtigste Pfirsich, die goldigste Traube war immer für ihn. Was Wunder also, daß Lantara sie liebte! Vielleicht wäre es ihrer zärtlichen Vorsorge gelungen, ihn für immer von dem Wirthshause fern zu halten, aber sie starb leider, ehe sie dieses gute Werk vollenden konnte. Lantara empfing durch

diesen ganz unerwarteten Tod eine schwere Wunde ins Herz; er stand nun wieder allein da und er wurde alt; er verlor den Muth und ging wieder, häufiger noch als sonst, in das Wirthshaus. Nur mit Mühe tröstete er sich; noch sechs Monate nach dem Unglücke seufzete und weinte er, wenn man mit ihm von Jacquelines sprach, er mochte betrunken sein oder nicht. Niemals wollte er eine sehr hübsche Landschaft verkaufen, die er in der glücklichen Zeit gemalt hatte, als Jacqueline gesungen. Eines Tages fragte ihn seine Nachbarin, eine vergessene Tänzerin, warum er so großen Werth auf diese Landschaft lege und von derselben sich nicht trennen wolle und er antwortete: „hören Sie denn nicht Jacquelines in dieser Landschaft singen?“

Goyon-le-Dour war einer der ältesten Maler Frankreichs und eröffnete seine Werkstatt in der Straße St. Denis; daher schreibt sich die Sackgasse der Maler.

Die Geschichte der Straße St. Denis erzählt nicht viel Merkwürdiges mehr; aber wenn man in der gleichnamigen Vorstadt hingehet, so findet man noch eine schöne geschichtliche Erinnerung: St. Lazarus. Es war dies anfangs ein Hospital für Aussätzige; die Könige von Frankreich empfingen hier den Schwur der Treue der Stände der Stadt und hier wurden, unter der Hut der Aussätzigen, die sterblichen Ueberreste der Könige und Königinnen Frankreichs niedergesetzt, um auf dem Wege nach St. Denis die Absolution der Geistlichen des Reiches zu erhalten, die durch den Erzbischof von Paris vertreten waren. Dieser Halt zu St. Lazarus war ein merkwürdiges Schauspiel, ein rührendes Symbol der christlichen Gleichheit, wie ein Geschichtschreiber sich ausdrückt. War aber diese christliche Gleichheit kein Spott? — Christliche Gleichheit — nach dem Tode! — So versteht man sie immer am Hofe. Der heilige Vincenz von Paula war Abt von St. Lazarus und starb da.

In der Schreckenszeit machte man aus St. Lazarus ein Gefängniß im Namen der Freiheit wie überall. Der Maler Robert wurde hier durch ein Versehen im Namen gerettet, aber Andr. Chenier und Roucher schrieben da ihre letzten Verse. St. Lazarus ist jetzt ein Asyl für die liederlichen Mädchen geworden. Der arme Heilige hat immer nur die Noth und die Schmerzen der Menschen gesehen. Es war nicht genug, daß er im Leben sich mit den Brocken begnügen mußte, die von dem Tische des Reiches fielen; er ist nach seinem Tode der Schutzpatron der Aussätzigen, der todtten Könige und der Freudenmädchen; aber André Chenier und Roucher haben bei ihm gelitten.



Die Siegesstraße.

(Rue de la victoire.)

Die Chaussée d'Antin, die stolze Tochter Ludwigs XV. und der Pariser Stadtbehörde, wurde am 4. December 1720 geboren.

In den ersten Jahren des achtzehnten Jahrhunderts war der ungeheure Raum zwischen der Straße der Vorstadt Montmartre und der Arcadenstraße, zwischen den Boulevards und den Barrièren, mit Sümpfen, Gärten, und kleinen Landhäusern bedeckt.

Die große Anzahl Diener, Fremder und Höflinge, welche während der Minderjährigkeit Ludwigs XV. nach Paris gezogen wurde, verschaffte dem Stadtrathe die Ermächtigung, jenen erwähnten großen Platz zu kaufen, um da einen neuen Stadttheil anzulegen; die Urkunde wurde vom Könige am 4. December 1720 unterzeichnet.

Die Galanterie, der Adel und die

Geldmänner bauten die ersten Häuser der Chaussée d'Antin; die sogenannten petites maisons entstanden wie durch einen Zauber Schlag für die Privatvergügungen der großen Herren, der Wüßlinge, der reichen Leute und der hübschen, etwas leichtfertigen und ziemlich öffentlichen Mädchen und Frauen.

Uebrigens bekam die große Chaussée d'Antin eine zahlreiche Nachkommenschaft; ihre ersten Töchter waren die Straßen Chanteraine und Rocher, dann folgten die Straße Provence, die Straße des Mathurins, die Straßen Joubert, St. Nicolaß, Caumartin und viele andere, die ihre Fenster dem Lichte öffneten vor, während oder nach der Regierung Ludwigs XVI.

Die berühmte Tänzerin Guimard baute 1772 in der Straße Chaussée d'Antin ein prachtvolles Haus, mit von dem Gold des Herrn von Soubise. Dieser wollte natürlich dem „Tempel Terpsichore's“ nahe sein, welchen er der Favorit-sultanin gegeben hatte. Er verlegte also seinen Harem in die Arcadenstraße und da starb 1787 der Marschall-Sultan.

Mademoiselle Guimard, die reizende Tänzerin, besaß so viel Geist, um in ihrem Hause eine reizende Schauspielerin zu sein. Der Schauspielsaal in ihrem Hause, den die Aristokratie des Hofes und der Stadt erfüllte, hallte oftmals von



Mademoiselle Guimard und ihre Anbeter.

dem Beifalle wieder, mit dem man die Künstlerin überschüttete, welche von den kleinen Meisterwerken Marivaux' sagte: es ist das Herz entschleiert durch den Geist.

Zu Ende des achtzehnten Jahrhunderts wurde das Haus der Mademoiselle Guimard in einer Lotterie ausgespielt und von einer vornehmen Dame gewonnen, die es später dem Bankier Perregaux für die Kleinigkeit von einer halben Million Francs abtrat. Das Loterielos hatte die Gräfin Dulau mit 120 Livres bezahlt. Die Tochter des Bankiers verheirathete sich in dem Hause der Mademoiselle Guimard mit dem General Marmont, und Jacob Laffitte begann da seine glänzende, ehrenvolle Laufbahn. Der künftige Marschall und Herzog von Ragusa hatte in dem Commis, in dem Compagnon seines Schwiegervaters gewiß den Staatsmann, den Deputirten, den Minister nicht errathen, der ihn im Jahre 1830, mit der Charte in der Hand, bestegen sollte.

Das prachtvolle Haus, das jetzt Nr. 7. in der Straße der Chaussée d'Antin ist, wurde zu verschiedenen Zeiten von zwei schönen Modedamen bewohnt, von Madame Récamier und der Gräfin Leson.

Die Cité d'Antin wurde auf den Ruinen des Palastes der Frau von Montesson erbaut. Diese Dame besaß viel Geist, viel Talent und große Herzensgüte; deshalb verdiente sie die Ehre, welche ihr Ludwig XVI. erwies, als er ihr erlaubte, einen Fürsten zu heirathen, der kein geringerer war als ein Herzog von Orleans.

In den ersten Jahren des Kaiserreichs gehörte der Palast Montesson dem berühmten Lieferanten Duvrard; im Jahre 1810 befand sich darin die österreichische Gesandtschaft, aber die Vermählung Napoleons mit Maria Louise kam dem österreichischen Gesandten theuer zu stehen, denn bei dem glänzenden Feste, das er dem Kaiser und der Kaiserin gab, sah er die Fürstin von Schwarzenberg in den Flammen umkommen, die den Ballsaal erfaßt hatten.

Der berühmte Lamoignon-Malesherbes wohnte in der Märtyrerstraße; die tragische Künstlerin Dumesnil in der Rue Blanche; die Brüder Ruggieri verfertigten ihre Feuerwerksstücke in der Straße St. Lazarus; ein Bischof, Herr von Talleyrand, vermählte sich 1797 in einem kleinen Hause der Straße Laitbout und Talma, Horace Vernet, Mademoiselle Mars und Mademoiselle Duchesnois waren in der hübschen Straße Tour des Dames heimisch.

Fast in allen Straßen der Chaussée d'Antin begann die Galanterie das Leben; nach der Guimard, welche den Fürsten von Soubise ruinirte, finden wir die Duthé, die dem Grafen von Artois schweres Geld kostete, und die Dervieux, die

geschworen hatte, Niemanden zu ruiniren, indem sie sich vornahm, Liebesgaben von Allen zu empfangen. Im Jahre 1770 gehörten die beiden schönsten Paläste in der Straße Chanteraine zwei hübschen Frauen galanten Andenkens.

Diese zuletzt erwähnte Straße debutirte in ihrem öffentlichen Verkehre mit der großen Pariser Welt auf bewundernswürdige Weise, denn sie erlangte unter der Regierung Ludwigs XVI. die außerordentliche Gunst, zwei berühmte Personen, zwei fremde Reisende aufzunehmen, denen man mit Unrecht gleiche Strafe, nämlich die Verachtung, zuerkennen würde, die der Lüge und der Charlatanerie gebührt. Der eine dieser Männer hieß Mesmer, der andere war Cagliostro.

Ein ehemaliger Advocat beim Parlemeute von Paris, ein ehemaliger Minister der Restauration, ein geistreicher Beobachter und feiner Gesichtschreiber, der Graf Beugnot, spricht sich in seinen ungedruckten Denkwürdigkeiten über den Charlatan Cagliostro folgendermaßen aus.

„Er schien für die Rolle des Signor Tullipano in der italienischen Comödie geschaffen zu sein; er war von mittlerer Größe, ziemlich beleibt und hatte einen bräunlichen Teint, einen sehr kurzen Hals, ein rundes Gesicht mit zwei großen, weit vorstehenden Augen und einer offenen, aufgeschlüpften Nase. Er trug kurze, rothe Beinkleider, einen Degen in dem Schooße des Fracks und einen bordirten Hut mit einer weißen Feder.

„Eines der Wunder Cagliostro's bestand darin, daß er in Paris ein Ereigniß anzeigte, das eben in dem Augenblicke in Wien, in Peking oder in London sich zutrug; aber er bedurfte dazu eines Apparates, der in einer Glasfugel voll reinen Wassers bestand, die er auf einen Tisch legte. Auf diesem Tische lag ein schwarzer Teppich mit den roth eingestickten cabbalistischen Zeichen der Rosenkreuzer des höchsten Grades. War dieser Apparat vorgerichtet, so mußte vor dieser Glasfugel eine Seherin, d. h. eine junge Person niederknien, welche die Ereignisse sah, die eben in der Welt geschahen und dieselben der Gesellschaft erzählte; aber eine solche Seherin war schwer zu finden, weil sie mehr als eine Bedingung zu erfüllen hatte; sie mußte nämlich so rein wie ein Engel und unter einer bestimmten Constellation geboren sein, zarte Nerven, eine bedeutende Empfindlichkeit und — blaue Augen haben.

„War die junge Unschuldige oder die Sehende niedergekniet und hatte sie die Augen fest auf die mit Wasser gefüllte Glasfugel geheftet, so begann die Beschwörung. Der Beschwörer berief die Geister durch eine Verbindung von cabbalistischen Zeichen und Worten, und forderte sie auf, sich in die Fugel zu be-



Cagliostro und eines seiner Wunder.

„geben und da die unbekanntenen vergangenen Ereignisse so wie die zukünftigen
 „darzustellen, welche man zu wissen verlangte . . . Dieses Spiel schien aber den
 „Geistern ganz und gar nicht angenehm zu sein; bisweilen vergoß der Beschwörer
 „blutigen Schweiß, um ihren Widerstand zu besiegen, und es gelang ihm doch
 „nicht; wenn dagegen die Geister nachgaben, so fuhren sie bunt unter einander
 „in die Wasserfugel; das Wasser bewegte und trübte sich; die Seherin bekam
 „Zuckungen und rief, sie sähe oder sie würde sogleich sehen und verlangte laut,
 „daß man ihr beistehe . . . Sie sank nieder und wälzte sich an der Erde; man
 „hob sie auf, man hielt sie vor der Kugel trotz ihrem Bittern fest; der Beschwörer
 „ließ sie so wohlfeilen Kaufes nicht los; sie mußte erst die Personen der Scene
 „erkennen, die man sehen wollte, sie mußte den Anzug beschreiben, den sie trugen,
 „die Geberden, die sie machten, und endlich die Worte wiederholen, die sie
 „sprachen. Man erlangte Alles dies mit viel Geduld unter ihrem Drehen und
 „Winden, unter Zähneklappern und so starken Krämpfen, daß die Seherin nach
 „dem Ende der Sitzung halbtodt in ihr Bett getragen werden mußte.“

Einige dieser Wunderscenen, von denen der Graf Beugnot spricht, kamen

in der Straße Chantereine ungefähr zu der Zeit vor, als die Frau von Deffaud zu ihren Freunden sagte: „unsere Leute können in drei Classen eingetheilt werden, in Betrüger, Betrogene und Schreier (trompeurs, trompés et trompettes).“

Die Glaskugel Cagliostro's und das magnetische Baquet Mesmers werden nur durch die Hand des Magnetiseurs getrennt.

Einige Monate vor seiner triumphirenden Erscheinung in Paris war Mesmer ein unbedeutender junger Mensch in Wien mit gewaltig aufgeregter Phantaste, ein armer Kranker, wie später seine Feinde sagten, der das ganze Jahr hindurch das Fieber hatte.

Dieser Arzt von Wien war weder ein Zauberer, noch ein Narr, noch ein Glender; das Haupt der berühmten Gesellschaft „Harmonie“ war vielmehr ein gelehrter Arzt, ein kühner Theoretiker. Mesmer wollte mit aller Gewalt in einem geheimen Einflusse ein gemeinsames Fluidum, eine Universalkraft entdecken, die er den *theriischen Magnetismus* nannte.

Der ersten Jugend Mesmers fehlt es weder an Reiz noch an Interesse; er beschäftigte sich damals mit zahlreichen wissenschaftlichen Arbeiten und Versuchen und stützte sich dabei auf die Erfahrungen des Astronomen Maximilian Stolle. Er erlangte den Doctorgrad, und in seiner Inauguraldissertation suchte er zum ersten Male die Hypothese eines Fluidums annehmbar zu machen, das für ihn anfangs die Electricität und später das magnetische Fluidum war. In kurzer Zeit wurde der junge Doctor ein inspirirter Arzt, ein gelehrter Illuminat, ein unermüdlicher Magnetiseur; man schrieb ihm Wundercuren zu, und die Aerzte, seine Kollegen, die es müde waren, seine unfehlbaren Heilmittel rühmen zu hören, bekämpften ihn als Betrüger, der die Arzneikunst entehre. So galt Mesmer in Wien keinesweges für einen großen Arzt, sondern für einen Empiriker oder Unsinningen, für einen Narren oder Charlatan.

Die Verfolgung aber steigerte, wie das von jeher so gewesen ist, den Glauben an ihn; eine Magnetismusscene vor einer zahlreichen Gesellschaft, die Mesmer vielleicht geschickt vorbereitet hatte, gab seinem Namen und Ansehen plötzlich einen zweideutigen Glanz. Er wanderte eines Abends im Prater umher und vergaß für einige Stunden, was ihn sonst gewöhnlich beschäftigte . . . Seine Ungebuld war leicht zu erkennen; er stampfte zornig mit dem Fuße, blieb stehen, sah fragend die Gruppen der Promenirenden an und ging dann, wie es schien, in großer Aufregung hin und her. So glich er einem Liebenden, der in dem schrecklichen Fegefeuer des Wartens auf eine schöne Geliebte leidet.

Ja, Mesmer war verliebt, verliebt in eine vornehme Dame. Er hatte nie mit ihr gesprochen, aber er sah sie jeden Tag, wenn auch nur von weitem und auf einen Augenblick; er suchte sie jetzt im Prater.

Schon kehrte er verdrießlich, mißmuthig und betrübt nach der Stadt zurück, als er ein junges, schönes, aber armes, kränkliches Mädchen erblickte. Er sah sie stier an und das Mädchen, das ebenfalls unbeweglich stehen blieb, schlug die Augen nieder. Da leuchtete plötzlich ein Gedanke in dem Geiste des Doctors auf; die Göttin der geheimen Wissenschaft hatte zu ihm gesprochen und Mesmer trat rasch auf den Dreifuß des Orakels, mit andern Worten, er näherte sich dem jungen Mädchen, reichte ihr sanft die Hand und sagte:

„Sie können mir einen großen Dienst erweisen, der Ihr Zartgefühl und Ihre Ehre nicht verletzen wird. Sie scheinen arm zu sein und ich bin reich, — im Vergleich wenigstens; Sie scheinen krank zu sein und ich bin Arzt; thun Sie, was ich wünsche, und ich werde Ihnen durch mein Vermögen, meinen Rath und mein Talent beistehen.“

„Was soll ich thun?“ fragte das Mädchen zitternd.

„Setzen Sie sich hierher auf diese Steinbank und sehen Sie mich an.“

Das Mädchen setzte sich und begann Mesmer anzusehen, der vor ihr stand und sein Auge von ihr nicht abwendete; dann strich er, in der Entfernung, über die Stirn, das Gesicht, die Brust und die Arme der Kranken, bald ruhig und gleichmäßig, bald rasch und ruckweise. Die Augen des Mädchens schlossen und öffneten sich oftmals im Kampfe gegen den Zauber, der sie beherrschte; nach einigen Minuten änderte sich der Gesichtsausdruck des Mädchens auf ganz seltsame Weise; sie litt ohne Zweifel Schmerz, denn sie seufzte zu verschiedenen Malen tief auf und vergoß Thränen, die sich endlich in der Freude eines Lächelns verloren. Zuletzt ließ sie plötzlich den Kopf rückwärts sinken und schlief ein.

Sie war in den magnetischen Schlaf verfallen, in den Somnambulismus.

Aber das war nicht Alles; für Mesmer war der Somnambulismus nur unter der Bedingung eine kostbare Erscheinung, daß er in der Somnambule andere Erscheinungen und Wunder hervorbringe, das Hellsehen, die Extase.

„Woran denken Sie?“ fragte Mesmer das schlafende Mädchen.

„Ich denke,“ antwortete sie zögernd, „an Ihre Verlegenheit heute Abend.“

„Sie wissen, daß ich in dem Prater etwas gesucht habe?“

„Ich weiß, daß Sie Jemanden gesucht haben . . .“

„Können Sie mir sagen, wo er in diesem Augenblicke ist?“

„Ich will Ihnen sagen, wo sie ist . . .“

„Nun, wo ist sie?“

„Warten Sie! — Nein, nein . . . ich kann nicht . . . ich sehe es nicht . . .“

„Sehen Sie sich nur um, in der Nähe, in der Ferne, überall; ich muß wissen, wo diese Dame ist.“

„Ach!“ rief die Somnambule aus; „ich habe sie gesehen; sie ist im kaiserlichen Theater . . .“

Ein langes Gemurmel der Ueberraschung, des Unglaubens und der Bewunderung erhob sich in der großen Anzahl von Spazierengehenden, die sich um das Daar her gesammelt und die Mesmer scheinbar bis dahin nicht bemerkt hatte.

Der Magnetiseur weckte das Mädchen, drückte ihr einige Geldstücke in die Hand und ging schnell in das Theater, wo er ungestört die schöne Dame seines Herzens betrachten konnte.

Kurze Zeit nach dieser Magnetisirszene, welche der Zufall öffentlich gemacht hatte, nahm Mesmer sich vor, nach Frankreich zu gehen, um da sein Glück zu machen.

Er durchschauete Paris vollkommen, erbachte wunderbare Frivolitäten, wendete sich abwechselnd an den Müßiggang, an die Angst, an die Neugierde, die Vorurtheile und die Mode und gedachte eine neue Wissenschaft zu begründen.

Die letzten Worte Mesmers gleichen denen eines Charlatans nicht. Im Jahre 1815, als er in der Schweiz im Sterben lag, wollte er seinen Schülern und seinen Anhängern die künftigen Geschicke des Mesmerismus noch einmal empfehlen. „Freunde,“ rief er mit begeisterter Stimme aus, „wie Gott schafft die Liebe, ohne das Geheimniß des Lebens zu errathen. Man muß an den Magnetismus glauben, ohne ihn ergründet zu haben, wie man an die Schöpfung und an den Tod glaubt, ohne sie erklärt zu haben.“

Im Jahre 1796 hatte die Straße Chanteraine das Talent, sich die Vorliebe der französischen Revolution zu erwerben; dem Directorium gefiel ihre kokette Sprache, ihr Schmuck und ihr schönes Betragen. Barras wollte etwas für sein Privatvergnügen thun und gab der Straße ein hübsches Theater, welches das „olympische Theater“ genannt wurde und alle Incroyables und alle Merveilleuxes, die Stutzer und Stutzerinnen jener galanten Zeit, anlockte, die man nicht mit Unrecht die Regentenschaft der Revolution genannt hat.

Madame Tallien, die in der Straße Gerutti wohnte, fand sich mehrmals zu

den Vorstellungen in dem olympischen Theater ein. Eines Abends zeigte sie sich in ihrer Loge sogar in dem etwas negligéartigen Anzuge der berühmten *Aspasia*. Am nächsten Tage erblickte man Madame Recamier, die auch eine Modedame war, in dem allerleichtesten Negligé-Anzuge der berühmten *Lais*. Die Anwesenden applaudirten *Lais* und *Aspasia*, wie es die geistreichen Atheniensier von Paris nicht anders thun konnten.

Zur Zeit der Siege des italienischen Feldzuges wagte sich auch Josephine in das olympische Theater, und bei ihrem Anblicke erhoben sich die Republikaner des Parterre, um laut zu rufen: „es lebe Bonaparte!“ Alle vergaßen die Vorstellung, um nur an Montenotte, an Millesimo, an Cremona und Mondovi, die heroischen Dramen zu denken, in denen der Gatte Josephinens der Hauptheld war.

Madame Josephine Bonaparte war eine der liebenswürdigsten, geistreichsten und ausgezeichnetsten Bewohnerinnen der Straße Chantereine. Sie bewohnte in derselben ein allerliebste Haus, das früher der Julie Carreau, der ersten Frau Talma's, gehört hatte. Talma und Bonaparte, der große Künstler, der im Theater herrschen sollte, und der große Feldherr, welchem die Herrschaft über einen großen Theil der Welt bestimmt war, hatten in diesem niedlichen Häuschen ihre Hochzeit gefeiert, der eine 1791, der andere 1796.

Am 5. December 1797 kam Napoleon Bonaparte in seinem Hause in der Straße Chantereine an, und von diesem Augenblicke an erschienen in ihr Deputationen und berühmte Personen aller Art in Menge. Eines Tages klopfte das Directorium, umgeben von einem glänzenden Gefolge, an der bescheidenen Thüre des Generals Bonaparte an, damit er einem glänzenden Feste beizuhöhe, das die Republik dem Befreier Italiens, dem Pacificator des Continents geben wollte. Dieses Fest fand am 10. December in dem großen Hofe des Luxembourg statt, und Bonaparte empfing an diesem feierlichen Tage die Umarmungen Barras' und die Schmeichelreden Talleyrands.

Die Minister, die Präsidenten der beiden gesetzgebenden Rathöverfassungen, das diplomatische Corps, die Civil- und Militairbehörden zogen nach einander in der Straße Chantereine hin, um zu den Füßen Bonaparte's offizielle Adressen, Lobeserhebungen, Verse und Prosa, Einladungen zu Diners, Soupers und Bällen niederzulegen. Am 28. December erblickte sie einen Zug berühmter Gelehrten, die dem General Bonaparte seine Ernennung zum Mitgliede des Institutes an die Stelle Carnots melden wollten. Bei einem solchen Anblicke wurde die Straße Chantereine stolz und eitel und sie wollte auch etwas für einen Helden,

für einen großen Mann thun, der sie unsterblich machen sollte. Sie suchte öffentlich bei der Stadtbehörde um die Erlaubniß nach, ihren Namen ändern zu dürfen und erhielt die Günst, den glorreichen Namen „Siegesstraße“ führen zu dürfen.

Bonaparte wohnte bis zum Tage seiner Abreise nach Aegypten bescheiden in seinem kleinen Hause, das für den jungen General ein ruhiges, stilles Asyl war, in welchem er gewöhnlich nur auserwählte Besucher annahm, welche er seine Freunde nannte: Monge, Bertholet, Laplace, Lagrange, Berthier, Lefebvre, Cafarelli, Bourrienne, Bernardin de St. Pierre, Chénier, Daunou, Arnault, Talma und David. Unter solchen Personen konnte er, fern von der Welt, die Füße aufgestemmt, den Kopf leicht an die Achsel Josephinens gelehnt, gemächlich von Wissenschaft, Krieg, Verwaltung, Politik, schönen Künsten, Literatur, Theater und Poesie sprechen. Der General Bonaparte, Mitglied des Institutes, empfing hier auch den Besuch eines zwanzigjährigen Ingenieurs, der ihm eine Abhandlung über die Mittel übergab, Gewölbe unter einem Flußbette zu bauen. Dieser junge Mann hieß Brunel, der vierzig Jahre später die merkwürdige Theorie seiner Abhandlung in dem berühmten Tunnel unter der Themse bei London verwirklichen sollte.

Am 4. Mai 1798 verlor die Straße Chanteraine, oder die Siegesstraße, Bonaparte von neuem. Der Obergeneral der Expedition von Aegypten verließ Paris, um sich nach Toulon zu begeben, wo ihn 36,000 Mann geprüfter Truppen, 10,000 Matrosen, 400 Transportfahrzeuge und 72 Kriegsschiffe erwarteten. Das Admiralschiff, der „Orient,“ auf welchem sich Brueyes und Bonaparte befanden, ging am 19. Mai unter Segel, und die fabelhaften Heldenthaten der Soldaten der Republik sollten von neuem beginnen. Am 10. Juni fiel es Napoleon ein, im Vorbeifahren Malta zu nehmen; am 1. Juli stieg er an der Küste Aegyptens an's Land, bemächtigte sich Alexandriens und rückte gegen Cairo; am 21. gewann er die Schlacht an den Pyramiden, von denen vierzig Jahrhunderte auf ihn und sein Heer herab sahen; am 25. Juni 1799 vernichtete er die Feinde in der Ebene von Abukir und am 16. October war er wieder in Paris in seinem Häuschen in der Siegesstraße, wo er die Scenirung des 18. Brumaire entwarf.

Am Morgen dieses Tages holten Fouché, Sieyès, Talleyrand und Moreau die letzten Befehle und Instructionen des Generals Bonaparte. Um zehn Uhr ritten bewaffnete Reiter, welche Sebastiani, Lannes, Berthier, Murat und Lefebvre hießen, in der Siegesstraße hin und riefen laut: „die Advocaten müssen in den Fluß geworfen werden.“ Bald wurde geräuschvoll ein Thor geöffnet;

Bonaparte erschien in Generaluniform auf einem prächtigen arabischen Pferde und begrüßte mit einer Handbewegung die Herumgehenden und die Reiter, welche seine Freunde und Mitschuldigen waren; er stellte sich muthig an ihre Spitze, blühte abwechselnd auf zwei Pistolen, die er im Gürtel trug, und auf einen türkischen Säbel, der an einer dünnen seidenen Schnur an seiner Seite hing. Endlich gab er das Zeichen zum Aufbruche und die kleine Schar Ehrgeiziger machte sich auf den Weg zu dem schweren Feldzuge von Saint Cloud.

Am 18. Brumaire verlor die Siegesstraße den großen Mann auf immer, der sie durch die glorreiche Erinnerung an seine ersten Siege geehrt hatte. Als sie ihn mit seiner neuen Macht zuerst den Luxembourg und später das Schloß der Tuileries beziehen sah, dachte sie nicht daran, dem ehrgeizigen Soldaten zu grüßen, der sie so unerwartet verlassen hatte. Bei jeder Schlacht des Consulats und des Kaiserreiches riß die Siegesstraße alle ihre Fenster auf, um die Stimme der öffentlichen Ausrufer besser zu hören, welche die Heldenthaten Bonaparte's und Napoleon's verkündeten. Noch mehr, — an einem Tage im Juni des Jahres 1815 versuchte die Siegesstraße, treu dem Ruhme des Kaisers und des Kaiserreiches, vor der Nacht einzuschlafen, um bis zum andern Morgen wenigstens an der Niederlage von Waterloo noch zweifeln zu können.

Im Jahre 1816 nahmen die Straßen Montblanc und Gerutti, wie die Siegesstraße wohl oder übel ihre früheren Namen wieder an: Straße Chaussée d'Antin, Straße Artois und Straße Chanteraine, denn Verräther, Fremde und eine Restauration waren hindurch gezogen.

Nach dem Tode des Marschalls Ney zog sich die Familie des berühmten und unglücklichen Soldaten des Kaisers in ein Haus in der Straße Chanteraine zurück, wo sie ihr großes Unglück beweinte und auf bessere Zeiten hoffte. Die Familie des Marschalls war arm. Im Jahre 1826 sah deshalb die Straße Chanteraine mit Freuden den jungen Fürsten von der Moskwa, den Sohn des Marschalls, Arm in Arm mit einem braven Manne, mit einem reichen Bankier von Paris, mit einem beliebten Bürger hingehen. Der Fürst von der Moskwa sollte die Hand der Tochter Jacob Lafitte's erhalten, und diesmal diente das Geld zu etwas Edlem, es kam dem Ruhme zu Hilfe.

Die Heirath machte großes Aufsehen am Hofe und in der Stadt. Das Volk spielte in der Straße Chanteraine und in der Straße Artois die Rolle der liberalen Opposition, indem es Loblieder auf einen jungen Mann und ein junges Mädchen sang, die vermählt wurden; ein solches Lob war sehr einfach und sehr natür-

lich, denn das Volk nimmt Antheil an Allem, was jung, was schön, brav und berühmt ist. Ja, — aber der junge Mann war der Sohn eines Marschalls des Kaiserreiches, den die Restauration getödtet hatte; das junge Mädchen war die Erbin, die Tochter eines edeln Emporkömmlings, eines Freundes Manuela's, Casimir Periers und des Generals Foy, eines der beliebtesten Acteurs in der berühmten Comödie der funfzehn Jahre, welche eine revolutionäre Entwicklung verhieß; die Verbindung des Fürsten von der Moskwa mit der Tochter Jacob Lafitte's mußte die gekrönten Herren und die aristokratischen Gäste des Pavillon Marfan erschrecken.

Eben haben wir den General Foy genannt. Sein Leben und sein Tod sind der Geschichte der Straße Chanteraine ebenfalls nicht ganz fremd. Der berühmte Redner wohnte in der Straße der Chaussée d'Antin in dem Hause No. 62, das die Ecke der Siegesstraße bildet. Da starb er auch am 28. Novbr. 1825. Am andern Tage erwähnte ein Journal, welches die Fahne der liberalen Opposition am höchsten trug, mit wenigen Worten, wie es einem aufrichtigen Schmerze ziemte, „daß ganz Frankreich Trauer anlege; es hat einen großen Bürger verloren, der General Foy ist gestorben.“

Am demselben Tage wagte ein öffentliches Blatt, das royalistischer war als der König, die Worte drucken zu lassen: „der General Foy ist todt; Benjamin Constant liegt im Sterben.“

Das Begräbniß fand am 30. Novbr. statt; über hunderttausend Personen, Studenten, Frauen, Greise, Kinder drängten sich in den Straßen Chanteraine und Chaussée d'Antin, um den Sarg des patriotischen Bürgers zu begrüßen.

Am Morgen dieses großen Trauertages blieben alle Läden in dem vierten Arrondissement geschlossen, welches die Ehre gehabt hatte, den General Foy zum Mitgliede der Deputirtenkammer zu ernennen; die Kaufleute von Paris hatten 1824, 1774 und 1715 eine solche Huldigung erlauchter Verstorbener, Majestäten nicht erwiesen, welche Ludwig XVIII., Ludwig XV. und Ludwig XIV. hießen. Um 1 Uhr setzte sich der Zug in Bewegung; das Wetter war fürchterlich; es regnete in Strömen, und eine arme Frau, die an der Schwelle des Sterbehauses betete, sagte: „es regnet heiße Thränen.“

Von der Kirche aus stritten Studenten, alte Soldaten, Arbeitsleute ic. um die Ehre, die sterblichen Ueberreste des Generals Foy bis zu dem Gottesacker zu tragen. Es war schon Nacht; der ungeheure, unabsehbare Zug, der ausfiel, als folge das ganze Vaterland einem großen Manne nach, kam bei Fackelschein auf den

Friedhof. Gastmir Perier und Andere hielten Reden. Benjamin Constant, der die eigentliche Grabrede seines Freundes halten wollte, hatte die Kraft nicht, ihm ein letztes Lebewohl zu sagen; Rober Collard wurde halb ohnmächtig an dem Grabe, und ein junges Mädchen, Delphine Gay (jetzt Frau von Girardin) dichtete den bekannten Grabgesang:

Pleurez, Français, pleurez; la patrie est en deuil!
 Pleurez le défenseur que la mort vous enlève;
 Et vous, nobles guerriers, sur un muet cercueil
 Disputez-vous l'honneur de déposer son glaive!
 Vous ne l'entendrez plus, l'orateur redouté,
 Dont l'injure jamais ne souilla l'éloquence,
 Celui qui, de nos rois respectant la puissance,
 En fidèle sujet parla de liberté etc.

Nachdem das liberale Frankreich einen großen Bürger beweint hatte, vergaß es die junge Familie desselben nicht; es adoptirte die Kinder des Generals Foy.

Der Stadttheil der Chauffée d'Antin rühmt sich, das feierliche Leichenbegängniß der beiden größten Volkstribunen gesehen zu haben, Mirabeau's und des Generals Foy. Der Erste starb unter der Regierung Ludwigs XVI. und nahm die Trauer um eine Monarchie mit sich, der Zweite starb unter Karl X. und sah den Sturz eines Königthums voraus.

Einige Monate nach dem Tode Napoleons bewohnte der General Berthier, als er nach Paris zurückgekommen war, das ehemalige Haus Talma's, Bonaparte's und Josephinens, und die Straße Chantereine, die noch mit Stolz des jungen Eroberers Italiens gedachte, begrüßte den edeln Vertrauten, den aufopfernden Gefährten, den treuen Freund, der den letzten Seufzer des großen Kaisers empfangen hatte. Jetzt wohnt in diesem Hause Jacques Coste; der Garten dieses historischen Gebäudes ist davon abgetrennt worden.

Es gehörte nicht weniger, als die Revolution von 1830 dazu, um der Straße Chantereine den glorreichen Namen der „Siegesstraße“ wieder zu geben, während die Straße Artois von den drei Tagen den Volksnamen Straße La ffitte erhielt.

Das olympische ehemalige Theater in der Straße Chantereine ist längst schon in eine Badeanstalt verwandelt worden, aber eine Art Theater hat die Straße noch immer, das Theater Chantereine, wo meist hübsche Schauspielerinnen auftreten, die ihre Kunst mehr im Leben, als auf der Bühne geltend machen.

Einen bekannten Namen noch finden wir in der Siegesstraße, die Piano-
fortefabrik des Herrn Herz in einem der schönsten Paläste, wo man Tag und
Nacht Musik hört und wohin alle Virtuosen der Welt zuerst eilen, die nach Paris
kommen.



Ankleidezimmer im Theater Chantierine.



Straße St. André des Arts.

In der Stille der Nächte, auf den leeren Plätzen der großen Städte sollte der Geschichtschreiber und Philosoph die Erinnerung an die vergangenen Zeiten erwecken und die Wahrheiten der Geschichte ebenso mit dem Herzen als mit dem Geiste studiren.

In den Stunden, in welchen Dunkel und Stille herrscht, kann die Phantasie, die nicht mehr durch die Sinne zerstreut wird und nur die Unterstützung des Gedächtnisses findet, die Dinge wieder aufbauen, welche unter der Hand der Zeit und des Menschen verschwunden sind. Kaum aber dürfte es einen Schauplatz geben, der geeigneter wäre, solche Eindrücke zu erregen, als der alte Pariser Boden, der seit Jahrhunderten unablässig durch alle menschlichen Leidenschaften zerarbeitet worden ist. Von wie vielen Verbrechen und Tugenden, traurigen und wunderbaren

Geschichten liegt die Erinnerung in dem Staube vergraben, den so viele Ruinen aufgehäuft haben! Am Tage wandert man oftmals gleichgiltig durch eine der Straßen von Paris, die durch ihr allgewöhnliches Aussehen dem Geiste gar nichts zu sagen, nicht einmal die Neugierde der Augen fesseln zu können scheinen. Eine solche ist die Straße St. André des Arts, die sich mit ihren Endpunkten an die alte und die neue Stadt anschließt, aber weder die malerische Originalität der ersten, noch die reiche und aristokratische Koketterie der letztern besitzt. Betritt man sie aber in einer späten Nachtstunde, so scheinen die Gegenstände um den Wanderer umher ein neues Leben zu erhalten, und Erinnerungen steigen auf allen Seiten auf.

Die Entstehung der Straße St. André des Arts soll sich in den fernsten Zeiten der Monarchie verlieren, da sie, wie Felibien sagt, unter dem dritten Königsgeeschlechte auf dem Raume angelegt wurde, welcher Laas oder Lias hieß. Auch soll sie im Anfange diesen Namen geführt haben, der nur eine Verdrehung der Worte Li arx, die Burg oder Feste, wäre, aus denen man später ars, arces gemacht hätte, daß man jetzt fälschlich arts schreibe. Sei dem nun, wie ihm wolle, die eigentliche Existenz der Straße als Theil von Paris schreibt sich gewiß erst aus der Regierung Philipp Augusts her. Eine noch größere Wichtigkeit erhielt sie, als die Pfarrkirche von St. André des Arts erbaut wurde, deren Bau 1210 begann, die 1790 aufgehoben wurde und einer der Schauplätze war, auf welchen man die seltenen Feste der Vernunft und der Freiheit feierte. Später wurde sie ganz abgetragen.

In der Straße St. André des Arts begann der erste Act des blutigen Drama's, welches die Krone Frankreichs in die Hände Fremder brachte. Der Wahnsinn des Königs Karl VI. hatte das Land allen ehrgeizigen Bestrebungen der Großen des Reiches überliefert, und aus denselben entstanden Verbrechen ohne Zahl. Zwei Factionen besonders erhoben sich und bedroheten das Glück Frankreichs, die Factionen Burgund und Armagnac, die das Volk zerrissen, indem sie sich unter einander bekämpften. Es war aber dem hohen Adel noch nicht genug, Tod und Verderben im Lande zu verbreiten und überall Unordnungen zu erregen; er vergaß seine Pflicht sogar soweit, daß er das Ausland in seinen Streitigkeiten zu Hilfe rief. Die ersten Lehnssträger des Landes verließen schamlos die Fahne des Vaterlandes in der Schlacht von Azincourt, und selbst die Prinzen von Geblüt unterhandelten mit dem Könige von England.

Schon hatte man gesehen, wie der fluchwürdige Ehrgeiz der Großen während der Minderjährigkeit des heiligen Ludwig sich auf England stützte, um den jungen König anzugreifen und wie sie unter Johann dem Gutmüthigen sich mit jenem Lande verbanden, um Paris gegen den Dauphin zum Aufstande zu bringen; jetzt trieben sie es soweit, daß der unglückliche Karl VI. seinen Sohn des Thrones für unwürdig erklärte, und der Vertrag von Troyes den Fremden zum Regenten und Erben der Krone Frankreichs ernannte. Der Sieg der burgundischen Partei über die Armagnacs führte definitiv dieses traurige Resultat herbei. Die ganze Schuld fällt auf den Herzog von Burgund und dessen Mitschuldige Isabella von Baiern. Troy den Verbrechen des Connetable Bernard von Armagnac hätte ihm die Geschichte verzeihen können, denn er starb von der Hand derer, welche sich nicht geschämt hatten, das Reich zu verkaufen.

Der Sieg der Burgunder, das Vorspiel der englischen Invasion, erfolgte in der Nacht vom 28. zum 29. Mai 1408. Der Herr von Isle-Adam, der auf die Unterstützung des Böbels, namentlich auf die Mörder im Dienste des Herzogs von Burgund, rechnete, erschien mit achthundert Mann unter den Mauern von Paris. Das Thor wurde ihm von Perrinet Leclerc geöffnet, der die Schlüssel unter dem Kopfstücken seines Vaters weggenommen hatte.

Im Dunkel der Nacht zog die Schaar Isle-Adams still in der Straße St. André des Arts hin, erreichte die Brücke und gelangte zu dem Châtelet-Platz, wo bereits zwölfhundert Aufständische warteten. Vereint zogen sie von da lärmend nach dem Hôtel St. Paul, sprachen mit dem Könige und vermochten den Berrückten, zu Pferde zu steigen und sich an ihre Spitze zu stellen. Mehrere Tage lang herrschten Schrecken und Blutvergießen in Paris. Am 12. Juni hatte die Wuth sich noch immer nicht gelegt; die Gefängnisse wurden erbrochen und die angesehensten Bürger, zwei Erzbischöfe und sechs Bischöfe, mehrere Präsidenten und Räte erschlagen und von den Thürmen der Conciergerie und des Châtelet herabgestürzt.

Manche Schriftsteller haben behauptet, die Pariser Bürgerschaft habe sich, im Unwillen über die Ausschweifungen der Truppen des Connetable von Armagnac in der Stadt und der Umgegend, einmüthig dem Herzoge von Burgund in die Arme geworfen; aber wir glauben es nicht, daß der rechtliche, gesunde Theil der Bevölkerung mit dem Henker des Landes und den Clenden, die unter seinem Befehle standen, einen Vertrag eingehen konnte; es ist weit wahrscheinlicher, daß die

Bürger der andern Partei anhängen. Diese Partei zählte zu den Ihrigen den Dauphin von Frankreich, der ein Gegner der fremden Usurpation war, die achtbarsten Mitglieder der Geistlichkeit und des Parlamentes, so wie alle braven und rechtlichen Ritter, die, wie Tanneguy-Duchâtel, so ausdauernd der Fahne Karls VII. folgten und muthig ihre Schwerter in die Wagtschale warfen, in welcher das Geschick des Landes gewogen wurde. Wenn es wahr ist, was Dulaure nach einem sogenannten Augenzeugen berichtet, daß am 30. Mai 1418 „Leute von jedem Stande, zweimalhunderttausend an der Zahl, die Kinder ungerechnet,“ als Erkennungszeichen das Andreaskreuz, das Wappen des Herzogs von Burgund, trugen, so läßt sich diese Demonstration recht wohl dem Schrecken zuschreiben, der in der ganzen Stadt herrschte.

Ein Nationalfest, bei welchem sich wirklich eine einmüthige Begeisterung kund gab, war das, welches man achtzehn Jahre später, am 12. November 1439, feierte; an diesem Tage öffnete nämlich Paris, nachdem es alle möglichen Leiden überstanden hatte, Krieg, Hungersnoth und Pestilenz, seine Thore dem rechtmäßigen Könige, der den Frieden, die Ordnung und den Wohlstand mit sich zurück brachte.

In dieser glücklichen Zeit tritt auch die Straße St. André des Arts wieder auf der Bühne der Ereignisse auf. Nachdem sie bisher unter der eisernen Faust der fremdländischen Tyrannei hatte schweigen müssen, erklärte sie endlich laut und öffentlich ihren Abscheu vor dem Verrathe, der sie befehlte hatte. Die Bildsäule, welche die Metzger dem Perrinet Leclerc auf dem St. Michaels-Platze errichtet hatten, wurde herabgestürzt, verstümmelt und der Rumpf derselben bis in die Straße St. André des Arts geschleift, wo man, wenige Schritte von der Stelle, an welcher der Verrath begangen worden war, einen Prellstein aus ihm machte. Seit langer Zeit ist dieser historische Stein verschwunden und Niemand weiß, wohin er gekommen ist.

Zu Ende des achtzehnten Jahrhunderts, an einem Abende des Jahres 1784, drängten sich an derselben Ecke der Straße St. André des Arts, da, wo früher das Thor gestanden hatte, sechshundert Wagen mit den Wappen der ersten Familien des Landes; denn von allen Punkten der Stadt kamen die Hofleute und die Adelligen Frankreichs herbei, um der ersten Aufführung der berühmten „Hochzeit des Figaro“ beizuwohnen. Wenn in diesem Augenblicke ein Gottsbegeisterter auf der verstümmelten Statue Perrinets gesessen und ausgerufen



Die zertrümmerte Statue Perrinet Leclercs.

hätte: „Ihr Großen der Erde, die Verdorbenheit Eurer Sitten wird die Mißachtung der Pflichten und des Glaubens erzeugen; von dem Laster zum Verbrechen ist nur ein Schritt. Prinz von Conti, dessen stolze Livrée ich sehe, der Du der traurige Held dieses Tages bist, Dein Wappen wird schmachvoll zerbrochen, die Gräber Deiner Ahnen werden entweiht und ihre Ueberreste umhergestreut werden; und ihr, Minister, edele Herren, Abbés und Beamte, die ihr lächelnd und sorglos vorüberstreitet, Ihr Alle werdet unter dem Beile des Henkers fallen! Entgehen Einige dem Tode, so wird ihnen nichts übrig bleiben, als Frankreich zu verlassen und um die Rache des Auslandes gegen ihr Vaterland zu betteln“ — man würde den so Sprechenden 1784 für verrückt gehalten, aber neun Jahre später erkannt haben, daß er ein Seher gewesen.

Der Boden von Paris ist, wie wir im Anfange erklärten, eine unerschöpfliche Fundgrube von Erinnerungen und Sagen; wer sie alle aufzeichnen wollte, müßte Bände füllen. So gehen wir auch an den interessanten Ge-

stalten des achtbaren Claude L'Éger und des fanatischen Liqueurs Aubri vorüber, den beiden berühmtesten Predigern des Kirchspiels St. André. Auch manche Gelehrte, die in der Straße St. André des Arts wohnten, verdienten eine Schilderung, wie der berühmte Apollo-Club, zu welchem Rogier, Fontanes und Gailhava gehörten, und das Spielhaus, welches in der letzten Zeit den jungen Leuten aus den Schulen so verderblich wurde.



Ein Spielhaus.



Straße und Vorstadt St. Martin.

Am Nordende der alten Stadt Paris, nicht fern von den Mauern der Metropole und gleich nachdem man über die Brücke Notre Dame gegangen ist, gelangt man in eine lange Straße, die anfangs ziemlich schmal ist, sich aber immer mehr erweitert, je mehr sie sich von dem Mittelpunkte der Stadt entfernt. Diese Straße, welche viermal den Namen ändert, deren beide größten Theile aber jetzt St. Martin heißen, verdankt ihre Entstehung offenbar der Verehrung, die der große Märtyrer dieses Namens im ganzen Alterthume dort fand. Schon im sechsten Jahrhundert stand eine dem heiligen Martin geweihte Kapelle auf dem Platze zwischen der jetzigen Kirche St. Merry und der Seine, und die Vorstadt, zu welcher sie gehörte, war lange

der Stadt selbst einverleibt worden, als die Normannen sie zu Ende des neunten Jahrhunderts gänzlich zerstörten. In den ersten Tagen des zehnten Jahrhunderts, als alle Ruinen, welche die Normannen um Paris her aufgehäuft hatten, neu aufgebaut wurden, entstand die nördliche Vorstadt unter dem Schutze des heiligen Martin zuerst wieder. Sie wurde von allen denen bewohnt, die irgend ein Gewerbe betrieben, dessen Ausübung in der Stadt selbst der Gesundheit nachtheilig gewesen sein würde. Es gab da Schlachthäuser, Gerber, Kürschner, Messerschmiede, kurz alle Handwerker, die irgendwie mit der Metzgerei in Verbindung standen. Inmitten dieser Vorstadt erhoben sich zwei Kirchen: links am Ende der Straße des Arcis St. Jacob, die ihrer Lage wegen de la Boucherie (am Schlachthaus) genannt wurde, und rechts, am Anfange der Straße St. Martin die Kirche St. Mederic, die man meist St. Merry nennt.

Der Gottesdienst, wie er im Mittelalter beschaffen war, eignete sich vorzüglich für den ungebildeten, leichtgläubigen Geist der Handwerksleute, welche diese Kirchen, namentlich die Kirche St. Jacob am Schlachthause besuchten. So flog am Pfingsttage in dem Augenblicke, da man das „Komm', heiliger Geist“ sang, eine weiße Taube von dem Deckengewölbe herab zur Erinnerung an den heiligen Geist; andere Vögel kamen unter den gothischen Bogen des Chores hervor und flatterten unter den brennenden Bergbüscheln umher, welche die feuerigen Zungen vorstellten, die man auf dem Haupte der Apostel glänzen sah, als sie von Gott ihre Sendung empfingen. Grüne Blumenguirlanden, Baumzweige und Blumen schmückten die Kirche an allen Festtagen in der schönen Jahreszeit und mischten ihren natürlichen Wohlgeruch mit dem Weihrauche, der in den goldenen und silbernen Rauchgefäßen brannte. Feingewebte Tapeten von bewundernswürdiger Arbeit, welche verschiedene Scenen aus dem alten und neuen Testamente darstellten, bedeckten die Wände. In der heiligen Weihnacht sah man in der erwähnten Kirche ein seltsames Schauspiel, das nicht übergangen werden darf. An einer Krippe von rothem Zeuge, mit einem Baldachin von blauem Stoffe darüber saß ein schönes, junges Mädchen in einem Gewande von rothem Sammet, das ganz mit Hermelin besetzt war. Sie stellte die Jungfrau Maria vor. Auf ihren Knien lag ein Kind in einem Kleidchen von schwarzem Damast, das mit Gold durchwirkt und mit weißen und rothen Blümchen bedeckt war. Von seinen Schultern wallte ein Mantel von weißer Seide herab, in welchen Vögel, zc. in Gold und Seide eingestickt waren. Das Kind trug auf dem Kopfe eine Mütze von grünem und schwarzem, ebenfalls



Thurm der Kirche St. Jacob.

mit Gold durchwirktem Sammet und oben darauf befand sich eine große Perle. Dieses Kind sollte das Jesukindlein sein.

Auf der andern Seite befand sich, wie erwähnt, die Kirche St. Merry oder vielmehr St. Mederic, die mehrmals zerstört und aufgebaut wurde und zu welcher auch ein altes Kloster St. Merry gehörte, nach welchem jetzt noch eine Straße dort heißt. Außer dieser gehörten zu der Jurisdiction des Klosters auch die Straßen Laille=Bain und Brise=Miche. Bis in die neueste Zeit herab war es nur seines Alters wegen berühmt, in den Unruhen aber, die nach der Revolution von 1830 folgten, wurde es der Schauplatz der blutigsten Episode jener Kämpfe.

In einem Hause, welches zu diesem Kloster gehörte, wurde durch ein Edict Karls IX. im November 1563 das Tribunal der juges-consuls eingesetzt, an dessen Stelle jetzt das Handelsgericht steht. Die Entstehung dieses Gerichtes erzählt man also. Karl IX., der eines Tages versteckt den Verhandlungen der Großkammer des Parlaments beiwohnte, war Zeuge, daß ein Prozeß zwischen zwei Kaufleuten, der bereits zehn Jahre gedauert hatte, verschoben wurde, weil die Råthe die Sachen, um die es sich handelte, nicht verstanden. Der König erkannte da die Nothwendigkeit, solche Angelegenheiten Sachverständigen anzuvertrauen, und setzte das Gericht ein, das aus einem Richter und vier Beisitzern bestand, welche aus den angesehensten Handelsleuten gewählt waren.

Unter dem Könige Karl V. hatten die Gläubigen in der Kirche St. Merry ein merkwürdiges Schauspiel. Eine gewisse Guillemette von Rochelle (weil sie an diesem Orte gewohnt hatte) wurde als Heilige erkannt und in einen schönen Bestuhl der genannten Kirche gebracht, wo sie ganze Tage im Gebet verweilte und, wie ein Zeitgenosse erzählt, oftmals „bis zwei Fuß hoch in die Luft erhoben wurde, wie es Viele gesehen.“

Doch wir müssen uns von dieser Kirche nach der alten Abtei St. Martin wenden, welche jetzt das Conservatorium der Künste und Gewerbe ist. Ehe wir zu dieser in ihrer Art einzigen Anstalt kommen, sehen wir noch die Kirche St. Nicolas des Champs, die von einer einfachen Kapelle bald zu einer Pfarrkirche erhoben wurde und in der mehrere berühmte Personen begraben sind, z. B. Pet. Gassendi, Madeleine von Scudery &c. Am Feste des Schutzpatrons dieser Kirche begaben sich sonst die Chorfnaben von Paris in Procession dahin, gaben unterwegs seltsame Vorstellungen und sprachen Satiren &c., um deret-

willen der Gebrauch abgeschafft wurde. „Im Jahre 1525 zogen,“ sagt Sauval, „die Kaplane, die Sänger und Chorknaben von Notre Dame verkleidet



Aufzug der verkleideten Chorknaben.

überall in Paris umher und führten eine Frau zu Pferde, die von Leuten in Teufelsgestalten und von Männern in Doctorgewändern begleitet wurde, welche auf der Brust und dem Rücken Schildchen trugen, auf denen das Wort „Lutheraner“ stand.“

Die Abtei St. Martin ist sehr alt und stand früher ganz im Freien, weshalb sie befestiget sein mußte, damit sie nicht so leicht überrumpelt werden könne. Die Kirche steht noch heut zu Tage und enthält manches für den Alterthumsfreund Interessante und Wichtige; denn an ihr sieht man die gothische Bauart in ihrer ganzen Großartigkeit und Reinheit. Hinter den weitläufigen

Gebäuden und Gärten dieses Klosters, das sonst eigene Gerichtsbarkeit und natürlich auch Gefängnisse hatte, befand sich bis ins funfzehnte Jahrhundert ein ziemlich großer freier Platz in der Gestalt eines länglichen Vierecks, der durch hölzerne Geländer geschlossen war. Hier fanden die Zweikämpfe zur Entscheidung der Streitigkeiten statt, welche bekanntlich mehrere Jahrhunderte hindurch sehr gebräuchlich waren. Einer der berühmtesten, deren Schauplay dieser Raum war, kam im Jahre 1386 vor. Johann von Carouges und Jacob Legris, zwei normannische Edelleute, gingen nach langem Prozeßiren im Parlemeute, das zu keinem Resultate führte, endlich auf den Kampfplatz hinunter. Jacob Legris war beschuldiget, die Abwesenheit des Johann Carouges benützt zu haben, um der Frau desselben Gewalt anzuthun. Er läugnete dies, und Karl VI., der die Nutzlosigkeit der gerichtlichen Verhandlungen darüber einsah, glaubte die Wahrheit ermitteln zu können, wenn er ein Gottesurtheil veranlasse. Jacob Legris wurde von seinem Gegner überwunden und niedergeworfen, weigerte



Ein Gottesurtheil.

sich aber, sein Verbrechen zu bekennen, obwohl der Herr von Carouges ihm das Schwert auf die Kehle setzte. Nach den Regeln bei solchen Gottesurtheilen wurde

Jacob Vegrís gehangen, aber seine Unschuld kam, wie man sagt, später an den Tag, und die Frau von Carouges mußte ihr Leben in einem Kloster beschließen.

Durch die bedeutenden Geschenke, welche die Abtei von den Königen von Frankreich so wie von Privatpersonen erhielt, wurde sie so bereichert, daß sie zu Ende des achtzehnten Jahrhunderts zu den begütertsten und einflussreichsten gehörte. Von 1791, in dem Jahre als die Klöster sämmtlich aufgehoben wurden, bis 1794 blieben die Gebäude von St. Martin ohne Bestimmung; aber dies war schon ein Glück, da bekanntlich viele andere zerstört und niedergerissen wurden. Um diese Zeit wurde dem Convente vorgeschlagen, er möge ein Conservatorium der Künste und Gewerbe errichten. Gregoire, der ehemalige Bischof von Blois, trug mit am meisten zur Gründung dieser Anstalt bei, die einzig in ihrer Art dasteht.

Es würde viel zu weit führen, wenn wir alle merkwürdigen Gegenstände aufzählen wollten, welche diese ungeheuere Sammlung enthält. Der Director derselben, der berühmte Pouillet, hat neuerdings eine bemerkenswerthe Verbesserung in der Aufstellung durchgeföhrt. Er theilte nämlich alle Gegenstände, aus denen dieses Museum besteht, in zwei Classen, nämlich in eine für alle Maschinen, Geräthe und Werkzeuge, die bei den verschiedenen Gewerben gebraucht werden und deren Zweckmäßigkeit sich erprobt hat, und in eine andere Classe für alle die Gegenstände, die entweder nicht mehr in Gebrauch oder die Versuche sind, deren Zweckmäßigkeit noch zu erweisen ist. Die Gegenstände der ersten Classe sind in dem ehemaligen großen Schlaßsaale der Mönche und im Erdgeschosse aufgestellt; die der zweiten Classe befinden sich in der ehemaligen Klosterkirche. Man steht da oft die merkwürdigsten Gegenstände dicht neben einander, z. B. ein hübsches Modell der ersten Eisenbahn, welche in England angelegt wurde, und die sinnreiche Vorrichtung, deren sich Ludwig XVI. bediente, wenn er sich mit Drechseln beschäftigte.

Wenn wir nun über den Boulevard nach der Vorstadt St. Martin gehen, erinnern wir uns zuerst des ehemaligen Kapuzinerklosters, welches jetzt die Municipalgarde inne hat, und weiterhin eines andern, das seit 1802 in ein Hospital für Unheilbare umgewandelt ist. Gegenüber links befindet sich die Kirche und der Markt St. Laurent, wo wir einige Augenblicke verweilen wollen. Auf diesem Plage ward seit langer Zeit ein Jahrmarkt gehalten, der ursprünglich auf einen Tag beschränkt war, später aber sich immer weiter ausdehnte. Vom Jahre 1666 bis 1775 war er sehr besucht, namentlich von Spielwaarenhändlern, Limonadenverkäufern, Pastetenbäckern, einem Marionettentheater und vielen — Taschendieben.

Das Glück war aber nicht von Dauer; wegen seiner Abgelegenheit von der Mitte der Stadt oder wegen irgend eines andern Grundes war er im Jahre 1789 schon seit längerer Zeit aufgehoben.

Zahlreich sind die Straßen, Gassen und Durchgänge, die sich in diesem Stadttheile befinden, aber ihre Beschreibung würde uns viel zu weit führen, zumal sie auch weder durch ihre Geschichte, noch durch ihre Gebäude ein allgemeines Interesse zu erregen im Stande sind. Nur eine davon wollen wir erwähnen, die Bärenstraße (rue aux ours), ein Name, der aber ganz falsch ist, da die Straße sonst rue aux oues oder ouès, d. h. oies, also Gänsestraße hieß, weil sich viele Bratföche da befanden.

In dieser Straße kam der Vorfall vor, den wir schon oben erwähnt haben. Ein Soldat nämlich, der am 3. Juli 1418 aus einer Schenke in der Bärenstraße kam, in welcher er Geld und Kleidungsstücke im Spiele verloren hatte, fluchte ge-



Ein Soldat verwundet ein Mutter-Gottes-Bild.

waltig, lästerte den heiligen Namen Gottes und stieß wüthend mit seinem Dolche nach dem Bilde der heiligen Jungfrau. Gott erlaubte, daß in Menge Blut aus der Wunde des Bildes floß. Der Unglückliche wurde ergriffen, vor den Kanzler von Frankreich geführt, dann auf Befehl an die Stelle gebracht, wo er seine Frevelthat begangen hatte, vor dem Bilde an einen Pfahl gebunden und von sechs Uhr früh an bis zum Abende mit Ruthen geschlagen, so daß ihm endlich die Eingeweide aus dem Leibe hingen. Man durchstach ihm die Zunge mit einem glühenden Eisen und warf ihn endlich in das Feuer. . . Alle Jahre darauf an demselben Tage ließen die Bürger der Bärenstraße an diesem Orte ein Feuerwerk abbrennen, um an das Wunder zu erinnern, das Gott hier hatte geschehen lassen. — Seltsamer Weise hatte der Anzug, welchen man der Puppe anlegte, die man jährlich an dem Tage des Frevels verbrannte, einige Ähnlichkeit mit dem der Schweizer Garden und man nannte deshalb die Puppe den Schweizer der Bärenstraße, bis 1743, in welchem Jahre der Polizeidirector das Schauspiel, das immer gefährlich war, verbot.

Zu Ende des Jahres 1606 war ein Haus in der Bärenstraße der Schauplatz einer seltsamen Anekdote, die Bassompierre, welcher der Held derselben war, aufbewahrt hat. Auf dem Rückwege von Fontainebleau, wo sich damals der Hof aufhielt, kam Bassompierre über die sogenannte „kleine Brücke,“ und jedesmal, wenn er da erschien, stellte sich eine junge Modenhändlerin, eine sehr hübsche Frau, in die Thüre ihres Ladens, auf dessen Schilde man „zwei Engel“ sah, und machte ihm tiefe Verbeugungen. Eines Tages, als er näher an dem Laden vorüberkam, als gewöhnlich, machte die Frau ihre gewöhnlichen Reize und sprach dann: „Herr, ich bin Ihre Dienerin.“ — „Ich grüßete sie ebenfalls,“ setzt Bassompierre hinzu, „drehete mich von Zeit zu Zeit um und bemerkte, daß sie mir so lange als möglich nachsah.“ Endlich schickte er einen Diener zu der reizenden Frau und ließ um eine Zusammenkunft mit ihr bitten. Sie gewährte die Bitte, und ich verweise diejenigen Leser, welche das galante Rendezvous ausführlich beschrieben lesen wollen, an die Memoiren des Marschalls Bassompierre, der von der Amuth und Schönheit der jungen Frau ganz entzückt war, und von ihr das Versprechen erhielt, einen ganzen Tag mit ihm bei einer Fante zubringen zu wollen. Er selbst erzählt das Ende des Abenteuers mit den Worten: „Wenn Sie mich ein anderes Mal sehen wollen,“ sagte sie zu mir, „so kann es bei einer meiner Fanten in der Straße Bourg-Abbé, in der Nähe der Gallen, bei der Bärenstraße, die dritte Thüre nach der Straße St. Martin zu, geschehen; ich werde Sie da von

zehn Uhr an bis Mitternacht und noch später erwarten, auch die Thüre offen lassen. Nach der Thüre folgt ein kleiner Gang, durch den Sie schnell gehen müssen, da sich die Thüre meiner Tante da befindet; dann werden Sie eine Treppe finden, die Sie in die zweite Etage hinauf führt.

„Nachdem ich meine Leute entlassen hatte,“ sagt der Marschall hinzu, „beschloß ich, Sonntags die Schöne zu besuchen. Ich kam um zehn Uhr, fand die Thüre, die sie mir bezeichnet hatte, und nicht blos in der zweiten, sondern auch in der dritten Etage wie zu ebener Erde helles Licht, aber die Thüre war verschlossen; ich klopfte, um meine Ankunft anzudeuten, hörte aber eine männliche Stimme, die fragte, wer ich sei. Ich ging in die Bärenstraße zurück und fand mich nach einiger Zeit von neuem an der bezeichneten Thüre ein, die jetzt offen war. Ich ging bis in die zweite Etage hinauf und sah da, daß das helle Licht, welches ich bemerkt hatte, von dem Bettstroh kam, das brannte. Auf dem Tische lagen zwei todt nackte Körper. Höchlich verwundert entfernte ich mich und kam ziemlich erschüttert in



Der Marschall Bassompierre vor zwei Leichen.

meine Wohnung zurück.“ Bassompierre sagt hinzu, er habe einige Gläser Wein getrunken und sich in's Bett gelegt. Welche Nachforschungen er auch anstellen

ließ, er konnte nie erfahren, was aus der jungen, schönen Frau geworden, an die er noch lange mit Liebe und Trauer zurück dachte.

Zu allen Zeiten ihrer langen Existenz ist die Straße St. Martin sehr berühmt gewesen und hat sich vor allen andern durch eine eigenthümliche Physiognomie ausgezeichnet. Wie sie sich gleich im Anfange im Mittelpunkte des Handelsverkehrs der Hauptstadt befand, so hat sie sich diesen Vorzug immer erhalten. Um die Kirche St. Jacob her halten sich heute noch wie vor vielen hundert Jahren die meisten Gerber und Kürschner auf. Vom dreizehnten bis zum siebzehnten Jahrhundert zogen in ihr vorzugsweise die wandernden Verkäufer der verschiedenartigsten Gegenstände umher, die jetzt in Läden verkauft werden, wie Gänse, Tauben, eingefalzenes und frisches Fleisch, Kräuter aller Art, Käse, Mehl, Obst, Del, Essig, Kuchen, Wein u. s. w. Das Geschrei dieser Waarenausrufers vermischte sich mit der Stimme der Mönche der verschiedenen Bettelorden oder schwieg vor der Stimme des Wappenherolds, der irgend etwas ausrief. Wie noch heut zu Tage wurde diese Art Handel hauptsächlich früh am Tage betrieben bis um elf oder zwölf Uhr, welches die Zeit des Mittagessens noch im achtzehnten Jahrhundert war. Dann wurde die große Straße still und öde, denn man darf nicht vergessen, daß die noch immer zunehmende Zahl der Wagen, welche unablässig die Häuser der Hauptstadt erschüttern und so viel Geräusch machen, sich erst aus den ersten Jahren des jetzigen Jahrhunderts herschreibt; man darf nicht vergessen, daß die Häuser sonst wohl mit einander in Verbindung standen, aber nicht so fest unter einander zusammengekeilt waren, wie sie es jetzt sind, und nicht gleiche Höhe hatten; Gärten und andere freie Räume trennten sie meist. Erst allmählig, ungefähr von dem achtzehnten Jahrhunderte an, haben sich diese Gärten und freien Räume mit hohen Häusern bedeckt; zu ebener Erde in jedem derselben sind mehrere Läden oder Magazine geöffnet worden und in diesen dunkeln, schmalen Dertern, in welche kaum das Licht, niemals die Sonne dringt, sind mehrere Generationen gewerbfleißiger, oft geistig hochbegabter Menschen geboren worden, durch's Leben gegangen und gestorben.

Trotz der außerordentlichen Vergrößerung von Paris ist die Straße St. Martin doch noch immer eine der verkehrreichsten der Stadt. Sobald der Tag anbricht, erscheinen in ihr schwere Wagen, die Waaren aller Art da abladen, und Arbeitsleute, Commis &c. laufen in derselben hin und her. Bald zeigen sich auch, wie in den frühern Zeiten, die Herumträger mit ihren eigenthümlichen Ausrufungen, die denen unverständlich bleiben, welche nicht daran gewöhnt sind. Dieses Straßen-

geschrei wird kaum durch das Gerassel der Wagen aller Art übertönt, welche bis zu Mittag die Circulation fast unmöglich machen. Wehe dem Fremden, den der Zufall oder seine Geschäfte in diese Straße führen! Er wird von allen Seiten gestoßen und gedrängt, und mit Mühe rettet er sich aus dem Gedränge, in welchem sich nur der Eingeborene zu bewegen versteht, welcher die nöthige Ruhe und Umsicht behält. Gegen Mittag läßt der Lärm in der Straße St. Martin allmählig einigermaßen nach. Die gellenden seltsamen Ausrufungen der herumziehenden Verkäufer hören auf, die schweren Wagen sind abgeladen worden und entfernen sich; man kann endlich mitten in der Straße gehen, obgleich noch immer viele Wagen in derselben hin- und herfahren. Auch wird die Straße nie leer von einer bunten Volksmenge, wenn man auch in derselben nicht promenirt, sondern nur in Geschäften hin- und herläuft, meist sehr geschwind. Gegen Abend endlich erschüttert von neuem vermehrtes Wagengerassel die Straße St. Martin, denn die Theater des Boulevard sind nun geöffnet, und die Bewohner der Vorstädte St. Germain und St. Jacques, so wie die Personen, welche in der Straße St. Honoré und am Louvre wohnen, fahren dahin. Aber dieses Gerassel hört bald wieder auf, und von sieben bis elf Uhr Abends scheint die Straße St. Martin von der Unruhe und dem Geräusche des Tages auszuruhen. Kurz vor Mitternacht endlich, nach dem Schlusse der Theater, rasseln die Wagen noch einmal über das Pflaster, und dann herrscht einige Stunden lang vollkommene Stille.





Alte-Comödien-Straße.

(Rue de l'ancienne comédie.)



Die Alte-Comödien-Straße heißt auch die Straße der Fossés-Saint-Germain-des-Prés. Als die alte Stadt Cäsars noch auf ihrer Insel eingeschlossen war, befand sich da, wo unsere Straße sich jetzt hinzieht, vielleicht ein heiliger Wald, in welchen die Phantasie die Liebchaft irgend eines unbekanntem Volkion mit einer Norma verlegen kann. Später, als Klöster und Abteien angelegt wurden, war unsere Straße wahrscheinlich eine Wiese und auch als solche gewährt sie der Phantasie ein freies, weites Feld.

Erst unter Philipp August beginnt die Straße, die uns hier beschäftigt, bestimmter hervorzutreten und man findet sie in der Geschichte von Paris unter dem Namen: Rue des Fossés-Saint-Germain-des-Prés erwähnt, ob sie gleich, soviel wir wissen, in der

Geschichte keine Rolle spielte bis zu der Zeit, als ein Abglanz des Ruhmes der französischen Comödie auf sie fallen sollte, deren Namen sie annahm. Um diese Zeit beginnt eigentlich auch ihr wahres Leben.

Als Molière gestorben war, kaufte seine Gesellschaft, die durch Lully aus dem Palais Royal vertrieben war, von dem Marquis von Sourbeac ein Theater in der Straße Mazarine, der Straße Guénégaud gegenüber, und der König entschied, es sollten nicht mehr als zwei Gesellschaften französischer Schauspieler in Paris sein, die in dem Palaste Burgund und jene des Theaters in der Straße Mazarine. Im Jahre 1680 hielt man eine Gesellschaft für hinreichend und beide wurden vereinigt (am 25. Aug. d. J.). Die Ruhe und der Frieden bestanden freilich nicht lange unter ihnen, namentlich da der Director der Schule Mazarin auf den Uebelstand aufmerksam machte, daß die Schüler und Schauspieler sich in einer Straße befänden. Die Comödianten erhielten deshalb Befehl, für ihre Vorstellungen sich ein anderes Local zu suchen; ein halbes Jahr lang fand sie kein passendes, bis man sich für das Ballhaus des Sternes in der neuen Straße St. Germain-des-Prés entschied.

Racine hat in einem Briefe an Volleau höchst anmuthig und geistreich die Wanderungen der französischen Comödianten beschrieben, die überall zurückgewiesen wurden, namentlich durch den Einfluß der Geistlichkeit, die allerlei Gründe vorbrachte, um die Künstler nicht in den Bereich ihrer Kirchsprengel kommen zu lassen. Merkwürdig ist es auch, daß die Kunst endlich in einem Ballspielhause eine Zufluchtsstätte fand. Diese Ballspielhäuser haben mehr, als man gewöhnlich bedenkt, zur Verbreitung der Aufklärung, der Philosophie und der Freiheit beigetragen. Ihre Räume, die lange den gymnastischen Uebungen gewidmet waren, sahen endlich die Spiele durch die Thaten des Gedankens verdrängen. Die ersten Theater ließen sich in ihnen nieder und man erinnert sich, daß der Ball der Revolution, wenn wir uns so ausdrücken dürfen, aus Mirabeau's Hand in dem Ballspielhause flog und zwar in so bedeutende Höhe, daß er noch in der Luft schwebt.

Das französische Theater wurde am 18. April 1689 mit der Tragödie „Phädra“ und mit der Comödie „Der Arzt wider Willen“ eröffnet, und seine Geschichte ist so reich an tragischen und komischen Vorfällen, daß sich mit der Erzählung derselben ein Band füllen ließe. Bei vielen Gelegenheiten drängte sich das Volk in zahllosen Massen dahin, um Eintritt zu erlangen, vielleicht aber nie zahlreicher, als am 13. Febr. 1765. An diesem Tage kletterten Manche an Seilen auf den

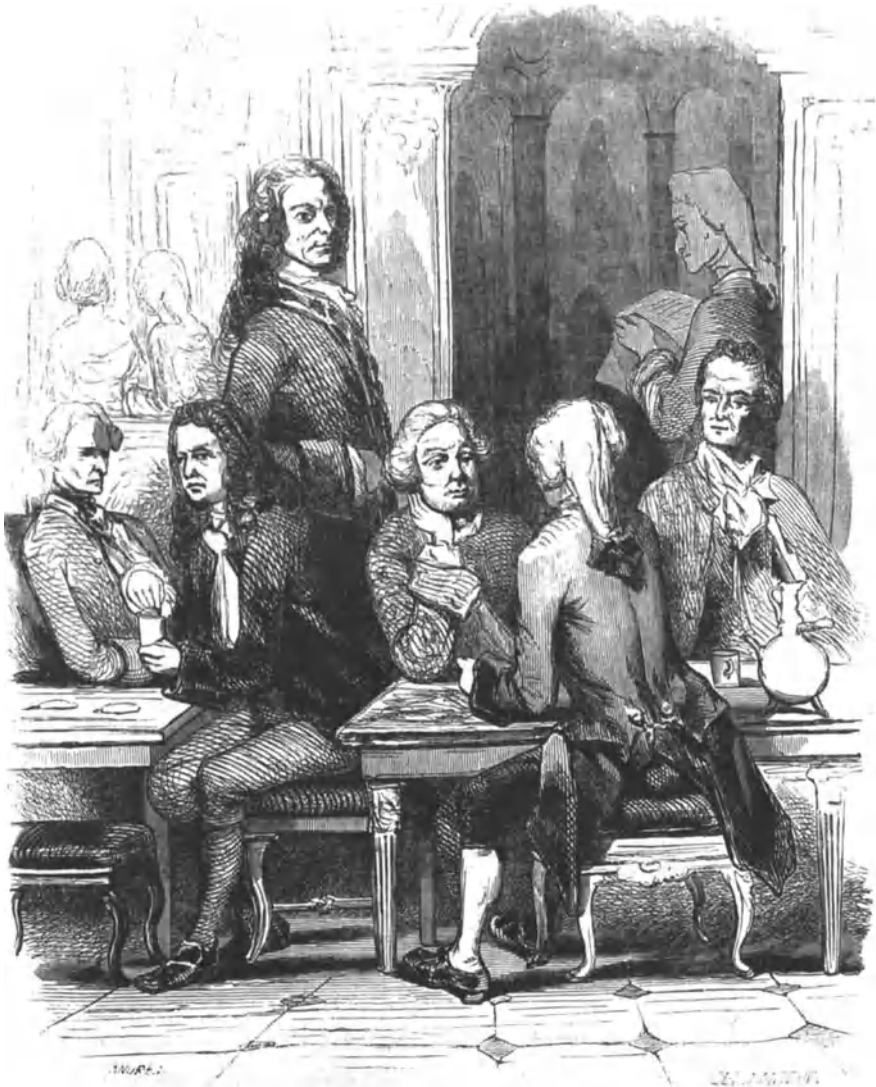
Balcon hinauf, trotz der Anwesenheit der Garben und gelangten so in das Haus ohne zu bezahlen. Welches Meisterstück wurde aufgeführt? „Die Belagerung von Calais,“ ein Stück, das mehr nach der Gefinnung, welche es ausdrückt, als nach dem Style, in dem es geschrieben, französisch ist, zog das Publikum so unwiderstehlich an. Wer sollte es glauben? die Begeisterung war so groß, daß, als



Vor dem Théâtre français.

eines Tages die Schauspieler sich weigerten, in der „Belagerung“ zu spielen und „Der Eid“ gegeben wurde, das Publikum dieses sonst so geschätzte Meisterstück auspuffte und sein Geld zurückverlangte, als sei es bestohlen worden.

Das Jahr 1770 war ein Jahr der Trauer für die Straße, denn ihr Theater wurde geschlossen. Als Trost blieb ihr nur das Café Procope, das bis auf unsere Tage von seinem alten Ruhme gezehrt hat. Der Sicilianer Franz Procope hatte auf dem Jahrmarkte St. Germain eine Wirthschaft eröffnet, die sich durch die gute Beschaffenheit des kürzlich in Frankreich bekannt gewordenen Kaffees empfahl. Im Jahre 1689 verlegte er sein Kaffeehaus in unsere Straße dem Theater gegenüber und es war immer außerordentlich zahlreich von dramatischen Dichtern, Schriftstellern und vornehmen Leuten besucht.



Gelehrte im Café Procope.

In dem Café Procope wurden die Cabalen angezettelt, die Epigramme geschmiedet, die Urtheile über die neuen Bühnenstücke festgestellt. Das Café Procope war eine wahre Zeitung von Paris und zwar die geistreichste, unterhaltendste und frischeste, die es je gegeben hat.

In dem Café Procope sumimte Jean Baptiste Rousseau die Liebchen, die ihm so verderblich wurden; Lamoignon und Voltaire stritten sich mit einander; der Philosoph Rousseau erklärte, seine Stücke wären sein größtes Verdienst; Biron sprach halbblaut Verse, die sein Andenken entehrt haben; der glänzende Chevalier von Saint Georges gab den Gelehrten Unterricht im Fechten. Von dem Café Procope aus richtete Dorat seine Liebesbotschaften an Mademoiselle Saunier; hier rühmte Marmontel Mademoiselle Clairon und hier versuchte der Marquis von Bièvre seine Calembourgs, während Duclos und Mercier ernste und ziemlich satirische Sittenschilderungen entwarfen.

Eines Tages trat Voltaire aus dem Theater in großer Aufregung in das Café Procope und verlangte nach seiner Gewohnheit von Herrn Procope eine Tasse Schokolade mit Kaffee, sodann Tinte und Papier. Man beeilte sich ihm das Verlangte zu überbringen und er fing an einen Brief zu schreiben, der seine Aufmerksamkeit so sehr in Anspruch nahm, daß er Baliffot nicht verstand, der über sein Lustspiel, „Die Philosophen“ mit ihm sprach, Biron, der ihm ein Liebchen vorfagte, die größten Grobheiten sagte, und als er auch seinen größten Feind, Fréron, in der Nähe sah, wüthend hinauseilte und den Entwurf des Briefes auf dem Tische liegen ließ. Biron und Fréron griffen sofort nach dem Papiere und lasen:

„Madame, ich werfe mich vor den Füßen Ew. Majestät nieder; Sie wohnen dem Schauspieler nur wegen Ihres hohen Ranges bei und sehen dies für ein Opfer an, das Ihre Tugend Dem bringt, was die Welt verlangt; ich wende mich flehentlich an diese Tugend selbst und beschwöre Sie mit dem tiefsten Schmerze, nicht zuzugeben, daß das Theater durch eine gehässige Satire gegen mich geschändet werde, die man vor Ihren Augen in Fontainebleau zur Aufführung bringen will. Die Tragödie „Semiramis“ beruht vom Anfang bis zu Ende auf der reinsten Moral und kann wenigstens dadurch auf Ihren Schutz Anspruch machen. Geruhen Sie zu bedenken, daß ich ein Diener des Königs und folglich auch der Ihrige bin.

— „Das ist gemein,“ fiel hier Biron ein, der eine hohe Meinung von der Würde der Literaten hatte.

— „Wir wollen weiter lesen,“ setzte Tréron mit spöttischem Lächeln hinzu.
 „Meine Kameraden, die Kammerherrn des Königs, von denen mehrere an
 „fremden Höfen angestellt sind und andere sehr ehrenvolle Stellen bekleiden, wer-
 „den mich zwingen, meine Stelle niederzulegen, wenn ich vor Ihnen und der gan-
 „zen königlichen Familie so schändlich herabgewürdigt werde. Ich beschwöre Ew.
 „Majestät, bei Ihrer Hoherzigkeit und Güte, mich nicht also meinen offenen und
 „geheimen Feinden überliefern zu lassen, die mich durch eine öffentliche Brandmar-
 „kung verderben wollen, nachdem sie mich mit den schändlichsten Verleumdungen
 „verfolgt haben. Geruhen Sie zu bedenken, daß die satirischen Parodien mehrere
 „Jahre lang in Paris verboten gewesen sind; soll man sie unter den Augen Ew.
 „Majestät gegen mich erneuern? Sie dulden die Verleumdung in Ihrem Cabinet
 „nicht und werden sie noch viel weniger vor dem ganzen Hofe gestatten. Nein, Sie
 „sind zu gerecht, als daß Sie sich durch meine Dienste und meinen Schmerz nicht
 „sollten rühren, als daß Sie einen Ihrer Diener, den ersten, den Ihre Güte be-
 „glückt hat, vor Scham sollten sterben lassen. Ein Wort von Ihren Lippen an
 „den Herzog von Fleury und den Herrn von Maurepas wird hinreichen, ein Her-



Voltaire, Palissot, Tréron und Biron.

„gerniß zu verhindern, dessen Folgen mich unglücklich machen würden. Ich hoffe, von Ihrer Humanität, daß Sie gerührt sein werden und daß mich die Tugend schüthen wird, nachdem ich sie geschildert habe.“

— „Was sagen Sie dazu?“ fragte Fréron.

In diesem Augenblick kam Voltaire mit Palissot zurück und eilte an den Tisch; da er den Entwurf des Briefes nicht mehr da liegen sah, drehete er sich um, erkannte Fréron und errieth sogleich, wessen Hand sich seines Schreibens bemächtigt habe. Da er aber seinen Gegner tief verachtete, so sagte er zu Palissot bloß: „Sie bringen die Philosophen auf die Bühne? Ich werde die Zeitungsschreiber dahin bringen und die Scene in ein Kaffeehaus verlegen!“ Dabei sah er Fréron bedeutungsvoll an.

Kurz darauf schrieb Voltaire den abscheulichen Charakter Frélon in der satirischen Comödie „Die Schottin.“

Während der Revolution von 1793 sah die Straße häufig Personen auf ihrem Pflaster hinschreiten, welche nichts Geringeres waren als die Gewaltigen des Tages, aber es waren keineswegs die Schöngeistler, die Freigeister, die kleinen Marquis und Marquisen des achtzehnten monarchischen Jahrhunderts, sondern berühmte Revolutionsmänner, welche in der benachbarten Straße einen berühmten Tribunen besuchten. Oftmals hörte sogar unsere Straße von fern die furchtbare Stimme Dantons, der seinen Freund Marat rief.

Eines Tages sah die Straße ein junges schönes Mädchen dahin gehen, ein Mädchen aus der Provinz, die aus ihrem Dorfe kam und Marie oder Charlotte hieß, wie man will. Charlotte schritt durch die Menge ohne zu zittern oder zu erröthen; dann verschwand sie plötzlich an der Ecke der Straße der Medicinschule; sie sah sich nach der Nummer eines ärmlichen Häuschens um, in welchem ein unbarmherziger Aeteur der zeitgenössischen Tragödie wohnte. An der Thüre dieses Hauses klopfte sie leise an und sie verberg sorgsam unter ihrem Mäntelchen irgend ein Juwel oder einen Dolch; dann trat sie in das geheimnißvolle, dunkle Haus hinein, in ein kleines Gemach, beugte sich über eine Badewanne, in welcher ein Mann sich gegen die Wuth und das Fieber sträubte und stieß den Dolch in das Herz Marats.

Wahrscheinlich sind viele schlechtgekleidete Incroyables (Stutzer) und viele halbnackte Merveilleuses (Stutzerinnen) des Directoriums einige Jahre später durch unsere Straße gegangen, um in den equivoquen Salons des Luxembourg Antheil an der Macht, dem Einflusse, dem Vergnügen und Scandale zu nehmen.

Heut zu Tage ist die Straße eine der lebhaftesten der Vorstadt St. Germain, die offenbar abzusterben anfängt; es gehen durch sie viele Studenten und viele Grifetten.

Das ehemalige Theater, welches lange das ruhmreiche Alter des Malers Gérard barg, gehört jetzt einem Restaurateur. Das Café Procope dagegen ist in unsern Tagen ein einfaches, gewöhnliches Kaffeehaus, namentlich für die Studenten, — nur noch eine Erinnerung, eine Ruine, eine fast verlöschte Seite aus der alten Literaturgeschichte. Die Studenten spielen stolz Domino an dem Tische, an welchem sonst Voltaire zu sitzen pflegte.





Der Louvre-Platz.

Platz St. Germain l'Auxerrois.

Große Namen und große Erinnerungen: St. Germain l'Auxerrois, die königliche Pfarrkirche, und der Louvre, die königliche Wohnung! Plätze und Straßen haben auch ihre Aristokratie. — Die Gebäude, Werke des Menschen, Ruinen seiner Größe und Bestätigungen seiner Eitelkeit, knüpfen sich so fest und innig an eine menschliche Vergangenheit an, daß sie gleichsam in dem gewaltigen Drama der Geschichte Theil haben an dem Thun, der Leidenschaft und dem Leben. Paris ist namentlich reich an solchen Stellen, wo die Menschen und Ereignisse so oft aneinander anstießen, daß jeder Stein der Gebäude ein Datum, jeder Pflasterstein einen Namen tragen könnte. Die Weihe der Tugend und das Brandmal des Lasters zeigen sich dem geistigen Auge überall, wo eine lange Reihe von

Generationen auf einander folgte; denn jeder Fußbreit Boden ist mit heiligen Thränen benetzt oder durch Blut besleckt worden.

Der Platz St. Germain l'Auxerrois und der Louvreplatz, die so brüderlich in einander verschmelzen, bildeten anfangs eine ziemlich sumpfige Wiese, die nicht lange die Ehre hatte, von den Mauern des alten Paris eingeschlossen zu werden. Wer der Gründer der Kirche war, läßt sich schwer angeben. Wahrscheinlich wurde sie durch Chilperich zu Ehren irgend eines heiligen Germanus erbaut. Im Anfange hieß sie St. Germain-le-Rond und war höchst wahrscheinlich eine bescheidene kleine Kapelle. Als im siebenten bis elften Jahrhunderte Paris langsam nach verschiedenen Seiten hin sich ausdehnte und einige Gebäude der Stelle näher rückten, von der wir sprechen, ließ der fromme Robert II., der Sohn Hugo Capets, die Kirche neu aufbauen, welche St. Germain l'Auxerrois genannt wurde. Schon im funfzehnten Jahrhundert aber, zur Zeit der Herrschaft der Engländer in Paris, erlitt sie eine neue Umgestaltung, die sie aus ihren eignen Mitteln bestreiten konnte, da sie sehr reich war. Auch in den spätern Zeiten wurde vielfältig daran gebaut, verbessert und verschönert.

Wenn auch die Kirche St. Germain l'Auxerrois nicht zu den großartigsten Schöpfungen der gothischen Baukunst gerechnet werden kann, so ist sie doch immer ein schönes Gebäude, namentlich in dem einfachen Innern. Das Imposanteste freilich bleibt an ihr immer die Erinnerung; die Freigebigkeit des Königs steht in unverlöschlichen Zügen in ihr geschrieben und der kalte Stein des Heiligthums ist von den Tritten der Königinnen abgenutzt!

Nicht zu allen Zeiten indeß war die Kirche die gehorsame und geduldige Bundesgenossin des Palastes. Das Capitel von St. Germain hatte, schon wegen der Nähe bei der Königsgewalt, mehr als ein anderes Gelegenheit, sich in die Politik einzumischen. Als Katharina von Medici, die vielleicht schon an die blutige St. Bartholomäusnacht dachte, gleichwohl sich einen Augenblick den Huguenoten zu nähern schien, sprach sich die Kirche, die später auf ihren Befehl die unglückselige Sturmglöcke läuten sollte, heftig gegen sie aus. Ein Mönch, Fournier mit Namen, dessen Predigten eine außerordentliche Menschenmenge herbeizogen, ging in seiner Keckheit sogar soweit, daß das Parlement gegen ihn einschreiten mußte. Später aber, als die Megeleien kamen, verwandelten sich diese ungestümen Angriffe in glühende Lobreden und in Aufforderungen, das Werk der Vertilgung zu vollenden.



Die Kirche St. Germain l'Auxerrois.

Einige Jahre später, zur Zeit der ersten Wuth der Ligue, erklärte sich die Kanzel von neuem und dauernd gegen das Königthum. Heinrich III., der offen dem Haffe der Ligueurs bezeichnet wurde, sah jeden Tag sein Ansehen mehr und mehr verbannt. Der schwache, muthlose Fürst zögerte unentschlossen vor dem Sturme, und seine Feinde weideten sich an seiner Ohnmacht. Die Verirrung des Volkes ging damals in Paris so weit, daß es seinen Fanatismus auf die burleskeste Weise kund gab; die Vorliebe für die Professionen steigerte sich von Tage zu Tage, und Männer und Frauen, Jünglinge und Mädchen wohnten denselben in völliger Nacktheit bei. Diese seltsamen Ceremonien wiederholten sich mehrmals des Tages, und das Volk fand endlich so großen Gefallen daran, daß die liguistischen Priester, welche die Sache erst angeregt hatten, den Eifer mehrmals übertrieben fanden. Der Pfarrer von St. Germain l'Auxerrois, Jacques Cueilly, einer der eifrigsten Auführer, wurde jede Nacht von seinen Pfarrkindern geweckt, die eine Profession halten wollten. Wenn man Estoire glauben darf, gingen Männer und Frauen in dem paradiesischen Costume, das wir erwähnt haben, im Dunkel unter einander und „man sah die Früchte davon,“ setzt der Chronist hinzu. Kamen die Professionen nach einem übermäßig langen Umzuge in den Straßen von Paris in die Kirche zurück, so begannen da die Predigten, und Priester, die dieses Namens unwürdig waren, nahmen an Wachsbildern, welche den König vorstellten, Zaubergebräuche vor; sie stießen z. B. in das Herz des Königsbildes Nadeln, welche durch die Wirkung des Zaubers den Tyrannen in der That umbringen sollten. Eines Tages faßte sich der König ein Herz und am 2. September 1587 wurde der Befehl gegeben, die Prediger in mehreren Kirchen auf der Kanzel zu verhaften, unter andern auch einen Mönch, der in der Kirche St. Germain l'Auxerrois mit schamloser Frechheit zum Königsmorde aufforderte. Buffl-Beclerc, eines der Häupter der Ligue, der sich von einem Fechtmeister zum Gouverneur der Bastille aufschwang, eilte mit seinen Bewaffneten herbei, um sich der Ausführung des königlichen Befehles zu widersetzen. Unterdeß ließ Heinrich III. die Doctoren der Theologie und die Herren der Sorbonne zu sich beschleiden und hielt eine ziemlich herabte Rede an sie, um ihnen diese Schandthaten vorzuhalten. Vergebens; man schärfte immer weiter auf dem entweihten Altarsteine den Dolch des Jacques Clement. Nach dem Tode Heinrichs III. konnte der Bearner nicht hoffen, daß sein Name so große Wuth sofort zu stillen vermöge; sie nahm vielmehr, selbst nach seinem Uebertritte

zur katholischen Kirche, noch immer zu. Als endlich die Ruhe wieder einzutreten begann, nahm Navailles den königsmörderischen Stahl des Jacques Clement auf. Unter dem Beile Richelieu's endlich schwieg Alles, und die Kanzel kehrte, wenn auch langsam, zu den heiligen Lehren zurück, die später das Wort Maffillons und Bossuets begeistern sollten.

Das waren im Ueberblicke bis zu unsern Tagen herab die Geschehnisse der alten Basilica der fränkischen Könige. Nun wollen wir auch kurz die Geschichte des Palastes mittheilen, der gleichsam im Schatten der Kirche stand.

Wenn auch Du Bouleuy sagt, der Thurm des Louvre habe schon unter dem guten Könige Dagobert gestanden, so scheint doch der Grund zu diesem Baue nicht lange vor Philipp August gelegt worden zu sein. Der Thurm, den man vergrößert und mit verschiedenen Gebäuden umgeben hatte, wurde die Wohnung der Könige; auch ein Gefängniß für vornehme Verbrecher legte man da an, wie der königliche Schatz hier aufbewahrt wurde. In dem Louvre wurde der Kaiser Karl IV. pomphaft empfangen, aber ein noch größerer Gast sollte ihn später verherrlichen.

Nach der Gefangenschaft Franz I. in Madrid und nach der Zusammenkunft des Königs mit dem Kaiser Karl V. wußte der König von Spanien, der den Aufstand von Gent erfahren hatte, nicht, wie er nach Flandern kommen sollte . . . Die Stürme konnten ihn an die Küsten Frankreichs oder Englands, der beiden ihm feindlichen Länder, werfen; er zog es also vor, sich an den Edelmuth des ritterlichen Königs selbst zu wenden, den er deshalb um die Erlaubniß ersuchen ließ, durch Frankreich reisen zu dürfen. Mit Versprechungen geizte er nicht, und Franz I. hielt es seiner unwürdig, ein schriftliches Versprechen zu verlangen. Karl V. erhielt also jede mögliche Bürgschaft und betrat, nur in Begleitung seiner nächsten Umgebung, den Boden Frankreichs.

Am 1. Januar 1540 hielt der Kaiser, den Franz I. in Loches erwartet hatte, seinen glänzenden Einzug im Louvre. Die Reise Karls V., eine lange Reihe von Festen, hatte von Bayonne bis Paris fast einen Monat lang gedauert, und Franz I. benutzte diese Zeit zu allerlei Verschönerungen. Der Palast der alten französischen Monarchie hatte nie solche Pracht gesehen, und ein Fest, würdig des Hofes Franz I., des glänzendsten Hofes Europas, erwartete da den Kaiser; alle großen Würdenträger des Staates, der ganze hohe Adel und die reizendsten Frauen der ritterlichsten und galantesten Regierung in der französischen Geschichte waren im ganzen Glanze ihres Ranges, ihres

Ruhmes und ihrer Schönheit zugegen. Sechs französische Cardinäle und zwei römische, die der Papst als Zeugen dieser friedlichen Zusammenkunft abgesandt hatte, umgaben die Monarchen.

Karl V. blieb sechs Tage in Paris und Franz I. machte die Honneurs seiner Hauptstadt. Erinnerten sich die beiden Fürsten der Vergangenheit nicht? Vergaß Karl V., daß er den Vertrag von Madrid erpresst hatte? Dachte Franz I. nicht bisweilen daran, daß der Kaiser in seinen Händen war? Man kennt den Ausspruch des Narren Triboulet, der bei der Nachricht von der Reise Karls V. ausrief: „Beim Beelzebub! Ich werde meine Kappe dem Kaiser abtreten.“ — „Und wenn der Kaiser durch Frankreich reiset wie durch seine eigenen Staaten?“ fragte Franz I. — „Dann, Sire, werde ich meine Narrenkappe dem Könige von Frankreich übergeben.“

Der ehemalige Gefangene von Madrid konnte sich wirklich nicht enthalten, auf diese Erinnerungen vor Karl V. selbst anzuspielden. Er zeigte auf die schöne Frau von Etampes, seine geheime und nächtliche Rätthin, und sagte zu seinem Gaste: „Herr Bruder, wenn ich Alles glaubte, was der reizende Mund



Der Kaiser Karl V. und die Frau von Etampes.

der Dame sagt, die Sie da sehen, so würde ich Sie nicht eher von dannen ziehen lassen, bis Sie erklärten, den Vertrag von Madrid für nicht bestehend ansehen zu wollen.“ — „Wenn der Rath gut ist, so muß er befolgt werden,“ antwortete der Kaiser in kalter Ruhe. Gleichwohl bemühte er bald eine Gelegenheit, die schöne Dame zu milderer Gestinnungen zu bringen.

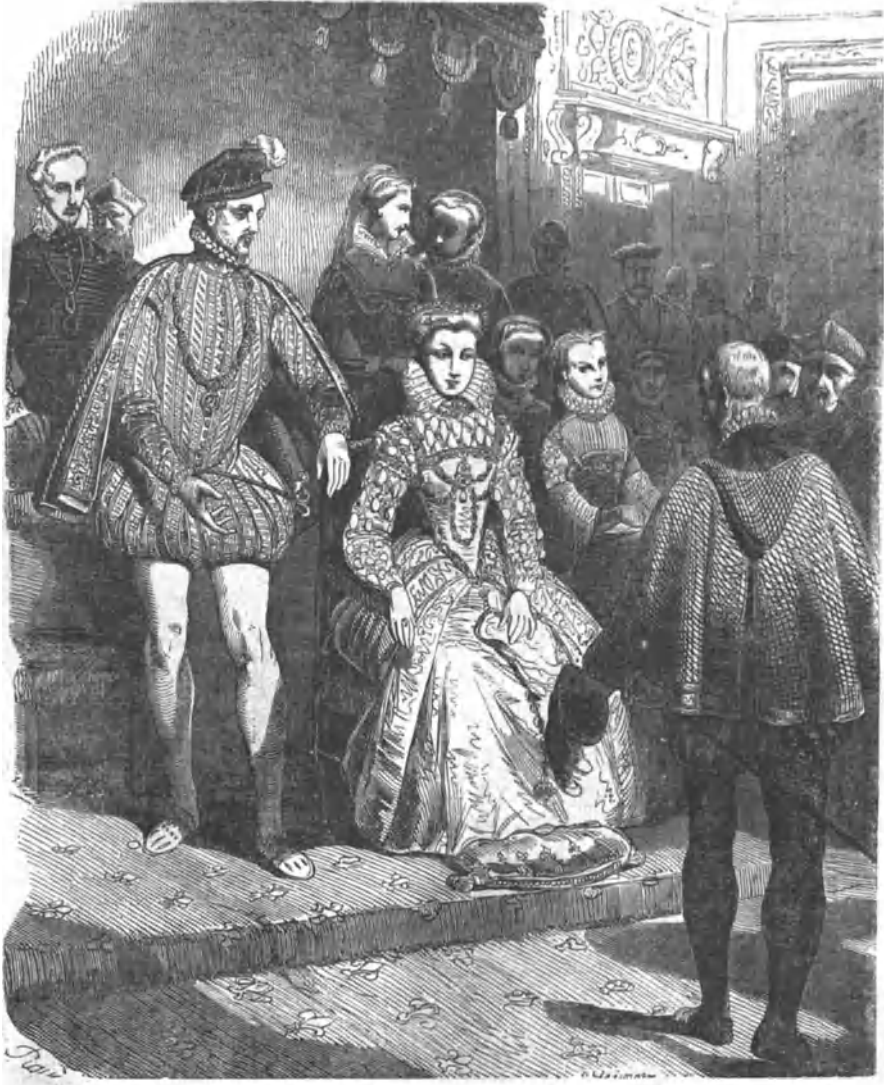
Eines Tages, als er sich die Hände in einem goldenen Becken wusch, das ihm ein Page vorhielt, ließ er geschickt einen kostbaren Diamant von wahrhaft kaiserlichem Werthe vor der Frau von Etampes fallen, und als diese sich beeilte, ihm denselben zurückzugeben, sagte er: „behalten Sie ihn zum Andenken an mich; er scheint seinen Herrn wechseln zu wollen und könnte nicht besser wählen.“ Die Schöne hielt sich für überwunden, und Karl V. konnte sie von nun an zu seinen ergebensten Freunden zählen.

Franz I. blieb fest bei dem, was er versprochen hatte. Karl V. reisete ab und vergaß die gegebenen Versprechen. Höchst wahrscheinlich erregte die edelmüthige Rechtlichkeit des Königs von Frankreich ein ganz anderes Gefühl als das der Bewunderung in ihm.

Später begnügte sich Franz I. mit den Veränderungen nicht, die er im Louvre vorgenommen hatte, sondern ließ das ganze Gebäude niederreißen, um es neu aufzuführen zu lassen. Italienische Künstler wurden berufen, um neue große Pläne zu entwerfen, aber man nahm den Plan eines Franzosen, Pierre Lescot, an. Unter Heinrich II. wurde der Bau eifrig fortgesetzt, und der französische Phidias, Jean Goujou, schmückte ihn mit seiner Kunst. Als Karl IX. den Thron bestieg, waren die Hauptarbeiten fast vollendet und man beschäftigte sich vorzugsweise mit den Ausschmückungen. Auch unter der Regierung dieses Königs sah der Palaß einen berühmten Gast. Der Cardinal von Este kam nämlich nach Paris, und in seinem Gefolge bemerkte man bald einen jungen Herrn mit stolzem Blick und edlem Gesichte, einen der Männer, deren Stirn für eine Krone geschaffen zu sein scheint, und auf der man, statt dieser Krone, einen Strahl des göttlichen Lichtes, das Genie, erblickt.

Karl IX., der von allen Dichtern seines Hofes umgeben war, empfing den Cardinal glänzend, und als derselbe, während er nach einander die Herren seines Gefolges vorstellte, mit einem stolzen Lächeln den Namen Torquato Tasso aussprach, stand der König von Frankreich auf und grüßte den Dichter zuerft.

Tasso fand am ganzen Hofe die innigste Theilnahme. Konrad, den der König seinen Meister in der Poesie nannte, schloß sich aufs innigste dem italieni-



Tasso vor dem Könige Karl IX.

schen Dichter an . . . Der Cardinal von Este konnte einer gewissen Eifersucht nicht widerstehen und zeigte bald eine Kälte gegen Tasso, daß derselbe in tiefe Trauer versetzt wurde. Mit Bitterkeit im Herzen kehrte der Dichter im Januar 1572 nach Italien zurück, hielt aber die Freundlichkeit Karls IX. in dauerndem Andenken. Glücklich der Dichter, wenn ihn der Lorbeer vor dem Blitzstrahle bewahrt hätte! Glücklich der König, wenn die edeln Gefühle, die er bisweilen aus der Liebe zur Literatur schöpfte, ihm den Muth gegeben hätten, den verderblichen Einflüssen und den schrecklichen Beispielen zu widerstehen, von denen seine Unerfahrenheit umringt war! Katharina von Medici, die gleich einem schauerlichen Gespenst auf den Höhen der Geschichte steht, hatte es nur zu wohl verstanden, das Herz selbst ihrer Kinder frühzeitig zu verderben. Die schreckliche Stunde von St. Bartholomäus hatte geschlagen und die Sturmlocke von St. Germain l'Auxerrois weckte die Sturmlocke des Louvre. Wir haben dieses grauenvolle, blutige Drama hier nicht zu erzählen, das bekannt genug ist; einige Episoden aber sind zu genau mit unserm Gegenstande verbunden, als daß wir sie mit Stillschweigen übergehen könnten. Gleich nach dem ersten Signale, das Katharina ihrem Sohne entriß hatte, standen sie mit dem Bruder des Königs in dem Portale des Louvre. Da fiel ein Pistolenschuß; der König, der lange gekämpft, ehe er seiner Mutter nachgegeben hatte, zögerte noch und wurde unruhig; er ließ dem Herzoge von Guise sagen, er möge seine Soldaten zurückhalten und nichts unternehmen. Guise antwortete mit den in einem andern Falle berühmt gewordenen Worten: „es ist zu spät.“ Da begann denn die Mezelei; der Hof des Louvre wurde ein Blutsee; die Beamten des Königs von Navarra und des Prinzen von Condé, die in dem Palais wohnten, wurden aus dem Schlafe gerissen und widerstandslos, unter den Augen der Königin-Mutter, ermordet. Einer derselben, Legrand, entging den ersten Hieben und sank blutend auf das Bett der Königin von Navarra, die er in der Todesangst fest umschlang, so daß man ihn nicht vollends zu tödten wagte. Wie viele Andere waren minder glücklich! Nach einigen Stunden lagen dreihundert Leichen vor den Thoren des Louvre. Die berühmtesten Opfer wurden, todt oder sterbend, dahin geschleppt. Die Damen vom Hofe gingen hin, um zu sehen, wer sie wären, und erlaubten sich dabei die frechsten, schamlosesten Witzgeleien; fast alle waren nackt. Lange suchten diese Damen an einem dieser Leichname, an dem des jungen Guilleme de Pontivy, nach den Ursachen oder Zeichen der Impotenz, weil seine Frau, Katharina von Soubise, sich von ihm hatte scheiden lassen wollen.

Endlich trat Karl IX., gleichsam um die ganze Verantwortlichkeit für ein Verbrechen zu übernehmen, gegen das er sich lange, lange gestäubt hatte, selbst an ein Fenster des Flügels des Louvre nach der Seine zu und schoß auf die Unglücklichen, die sich durch Schwimmen zu retten suchten. Das Uebrige weiß man. Heinrich IV. erzählte später mit Grauen, daß über acht Tage lang zahllose Schaaren von Raben fortwährend sich auf dem Dache des Louvre niedergelassen hätten und daß lange vor seinem Ohre schauerliches Geräusch ohne Veranlassung geklungen.

Aber Alles schwindet, das Blut, wie alles andere, auf den Steinplatten der Baläfte. Ludwig XIII. ließ von neuem Arbeiten in dem Louvre vornehmen, und Ludwig XIV. wollte endlich das Werk seiner Vorfahren vollenden. Aber trotz den großen Arbeiten wurde doch noch nicht alles fertig, und Napoleon wollte die letzte Hand daran legen. Man begann mehrere Gebäude wegzureißen, die im Wege standen, füllte den Boden auf und vervollständigte oder erneuerte die Verzierungen und Einrichtungen im Innern. Seitdem ist auch der Wunsch der Encyclopädisten des achtzehnten Jahrhunderts, daß nämlich der Louvre alle großen Kunstsammlungen aufnehmen möge, in Erfüllung gegangen. Napoleon wies den Akademien, die da ihre Sitzungen hielten, andere Räume an, und allmählig wurden mehrere Museen eingerichtet; so findet man darin das Gemälde=Museum, welches die unsterblichen Meisterwerke der italienischen, niederländischen und französischen Schulen enthält; das spanische Museum, in welchem Meisterwerke der spanischen Schule vereinigt sind; das griechische und ägyptische Museum; das Museum der Antiquitäten; das englische Museum oder Museum Standish (das die Galerie und Bibliothek enthält; die von dem Engländer Standish dem Könige Ludwig Philipp vermacht wurden); das Marine=Museum; den Statuen=Saal und das Museum der französischen Sculptur. Eigentlich gehören dazu auch die historischen Säle, die mit ihrem Meublement so erhalten worden sind, wie sie unter mehreren Königen waren, welche den Louvre bewohnten. Man sieht da z. B. das Schlafzimmer, in welchem Heinrich IV. starb. Die alte Feste, welche jetzt ein prächtiger Palast geworden ist und die eben angeführten Schätze enthält, wird von den alten Chronikenschreibern Lupaia genannt, weil, wie man sagt, um sie her Schaaren von Wölfen zu schleichen pflegten.

Noch zwei Episoden aus der Geschichte, und zwar aus der Geschichte unserer Zeit, haben wir zu erzählen. Nach den Thaten der Könige und des Volkes

trat die Revolution mit den andern auf. Zum Unglück für die Kunst regt die Revolution mehr die Ideen an als die Materie; sie baut vor allem in der geistigen Welt, und bis jetzt hat sie, was Bauwerke betrifft, mehr zerstört als aufgeführt. Bei der Revolution von 1830 waren die beiden Plätze der Schauplatz blutiger Scenen. Das Volk griff die Colonnade an, welche durch ein Schweizer Bataillon vertheidiget wurde, das ein mörderisches Feuer aushielt. Nach langen Anstrengungen bemächtigte sich das Volk des Louvre. Der Marschall Herzog von Ragusa hatte von den Tuileries ein neues Bataillon abgesandt, um jenes abzulösen, das bereits mehrere Stunden im Feuer gestanden. Der Adjutant, welcher diese Bewegung leitete, kam im Louvre an und ließ die Truppen, welche kämpften, abmarschiren, bevor die Ankommenden aufgestellt waren. Das Volk, welches die Soldaten das Schießen einstellen sah, glaubte, dieselben vermöchten ihren Posten nicht mehr zu halten und verließen ihn. Einige junge Leute, einige Knaben stürmten und gelangten zu dem Eingange der Colonnade. Mehrere aus dem Volke folgten, und man fing an, aus den Fenstern des Louvre auf die Schweizer im Hofe zu schießen, die dadurch überrascht wurden, die Sache für verloren ansahen und sich zurückzogen. Am andern Tage hob man die Todten auf. Ein Priester von St. Germain l'Auxerrois segnete vor der Colonnade das gemeinsame Grab ein, in das die Sieger und die Besiegten neben einander gelegt wurden. Ein Kreuz wurde auf dem Raume aufgestellt, den man mit einem schlechten, hölzernen Geländer einschloß, und dieser improvisirte Gottesacker bewahrte die Opfer, bis ihre Särge unter der Säule auf dem Bastilleplatze beigesetzt wurden; die Kirche St. Germain l'Auxerrois aber und der Louvre behielten, als Zeugen des Muthes Aller, große Narben da, wo die Kugeln die Erinnerung an den Kampf eingegraben hatten.

Im Jahre 1831 bei dem Gottesdienste zum Gedächtniß des Todes des Herzogs von Berry stürzte sich das Volk auf die Pfarrwohnung und dann auf die Kirche St. Germain l'Auxerrois selbst und richtete da Zerstörungen an; mehrere Statuen, Sculpturen und Grabdenkmäler wurden verstümmelt. Am andern Tage war die Kirche geschlossen; man stellte eine Gipsbüste Ludwig Philipps in eine Nische, und die Kirche hatte die Ehre, in eine Mairie verwandelt zu werden.

Im Jahre 1838 endlich fing man an, die Kirche wieder auszubessern.

Die beiden Plätze sind nicht schön, auch nicht sehr belebt; wer soll auch daher gehen? Einige Studenten ziehen nach dem Palais Royal, die Cigarre oder

wohl gar eine kurze Pfeife im Munde, und sehen sich scherzend die hübschen Grifetten an, die rasch vorüber schlüpfen. Sonst war es anders; in frühern



Pariser Studenten.

Zeiten drängte sich die Menge auf diesen jetzt verlassenem Plätzen, denn, Anderes zu verschweigen, sie fand da lange ihre gewöhnlichen Vergnügungen, Possenreißer, Marktschreier, selbst Comödianten und allerlei Charlatane, Salben- und Pulververkäufer und Wahrsager. Jetzt fährt der Bürgerstand im Fiacre, das Volk im Omnibus; Jedermann hat Eile und ist ernsthaft geworden; Niemand amüßert sich mehr so leicht wie sonst.

Und nun noch etwas Topographisches. Rechts und links dicht hinter der Kirche St. Germain l'Auxerrois ziehen sich die Straßen Arbre-Sec, Chilperic und Prêtres hin. In dem letztern bescheidenen Gäßchen, mitten unter ärmlichen Läden, dicht neben einem Bierhause, thront in seiner Macht und Majestät der Aristokrat der Presse, das „Journal des Débats.“ Vor der

Kirche befindet sich der Platz St. Germain l'Auxerrois, der mit dem Louvre-Platz zusammenfließt.

Der Louvre-Platz selbst bildet ein großes Parallelogramm und steht an der einen Seite durch zwei Straßen mit der Straße St. Honoré in Verbindung; etwas zur Linken zieht sich die Straße Joffés Saint Germain l'Auxerrois hin. Unter der langen Reihe von Häusern der Colonnade gegenüber zeichnet sich keines besonders aus, eines aber wurde trotzdem häufig besucht, denn in ihm lebte und starb der große Arzt Dupuytren.





Strasse und Vorstadt des Temple.

Um die Mitte des elften Jahrhunderts gründeten Franzosen, meist Soldaten, die zur Befreiung der heiligen Dertter mitgewirkt hatten, in Jerusalem, und zwar nahe bei dem heiligen Grabe, ein Hospiz, in welchem sie die Pilger aufnahmen und die Kranken pflegten. Die Sucht, über das Meer zu reisen, war damals fast eine Krankheit geworden; die Großen und die gewöhnlichen Ritter verkauften ihr Hab und Gut und pilgerten nach Palästina, um sich Absolution für die Verbrechen und Gewaltthaten zu holen, die sie in Europa begangen hatten. Das Hospiz vom heiligen Grabe wurde bald zahlreich und wohlhabend von den Almosen der ganzen Christenheit und die sonst bescheidenen Diener machten sich zu Ritztern. Das war die Entstehung der Tempelherrn, die bald überall Anstalten

gründeten und mit ihren Komthureien Frankreich, Deutschland, England, Italien und Sicilien bedeckten. Die Zeit, wann sie in Frankreich erschienen, ist nicht mit Bestimmtheit bekannt; im Jahre 1128 besaßen sie eine große Bodenfläche da, wo jetzt die Straße und Vorstadt des Temple ist. Sie bauten da eine Burg mit Thürmen, großen Höfen und schönen Gärten. Rund herum zog sich eine Mauer und vor derselben ein tiefer Graben, über den man nur gelangen konnte, wenn die Zugbrücke heruntergelassen war. Hier herrschten die stolzen Mönche, die nur von ihrem Großmeister abhängen wollten, unbeschränkt fast hundert Jahre lang. Der Temple war eine so sichere Burg, daß Ludwig IX., ehe er zum Kreuzzuge abging, seinen Schatz dahin bringen ließ; Philipp der Kühne that dasselbe und Philipp der



Ludwig IX. läßt seinen Schatz in den Temple bringen.

Schöne ahmte nicht nur diese Beispiele nach, sondern wohnte sogar in dem Temple und vertraute sich so dem Orden an, dessen erste Würdenträger er später lebendig verbrennen lassen sollte.

Man kann sich denken, daß die Tempelherren, stolz auf die gastliche Aufnahme, die sie Königen gewährten sich nicht eben viel um arme Reisende kümmerten.

Unter dem Namen Commenden und Konthureien besaßen sie die schönsten Güter in Frankreich, die besser bebaut wurden, als die königlichen Domänen. Um ihre Reichthümer zu vermehren und da sie durch ihre gemeinschaftlichen Interessen mit ihren Brüdern in Sicilien und Italien begünstigt wurden, trieben sie Getraidehandel; einmal hatten sie denselben fast gänzlich an sich gerissen. Auch überließen sie sich damals der ganzen Frechheit und allen Lastern, welche der Reichthum erzeugt; sie hatten die besten Weine, die ausgesuchtesten Speisen, die schönsten Pferde, die besten Waffen, die kostbarsten Meubles und Kleidungsstücke und auch — die schönsten Frauen. Das Sprichwort: boire comme un Templier (trinken wie ein Tempelherr) entstand damals und hat sich bis auf unsere Tage erhalten. Endlich beschuldigte man sie auch der Zauberei, eines Verbrechens, das in jenen Zeiten der Unwissenheit den überlegenen Geistern häufig zur Last gelegt wurde; man sagte, sie vermengten auf das Abscheulichste den empörendsten Aberglauben mit den heiligen Mytherien; sie hätten geheime Gebräuche und brächten gottlose Opfer. Gelehrte Geschichtschreiber haben diese Beschuldigungen als ungegründet widerlegt; so viel aber ist gewiß, oder wenn man will, die Verbrechen sind bewiesen, daß die Tempelritter reich und mächtig waren, und daß ihr Verfahren oft sogar die königliche Gewalt in Frage stellte. Philipp der Schöne ließ deshalb alle diejenigen ergreifen, welche sich in Frankreich befanden; er bemächtigte sich ihrer Güter und ließ sie richten. Die Tempelritter wurden verurtheilt, ohne daß die Folter ihnen ein Geständniß zu erpressen vermochte. Philipp der Schöne unterdrückte den Orden 1312 ganz und zwei Jahre darauf wurden Jacob von Molay und Guy, Bruder Roberts, Dauphins von Auvergne, die beiden ersten Personen des Ordens, lebendig an der Stelle verbrannt, wo jetzt die Statue Heinrichs IV. steht. Von den Gütern der Ritter wurden zum Theil die Prozeßkosten bezahlt; das Uebrige erhielt der Orden des heiligen Johannes von Jerusalem, dessen Mitglieder später Malteser=Ritter genannt wurden, die den Temple erbten und ihn seitdem bewohnten.

Die Besitzungen der Tempeler waren indeß nicht in andere Hände übergegangen, ohne dabei geringer zu werden. Die Väter von Nazareth baueten eine Kapelle da und später gründeten Franz I. und dessen Schwester, Margaretha von Valois, ein Hospital für verlassene Kinder, das man Hospital der Gotteskinder nannte. Da aber die Kinder roth gekleidet waren, so nannte sie das Volk gewöhnlich die rothen Kinder. Kapelle und Hospital sind jetzt verschwunden. Trotzdem, daß von dem Temple so viel weggenommen worden war, hatte er doch immer noch einen



Die Tempeler auf dem Scheiterhaufen.

Raum von fünfundzwanzig Aekern. Heinrich IV. hatte die Idee, den Platz zu kaufen, den Temple abzutragen und ihn durch einen halbrunden Platz zu ersetzen, auf den acht prächtige Straßen stoßen sollten. Der Plan wurde entworfen und Sully sollte mit der Ausführung beauftragt werden, als der Dolch Ravaillac denselben vereitelte. Die Besitzer baueten schnell selbst. Im Jahre 1567 ließ der Großprior, Jacob von Souvré eine Priorei auführen, deren Fagade auf die Straße ging, die zuerst vicus Militiao Templi, dann Rue de la Chevalerie (Mittlerstraße) und endlich Rue du Temple (Tempelstraße) hieß, welchen letztern Namen sie noch heute führt. Die ganze Umgegend bevölkerte sich und überall bildeten sich neue Straßen; eine dunkle, krumme, die fast ganz aus hölzernen Gebäuden bestand, zeichnete sich aus, die Alte-Temple-Straße, in welcher 1407 der Herzog von Burgund den Herzog von Orleans, einzigen Bruder Karls VI., ermorden ließ. Das Verbrechen beging ein normannischer Edelmann, Namens Dequetonville, an der Spitze von achtzehn Mördern. Der unglückliche Prinz hatte am Abend vorher das Bett dessen getheilt, der ihn nun ermorden ließ. Nicht weit davon ist die Perlestraße, die aber keineswegs den Namen von einer schönen Jungfrau, der Perle der Mädchen, hat. Die Straße hieß Anfangs Straße Thorigny und es wurde da ein Wirthshaus angelegt, das besuchteste des 15ten Jahrhunderts, wo man am höchsten spielte, wo es den besten Wein gab, die Perle der Wirthshäuser mit einem Worte; daher der Name. In der Nähe ist die rue de l'Echelle (Leiterstraße), welche an den Galgen der Ritter erinnert, wo sie die Unglücklichen hinrichten ließ, die unter ihre Gerichtsbarkeit kamen.

Schon waren die Boulevarts mit Bäumen bepflanzt, schon wurde die Vorstadt gebaut; noch einige Jahre und die Vergnügungssucht wie der Luxus der petits maisons werden diesem Stadttheile die Bedeutung geben, welche sonst der Königspatz hatte. In den letzten Jahren der Regierung Ludwigs XIV. wurde Philipp von Vendome, der sich bei der Belagerung von Candia, bei der Einnahme von Namur und in Piemont ausgezeichnet hatte, als Prinz von Gebürt und Malteser-Ritter, zum Großprior des Temple ernannt. Obgleich Philipp ein tapferer Mann war, so benahm er sich doch in der Schlacht von Cassano ziemlich zweideutig und er suchte um die königliche Gunst nur nach, um sich in seine Priorei zurückziehen und sich da seinen epicuräischen Neigungen überlassen zu können. Es war die Zeit der Regentschaft und der Großprior Philipp von Vendome wollte die Leichtfertigkeit jener Tage noch übertreffen. Es gelang ihm auch; die Soupers im Temple wurden berühmt oder berüchtigt, denn sie übertrafen durch die Auswahl und den

Geist der Gäste selbst die des Palais Royal; die Fare glänzte da in ihrer ganzen Ausgelassenheit; Chauvieu, ein reicher Präbendar, der innerhalb des Temple ein Haus bewohnte, war der gewöhnliche Gast des Priors, und er sang, ob er gleich fast achtzig Jahre zählte, noch immer Liebes- und Trinklieder; Mademoiselle von Launay, die geistreiche Kammerdame der Herzogin von Maine, zeichnete sich hier durch ihre pikanten Gespräche aus. Auch Jean Baptiste Rousseau wohnte diesen Soupers bei, aber aus der Art, wie er davon spricht, scheint hervorzugehen, daß man ihn nicht für würdig hielt, unter die ganz Eingeweihten aufgenommen zu werden. Der üppige Enkel Heinrichs IV., der immer an der Tafel oder im Bette war, stürzte sich in große Schulden und obgleich die Gerichtsdienere nicht in den Temple hinein durften, so mußte er doch seinen Gläubigern gerecht werden, um seinen Credit nicht ganz zu verlieren. Er verkaufte deshalb an die Stadt den Grund und Boden, auf welchem die Straße Vendome gebaut wurde, die von ihm den Namen erhielt. Dem Philipp von Vendome folgte der Prinz von Conti, der 1770 die Pforte des Temple J. J. Rousseau öffnete. Der Genfer Philosoph, der arm, von wirklichen Feinden und eingebildeten Gespenstern verfolgt war, barg unter den Feudalmauern den Ruhm, welcher dem Verfasser des „Emil“ folgte. Der Prinz hatte den Ruhm, den Schriftsteller zu schützen.

Der Temple, welcher ungefähr eine Einwohnerzahl von 4000 Seelen hatte, wurde damals von drei verschiedenen Klassen von Personen bewohnt: dem Großprior, den Würdenträgern des Ordens und einigen großen Herren, welche Häuser da hatten, von Handwerkern, welche hier ihre Geschäfte betreiben konnten, ohne Meister geworden zu sein, und endlich von Schuldnern, die da eine Zuflucht gegen ihre Gläubiger fanden. Das letztere Recht soll eigentlich nie existirt haben: es war ein Ueberrest der Gebräuche des Mittelalters, den die Regierung bis 1779 duldete, zu welcher Zeit der ganze Raum verkauft oder in Erbpacht gegeben wurde. Die eigentliche Burg wurde zum Theil niedgerissen: ein vierseitiger 150 Fuß hoher Thurm mit vier runden Thürmen. Der Hauptthurm hatte vier Stockwerke und hinter seinen neun Fuß starken Mauern konnten die Tempelritter in ihrer Zeit gegen jeden Angriff sicher sein. In dem zweiten Stockwerke dieses vierseitigen Thurmes wurde Ludwig XVI. nach dem 10. August eingeschlossen, während dessen Familie das obere Stockwerk inne hatte. Wir wollen uns bei dieser blutigen Zeit nicht aufhalten und bloß erwähnen, daß Ludwig XVI. den Temple nur verließ, um das Schaffot zu besteigen.

Im Jahre 1811 wurde der Thurm des Temple abgetragen, und so verschwanden an dieser berühmten Stelle die letzten Spuren des Feudalwesens.

Im Jahre 1781 baute man an dieser Stelle eine Rotunde, die noch besteht, ein einzelnes Gebäude von kreisrunder Form, außen mit einer Säulenhalle, die einer bedeckten Gallerie mit Läden Luft und Licht giebt. Hier lebt ein eigenthümliches Völkchen, das kauft und verkauft und durch dessen Hände die abgelegten Kleidungsstücke der Stadt und des Hofes wandern. In alten Truhen liegen Kleider, die am Hofe Ludwigs XV. glänzten neben Kleidern von Brocat, welche die Regentenschaft gesehen haben; neben der republikanischen Carmagnole findet man die reiche Robe des Parlamentsrathes, und die Uniform der alten Garde mischt ihren Pulvergeruch mit dem Parfüme eines Stutzerfracks. Im Temple sucht der Schauspieler das verlorne Muster einer Mode aus dem fünfzehnten Jahrhunderte; in den Temple begeben sich täglich um elf Uhr alle Kleiderhändler oder Erdbler von Paris mit Dem, was sie im Laufe des Vormittags gekauft haben. Alles dies wird sogleich abgeschätzt und an die Händler wieder verkauft, die ihre Buden damit aufpuzen. Der tapfere General Dorsenne, dessen zierliche Kleidung mehrmals Lobsprüche des Kaisers hervorgerufen hatte, besaß, als er zu dem Feldzuge gegen Preußen aufbrechen wollte, eine prächtige Uniform, die er einpacken ließ, um den Feinden den schönen Dorsenne in seinem ganzen kriegerischen Glanze zu zeigen, und ihr in der ersten Schlacht die Feuertaufe geben zu lassen. Dorsenne sollte am nächsten Tage sehr früh abreisen; am Abende vorher fiel es ihm ein, in ein Theater zu gehen, um da einen beliebten Schauspieler in einem beliebten Stücke zu sehen. Der erste Act wurde gespielt und zu Ende des zweiten erschien der Schauspieler in einer prächtigen Generalsuniform. Dorsenne zitterte in seiner Loge, richtete sein Glas auf den Künstler und erkannte seine eigene Uniform.

„Lassen Sie den Kerl sofort arretiren,“ sagte er zu seinem Adjutanten, indem er auf den Schauspieler zeigte; „man führe ihn sofort auf den nächsten Posten, ich werde sogleich auch dort sein.“

Der Schauspieler, Tautain mit Namen, erschien in Begleitung von vier Soldaten zitternd vor dem General.

„Wo hast Du diese Uniform her?“ fragte Dorsenne.

„Ich habe sie im Temple gekauft,“ antwortete Tautain.

Es war so, und der schöne Dorsenne mochte seine Uniform nicht zurücknehmen. Er jagte seinen Bedienten fort, der ihn bestohlen hatte und machte die Schlacht bei Jena in seiner alten Uniform mit.

Der Temple ist der Ort, wo die Taschendiebe und andere Spitzbuben sich ihrer Beute entledigen, da er aber kein Vorrecht mehr hat, so findet sich sehr häufig die Polizei da ein und nimmt oft, ehe noch der Tag graut, das wieder weg, was in der Nacht gestohlen worden ist. Sonntags von fünf Uhr früh sind alle diese Trödelbuben geöffnet und mit Klüfeln gefüllt; der Handwerksgefell, der seinen Wochenlohn erhalten hat, die Grisette, die in einem Tanzlocale glänzen will, kaufen sich da einen Rock, einen Shawl &c. Vor der Rotunde, nach der Straße zu, befinden sich große hölzerne Schuppen, die in Magazine getheilt sind; hier kann man in einer Viertelstunde Alles kaufen, was man zur Einrichtung eines Hauses braucht: Wäsche, Geräthe, Teppiche, Matragen &c., Neues oder Altes, wie man es haben will. Es liegen hier Hemden für eine ganze Armee, Ueberzüge für alle Betten in ganz Paris, Tischtücher und Servietten für Tafeln von tausend Bedecken. Namentlich Wäsche wird in ungeheurer Menge hier verkauft; die meisten Pariser haben als kleine Kinder in Windeln auf Temple-Wäsche gelegen, weil man glaubt, die neue Leinwand sei zu hart und rauh für die zarten Glieder der Neugeborenen und deshalb — Temple-Wäsche kauft, die durch langen Gebrauch bereits weich geworden ist.

Noch tragen eine Kapelle und ein Kloster den Namen des Temple; die Kapelle steht dem Publikum offen; in dem Kloster werden einige reiche Mädchen erzogen. Die ganze Umgegend besitzt noch eine Menge religiöser Erinnerungen und Namen, welche sich an Orden knüpfen. Dafür hat sie auch zwei Theater, l'Ambigu-Comique und La Gaîté. Früher stand da, wo man jetzt die ersten Häuser der Vorstadt steht, ein Circus Astley's, dem später die Brüder Franconi folgten.

Der Boulevard des Temple endlich ist die lustigste Promenade von Paris, wo den müden Wanderer auch der frische, stille „türkische Garten“ aufnimmt. Vor der Mauer dieses Gartens, den chinesischen Laternen desselben gegenüber, hatte Kreschi seine Höllemaschine aufgestellt. Die Sonne des Juli überstrahlte die Boulevards; die Nationalgarde und die Linientruppen bildeten eine Doppelreihe und eine zahllose Volksmenge erwartete den königlichen Zug. Der König erschien endlich umgeben von seinen Söhnen, seinen Marschällen, seinen Ministern und seinem Stabe; diesen Augenblick hatte der Mörder erwartet. Plötzlich sieht man einen Blitz und hört einen Knall; ein Marschall, den hundert Schlächten verschont hatten, stürzt todt nieder, Frauen und Kinder liegen leblos da und der frohliche

Jahrestag wurde ein Tag der Trauer und der Thränen. Ein glücklicher Zufall rettete den König.

Es bleibt uns nur noch übrig, von der Vorstadt des Temple zu sprechen. Sie ist die kleinste von Paris, war aber sonst ein beliebter Vergnügungsort durch zwei Etablissements, die Courtille und die Maronniers. Unter der Regentschaft begab sich das Volk in die Courtille, um seine Noth zu vergessen. Große Bäume beschatteten die Schieferdächer der Wirthshäuser und in ihren traulichen Gängen fanden sich Liebespärchen zusammen. Die großen Herren selbst verließen St. Cloud und kamen hierher, wo sie neue pikante Genüsse erwarteten; die Frau von Parabère und die Frau von Brie machten da Eroberungen, von denen sie weder im Palais Royal, noch in Versailles sprachen. Da indeß Alles bekannt wird und obgleich der Regent nichts weniger als eifersüchtig war, so erhielten doch gewandte Agenten den Auftrag, sich in die Courtille zu begeben und genau zu beobachten, was da vorgehe. Es konnte ein skandalöser Bericht erstattet werden und Dubois freute sich schon, der Favoritin einen Streich spielen und so einen Einfluß vernichten zu können, der ihm hinderlich war. Die Agenten begaben sich an Ort und Stelle und ließen keine Dame vorüber gehen, ohne ihr in's Gesicht zu sehen; sie suchten die hochgestellten Damen, die man ihnen bezeichnet hatte, aber weder die Frau von Parabère noch die Frau von Brie waren zu finden. Mißlich aber blieb einer der Beobachter vor einem jungen Herrn stehen, der einen Degen an der Seite, einen Federhut auf dem Ohre und ein zierliches Stutzbärtchen hatte. Der Spion sah ihn an und zögerte; es war nicht die Frau von Parabère, aber ein noch wichtigerer Fang.

„Ich verhafte Sie,“ sagte er zu dem jungen Herrn, indem er ihm die Hand auf die Achsel legte.

Dieser gab, ohne sich lange zu besinnen, dem Gegner einen Schlag auf die Brust, daß er zehn Schritte weit hinslog. Der Polizeidiener rief um Hilfe, der junge Herr wollte aus dem Garten entfliehen, man eilte herbei und die gleichsam aus der Erde wachsenden Polizeidiener bemächtigten sich dessen, der ihren Kameraden geschlagen hatte. Es war — Cartouche.

Cartouche wurde 1721 in der Courtille in der Vorstadt des Temple verhaftet, Cartouche, der Schrecken von Paris, das Haupt einer zahlreichen Bande, der seit zehn Jahren allen Anstrengungen der Polizei trotzte und dessen Name heute noch allgemein bekannt ist. Der gewandte Spitzbube verzweifelte indeß nicht; er hatte so viele Freunde, Mitschuldige und Helfershelfer, daß er sicher darauf rech-



Cartouche.

nete, zu entkommen, wie er schon oft entkommen war. Es gelang ihm auch wirklich durch eine verzweifelte Anstrengung, aber er wurde in geringer Entfernung wieder ergriffen und in eines der sichersten Gefängnisse von Paris gebracht. Seine Verhaftung war ein Ereigniß und die Tagesneuigkeit, die Theater bemächtigten sich derselben und während man dem berühmten Räuber den Prozeß machte, war er der Gegenstand einer Comödie und eines Gedichts. Der Verfasser des Lustspiels ging in seiner Gewissenhaftigkeit soweit, daß er sich zu Cartouche begab und sich mit demselben über die Inszenesetzung seines Werkes besprach. Anfangs läugnete Cartouche Alles; wenn man ihn hörte, hatte er niemals irgend Jemand auch nur einen Heller entwendet. Er stehlen! Er morden! Dazu besäße er viel zu edle Gesinnungen. Man brachte ihn auf die Folter und er ertrug sie, ohne seine Sprache zu ändern; endlich indeß willigte er doch ein zu reden und er brachte eine ganze Nacht damit hin, seine Freunde, seine Mitschuldigen und seine Geliebten zu nennen. Er hatte drei schöne Frauen geliebt. Er wurde verurtheilt, lebensdig gerädert zu werden und schritt muthig zum Richtplaz; sein Auge überblickte fragend die versammelte Volksmenge und suchte unter den Zuschauern befreundete

Gefichter, ergebene Arme, und wartete auf die Erfüllung eines feierlich gegebenen Versprechens. Niemand rührte sich und Cartouche sah sich allein dem Henker gegenüber. Da, als er sah, daß er auf Befreiung nicht rechnen dürfe, erbot er sich, neue Geständnisse zu machen, ohne aber dadurch den grausamen Tod zu vermeiden, der ihn erwartete. Der Prozeß des Cartouche und die Hinrichtung beschäftigten die Hauptstadt drei Monate lang und brachten das Wirthshaus Le Courtille, in welchem er verhaftet worden war, erst recht in Aufnahme. Diesem Wirthshause gegenüber befand sich ein mit Kastanienbäumen beplanzter Platz, den ein Speculant für ganz passend hielt, da eine concurrirende Anstalt zu errichten. Ringstechen, Schaukeln und besonders eine Wahrsagerin brachten dem Kastanien-Wirthshause (Maronniers) Glück, ohne dem Nebenbuhler zu schaden. In der Courtille fanden sich die Trinker ein, die gern mit guten Freunden und Bechgenossen bei der Flasche saßen; das andere Wirthshaus dagegen war der Sammelplatz der Liebenden.

Zu Ende der Regierung Ludwigs XV. kaufte der Staat die Courtille und man baute daselbst eine Caserne, die noch existirt. Das Wirthshaus der Kastanienbäume dagegen bestand länger; es nahm schützend die Liebenden auf bis zur Zeit des Consulats. Da fielen die Kastanienbäume unter dem Beile und die Liebe mußte sich ein anderes Versteck suchen. Jetzt ist jenes ehemalige Wirthshaus ein Holzhof.

In der Temple-Vorstadt findet man auch eine Straße, die einen berühmten Namen führt, den Namen eines Mannes, welcher der Wissenschaft zu frühzeitig entrißen wurde, aber doch die Geheimnisse des Lebens und des Todes erlauscht hatte, die *S t r a ß e B i c h a t*.





Die Vivienne-Straße.

Eine Familie Vivien besaß einmal eine große Bodenfläche da, wo sich jetzt die Straße ausdehnt, deren Geschichte wir schreiben wollen. Wenn das Sprichwort, nach dem die Völker die glücklichsten sind, von denen man am wenigsten spricht, sich auch auf Familien anwenden läßt, so muß man glauben, die Familie Vivien habe sich eines ungetrübten Glückes erfreut; sie hat in den Biographien keine Spur zurückgelassen; man weiß nicht, was sie trieb oder woher sie kam; man weiß nicht einmal, was aus ihr geworden ist.

Im Gegensatz zu den großen Herren, welche den Namen ihrer Güter annahmen, legte sich die Straße Vivienne den Namen ihres Herrn bei. Nur eine geringe Veränderung ist mit ihrem Namen vorgegangen; anfangs hieß sie nämlich Straße Vivien, während sie bekanntlich jetzt Straße Vivienne heißt

Sie ist eine der zierlichsten Straßen in der Welt und es gehorcht auch fast die ganze Welt ihren Launen. Sie hat sich ein Reich geschaffen, in welchem sie auf das Despotischste herrscht und regiert; dieses Reich ist das lustige Reich der Mode, in welchem sie keine Nebenbuhlerin duldet.

Die Straße war von der Vorsehung im Voraus zu dieser Herrschaft bestimmt, die sie unvergänglich machen würde, wenn etwas in der Welt unvergänglich sein könnte. Schon in ihrer Kinderzeit, als ihre lieblich hübschen Häuser noch gar nicht in stattlichen, geraden Reihen dastanden, hatte sie bereits eine große Vorliebe für Blumen und Bänder, wie die kleinen Mädchen, die mit Spitzstückchen aus dem Körbchen der Großmutter spielen; sie dachte an nichts als an Pug und kümmerte sich wenig um politische Streitigkeiten; während der Hof und das Parlament, der Prinz von Condé und Herr von Turenne, die große Mademoiselle und Ludwig XIV. zur Zeit der Fronde Krieg führten, erkundigte sich die neue Straße nur nach neuen Moden und hatte nur Ohren für die Erzählung von schönen Festen. Die Stadt mochte sich den ganzen Tag schlagen, wenn der Krieg ihr gefiel, die Straße war zufrieden, wenn sie sich Abends ein wenig unterhalten konnte. Sie wußte nie, wer den Sieg davon tragen würde, der geistreiche Coadjutor oder der schlaue Cardinal, dagegen wußte sie immer ganz genau, wo in der nächsten Nacht der schönste Ball gegeben wurde. Wir möchten auch nicht zu behaupten wagen, daß sie das schlechteste Theil erwählt habe; das Angenehme ist bisweilen auch das Nützliche.

Schon vor der prachtliebenden Zeit der Regentschaft hatte sie einen galanten Ruf; sie war gewissermaßen das Kammermädchen des Palais Royal, eine niedliche, zierliche, gewandte, zungenfertige Soubrette, welche die Dinge, welche ganz schwer zu begreifen sind, auf die flüchtigste Andeutung hin versteht. Sobald ein Laden in der Straße Vivienne zu vermietten war, pflanzte da eine niedliche Verkäuferin ihre Nadel als Fahne auf. Die Herren jüngern Söhne der vornehmen Familien, die Roués vom Deil de Boeuf, die Kammerherren des Königs, die Mousquetatres und Offiziere nahmen auf den Stand der Schönen, die sie liebten, keine Rücksicht, denn bei der Galanterie ist ein hübsches Gesicht das beste Wapen. Da nun die Straße Vivienne nur schöne und junge Mädchen aufnahm, so mag man errathen, wie man ihnen den Hof machte zu großem Verdrusse der schönen Damen, die Wapen hatten und am Hofe erschienen. Wenn man den bösen Zungen jener Zeit Glauben schenkt, so haben sich die schönen Damen später gerächt, denn es begünstigten die engen, dunkeln, von Zeugen und Stickerien ver-

hängenen Läden, deren Halbkugel nie ganz durch eine unbescheidene Lampe ver-
scheucht wurde, jenes unvorhergesehene Zusammentreffen, jene wunderbaren Zu-
fälle sehr, welche die Leute, in Abwesenheit von Eifersüchtigen und Rüstigen,
zusammenführen, gerade als hätten sie einander gesucht. Wenn ein Mann in der
Straße hinging, so hinderte ihn das Halbkugel, in dem Laden seine Frau in der
Dame zu erkennen, die darin mit einem Herrn Spitzen kaufte.

Diese Sitten, diese kleinen Vorzüge hatten übrigens fast alle Straßen in der
Nähe des Palais Royal. Die Kleinen ahmten einen großen Fürsten in allem nach,
was er zu unternehmen wagte, und die Straßen folgten dem Beispiele des Pala-
stes des Regenten; die Straße Vivienne aber war in dem Handwerke der Galan-
terie klüger als ihre Schwestern; sie wußte Vortheil aus ihren Vergnügungen zu
ziehen, und wenn sie ihre Töchter mit Procuratoren am Châtelet verheirathete, so
meinte sie, indem sie die Mitgift in guten Louisd'or aufzählte, der Zweck heilige
die Mittel.

Alein unter allen ihren Schwestern behielt sie auch später ihre Sitten und
Lebensweise bei. Wenn die Umgegend des Palais Royal sich im Gefolge des Herrn
so lebhaft für die entstehende Demokratie aussprach, so bewahrte sie eine kalte Neu-
tralität. Die Straße Vivienne konnte der Revolution das Aufhören der Vergnü-
gungen nie verzeihen; sie hätte gern alle Menschenrechte für ein Atlaskleid hinge-
geben und die Freiheit auf einem Ballorchester oder, noch besser, auf dem Arbeits-
tische einer Nähterin geopfert.

Wenn ihre Opposition gegen die neue Gewalt nicht energischer war und
nie die klugen Grenzen des Schmollens überschritt, so liegt das in ihrem Cha-
rakter, der durchaus nichts Kriegerisches an sich hat; *cedant arma togae*. Die
Waffen der Straße Vivienne waren seidene Kleider und Cashemirs. Sie verab-
scheut die Kämpfe und Schlachten, und unterscheidet sich dadurch von den Straßen
in dem Viertel St. Martin, die durch den Pulvergeruch heraufschreckt werden. Wenn
man sich schlägt, tanzt man nicht mehr, und wenn man nicht tanzt, pugt man
sich auch nicht. Was sollte auch unsere Straße mit ihren furchtsamen, schüchternen
Mädchen bei einem Kampfe? Wie würde sie sich ausnehmen mit ihren verliebten,
gefall süchtigen und naschhaften Bugmacherinnen hinter einer Barricade?

Eines Tages wurde sie aber doch durch einen gewaltigen Lärm, der gar
nicht wie ein Ständchen klang, aus dem Schlafe aufgeschreckt. Kanonen ras-
felten über ihr Pflaster hin; drohende Reihen von Grenadieren, Husaren und
Artilleristen stellten sich an den Häusern hin auf; Adjutanten und Ordonnanz-

offiziere jagten hin und her, und in den anstoßenden Straßen hörte man die verworrenen Stimmen, das Gemurmel und Geschrei der Menge. Jeden Augenblick warf dieses lebendige, unruhige Meer das Volk wie Wogen bis in die Straße Vivienne, und die schweigenden Soldatenmassen hatten Noth, sich unter dem immer wachsenden Drange der Pariser in Reih' und Glied zu halten.

Die historische Wahrheit nöthiget uns zu gestehen, daß auch die Straße Vivienne dieser Bewegung nicht so ganz fremd war, als sie wohl glauben machen wollte. Sie war sehr dabei interessiert, sie nahm selbst nach ihrer Art daran Theil, indem sie sich an das Fenster stellte. An diesem Tage öffnete



Ein Fenster in der Straße Vivienne.

sie ihre Läden nicht, sondern eben nur die Fenster, denn da sie vor Allem neugierig ist, so wollte sie die Menschen und die Ereignisse vorüberschreiten sehen.

Dieser Tag war der 12. Vendemiaire (4. October 1795), der Tag vor einem heißen Kampfe, in welchem die Geschicke des republikanischen Frankreich in den Straßen von Paris mit Kugeln entschieden wurden.

Die Straße Vivienne gehörte zu der Section Lepelletier, die sich in der royalistischen Bewegung am weitesten gewagt hatte und ihren Sitz in dem Kloster St. Thomas hatte. Die Section unterhandelte mit dem General Menou; man sprach bereits davon, die Stadt Paris wieder zu erobern, und unsere Straße sah sich von einer Schlachten-Zukunft bedroht, die ihrer galanten Trägheit gar nicht zusagte. Wie es aber nichts Schrecklicheres giebt, als einen feigen Menschen, den der Zufall drängt, ein Held zu werden, so schrie auch die Straße Vivienne lauter und stärker als alle und machte fest den Antrag, gegen die Tuilerien zu rücken, von wo aus der Convent auf die Drohungen der reactionären Sectionen durch Decrete antwortete.

Man schlug sich am 12. Vendemiaire nicht; Alles wurde mit Worten abgemacht, und der General Menou ließ klügllicher Weise seine Truppen zurückmarschiren, die sich nicht wenig wunderten, daß sie vor Stutzern und Mädchen wichen. Am nächstfolgenden Tage aber traten an die Stelle der Redensarten Flintenschüsse; denn in der Nacht vorher war viel geschehen. Man hatte den Befehl über das Heer dem General Menou abgenommen und dem Repräsentanten Barras übertragen, unter dem ein junger Officier mit Namen Bonaparte stand. Die Aufständischen zählten 27,000 Mann; der Convent hatte nur 8000 Vertheidiger, aber unter diesen befand sich der Mann, aus dem später Napoleon werden sollte.

Man weiß, wie die Aufrührer durch die republikanischen Kartätschen hinweg gefegt wurden.

Die Straße Vivienne kam sehr betrübt und traurig darüber nach Hause, sich tollkühn in einen Aufstand gewagt zu haben, bei dem nur Kugeln zu verdienen waren. Am andern Tage rührte sie sich nicht, als sie die letzten Flintenschüsse hörte, welche die hartnäckigsten Sectionnaires aus dem Palais Royal vertrieben; sie sah nur von den Fenstern aus die Flüchtigen laufen, und öffnete, sobald die Gefahr vorüber war, ihre Läden wieder.

Die Straße Vivienne ist nicht immer gewesen, was sie jetzt ist. Als die Herren, welche den Regenten umschwärmten, die Philosophen, die sich über die Tageschriften stritten, die politischen Schwäger, die über die Finanzmaßregeln Neckers oder Calonnes sprachen, ihr Hauptquartier in dem Palais Royal

hatten, hielt sich unsere Straße für sehr unglücklich, weil sie nicht ganz in diesen Garten hineinziehen konnte, der damals der Mittelpunkt der Welt war. Große Diplomaten haben mit geringerer Gewandtheit und Ausdauer intrigirt, um mächtige Staaten zu stürzen, als die Straße Vivienne, um zwei ärmliche Häuser zu entfernen, die ihr den Weg versperren; endlich stieg sie über ihre steinernen Feinde, und eines Tages hüpfte sie rasch über die Rue Neuve-des-Petits-Champs, um in jenen glückseligen Garten zu gelangen. Dies geschah 1806.

Sonst reichte sie unter dem Namen Saint Jerome bis zur Straße Feydeau, aber diese Verlängerung verschwand eines Tages, um dem Garten des Klosters von St. Thomas Platz zu machen, der sich auf Kosten seiner Nachbarn arrondirte. Als sie sich ihrer Vasallen beraubt sah, erkannte sie, daß sie lange Zeit nicht würde daran denken können, die Boulevards zu erreichen, was sie längst gewünscht hatte; aber sie hatte Erfahrung und wußte, daß es in den Angelegenheiten dieser Welt keine bessere Bundesgenossin giebt, als die Zukunft; deshalb wartete sie.

Eine Revolution entfernte das Kloster, und die Straße Vivienne griff sogleich ihren Plan wieder auf, denn der Garten des Palais Royal und die Boulevards waren ihr Sehnen, die Herculessäulen ihres Ehrgeizes. Sie ließ wie Talleyrand, der in keiner Epoche seines so merkwürdig bewegten Lebens sich sehr beeilte und doch immer zu rechter Zeit kam, die Zeit für sich handeln, und erreichte ihren Zweck.

Heut zu Tage ist sie das fashionable Band, das die beiden Mittelpunkte der Pariser Thätigkeit mit einander verbindet. Quer vor ihr, dem Vaudeville-Theater ziemlich gegenüber, steht jetzt die Börse, dieser griechische Tempel, der dem französischen Handel gewidmet ist, und von dem aller Reichthum und alle Armuth kommt. Die Börse herrscht und regiert weit mehr als die Deputirtenkammer; nach den Schwankungen des Credits, dieses Thermometers der Meinung, werden die Unternehmungen der Politik gemessen, die in unsern Tagen die unterthänige Sclavin des Geldes ist. Unaufhörlich, von Mittag an bis Abends sechs Uhr, wandert eine unruhige Menge um diesen Palaß her und treibt sich summend und murrend in demselben selbst umher; die Gewaltigen der Erde, jene, die nur nach Millionen rechnen und deren Unterschrift die Banken der ganzen Welt in Bewegung setzt, entscheiden hier über Steigen und Fallen. Jeder Stempelhub dieser Maschine, der modernen Erfindung,

welche Agiotage heißt, erschütteret das Land und findet ein Echo selbst in dem Rathe der Könige.

In einer Zeit, wo das goldene Kalb die letzte Gottheit ist, die sich erhalten hat, mußte man derselben wohl einen Tempel bauen.

In der Mitte eines großen, mit Bäumen bepflanzten Platzes steht der Börsepalast mit seiner stolzen Vortreppe und seiner hohen, korinthischen Säulenreihe. Das Gebäude, dessen Grundstein am 24. März 1808 gelegt wurde, bildet ein längliches Viereck von 212 Fuß in der Länge und 126 Fuß in der Breite und wurde am 4. November 1826 eingeweiht.

Welche Größe und welchen Verfall hat das Gebäude schon gesehen! Wie viele Vermögen sind hier erworben und verloren worden! Jetzt, wo Alles vom Gelde herkommt und zum Gelde zurückkehrt, ist die Börse gleichsam eine Hauptstadt in der Hauptstadt, ein geheimnißvoller Mittelpunkt, durch den Alles erhöht und gestürzt wird.

Sonst zogen die Stadt und das Volk, der Reiche und der Arme, die ganze Welt, die Starken und die Schwachen, um die Kirche, das göttliche Band, welches die Erde mit dem Himmel, die Hoffnung mit dem Schmerze verknüpfte; heut zu Tage ist die Kirche verlassen, und der einzige Tempel, der noch gläubige Verehrer zählt, heißt die Börse.

Wenn nun aber auch alle Speculationen in Paris durch die Straße Vivienne hindurch stürzen, so läßt doch diese selbst sich nicht verführen; sie mißtraut den Papierhaufen, die Millionen vertreten und verkauft nur Cashmir-Schwalz, Atlas, Sammet u., Hüte und Schürzen, Fächer und Schmucksachen, Federn und Blumen, denn die Straße Vivienne ist eine Modenhändlerin, die einen Juwelier heirathete. Sie versorgt die ganze Welt; wenn sie nur Frankreich, ja wenn sie nur Europa zu Abnehmern hätte, würde sie nicht wissen, was sie mit der Hälfte ihrer Zeit anfangen sollte. Während sie die sechsundachtzig Departements Frankreichs puht, verlangen Rußland und Portugal Bänder u. von ihr; ihre Häubchen wandern um die Welt, ihre Hüte umschiffen das Cap Horn; es giebt keinen Breitegrad, wohin ihre Moden noch nicht gedrungen wären. Die Kleider der Stutzerinnen in Lima, die Spenzer der Eingebornen in der Südsee, die Canezous der Frauen in Java sind in der Vivienne-Straße entstanden. Sie erobert die Welt mit ihrer Scheere und geht der Civilisation voraus.

Uebrigens ist und bleibt es ein unauflösliches Räthsel, wo unsere Straße



Die Börse.

die Zeit findet, so viele Kleider, Hüte und Pantalons zu verfertigen, trotzdem daß sie fleißiger ist als Gott, sechs Tage arbeitet und am siebenten nicht ruht.

In der Vivienne-Straße herrschte eine Zeit lang Musard mit dem Violinbogen als Scepter. Er leitete den schrecklichen Galopp, das einzige wirklich Originelle, was das neunzehnte Jahrhundert erfunden hat. Wenn im Carnaval die Mitternachtsstunde schlug, füllte die Vivienne-Straße sich mit Lärm und Geräusch; die Municipalgarden bemüheten sich vergebens, etwas Ordnung in der Unordnung zu erhalten; eine unabsehbare Masse von Männern und Frauen in den phantastischsten Anzügen, die theils in Wagen, theils zu Fuße kamen,



Maskenball.

drängte in den Ballsaal, der tausend Personen faßte, aber zehntausend aufnehmen mußte. Man sollte wirklich glauben, daß unter manchen Umständen

der menschliche Körper zusammenrückbar sei wie Watte, denn im Carnaval haben zwanzig Personen bequem in einem Raume Platz, der sonst für zwei zu gering ist.

Aber der Mann, dessen Bogen das Fieber in den Contretanz, den Wahnsinn in den Galopp brachte, Musard, hat den Saal verlassen, in welchem er oftmals im Triumphe umher getragen wurde. Seine Concerte sind verklungen, seine Bälle gestorben; die Vivienne-Straße tanzt nicht mehr.

Die Vivienne-Straße, die so leichtfertig und kokett ist, ist auch außerordentlich naschhaft; sie bildet die Hauptstadt der Chocolade, der Mandeln und des Kuchens. Wenige Straßen endlich zählen so viele Durchgänge (passages) als sie; man findet in ihr: passage des Panorames, passage Colbert, Galerie Vivienne und passage du Peron.





Straße Vaugirard.

Platz St. Sulpice.

Die Straße Vaugirard, die jetzt groß, gewerbfleißig und volkreich ist, entstand erst im sechszehnten Jahrhunderte, und hat ihren Namen wahrscheinlich von dem Dorfe, nach dem sie führt und das früher Baubriton oder Bauboiron hieß.

Die Stille und das halbländliche Aussehen der Umgegend, die Ruhe in den Straßen, die bürgerliche und arbeitsame Lebensweise der Bewohner, der Mangel alles Lärmes, aller Unruhe und alles Gedränges, alles dies macht die Straße Vaugirard zum stillsten Asyl, zur friedlichsten Einsamkeit, ganz geeignet für die Freunde der Stille, der Arbeit und des Gebetes. Auch barg sie immer die zahlreichen Orden, die zu verschiedenen Zeiten in Frankreich und namentlich in Paris eine sichere Zufluchtsstätte vor den Geißeln des Krie-

ges, der Pest, der Hungersnoth und Verfolgung suchten. Man konnte dreißig und zwanzig Klöster zc. da zählen, welche 1790, jenes alles gleichmachende Jahr, fast alle vernichtete. Nur etwa drei sind übrig geblieben, darunter das Kloster der Carmeliterinnen, die als ihren Stifter den Propheten Elias ansahen, was ihnen einen langen Streit und Kampf mit den Jesuiten zuzog, welche ihnen diesen Ursprung streitig machten. Im Jahre 1611 schenkte ihnen Nicolaus Vivien den Platz, wo sich jetzt die Klostergebäude nebst der Kirche befinden. Trotz den Reichthümern, die sie schon gesammelt hatten, hörten sie nicht auf zu betteln. Ihre Apotheke trieb überdies einen bedeutenden Handel mit einem Melissenwasser, das sie erfunden hatten und das als Carmeliterwasser noch heut zu Tage auch in Deutschland, namentlich in Köln, verfertigt und verkauft wird. Im Jahre 1791 machte man das Haus zu einem Gefängnisse für die Geistlichen, welche den Eid nicht leisten wollten, und am 17. September des folgenden Jahres wurden 172 dieser Geistliche nebst einigen andern Personen da ermordet.

In einiger Entfernung von dem Kloster stand ein prächtiger Palast, in welchen eines Abends der Herzog von Richelieu Mademoiselle Maupin führte, der er eine Börse mit dreitausend Louisd'or, Silbergeschirr, einen kostbaren Schmuck, Wäsche, Meubles, Stoffe zc., endlich sogar seinen Orden vom heiligen Geiste übergab, der ganz mit Diamanten bedeckt war. Darauf wurde das Epigramm gemacht:

Judas vendit Jésus-Christ,
Et s'en pendit de rage.
Richelieu, plus fin que lui,
N'a mis que le Saint-Esprit
En gage.

Eine ähnliche Verschwendung trieb in dem Hause Nr. 100 dieser Straße der Generalpächter Bouret, der bei seinem Tode nur noch eine Rente von achtzehnhundert Livres und fünf Millionen Schulden hatte. In seinem Garten hatte er einen prächtigen Stall bauen lassen, in welchem eine Kuh mit jungen, grünen Erbsen, das Vitron (eine Meze) zu 150 Livres, gefüttert wurde, damit sie vorzügliche Milch für eine Dame gebe, die nur von Milch lebte. Wenn solche Thorheiten nicht durch die Geschichte bestätigt würden, glaubte in unsern Tagen Niemand daran.

Nach den Straßen Affas, Cassette, Madame und Pot-de-Fer öffnet sich die Straße Terrou, die auf den Platz St. Sulpice führt und ihren Namen von

einem Parlamentsprocurator Ferou hat, der mehrere HäUSER da besaß. In einem kleinen Hause dieser Straße verbarg sich in der Schreckenszeit der berühmte Lavoisier, den der Zorn des Revolutionstribunals bedrohte. Er wurde von einer vortrefflichen, muthvollen Frau aufgenommen, welche die Sorge für ihre eigene Sicherheit über der für ihren Gast vergaß. Sie hielt ihn in ihrem Zimmer gewissermaßen gefangen, um ihn vor seiner eigenen Unvorsichtigkeit zu schützen. Jeden Augenblick fürchtete Lavoisier seine neue Freundin zu gefährden und mehr als einmal sprach er davon, zu entfliehen, auf die Gefahr hin, seinen Kopf auf das Blutgerüst zu tragen. Die Frau wendete mehr Mühe und List auf, Lavoisier an dem Fortgehen zu hindern, als viele andere angewendet haben würden, um ihn an dem Hereinkommen zu hindern. Eines Tages endlich benutzte Lavoisier die Abwesenheit seiner Wirthin, seiner edeln Gefängnißwärterin, und verließ das Haus; er lief schnell in der Straße Ferou hin, verließ Paris, kam nach Bourg-la-Reine, und am Tage darauf war es um einen berühmten Mann, ja, was noch mehr ist, um einen Unschuldigen geschehen.

Am Plage St. Sulpice steht das Seminar und die Kirche dieses Namens. Den Grundstein der letztern, wie man sie jetzt sieht, legte am 10. Februar 1646 die Königin Anna von Oesterreich, die damalige Regentin des Reiches. Die Arbeiten daran wurden bis 1745 fortgesetzt, und die Façade, so wie der prachtvolle Porticus konnten nur in Folge der Intriquen und der dringenden Schritte des Pfarrers Linguet beendigt werden. Man wußte, daß er das Geld liebte; er brang unablässig in seine Pfarrkinder, um sie zu vermögen, Geld zur schnellern Vollendung seiner Kirche herzugeben, ja er nahm ihnen zu diesem Zwecke oftmals Silbergeschirr, Schmuck &c. hinweg, das die Leute dann nicht zurückzufordern wagten. Der Millionair Samuel Bernard, mit dem wir die Leser schon bekannt gemacht haben und den der Geistliche fortwährend um Geldbeiträge zum Kirchenbau bestürmte, hatte sich geschworen, gegen die Bitten desselben stets taub zu bleiben. Er wurde krank und kam dem Tode nahe; Linguet eilte sogleich zu ihm und drohte ihm mit allen Höllestrafen, wenn er dem Kapitel nicht einen Theil seiner Reichthümer vermache; aber der Geldmann blieb unerbittlich.

„Versteckt Euere Karten, Herr Pfarrer,“ sagte er mit einem letzten Lächeln; „ich sehe Euer Spiel.“ Und er starb als Geiziger, ohne dem habgierigen Pfarrer etwas zu geben.

Dieser Pfarrer war der Sohn des Journalisten Linguet von Gergh, der



Der Pfarrer Linguet und Samuel Bernard.

zweiundzwanzig Jahre seines Lebens in der Bastille verbracht, weil er in einem tabelnden Artikel über eine Tänzerin den Marschall Herzog von Duras beleidiget hatte, welcher damals die Theater zu beaufsichtigen hatte. Der Marschall ließ ihm sagen, er würde ihn todt prügeln, und Linguet antwortete: „er hat also wirklich nicht vergessen, daß er einen Marschallsstab führt!“

Das Innere der Kirche St. Sulpice ist sehr schön; die vor allen andern bemerkenswerthe Kapelle der heiligen Jungfrau namentlich zeichnet sich durch die Bildsäule und die sie umgebenden Gruppen, durch ihre herrliche Kuppel und die sinnreiche Art aus, wie sie beleuchtet wird. Die Republik Venedig schenkte Franz I. zwei außerordentlich große, durch ihre Kleinheit und Form ausgezeichnete Muscheln, die er der Kirche gab und die als Weihwasserbecken an den Pfeilern der beiden Haupteingänge angebracht wurden. Unter dem vollziehenden Directorium hielten die Theophilanthropen ihre Versammlungen in der Kirche St. Sulpice. Napoleon verbot ihnen später, an öffentlichen Orten zusammen zu kommen, hütete sich aber wohl, sie anders zu belästigen, denn dem Ruhme dieser entstehenden Religion fehlte eben nichts als Verfolgung, um die Zahl

und die Begeisterung ihrer Anhänger zu steigern. Die kalte Mißachtung, mit der man sie behandelte, vernichtete sie sehr bald.

Das Seminar St. Sulpice, dessen Gebäude die Hauptfassade der Kirche beeinträchtigten, wurde im Jahre 1802 abgetragen, und achtzehn Jahre später legte der Minister des Innern den Grundstein des neuen Seminars.

Unter der weiten Ebene der Vorstadt St. Germain, welche St. Sulpice, die Straßen Vaugirard, St. Jacob und La Harpe, das Odeon, das Pantheon, Val-de-Grâce, das Observatorium u. bedecken, befinden sich ungeheure Steinbrüche, die eine neue Stadt bilden, deren unterirdische Straßen und Hausnummern sogar den Straßen und Häusern oben in Paris entsprechen. Die Ueberreste von 80 Millionen Menschen liegen in dieser unermesslichen Necropole. Den ersten Gedanken, die Gebeine, welche sich seit undenklicher Zeit auf dem Gottesacker der Unschuldbigen aufgehäuft hatten, in diesen Steinbrüchen niederzulegen, schreibt man Lenoir, dem Generalleutenant der Polizei, zu. Ein Jahr später begann der Ingenieur Guillaumot die Arbeiten an diesen Pariser Todtengrüften.

Der Gebrauch, die Todten zu beerdigen, war allen Völkern gemein und hat sich durch alle Zeiten bis auf unsere Tage erhalten. Mit dieser Sitte steht die Errichtung von Kataomben in Verbindung. Zu welcher Zeit die Steinbrüche in der Nähe von Paris zuerst benutzt wurden, läßt sich nicht genau angeben; so viel aber ist gewiß, daß sie sehr umfangreich geworden, da man die Steine zu fast ganz Paris aus ihnen genommen hat. Jetzt führen drei Treppen in diese unterirdischen Räume, die Kataomben, hinunter, eine in dem Hofe des westlichen Pavillons der Barrière de l'Enfer, die zweite in dem Grabensoards, die dritte in der Ebene von Montfouris, in geringer Entfernung von der unterirdischen Wasserleitung von Arcueil. Gewöhnlich steigt man auf dieser letzteren hinunter.

Man erzählt, als bei der Annäherung der Allirten das Gerücht sich verbreitet habe, alle diese unterirdischen Räume wären mit Pulver gefüllt und die Pfeiler der Kataomben unterminirt, um auf das erste Signal zusammen zu stürzen, habe der General Sacken bei der Stadtbehörde über dieses allgemein verbreitete Gerücht sich erkundiget. Pericart von Thury, damals Ingenieur und Chef des Minicorps, soll sich darauf erboten haben, selbst in die Kataomben hinunter zu steigen, um wo möglich die angeblichen Minen zu ent-

decken; Sacken aber, den die Ruhe und der edele Freimuth Thury's beruhigte, unterlagte eine solche Nachsichtung, und man dachte nicht mehr an die Besorgnisse, die man bis dahin gehegt hatte.

Das Aussehen dieser ungeheuern unterirdischen Gewölbe mit Kreuzen, Grabchriften, Grabmälern und Pyramiden, die mit Todtengebeinen seltsam verziert sind, die tiefe Stille, welche da herrscht, das Dunkel, welches kaum hier und da durch den röthlichen Schein der Fackeln oder der Lampen unterbrochen wird, die man da anzündet; die Aufseher und Arbeiter, welche in diesem Aufenthalte der Todten umher gehen und arbeiten, bald in den geheimnißvollen Gängen verschwinden, bald auf irgend einer luftigen Galerie oben wieder zum Vorscheine kommen, — alles dies ergreift selbst die mächtigste Phantastie und das kälteste Herz, und führt unwiderstehlich die Erinnerung zu jenen dunkeln Höhlen der Insel Creta, welche durch die alten lateinischen Dichter so oft beschrieben worden sind und in die Virgilius Maro den Eingang zu der Unterwelt verlegte.

Setzen wir nun unsere Wanderung in der Straße Vaugirard fort, so kommen wir an den vier Eingängen des Gartens des Luxembourg vorüber, der anfangs ein von Gärten umgebenes Haus und von Robert von Harlay von Sancy im Jahre 1540 gebaut worden war. Nach seinem Tode fiel es seiner Wittve, Jacqueline von Marinbilliers, zu, die es an den Herzog von Pincis-Luxembourg verkaufte, dessen Namen das Gebäude seitdem getragen hat. Maria von Medici, die Wittve Heinrichs IV., erwarb es für 90,000 Livres, kaufte noch etwa 25 Morgen Grund und Boden dazu und ließ den jetzigen Palast in weniger als sechs Jahren erbauen und zwar nach dem Muster des Palastes Pitti in Florenz. Später überließ sie ihn an Gaston von Frankreich, den einzigen Bruder Ludwigs XIII., der ihm für kurze Zeit den Namen „Palast Orleans“ gab. Die Herzogin von Verri, die Tochter des Regenten, starb darin in ihrem 24. Jahre. Später war der Luxembourg, 1672, im Besitze der Mademoiselle von Montpensier und der Herzogin von Guise, die ihn an Ludwig XIV. verkaufte. Als der König sich das erste Mal dahin begab, hatte es den ganzen Morgen geregnet. Ein Gardeofficier, ein eingefeischter Anglo-mane, galoppirte an der einen Seite des königlichen Wagens, an welchem die Fenster heruntergelassen waren, so daß der Schmutz fortwährend hineinspritzte. „Redonchelles,“ rief ihm endlich der König ungeduldig zu, „Sie bespritzen

mich (vous me crottez).“ — „Ja, Sire,“ antwortete der Officier, der nicht gut hörte und verstanden hatte: vous trottez (Sie traben). „Ja, Sire, auf englische Art.“ Der König, der das Mißverständniß bemerkte, zog lächelnd das Fenster zu.

Mademoiselle von Braunschweig und Mademoiselle von Orleans, welche Königin von Spanien wurde, bewohnten nach einander den Palast ebenfalls. Ludwig XVI. hatte ihn seinem Bruder, dem Grafen von Provence (später Ludwig XVIII.) gegeben, der bis 1791, bis zur Zeit seiner Auswanderung, da wohnte und ein hübsches Haus mit einem englischen Garten für seine Geliebte, die Gräfin Balbi, bauen ließ, deren Mann Gouverneur des Palastes war. Im Jahre 1793 wurde er in ein Gefängniß verwandelt, in dem man fast 3000 Personen beiderlei Geschlechts, jeden Ranges und jeder Partei einsperrte, so daß ihn die „ächten Patrioten“ das Reservoir der Guillotine nannten.

Das vollziehende Directorium, sodann der Staat, befanden sich da bis zu ihrer Aufhebung. Barras wohnte achtzehn Monate in dem Hause der Gräfin Balbi, in welchem man oftmals auf das Wohl dieser guten Republik trank.

Zur Zeit der Restauration wurde der Palast Luxembourg der Palast der Pairs und er ist bis auf den heutigen Tag den gesetzgebenden Arbeiten dieses höchsten Gerichtshofes gewidmet geblieben.

Der kleine Luxembourg, die Wohnung des Großkanzlers (jetzt Baron Pasquier), liegt ebenfalls in der StraÙe Vaugirard und stößt an den Palast. Er wurde 1629 von dem Cardinal Richelieu erbaut, der ihn seiner Nichte, der Herzogin von Aiguillon, schenkte, als er selbst das Palais Royal bezog. Später ging er auf Heinrich von Bourbon = Condé, dann auf die Prinzessin Anna von Baiern über, die für ihre Leute, Küchen und Ställe einen unterirdischen Gang anlegen ließ, welcher in einen großen Palast an der andern Seite der StraÙe führte. Die Mitglieder des Directoriums haben ihn, mit Ausnahme von Barras, fünf Jahre lang bewohnt. Der Consul Bonaparte verbrachte ebenfalls sechs Monate da, ehe er die Tuileries bezog, und Joseph Bonaparte wohnte da.

Hier wurde der Marschall Ney zum Tode verurtheilt; hier waren 1830 die Minister Karls X. während ihres Prozeßes eingeschlossen, wie die April-Angeklagten und die Königsmörder Fieschi, Pépin, Morey, Alibaud, Meunier und Quénisset.

Der Garten des Luxembourg ist von Lenôtre gezeichnet und einer der schön-

sten und am besten unterhaltenen in Paris. Man gelangt in denselben durch neun Haupteingänge, die mit eisernen Gittern versehen sind. Am östlichen Ende der an die Fassade des Palastes stoßenden Allee befindet sich ein bemerkenswerther Springbrunnen.

Dem Palaste gegenüber, auf dessen Terrasse die Kenner der antiken Bildhauerkunst sonst die colossalen Statuen der Thätigkeit und des Krieges bewundern, ziehen sich große Blumenbeete hin, welche ein achteckiges Bassin einschließen, auf dem zwei herrliche Schwäne schwimmen. Terrassen, die sich auf allen Seiten amphitheatralisch erheben, führen zu schönen dunkeln, symmetrischen Alleen, die hier und da durch ein Rosarium unterbrochen sind. Hier träumen und sinnern die Dichter in der Stille, die Priester beten, die Staatsmänner meditiren.



Eine Stelle im Garten des Luxembourg.

Im Jahre 1782 wurde die Comédie française erbaut, die jetzt Odéon heißt und dem letzten Gitterthore des Luxembourg gegenüber steht. Zweimal brannte dieses Theater nieder, 1799 und 1818. Einige Schritte davon, in Nr. 11 der

StraÙe Vaugirard, starb am 8. Februar 1778 der berühmte Künstler Lekain. Zwölf Tage vor seinem Tode hatte er sich zum letzten Male in das Theater geschleppt. Er saÙ da im Orchester neben einem alten Ordensritter und klagte darüber, daÙ er sich durch das Comdiespielen nur ein jährliches Einkommen von dreizehntausend Livres erworben habe.

„Was?“ rief sein adeliger Nachbar erzürnt aus, „Sie besitzen ein solches Vermögen, während ich alter Soldat, der ich mit Wunden bedeckt und Ritter des St. Ludwigsordens bin, mit MüÙe eine Pension von achtzehnhundert Livres erhalten habe!“

„Herr!“ entgegnete der Kranke bitter, „rechnen Sie das Recht, so mit mir reden zu dürfen, für nichts?“





Strasse und Stadttheil St. Lazarus.

Rue Blanche. — Rue Moncey. — Rue
 Bourfault. — Rue Neuve Elichy. —
 Rue St. Lazare. — Rue de Carochefoucauld. — Rue de la Tour des
 Dames.

Ludwig XIV. und die Frau von Maintenon waren von dem ersten Throne der Welt verschwunden; die Abendröthe dieser großen Zeit glänzte noch über Europa, und Paris, das man vorzugsweise die Stadt nannte, reichte bis an die Boulevarts; jenseits, von der Vorstadt Montmartre bis zum Plage Beauveau, gab es nur Sümpfe und Moräste, schmale Fußwege und Gäßchen und man ging nur ungern an den Häuschen vorüber, die zu gleicher Zeit Schenken und Mördergruben waren. Dann kam die Regentschaftszeit, bei man vorwirft, daß sie Alles verborben habe und die gleichwohl jene Gegend zu reinigen begann; Wirthshäuser folg-

ten den Kneipen und man mordete einander wohl noch, aber artig und höflich, im Beisein zweier Zeugen, wegen Ehren- und Schlafzimerangelegenheiten; dann pflanzten vielleicht Gärtner oder Philanthropen hier und da einige Bäume und Ludwig XV. konnte bei seiner Thronbesteigung schon das Liebesgeflüster und die Küsse der Schauspielerinnen in einigen stolzen Häusern an der Chauffée d'Antin hören. Die Liebe und die Edelleute thaten das Uebrige und jene Straße, die durch die lustigen Genossen Philipps von Orleans begonnen oder wenigstens eingeweiht worden war, zog sich breit und schon berühmt nach der Straße St. Lazarus hin.

Alles vergeht, aber die Erinnerung lebt. So denkt man auch heute noch an Ramponneau und sein Schild, bei dem so viele Lieder gesungen wurden. Vor



Die Frau von Genlis im Wirthshause.

etwa fünf Jahren sah man auch die drei Akazien noch, die mehr als einmal die Gouvernante Ludwig Philipps beschatteten, die Frau von Genlis, wenn sie, in dem Häubchen ihrer Magd mit den französischen Garden da ein Glas leerte.

Das Wirthshaus Ramponneau, wo jetzt alle Sonntage die Kutscher und Kammermädchen tanzen, war sonst die äußerste Grenze jenes Reichs der Freude, das sich links und rechts bis zu den staubigen Abhängen des Montmartre und der Batignolles ausdehnte. Weiter hinaus wagte sich Paris noch nicht; erst lange nach der Revolution wurde die Barrière von Cllichy weiter hinaus gerückt. Der eigentliche Stabtheil St. Lazare ist noch sehr jung, seine Straßen sind aber doch schon reich an Erinnerungen und an berühmten Namen, wenn auch ihre Geschichte eigentlich nur eine Reihe von tausend kleinen Anekdoten ist.

Die Rue Blanche ist eine kaiserliche Stiftung wie der Staatsrath, die Ehrenlegion und viele andere Dinge, welche trotz den Revolutionen und Veränderungen sich erhalten haben. Toubert, einer der Armeelieferanten, die, selbst unter dem Directorium, gute Geschäfte zu machen pflegten, kaufte ein Haus an der Ecke der Rue Blanche und der Rue St. Lazare und ließ da einen Palast in seltsamem Geschmacte aufführen. Aber das Geld ging ihm dabei aus, und er mußte seinen Palast an die Fürstin von Baudemont verkaufen, die ihn wiederum niederriß und bescheidener aufbaute.



Die Herzogin von Choiseul unter ihren Hunden.



Ein Souper bei dem Herzog von Richelieu.

Diese Fürstin von Vaudemont liebte die Hunde sehr, aber doch noch weniger als eine ihrer Nachbarinnen, die Herzogin von Choiseul, welche Hunde von allen Farben und Racen hielt und denselben Titel nach der französischen Hofordnung gab. Sie hatte einen Marschall, einen Kammerherrn, einen Stallmeister, einen Herzog, einen Grafen, eine Herzogin &c. Alle Freitage drehete sich der Spieß für diese Hunde-Herrn allein, denn nur sie brauchten nicht zu fasten. Dagegen wurde der Herr Vicomte, die Frau Baronin, der Herr Herzog &c., wenn sie sich nicht wohl aufgeführt hatten, von ihrer Herrin streng ausgescholten und, wenn sie sich des Vergehens noch einmal schuldig machten, in die Verbannung in ihr Schloß Suresne geschickt.

An der Biegung, welche die Rue Blanche macht, ist jetzt eine neue Straße, Rue Moncey, welche mit der Rue Elichy in Verbindung steht, durchgebrochen worden und man hat da ein Gitterthor entfernt, das sonst mehr als einen prächtigen Wagen durchließ, denn es führte in die schattige, stille Allee, in welcher man zu dem Pavillon Richelieu oder Pavillon Fronsac gelangte.

Hier hatte sich der Sieger von Mahon ein stilles MäÙchen geschaffen, wo er sich mit den schönsten Frauen und den duftigsten Blumen umgab. Das Haus war ziemlich einfach, und die Wohnung des galanten Marschalls zeichnete sich von einem gewöhnlichen Hause kaum aus, aber er wollte auch nur ein Häuschen haben fern von der Stadt, damit die Bürger den Lärm seiner Orgien nicht hörten. Eleganter und verzierter war der Pavillon, welchen Richelieu an der Ecke der Straße Hanover bauen ließ und der eine für seine Vergnügungen lästige Berühmtheit erlangt hatte. Wenn der Herzog da soupirte, wachten Diener an den Thüren, damit Niemand die Ausschweifung störe. Wer aber wäre so unflug gewesen, die lärmenden Liebeleien des Prinzen von Conti, des Grafen von Maillebois und des Felden von Fontenoy, des berühmten Marschalls von Sachsen, zu stören, die nebst ihrem Freunde Richelieu schöne Mädchen auf den Knien wiegten!

Dann blüheten das Directorium mit seinen unsinnigen Westen und Stolpenstiefeln, als plötzlich ein Weib erschien. Die glühende Tropensonne hatte ihren Teint gebräunt; ihre Taille war zart; unter dem doppelten Ebenholzbogen funkelte ihr Blick hervor und die Liebe schwellte ihre Lippen. Man bewunderte und pries die schöne Creolin um die Wette; ihr zu Ehren erklärten zwei junge Mitglieder des Directoriums Martinique für eine ältere Tochter Frankreichs und bald sprach man von nichts als von Madame Hamelin. Alle Staatscarossen fuhren

nach der Rue Blanche; der Pavillon Richelieu's wurde gleichsam belagert und Tag und Nacht standen Verliebte da Schildwache.

Madame Hamelin entfloß nach Raincy. Wer könnte die Wunder dieses Zauberortes erzählen? Duvrard war der königliche Besitzer desselben, und hatte ihn von dem Marquis von Livry gekauft, vor welchem er dem Herzoge von Orleans gehört hatte. Jetzt ist Ludwig Philipp wiederum Besitzer von Raincy. Duvrard war da König und die Feste, die er da gab, erinnerten in vielen Stücken an die Ludwigs XIV. Das Consulat sänsftigte die Sitten und führte den Contretanz wieder in seine Rechte ein. Madame Hamelin war die Göttin des Tanzes. Das Kaiserreich fand sie in der vollen Jugendblüte und es gab damals wirklich zwei Höfe in Paris, der eine in den Tuilleries, der andere in dem Pavillon Richelieu's, wo Armeelieferanten und Generale, Duvrard, Perrégeaux, Montholon und Moreau, ihr Herz und ihr Vermögen der Zauberin zu Füßen legten. Man muß glauben, daß sie grausam war, denn unter die Liebeslieder mischten sich Spottlieder; Einige behaupteten, sie rieche wie eine Negerin, und Andre meinten, sie sehe aus, wie der Mameluk Rustan. Napoleon brachte die bösen Zungen zum Schweigen, denn er beschäftigte sich selbst viel mit ihr, was freilich Stoff zu neuem Geschwäg gab. Madame Hamelin sollte die geheime Vertraute Napoleons sein u. s. w., aber auch diese Gerüchte schwiegen bald, ob sie gleich durch die Verschwörung Mallets eine gewisse Begründung zu erhalten schienen. Einige Jahre nachher, als die Schönheit und Anmuth entflohen, sah Madame Hamelin ein, daß es Zeit sei, an den Rückzug zu denken und sie nahm Abschied von dem Pavillon, der ihre Jugend gesehen hatte, und der seitdem durch viele Hände gegangen ist. Jetzt gehört er der Herzogin von Vicenza.

Die Gegensätze sind das ewige Gesetz dieser Welt und so wurde auch unsern von dem Palaste, von dem wir eben gesprochen haben, ein anderes berühmtes Grundstück niedergerissen und zerstückelt, aus Speculation, zu Baupläzen. Der herrliche Garten Bourfaults gleicht den Ruinen von Palmyra und soll den Raum geben zu der Straße Bourfault.

Bourfault war mit Duvrard der letzte „grand seigneur“ und hatte ein höchst abenteuerliches Leben geführt. Anfangs war er Schauspieler, dann Mitglied der gesetzgebenden Versammlung, nach dem 9. Thermidor Mitglied des Convents. Dann übernahm er Pachtungen und Lieferungen, die ihn zum reichen Manne machten. Der Spielpacht steigerte sein Vermögen noch mehr und was noch merkwürdiger ist, die Jugend seines Herzens war noch in seinem achtzigsten

Jahre frisch und seine Frau, die ihm in vielen Stücken gleich, tanzte noch mit vieler Grazie mit ihren Enkeln. Zwei oder drei Jahre vor seinem Tode ließ Bourfault, der sich nicht mit dem Ruhme seiner Gewächshäuser und seiner Gemälbesammlung begnügte, im Théâtre français ein Trauerspiel aufführen.

Etwas weiter hinauf, links, erlaubt ein halboffenes Thor in eine Steinniederlage hineinzusehn. Da war Livoli, der bekannte und beliebte Vergnügungsort, wo unter andern 1829 der Herzogin von Berry ein glänzendes Fest gegeben wurde. Jetzt fällt einer seiner alten Bäume nach dem andern und selbst der Pavillon, der auf einer Anhöhe stand, ist gänzlich abgetragen worden. Der Generalpächter, La Bourrière, der denselben erbaute, hatte ungeheure Summen darauf verwendet. Er ließ die innern Wände seines Tempels mit Malereien und Gold bedecken, namentlich wurde ein vortreffliches Deckengemälde bewundert. Die unerschöpfliche Verschwendung dieses Herrn schuf jede Nacht neue Träume. Nach den Gemälden wollte er Statuen haben, und er bestellte mehrere bei den berühmtesten Meistern seiner Zeit. Zwar entsprachen diese Werke nicht immer der Erwartung, aber er bezahlte sie und ließ sie dann in seinem Garten vergraben. Die Nachbarn, welche von diesen Begräbnissen Kenntniß erhielten, schlichen in den Park, gruben die Statuen wieder aus und schmückten ihre Wohnungen damit.

Der Tod überraschte den Herrn von La Bourrière mitten in seiner Verschwendung und seine Leiche sollte zu einem seltsamen Streite Veranlassung geben. Der Pavillon Bourrière lag auf Grund und Boden, der halb zu der Gemeinde Cllichy, halb zu der von Montmartre gehörte und beide stritten sich nun um den Sarg. Die beiden Pfarrer bestanden gleich hartnäckig auf ihrem Rechte, die Küster und Diener derselben wurden handgemein, die Chorknaben spielten unterdeß im Garten Blindkuß und die Sänger berauschten sich im Keller. Wer weiß, wie die Sache geendet hätte, wenn nicht ein Mousquetair vorübergegangen wäre und den Rath gegeben hätte, geometrisch die Entfernung auszumessen, welche den Sarg von den beiden streitenden Gemeinden trenne, und ihn dann der zuzutheilen, welcher er am nächsten sei. Montmartre blieb Siegerin.

Von den Erben kaufte die Befähigung Graffulhe, den Ludwig XVIII., wegen der Dienste, die er der königlichen Familie in der Verbannung erwiesen hatte, in den Grafenstand erhob. Der Graf Graffulhe gab am 13. Febr. 1820, in der Nacht, als der Herzog von Berri ermordet wurde, einen großen Ball, und die Nachricht von dem Unglücke erschütterte ihn so, daß er aus Kummer darüber starb, wie man sagte; er hatte freilich schon mehrere Jahre an einer Brustkrankheit gelit-

ten. Das Grundstück, auf dem jetzt eine neue Straße angelegt wird, gehört noch seinen Erben.

Geht man weiter in der Straße Glichy hinunter, so wird man, in der Nähe der Chauffée d'Antin! — durch den Anblick eines verfallenden und zum Theil schon verfallenen Hauses unangenehm überrascht.

Vor etwa fünfzig Jahren nämlich bewarb sich ein junger Advocat, A., um ein Mädchen von guter Familie. Die Sache ging aber nicht nach seinem Wunsche, er wurde deshalb Menschenfeind, und beschloß, sich ganz von der Welt zurückzuziehen, ohne Paris zu verlassen und mitten in seinen reichen Besitzungen — seine Grundstücke allein hatten einen Werth von vielleicht vier Millionen — in Einsamkeit und Trauer zu leben. Er hieß seine Mitkneute ausziehen, ließ seinen Garten verwildern und bezog mit einer alten Magd eines seiner Häuser, an dem er durchaus keine Ausbesserung vornehmen läßt, so daß es jeden Tag zusammenstürzen und ihn erschlagen kann. Alle Tage verbringt er in den Gerichtshöfen, von denen er Abends nach Hause geht und da hinter einem Schirme iszt, damit



Ein trauernder Liebender.

kein Neugieriger ihn störe, wenn ja Einer ihn auffuchen sollte. Vor Kurzem, als er einen Sitzplatz in seinem Garten wünschte, sägte er eine der schönsten Ulmen zwei Fuß vom Boden ab, um sich auf den Stumpf setzen zu können. — Läßt sich die Treue Penelope's auch nur im Entferntesten mit dieser Liebestrauer vergleichen?

Die Nähe der Siegesstraße und des kleinen Hauses des ersten Consuls dasselbst machte die Straße St. Lazare zu einem wahren Hofviertel und viele berühmte Männer und Frauen wohnten da oder hatten eigene Paläste in der Nähe, wie der Herzog von Ragusa, der Graf Demidow, der General Ornano, Ney, Sebastiani, Coulaincourt, der Marschall Gouvion Saint Cyr, dessen Palast später Mademoiselle Mars kaufte und den jetzt die Fürstin von Wagram bewohnt. Der Eingang in diesen Palast in der Straße Tour-des-Dames stößt an eine niedrige Thüre und ein Haus von bescheidenem Aussehen; in diesem Hause hauchte Talma seine Seele aus. Das Atelier von Horace Vernet grenzt an dieses Haus Talma's und einige Schritte weiter hin hat Paul Delaroche das feinige. So zählt die Straße Tour-des-Dames fast so viele berühmte Namen als Häuser. Ihr eigener Name kommt von einem Grundstücke, auf welchem sonst ein Thurm stand, der tour des dames hieß.

Die Straße Pigale, welche einen spitzen Winkel mit der Straße Le Tour-des-Dames bildet, hieß vor der Revolution Rue Royal (Königsstraße).





Straße Vicpus.

Um das Jahr 1601 zeigte sich auf dem Lande in der Umgegend von Paris ein seltsames epidemisches Leiden; es entstanden nämlich kleine weiße Anschwellungen auf den Armen und Händen der Frauen, die ausfahen, als wären sie durch den Stich eines giftigen Insektes hervorgebracht. Das Uebel befiel Arme und Reiche, Vornehme und Geringe, mit gleicher Grausamkeit die an die Arbeit im Freien gewöhnten Glieder als die weißen Hände, welche die vornehmen Damen vergebens vor dem Schmerze und der Verunstaltung zu wahren suchten.

Eine Aebtißin von Ghelles war von dem Leiden ebenfalls betroffen worden und man erzählt, ein junger Mönch, aus dem Kloster Franconville-sous-Bois, der von seinen Vorgesetzten den Auftrag erhalten, einen Ort in der Nähe von Paris auszusuchen, wo

ein Kloster angelegt werden könnte, sei bei der Abtissin erschienen, habe sich vor ihr auf ein Knie niedergelassen und die Wunde geküßt, die sofort geheilt sei.

Man machte das Wunder natürlich sogleich bekannt, und da einige junge Nonnen in demselben Kloster an demselben Uebel litten, so behandelte sie der Mönch auf dieselbe Weise und bewirkte ebenfalls sofortige Heilung.

Die Sache wurde bald außerhalb der Klostermauern bekannt; die Frauen und Töchter der Bauern wollten von dem Franziskaner auch behandelt sein und baten ihn, er möge vor ihnen niederknien und ihre braunen, schwieligen Hände küssen; aber der Mönch fand hier die Aufgabe entweder nicht so leicht und angenehm wie in dem Kloster Chelles, oder er konnte den Ansprüchen nicht genügen und wollte die Arbeit mit seinen Brüdern theilen; er gestand demüthig ein, daß seine Heilmethode durchaus nichts Uebernatürlichen und Außerordentlichen habe und daß er die Heilung nicht durch das Niederknien und den Kuß, sondern durch einen kleinen Stich in die Anschwellung bewirke, aus welcher er das Gift aussauge. Er berief also eine Anzahl der Mönche von Franconville, welche das Werk des jungen Franziskaners fortsetzten, worauf die Epidemie bald verschwand.

Da das Uebel der Anschwellung glich, welche der Stich des so allgemein bekannten Insektes veranlaßt, so nannte das Volk die Mönche von Franconville Bique = Puffes = (Flohsstich =) Brüder.

Das Kloster entstand bald, vergrößerte sich und wurde reich; später als man Paris mit Mauern umgab, zog man das Kloster mit den Gebäuden bei demselben mit in die Stadt und so entstand die Straße Bique = Puffes, woraus man später Bique = Puce (Flohsbiß) und endlich Picpus gemacht hat.

Eines Tages drängte das Volk neugierig nach dieser abgelegenen Straße hin; der Hufschlag der Pferde, das Klirren der Waffen und die Töne der Trompeten störten die gewöhnliche Ruhe; zierliche Reiter, Herren, die dem Hofe und dem Heere angehörten, Abtheilungen von Landsknechten, Hellebardieren u. in verschiedenen Uniformen gaben der Straße ein ungewöhnliches Leben. An diesem Tage benutzten die Mönche der Straße Picpus zum ersten Male das Privilegium, das Ludwig XIII. ihrem Orden gegeben hatte, die fremden Gesandten zu empfangen, welche an den Hof Frankreichs kamen. Man erwartete diesmal einen spanischen Gesandten. Aber wir wollen den Diplomaten und die großen Herren ruhig bei Tische sitzen, die Soldaten in dem Klosterhofe und das Volk auf der Straße stehen lassen und schnell den Raum durchheilen, welcher Paris von der

Provinz Franche Comté trennt, wo die mönchische Propaganda mit leichtern Eroberungen beschäftigt war, als die Heere Ludwigs XIII.

Eines Abends kehrten drei Mönche, die einzeln gekommen waren, gleichzeitig in der Nähe der Stadt Salins in einem Wirthshause neben einem Kloster ein, welchem die Frau von Mecy als Abtissin vorstand, die durch ihre Bussfertigkeit wie durch die große Frömmigkeit ihrer Tochter Obille berühmte war. Einer dieser Mönche trug eine Kutte von weißem Tuche, die durch einen Ledergürtel von gleicher Farbe zusammengehalten wurde. Unter seiner weißen Kapuze befand sich eine schwarze. Er war ein Schüler des heiligen Bruno in Meisetracht.

Der zweite Mönch trug eine graue Kutte und an dem großen schwarzen Güte, der seinen Kopf bedeckte, erkannte man den Franziskaner (Recollekt).

Aus der braunen Kutte, aus der runden von der Kutte abgeordneten Kapuze, aus dem schwarzen Stricke, der die Kutte fest zusammenhielt, und aus seinen sehr hohen Holzschuhen konnte man abnehmen, daß der dritte Reisende ein Picpus-Bruder war.

Die drei Mönche kamen in gleicher Absicht; jeder hatte den Auftrag, die Abtissin von Salins für seinen Orden zu gewinnen. Sie kamen überein, daß sie drei Tage im Gebet verbringen wollten, daß jede Verbindung mit dem Kloster verboten sein sollte und daß am vierten Tage alle drei Abgeordnete gleichzeitig erscheinen und der Abtissin ihr Gesuch vorlegen sollten.

Der Recollett und der Karthäuser wendeten sich an den Himmel, um durch ihn den Sieg zu gewinnen, der Picpus aber glaubte nach dem Spruch handeln zu müssen, der später eine revolutionäre Berühmtheit erhalten hat: „Hilf dir selbst, so wird dir der Himmel helfen.“

Dem Kloster in der Straße Picpus ist vielleicht die Erfindung des Prospectus zuzuschreiben. Die Mönche schrieben in ihren Mußestunden zahlreiche Exemplare der Geschichte ihres Ordens und verzierten sie mit Federzeichnungen und schönen blauen und goldenen Anfangsbuchstaben. Eine ziemliche Anzahl junger Colporteurs, die im Kloster gebildet waren, wanderten in Frankreich und dem Auslande umher und verschenkten diese kleinen Bücher oder verkauften sie sehr wohlfeil in den Klöstern, Schließern und Flecken. Einer dieser gewandten Reisenden war einige Tage vor dem Abgeordneten von Picpus in Salins angekommen und ein Vorfall, den der Mönch für eine Einwirkung der Vorsehung halten konnte, diente dabei den Interessen seines Ordens; eine weiße Taube aus dem Taubenhause der Abtissin setzte sich eines Morgens an dem Fenster des Wirths-

hauseß nieder, und der Mönch ließ den Boten nicht fort, ohne den Flug derselben zu benutzen; er rollte eines der kleinen Bücher zusammen, befestigte es mit einem Bande an dem Halse der Taube und sah dieselbe dann nach einem kleinen Thurme fliegen, in welchem sich die Zelle einer der Nonnen befand.

Am vierten Tage, als die drei Mönche in dem Kloster erschienen, sagte die Frau von Rech, „ich erkläre mich für den Orden des heiligen Franciscus.“ Der Recollect und der Karthäuser verbeugten sich und gingen, sahen aber, als sie durch den Kreuzgang schritten, wie die Franziscaner die Propaganda betrieben, denn jede Nonne, selbst die Schwester Pförtnerin, hatte eine Geschichte von Vicus in der Hand.

Die Abtissin nahm sich vor, nach dem Hauptsitze des Ordens zu pilgern, und nahm ihre Tochter Odille, so wie Bianca von Mezeray mit, die Novize, welcher die Taube zugeflogen war.

„Komm, mein Kind,“ sagte Frau von Rech zu ihr; „meine Anwesenheit verdoppelt deine Kräfte; seit Gott dir die fromme Lüge eingegeben hat, die dich todts für das Leben machte, wie du es für die Welt bist, ist der junge Graf von Rochecouart nicht mehr in Paris, und wir haben weder seine Nachforschungen noch seine Verzweiflung zu fürchten. Gott wird dir Vergessenheit geben, wie er dir bereits Ergebung geschenkt hat.“

Bianca von Mezeray war aus einer adeligen aber armen Familie und hatte ihre Liebe den Vermögensinteressen der Familie Rochecouart geopfert, welche die beiden Liebenden nicht vereinigen wollte.

„Ja, Mutter, die Ergebung ist gekommen, und selbst in meinen Träumen scheint Gott mich zu lehren, wie ich fliegen könne; noch in voriger Nacht war es mir, als sähe ich Karl von Rochecouart. Er trat zu mir, sein besorgter Blick beobachtete meine Züge, die ich absichtlich unbeweglich erscheinen ließ; seine bebende Stimme fragte mich, ob ich noch lebe. . . Ich hatte die Kraft, stumm, kalt und todts für ihn zu bleiben. Ach, aber wie viel habe ich gelitten!“

„Auch in wirklicher Gefahr würdest du, mein Kind, mit Gottes Hilfe denselben Muth gehabt haben,“ sagte die Frau von Rech.

Die Abtissin und ihre beiden Begleiterinnen kamen in dem Kloster Vicus an dem Tage an, als die Mönche eben, wie erzählt, den spanischen Gesandten in ihrem Hause sahen. Es waren viele Leute vom Hofe da. Frau von Rech, Odille und Bianca blieben in einem einzelnen Theile des Klosters verborgen. Daran stieß die Kapelle und Bianca kniete an einem Altare der Jungfrau nieder, der von dem

Hauptschiffe durch ein Gitter getrennt war. Sie betete da andächtig . . . Ihr gegenüber öffnete sich eine Thüre, durch welche ein junger Mann hereintrat, der sich ohne Zweifel in den langen Gängen des Klosters verirrt hatte . . . Er trat einige Schritte vor und bemerkte das kniende Mädchen; sie hatte den Schleier zurückgeworfen, so daß er ihre Züge erkennen konnte. Der junge Mann war der Graf von Rochecouart, der zu der spanischen Gesandtschaft gehörte; er erkannte Bianca, das Mädchen erkannte den Grafen und so betete sie zu Gott, daß er ihr Kraft gebe, die Prüfung zu ertragen, die sie im Traume ertragen. Sie blieb unbeweglich wie ein marmornes Madonnenbild. Dreimal rief der junge Mann den Namen Bianca aus, daß er unter den Wölbungen der Kirche wiederhallte, Bianca aber blieb unbeweglich.

Unterdeß erschienen die Frau von Mech und Obille, welche den Gedanken Bianca's erriethen und den Grafen überredeten, seine Sinne täuschten ihn. Der



Der Graf von Rochecouart und seine Geliebte.

Graf von Rochecouart entfloß darauf, um dem Traumbilde zu entgehen. Die Aebtissin rief dann leise Bianca, aber das junge Mädchen blieb stumm und antwortete auf die sanfte Stimme der Aebtissin eben so wenig als auf den lauten Ruf

des Grafen. Die Wirklichkeit hatte das Herz, das stärker gewesen war als der Traum, wie ein Blitz gebrochen und mit ihr war das Band zerrissen, das die Seele Bianca's an die Erde fesselte; der Engel hatte sich zum Himmel aufgeschwungen.

An demselben Tage verließen um eine und dieselbe Stunde zwei feierliche Züge das Kloster Picpus: ein zahlreiches Gefolge von Höflingen umringte den Gesandten, der sich unter fröhlichem Geplauder und unter Musik nach dem Louvre begab, und eine Anzahl Mönche, die in einem Leichentuche einen todtten Körper trugen, schritt langsam und das Miserere singend dahin, durch den Wald von Vincennes nach der Abtei von Chelles zu, um da etwas geweihte Erde für eine fromme Jungfrau zu erbitten.

Die Regierungen Ludwigs XIV. und Ludwigs XV. zeichneten sich in der Geschichte der Straße Picpus nicht sehr aus, denn die Strahlen der Sonne von Versailles drangen nicht bis in diese stille Gegend, die aber auch ihrer abgelegenen Lage wegen von jenen petites maisons der Regentschaft unberührt und unbesleckt blieb.

Bei der Revolution von 1789 war der Schauplatz zu nahe an der Straße Picpus, als daß sie den Donner der Kanonen der Bastille nicht hätte hören sollen; das Beil, das an der Thron-Barrière arbeitete, erschütterte auch ihre Klöster und trieb die Mönche in die Flucht, denn keiner von ihnen mochte dem Antrage folgen, der ihnen gemacht wurde, sich mit einer Nonne zu verheirathen. Blut, Brand und Verwüstung erreichten auch ihre friedlichen Wohnungen und störten die Ruhe der einsamen Wege durch den Wald von Vincennes, auf denen Jean Jacques Rousseau so gern hinging, wenn er dem gefangenen Diderot einen Besuch machte. Er besuchte den Freund fast nur Arm in Arm mit einem literarischen Freunde, der Grimm hieß und der ihm mit Diderot zugleich in Vincennes den Rath gab, eine Abhandlung über eine Preisaufgabe der Academie von Dijon zu schreiben. Er gewann den Preis. Jean Jacques Rousseau liebte ein kleines Bauergut am Rande des Gäßchens, das eine Ecke mit der Barrière Picpus bildete. Er trank da meist Milch, und die Familie des Landmannes hatte eine Tasse aufbewahrt, welche Rousseau's Tasse hieß und in der Familie eine wichtige Rolle spielte. Einige Jahre vor der Revolution führte bekanntlich der religiöse Fanatismus einen erbitterten Krieg gegen alle philosophischen Schriften. Ein Sohn jenes Landmannes nun wollte sich verheirathen, und der Geistliche seines Kirchspiels kam zu ihm, um ihm zu sagen, er würde nicht eher zur Beichte gelassen werden, bis er die Tasse Rousseau's zerbrochen hätte. Der verliebte junge Mann gehorchte und die Tasse

flog in tausend Stücke. Diese Stücke wurden aber gesammelt und wieder zusammen gesetzt; so feierte die Rousseau-Lasse ihre Auferstehung, und sie existirt noch.



Rousseau vor einem Bauerhause.

In den letzten Jahren des achtzehnten Jahrhunderts und in den ersten des neunzehnten hatte die Straße Vicpus ihre Dichter, die unter den Ulmen ihrer Gärten träumten. Schon berühmte Namen, die noch größer werden sollten, warfen einen Strahl ihres Glanzes auf sie. Ein Haus von bescheidenem Aussehen, jetzt Nr. 36, wurde von der Gräfin von Esparba, Eugenie von Boucharde, bewohnt, welche durch die Liebe und die Lieder Cheniers berühmt geworden ist.

Chenier hatte einen Nebenbuhler, dem Eugenie von Boucharde, welche das Schicksal vielleicht ahnte, auf seine Erklärung antwortete: „Sie gehen für mich zu weit; ich bleibe gern, wo ich bin.“ Derjenige, zu welchem diese Worte in dem kleinen Hause der Straße Vicpus gesagt wurden, sollte bald General werden; er hieß Bonaparte. Es war nach Toulon und kurz vor dem italienischen Feldzuge.

Eugenie von Boucharde erzählte gern, daß der General, welchen sie ihren Märtyrer nannte, ihr einst zu ihrem Namenstage ein Bouquet ganz neuer Art



Talleyrand, Chenier und Eugenie de la Bouchardie.

versprochen habe, daß er ihr aber in der Nacht und nachdem die Lichter verlöscht worden, überreichen müsse. An dem bestimmten Tage ging der General, der an diesem Tage bei Eugénien gespeiset hatte, in der Dämmerung fort, und es verstrichen drei Stunden, in denen er einen Spaziergang in dem Walde von Vincennes machte. Als er zurückkam und man auf ein gegebenes Zeichen die Lichter sämmtlich ausgelöscht hatte, überreichte er ihr einen brennenden Busch oder vielmehr einen Zweig von glänzenden Karfunkeln, nämlich ein Bouquet von kleinen Malven, an denen in jedem Kelche ein Johanniswürmchen sich befand, eines der Insekten, die bekanntlich so hell leuchten. Bonaparte hatte sie in jenen drei Stunden in dem Dickichte des Waldes gesammelt.

Chénier wurde besorgt über die Aufmerksamkeiten des Generals, sogar traurig, und Bonaparte sagte eines Tages lächelnd zu der Gräfin: ich glaube, Chénier will sich meinen Titel Märtyrer anmaßen . . . Allmählig stellte er indeß seine Besuche ein, später aber bewilligte Napoleon jedes Gesuch, unter welchem er den Namen: Eugénie von Bouchardie fand.

Falleyrand erinnerte sich, als er aus dem Exil zurückkam, daß Chénier ihn mit seinem ganzen Ansehen unterstützt hatte.

„Ich konnte Sie nicht vergessen,“ sagte Chénier zu ihm; „wenn einmal am Tage von Ihnen nicht gesprochen worden war, setzte sich Eugénie an das Clavier und sang die Romanze von dem Verbannten; das war unser Abend-Engelus.“

Und der ehemalige Bischof von Autun ließ sich auf beide Knie vor der Geliebten des Dichters nieder, küßte ihr entzückt die weiße Hand, und vielleicht war Eugénie von Bouchardie die einzige, die eine Dankesthräne in dem Auge des Diplomaten gesehen hat.

Später aber, als die Jahre über alles dies dahin gegangen waren, als die Sorglosigkeit, welche die Geliebte des Dichters mit dem Dichter selbst theilte, Tage der Entbehrung und der Noth für die Gräfin von Esparba gebracht hatte, streckte sie vergebens ihre weiße, abgemagerte Hand dem Diplomaten entgegen. Der Millionair gab nichts; er scheute sich nicht, zu geben, aber er scheute die Erinnerung.

Noch vor einigen Jahren lebte Eugénie, lebte von der Unterstützung, die sie von den Schriftstellern und Künstlern erhielt, denen sie mit Stolz die vertrauten Briefe Chéniers und eine sehr bedeutende Anzahl von Autographen zeigte, welche sie in der Zeit ihres Glückes gesammelt hatte. Später hat sie wohl alles dies für ein Nachtlager hingegeben, wenn der Hunger und die Kälte sie quälten. Endlich

nahm ein Hospital die — Blödsinnige auf. Der Engel des Bischofs von Autun, die Geliebte des Generals Bonaparte, die Angebetete Cheniers, die schöne Gräfin der Straße Picpus war so tief gesunken!

Von den Ruinen des ehemaligen Klosters Picpus ist noch ein hübscher Pavillon übrig, der mitten in Gärten steht und eine Zeit lang von dem bekannten Lustspieldichter Théaulon bewohnt wurde. Boieldieu spielte und lachte häufig hier. Der Besitzer dieses Pavillons war damals Richebraque, der auch die oben erwähnte Rousseau-Lasse befaß und einer Heilanstalt, namentlich für Geistesranke, vorstand. Einige der Kranken dieser Art, welche in dem Hause aufgenommen wurden, waren nicht selten eine lange Zeit hindurch vernünftig, und man bemühte sich, das Uebel durch Zerstreuung und Arbeit zu beseitigen. Eines Tages hatte Théaulon einem Kranken ein Manuscript zum Abschreiben übergeben und er übergab dem Theater die Abschrift, ohne sie vorher wieder durchzusehen. Die ersten zwei Acte wurden in der Probe ohne Hinderniß gelesen, im dritten aber fand man auf dem Papiere die seltsamsten zusammenhangslosesten Worte, und welche Personen traten statt der seinigen auf? Die Jungfrau Maria, der heilige Joseph, der ewige Vater. Das alles war natürlich eine Erfindung des Abschreibers, dessen Verstand beim dritten Acte erloschen war.

In dem Theile des Hauses, wohin die Irren nicht kamen, versammelte sich öfters eine ziemliche Anzahl von Schriftstellern und Künstlern. Auch der geistreiche Arzt Mlibert befand sich unter den Eingeladenen.

Eines Abends, als der genannte Arzt, der Verfasser der „Physiologie der Leidenschaften“, ebenfalls zugegen war, fiel es einem gewöhnlichen Gaste ein, die Gesellschaft durch eine seltsame Scene zu unterhalten, die er sich erdacht und für welche er sich einen Gehilfen gewählt hatte.

Der letztere sagte zu dem Doctor Mlibert, es sei diesen Tag ein Geistesfranker in dem Hause angekommen, dessen Manie sehr seltsam sei. „Er hält sich nämlich für eine Theekanne.“

„Für eine Theekanne?“ wiederholte der Doctor verwundert, und in demselben Augenblicke erschien der junge Castmir gravitatisch in dem Zimmer, mit stierem Blicke, aber lächelnd; den linken Arm hatte er gebogen und auf die Hüfte gestützt, den rechten dagegen hielt er bis an den Ellbogen gerade, den Vorderarm dagegen aufrecht bis an das Handgelenk, das sich wiederum wie ein Schwanenhals oder ein Theekannenschwanz nach unten bog.

„Wer will mir die Ehre erzeigen, eine Tasse Thee anzunehmen?“ fragte

Casimir, und, ohne auf eine Antwort zu warten, trat er zu dem Doctor, gab seinem Körper eine geneigte Bewegung, als wenn er Thee einschenke, und setzte mit albernem Lachen hinzu: „Verlangen Sie Zucker dazu?“ Diese Scene wiederholte er bei jedem der Anwesenden im Zimmer, worauf er sich in melancholischer Haltung in einer Ecke niederlegte. Der Doctor Allibert stand sofort auf, um zu dem Kranken zu gehen, Casimir machte eine hastige Bewegung und der in den Scherz Eingeweihte hielt den Doctor mit den Worten zurück: „Jetzt zeigt sich die zweite Phase des Leidens, denn der Unglückliche hält sich auch für eine Laterne.“

Casimir ging mit großen Schritten in dem Zimmer auf und ab und sagte zu seinem Gehilfen mit strenger Stimme: „thun Sie mir die Freundschaft und zeigen Sie dem Herrn Polizeipräsidenten an, man vergesse alle Abende, mich anzuzünden.“ Dann setzte er hinzu: „ich bin die bekannteste Laterne von ganz Paris, an der Ecke der Straße St. Honoré, wenn man mich aber ohne Del läßt, kann ich für nichts stehen. . . Es ist schon schwer genug, gegen den Wind zu kämpfen.“ Und er wiegte sich hin und her wie eine Straßenlaterne, die der Wind bewegt.

Der Doctor Allibert wollte sprechen, und er hätte vielleicht die Theorien der Wissenschaft gefährdet, als ein lautes Lachen, das einer der Eingeweihten nicht länger unterdrücken konnte, dem Scherze ein Ende machte.

„Gestehen Sie, Doctor, daß Sie mich für verrückt gehalten haben,“ sagte Casimir, indem er zu Allibert trat. Dieser ergriff die Hand des Künstlers, beobachtete den Puls, strich leicht mit den Fingern über den Kopf, um über die phrenologische Bildung desselben sich zu vergewissern und antwortete ernst, nachdem der Künstler lächelnd seine Frage wiederholt hatte: „auch bin ich von meiner Ansicht noch nicht zurück gekommen.“ Er hatte nun die Lacher auf seiner Seite.

Die Straße Picpus hat einen bevorzugten Gottesacker, den die Kaiserregierung mehreren adeligen Familien zugestand. Hier schlafen die Montmorency und die Noailles; hier ruht Lafayette, dieser Stern zweier Hemisphären, dessen Glanz so hell war und dessen regelloser Lauf noch lange unerklärt bleiben wird.





Die Getraidehalle.

In der Mitte von Paris, in gleicher Entfernung von dem Louvre und der Straße St. Denis, von dem Palais Royal und der Seine, in einem unentwirrbaren Geflechte krummer und geräuschvoller Straßen, ist eine ungeheuerere steinerne Rotunde versteckt, die man für einen Circus halten könnte. Sie heißt die Getraidehalle und ist eine Anstalt von unbestreitbarer Wichtigkeit für eine Stadt wie Paris, in welcher täglich allein 1500 Säcke Mehl verbraucht werden.

Wenn man auf Gebäude das anwenden kann, was man von den Familien sagt, daß nämlich ihr Adel mit dem Alter steigt, so hat die Stelle, auf welcher man jetzt die Stoppel der Getraide- und Mehlhalle erblickt, Anspruch auf ganz besondere Ehrfurcht.

Zwanzig verschiedene Herren, alle von königlichem Stamme, haben diesen

undankbaren Boden besessen, der nicht einmal eine Erinnerung mehr an sie besitzt; sieben gekrönte Häupter ruheten hinter diesen Mauern aus, die nicht einmal durch soviel Majestät zu schützen waren: fünf Könige Frankreichs, Ludwig IX., Philipp von Valois, Karl V., Karl VI. und Ludwig XII.; zwei Königinnen, Bianca von Castilien, die Mutter Ludwigs des Heiligen, und Katharina von Medici, die Mutter dreier Könige, die selbst dreimal Regentin war.

Schon im Anfange des dreizehnten Jahrhunderts besaß Johann II., Herr von Nesle, an dieser Stelle einen Palast, dem er seinen Namen gab, der aber nach der damaligen Zeit nur aus zwei Häusern mit einer Scheune bestand und also nicht im Entferntesten mit dem prachtvollen Palaste verglichen werden könnte, welcher zwei Jahrhunderte später aus dieser einfachen Wiege sich erheben sollte.

Johann II. konnte das riesenhafte Glück seiner bescheidenen Wohnung nicht vorher sehen und schenkte sie dem Könige Ludwig IX., der sie noch in demselben Jahre an die Königin, seine Mutter, abtrat. Von da an begann für den Palast Nesle eine Reihe von Umwandlungen, unter denen er ganz unkenntlich wurde.

Die Königin Bianca wohnte gleich im Anfange darin, und Thibaut, Graf von Champagne, der tapferste Ritter und schmachtendste Troubadour, seufzete den klagenden Echo's Liebeslieder zu. Es war eine unsinnige, eine wahre Dichter-Liebe, denn wie die Königin schön war, so war sie auch tugendhaft; „die Gesänge des Königs von Navarra“ beweisen es. Im Jahre 1327 hieß der Palast Hôtel de Bohaigne oder Bohême von Johann von Luxemburg, dem Könige von Böhmen, der da wohnte. Im Jahre 1388 besaß ihn Ludwig, Herzog von Orleans, der später Ludwig XII. wurde, und von dem er wiederum einen andern Namen annahm. Ein Jahrhundert später gehörte er mit allem Zubehör den Bûßer-Nonnen an, denen ihn Ludwig XII. geschenkt hatte.

So war der Palast ein Kloster, deshalb aber nicht frömmere geworden, wenn man den Chronikern glaubt, die den Nonnen keine eben hohe Tugend zuschreiben.

Im Jahre 1571 hatte der Palast Nesle dreimal den Namen und fünfzehnmal den Herrn gewechselt; auch verleugnete er seine Unbeständigkeit noch immer nicht, denn er ging jetzt in den Besitz der Königin Katharina von Medici über.

„Katharina,“ sagt Barillas, „war bewundernswürdig gewachsen; die Majestät ihres Gesichtes milderte dessen sanften Ausdruck nicht; sie übertraf alle anderen Damen ihrer Zeit durch das Feuer und den Glanz ihrer Augen, wie durch die Weiße ihres Leints; die schöne Form ihrer Beine veranlaßte sie, sehr

„scharf angezogene seidene Strümpfe zu tragen, und um diese zu zeigen, erfand sie die Mode, bei dem Reiten den einen Fuß nach dem Sattel empor zu ziehen. Von Zeit zu Zeit erbachte sie auch noch andere galante Moden. Sie war geizig, und doch verschwenderisch, prachtliebend, aber nicht freigebig. Vor allem liebte sie die Macht, und um zu herrschen, kannte sie keinen Unterschied zwischen ge- rechten, erlaubten und unerlaubten Mitteln. Wehe den Fürsten, den Höf-lingen, und Ministern, die sie lieber Freund! nannte! Diese Worte waren in ihrem Munde der Ausdruck des Hasses und der Rache. „Madame,“ sagte eines Tages, „zu ihr Bois-Fevrier, den sie „lieber Freund“ genannt hatte, „erzeigen Sie mir die Gnade und nennen Sie mich Ihren Feind.“ Mit einem Worte, Katharina war eine ächte Italienerin, voll Feuer und Leben bis zum Ungestüm, fromm bis zum Fanatismus; ihre geringsten Wünsche waren Leidenschaften. Sobald sie die Augen auf unser Kloster geworfen hatte, mußte sie es besitzen, um da den höchsten Glanz zu entfalten. Sie ließ alles Andere im Stich, um sich dieser neuen Laune hinzugeben. Sie besaß lange den Palast Albret, sechs Häuser und zwei Gärten; aber das Kloster gefiel ihr und sie kaufte es. Ein Heer von Maurern, Steinhauern, Bildhauern, Tischlern, Zimmerleuten und Tapezierern erfüllte die öden Zellen, verbreitete sich in den geheimsten Galerien, vernichtete den Garten und vertrieb die weinenden Nonnen, die schnell ihre Schleier und Rosenkränze zusammen such-ten und in die Abtei St. Magloire auswanderten.

Da entstand wirklich wie durch ein Wunder der prachtvolle Palast, wel-cher von allen Zeitgenossen bewundert wurde und von dem nichts mehr übrig ist, als der zierliche Thurm. Katharina betrieb ihren Plan, wie alle unruhi- gen Geister, mit unglaublichem Eifer; nichts hielt sie auf; aus allen Theilen der Welt rief sie Arbeiter herbei, und um ihren Zweck zu erreichen, nahm sie ihre Zuflucht bald zur Gewalt, bald zur Bitte, bald zur Drohung oder Schmei- chelei. So erhob sich denn in weniger als zwei Jahren der Palast der Kö- nigin und Katharina bezog ihn.

Heut zu Tage kennt man den wirklichen Grund dieser Ungebuld und dieses außerordentlichen Eifers, der Alles gab, Geld, Gnadenbezeugungen, selbst das süßeste Lächeln, um die Vollendung des neuen Palastes zu beschleunigen. Dieser Grund war folgender: Katharina war fromm und abergläubisch; eines Abends nun zog sie in ihrem Observatorium in den Tuileries mit Ruggieri, dem florentinischen Astrologen, dem sie ganzliches Vertrauen schenkte, die Sterne zu Rathe. Sie wollte wissen, an welchem Orte sie sterben würde. Der

Astrolog befragte die Sterne, beschrieb mehrere magische Kreise mit seinem Stabe und antwortete „Saint Germain.“

Diese Prophezeiung machte den tiefsten Eindruck auf Katharina, die von diesem Augenblicke an keinen andern Gedanken hatte, als wie sie den Einfluß der Sterne bekämpfen könnte. Sofort verließ sie den Palast der Tuileries, der in dem Kirchspiele St. Germain l'Auxerrois lag; sie vollendete ihren Palast der Abtei St. Maur des Fossés nicht, weil derselbe in der Nähe von St. Germain des Prés sich befand und betrat das Schloß St. Germain en Laye nie wieder; da sie aber doch eine königliche Wohnung besitzen mußte, so ließ sie jenen „Palast der Königin“ in dem Kirchspiele St. Eustache bauen, und, durch diese klugen Maßregeln beruhiget, vergaß sie in den Armen des Cardinals von Lothringen die Prophezeiung des Astrologen.

Der Palast der Königin wurde durch Bälle, Feste, Carroussells und Vergnügungen aller Art eingeweiht. Katharina war vergnügungssüchtig, schön und mächtig, sie konnte sich mit Recht für unsterblich halten und war überdies Wittve. Welche Frau, welche Königin war auf einmal so glücklich?

Der Palast der Königin war der Sammelpfad alles dessen, was jung, abelig und schön am Hofe Frankreichs war. Unter dem Schutze der Maske und der Verkleidung kamen hier die Häupter der Ligue in Berührung mit den Lieblingen Heinrichs III., und vielleicht schlopfte bei einem solchen Feste Saint Megrin aus den schönen Augen der Katharina von Cleve, Herzogin von Guise, jene Liebe, die seinen Tod verursachen sollte, und vielleicht überraschte der Balafre hinter einem der schweren Thürvorhänge von Brocat, welche das Betzimmer der Königin Mutter verschlossen, das Geheimniß der beiden Liebenden.

Es ist der 9. Mai 1588; das Volk erfüllt in dicht gedrängten Massen die Straßen, die Plätze und alle Zugänge zu dem Palaste, denn der Herzog von Guise ist trotz den wiederholten Befehlen Heinrichs III. nach Paris zurückgekommen und sofort vor dem Palaste der Königin-Mutter abgestiegen. Die Thore öffneten sich; Katharina von Medici saß in ihrem Tragsessel und der Herzog von Guise ging zu Fuße neben ihr. So trogten beide, unter dem Jubel des Volkes, dem Könige in dem Louvre.

Dieser Tag aber war auch der letzte Tag des Stolzes und der Macht beider. Ein Jahr später, am 5. Januar 1589, starb Katharina auf die Nachricht von der Ermordung dieses tollen Hauptes der Ligue; sie wurde von einem hitzigen Fieber befallen; man berief einen Priester, und nach einer langen und schmerzlichen Weichte



Katharina von Medici's und der Herzog von Guise.

gab Katharina ihren Geist in den Armen dieses Priesters auf. Er war ein Prediger des Königs, der St. Germain hieß; die Prophezeiung Ruggieri's ging also in Erfüllung.

Katharina hatte ihren Palast vierzehn Jahre lang bewohnt; sie starb in demselben, von Schulden belastet und die Gläubiger einer der größten, wenn auch nicht der tugendhaftesten Königinnen von Frankreich verkauften ihren Palast an Karl von Bourbon, Grafen von Soissons, den Sohn des Prinzen von Condé, für die Summe von 30,100 Thalern. Er erhielt von da an den Namen „Palast Soissons“ und führte denselben bis 1763. Noch war er nicht am Ende seines wechselreichen Daseins. Vom 16ten bis 18ten Jahrhunderte führte er das elegante und ausschweifende Leben eines großen Herrn, der sich ruiniren will oder muß. Die nur zu berühmte Gräfin von Soissons gab da glänzende Feste, die sich plötzlich durch das Einschreiten des Criminalgerichts endigten. Ein grauenhafter Widerschein von dem Scheiterhaufen der Voisfin fiel auf das prachtvolle Gebäude. Man kennt die schreckliche Geschichte der Vergiftungen, die damals an der Tagesordnung waren; Jedermann starb an

Gift, weil Jedermann an ein unsichtbares Gift glaubte, das sich in die Familien schlich, zu den Armen und den Reichen, in das Haus des Bürgers, in den Palast des großen Herrn und selbst in den Königspalast. Paris befand sich in der höchsten Angst. Ich habe die Giftmischerin Voisin genannt und es gehört hierher auch die berühmte Brinvilliers, welche eine reiche, elegante, geistreiche, vornehme Dame war, die den liebsten Zeitvertreib darin fand, die Leute, welche sie nicht liebte, zu vergiften. Die Frau von Brinvilliers erfand das Erbpulver und wir verdanken ihr auch einen der reizendsten, grausamsten, aber im höchsten Grade unbarmherzig schönen Brief der Frau von Sevigné.

Wie wir früher schon erzählt haben, wurde der Palast Soissons zu Law's Zeit der Lummelplatz der schamlosesten und tollsten Agiotage. Eine königliche Ordonnanz verbot, bei Strafanndrohung, an einem andern Orte als in diesem Palaste Käufe in Actien abzuschließen. Der Fürst ließ damals in dem Garten des Palastes einige hundert kleiner Buden bauen, von denen jede für 500 Livres vermietet wurde, so daß sie zusammen jährlich 500,000 Livres einbrachten.

Am 4. April 1741 klopfte der Tod nochmals an die Thüre des Palastes und diesmal so stark, daß das alte Gebäude davon erschüttert wurde. Bekanntlich war es damals fashionable, zahlungsunfähig zu sterben. Kaum ruhte Victor Amadeus von Savoyen, Fürst von Carignan, der letzte Bestzer des Palastes Soissons, in dem Familienbegräbnisse, als die Gläubiger über die schöne, reiche Beute herfielen, aber o Schande! der Palast Soissons fand keinen Käufer und die Gläubiger, die nicht warten wollten, schritten zur Zerstörung. Die Gläubiger sind zu allen Zeiten Vandalen gewesen und würden sich niemals scheuen, die medicische Venus oder die Magdalena Canova's zu zersägen, um den Marmor einzeln zu Uhrsockeln u. zu verkaufen.

Die städtische Behörde, welche den Palast Soissons hatte zerstören lassen, kaufte den Grund und Boden, um die Getraidehalle da aufzubauen. Seit langer Zeit bereitete sich in Frankreich eine Umgestaltung der Ideen und Sitten vor; die Vorurtheile schwanden allmählig und die Paläste konnten darauf nicht lange mehr stehen bleiben. Schon fing man an, dem Volke den Hof zu machen, dem guten Volke, dem man schmeichelt, wenn man ihm — Brod giebt! Im Jahre 1772 wurde deshalb die Einweihung der Getraidehalle gewissermaßen eine politische Bewegung, und war, unter einer andern Form, die Anerkennung der Rechte des dritten Standes.

In dieser Hinsicht ist die Getraidehalle mit den anstoßenden Straßen nicht ohne Interesse; aber auch sonst verdient eine dieser plebejischen Straßen, die sich auf aristokratischen Trümmern erhoben haben, besondere Beachtung. Wir meinen die, welche unter dem besondern Schutze des Herrn von Sartines steht.

Antoine Raymond Jean Gualbert von Sartines war zu seiner Zeit, als Generaldirector der Polizei, offenbar der einflussreichste Mann in Paris, den König selbst nicht ausgenommen. Er wußte Alles, sah Alles, hörte Alles, war überall und als der am besten unterrichtete Mann in ganz Frankreich, natürlich ein höchst schätzenswerther Freund, wie ein äußerst gefährlicher Feind.

Sartines begann die Polizei in Frankreich. Bis dahin beschränkte sich das ganze System auf zweierlei, die *lettres de cachet* und die Scharwächter der Nacht; die ersteren vertraten das Mögliche, die letztern das Angenehme. Die erstern dienten dazu, die Lästigen und Unbequemen in die Bastille zu bringen, die letztern waren da, um geprügelt zu werden. Die Scharwächter zu prügeln, galt im 18ten Jahrhunderte für das größte Vergnügen.

Herr von Sartines erfand die geheimen Fonds in einer Zeit, wo die öffentliche Schamhaftigkeit keineswegs sehr empfindlich war. Wie diese geheimen Gelder verwendet wurden, kann man sich denken. Ein Mann nun, der so allgemein bekannt war, wie Sartines, mußte nothwendig einer Strafe, die durch ihn in's Leben gerufen worden war, seinen Namen geben; merkwürdig aber ist es gewiß, daß die übelberüchtigste und unmoralischste Strafe zu Ende des 18ten Jahrhunderts gerade diejenige sein mußte, welche den Namen des Polizeidirectors führte.

Die Sünde wurde der bevorzugte Gast der Strafe Sartines und jedes Haus hatte wenigstens in einer seiner Etagen eine der sieben Hauptsünden. Tag und Nacht sang die Orgie aus ihren offenen Fenstern heraus. Die Ansteckung griff bald weiter um sich und verpestete das ganze Stadttheil, trotz dem daß die heilige Agnes Schutzpatronin desselben ist.

Die keusche Jungfrau, die wir eben genannt haben und die man im Anfange des 13ten Jahrhunderts verehrte, hatte wahrscheinlich die Sündhaftigkeit dieses Stadtviertels vorausgesehen, weil sie sich kaum mit den Spizen der Marmorfüße auf den Altar stellen ließ, welchen man ihr errichtete, ja sie entwich ganz vor einem minder gewissenhaften Heiligen, der unter dem Namen

Gustachius canonisirt worden ist, obgleich man eigentlich nicht recht weiß, warum. Gewiß ist aber, daß schon 1254 in der Nähe der Halle eine Pfarrkirche stand, die früher der heiligen Agnes geweiht gewesen und auf den Ruinen eines Tempels der Cybele erbaut worden war. Seit undenklicher Zeit ist dieses Kirchspiel von St. Gustache der Mittelpunkt der Opposition gewesen, wo alle religiösen Streitigkeiten, alle Volksgerichte und alle politischen Zänkereien ein Echo fanden. Anfangs waren es endlose Zwistigkeiten zwischen dem Pfarrer dieser Kirche und dem von St. Germain l'Auxerrois, dessen Pächter jener gewissermaßen nur war. Während beide sich über die Messgelder, über die Weicht-, Tauf- und Trauungsgebühren stritten, kam ein dritter dazu, der sie schnell zur Vereinigung brachte. Ein Mönch aus dem Cisterzienser-Orden, ein großer, bleicher, hagerer Mann mit einem wirren Barte und tiefer, starker Stimme, erschien in Paris mit einer Horde fanatisirter Banditen, die aus fast 100,000 Menschen bestand und les Pastoureaux genannt wurden.

Dieser freche Betrüger nannte sich Jacob, gab sich für einen Gesandten Gottes, für den Lehrer der Engel und den Vetter der Jungfrau Maria aus; er wollte auf die Erde gekommen sein, um einen Kreuzzug von Hirten, Bauern und andern Leuten aus dem Volke zu predigen und zog einher mit dieser wilden Horde, die ihn den Meister von Ungarn nannte.

Ein Meister war dieser Mönch Jacob gewiß, ein Meister-Spitzbube, und der Schrecken, den er nebst seiner Bande einflößte, war so groß, daß man es anfangs gar nicht wagte, ihn zu belästigen. Er wählte die Kirche St. Gustache, um da zu predigen, vertrieb daraus die Geistlichen, ließ einige derselben selbst auf den Stufen des Altars ermorden und setzte die Pariser so in Furcht und Schrecken, daß die Lehrer der Universität in ihren Collegien sich verbarricadirten, weil sie jeden Tag irgend eine fürchterliche Missethat erwarteten. Glücklicherweise hatte diese Ueberschwemmung mit Barbaren keine weiteren Folgen; eines Tages zog Jacob mit seiner Schaar ab, wie sie gekommen waren, sie nahmen aber, wahrscheinlich nur aus Versehen, die heiligen Gefäße und alles Kostbare mit, was sie in der Kirche St. Gustache gefunden hatten. Indesß der Verlust war nicht groß, denn die Kirche war arm und bescheiden. Der Grundstein der Kirche, welche jetzt da steht, wurde 1532 gelegt und es verging beinahe ein Jahrhundert, bevor sie ganz vollendet wurde. Wollten wir alle Gewaltthaten aufzählen, deren Schauplatz diese Kirche war, so würden wir kein Ende finden. Alle alten Kirchen von Paris sind mit Blut besleckt

worden, aber keine mehr, als die Kirche St. Eustache. Wir schweigen davon und wenden uns etwas minder Traurigem zu; das Burleske grenzt ja oft dicht an das Gräßliche. Die Passionsbrüder erheiterten bisweilen die schauerliche Monotonie der blutigen Thaten und das Klingeln der Narrenkappen folgte den wehklagenden Tönen der Sturmglocke. Pater Benoit, der Pfarrer von St. Eustache, lebte auf sehr gespanntem Fuße mit den Passionsbrüdern, den Comödianten jener Zeit. Um ein Publikum anzulocken, nahm damals der Director des Theaters eine Trommel, trat auf den ersten besten Platz und seine Trommelwirbel wie seine glänzenden Versprechungen verfehlten selten ihren Zweck. An der Eustache-Kirche nun stellten sich die Comödianten vorzugsweise gern auf, um so die Leute zu locken, und oftmals kehrten die guten Bürger noch an der Kirchthüre um, und zogen vor, statt in der Kirche zu beten, den Lockungen des Jean Serre oder Jean du Pontalais zu folgen. Dieser letztere wurde der Hauptacteur; er war zugleich Verfasser der Stücke, Acteur, Souffleur, Maschinist und Zusammentrommler des Publikums.

Eines Tages rührte Pontalais seine Trommel in der Kirche St. Eustache



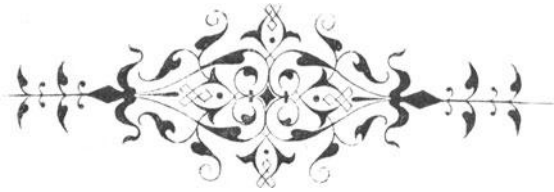
Der Pfarrer und der Comödiant.

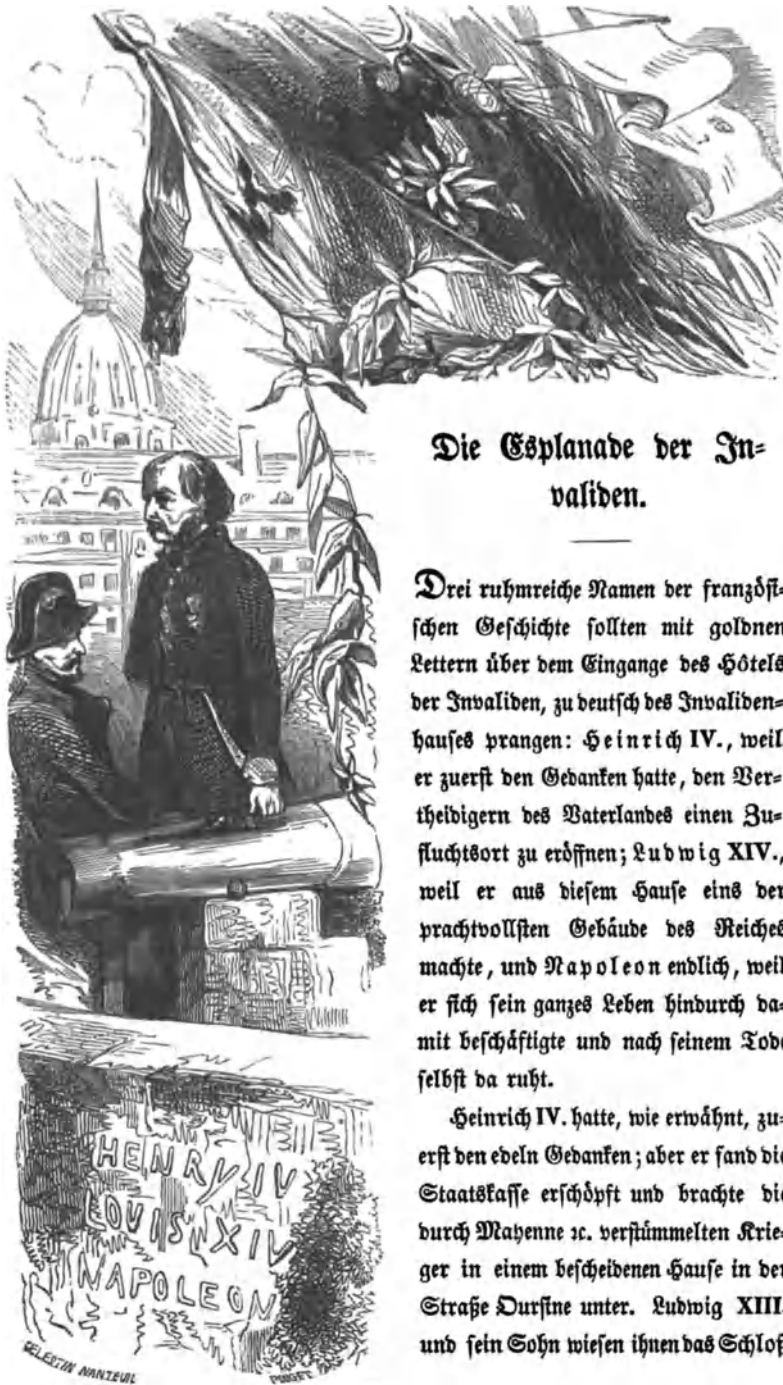
selbst; der Pfarrer, der mitten in seiner Predigt unterbrochen wurde, erhob laut seine Stimme; Pontalais trommelte nur um so stärker. Da stieg der Pfarrer von der Kanzel herab, ging auf Pontalais zu und fragte: „Woher hast Du die Keckheit, zu trommeln, während ich predige?“ Pontalais antwortete ganz gelassen: „Und woher hast Du die Keckheit, zu predigen, während ich trommle?“ Der Pfarrer zerschlug aus Wuth die Trommel, Pontalais lief ihm im Zorne nach, hob das Instrument mit beiden Armen empor und stürzte es über den Kopf des armen Pfarrers, der sich so seinen verblühten Pfarrkindern zeigen mußte.

Pontalais entfernte sich triumphirend, aber René Benoit wurde bald gerächt, denn es erging ein Verbot an die Schauspieler in dem Palast Burgund, die Thore ihres Theaters vor Beendigung der Vesper zu öffnen.

So endigte dieser Streit, der übrigens gegen die artistische und literarische Neigung des Pfarrers von St. Eustache nichts beweist.

Als Kunstwerk ist die Getraidehalle mehr als mittelmäßig und für die Bequemlichkeit des Publikums konnte sie kaum an einen minder zweckmäßigen Ort verlegt werden.





Die Esplanade der In- validen.

Drei ruhmreiche Namen der französischen Geschichte sollten mit goldenen Lettern über dem Eingange des Hôtels der Invaliden, zu deutsch des Invaliden-
hauses prangen: Heinrich IV., weil er zuerst den Gedanken hatte, den Vertheidigern des Vaterlandes einen Zufluchtsort zu eröffnen; Ludwig XIV., weil er aus diesem Hause eins der prachtvollsten Gebäude des Reiches machte, und Napoleon endlich, weil er sich sein ganzes Leben hindurch damit beschäftigte und nach seinem Tode selbst da ruht.

Heinrich IV. hatte, wie erwähnt, zuerst den edeln Gedanken; aber er fand die Staatskasse erschöpft und brachte die durch Mahenne u. verstimmelten Krieger in einem bescheidenen Hause in der Straße Durfne unter. Ludwig XIII. und sein Sohn wiesen ihnen das Schloß

Vicêtre an und erst Ludwig XIV. legte 1671 den Grundstein zu diesem Bau, der in Europa nicht seines Gleichen hat. Erst von da an war das Schicksal der Landesvertheidiger in ehrenvoller Weise gesichert. Vorher trugen die Abteien und Klöster dazu bei, die alten Soldaten zu nähren, zu erhalten und ihnen ein Obdach zu gewähren. Jedes Kloster nahm eine gewisse Anzahl auf, aber dafür lag ihnen eine lächerliche und demüthigende Pflicht ob, denn sie mußten die Glocken läuten, um die Mönche zu wecken und der Besen in ihrer Hand ersetzte das Schwert, das sie so edel geführt hatten.

Die Verordnung über die Gründung des Invalidenhauses erschien 1674. Frankreich blutete damals aus schweren, zahlreichen Wunden, und sollte von neuem einen schrecklichen Krieg beginnen. Ludwig XIV. hatte aber, wird man sagen, ein Interesse dabei, sich freigebig und edelmüthig gegen die alten verflümmelten Krieger zu zeigen, weil er die jungen zu neuen Kämpfen und in neue Gefahren rief. Wohl möglich, daß die Selbstsucht dabei im Spiele war; das Verdienstliche der Stiftung wird dadurch nicht geschmälert.

Man machte drei Classen von Officieren und Soldaten, die aufgenommen werden konnten.

Die erste Classe umfaßte die, welche zwanzig Jahre gedient hatten; die zweite jene, die ehrenvoll zweimal sechs Jahre gedient und sich durch ihr Alter und ihren Gesundheitszustand außer Stand gesetzt sahen, weiter zu dienen; die dritte endlich diejenigen, welche verflümmelt oder sonst schwer verwundet waren, wie lange oder kurze Zeit sie auch gedient haben mochten. Weitere Details über die Organisation zu geben, dürfte überflüssig sein, zumal sie seitdem sehr bedeutend verändert worden ist. Im Anfange belief sich die Zahl der in dem Hause wohnenden Invaliden auf vier- bis fünftausend; jetzt ist Platz für siebentausend, die sämtlich gute Wohnung und gute Kost haben. Die Officiere bekommen überdies für ihre kleinen Bedürfnisse 10 Francs, die Soldaten 1 Franc monatlich.

Ludwig XIV. scheint das Haus ganz besonders geliebt zu haben, denn er besuchte es oft incognito, oft folgte ihm aber auch sein ganzer Hof in allem Pomp dahin. Es liegt am Ende der Vorstadt St. Germain, fast in der Mitte des Places Grenelle, nicht weit von dem Flusse, auf einer Erhöhung und bedeckt einen Raum von mehr als fünf Morgen. Als es erbaut wurde, fürchteten die Soldaten den Krieg nicht mehr. Laut riefen sie: „Sind die Tapfern todt, so belohnt sie der liebe Gott da oben; den Verwundeten baut der König in Paris einen Palaß. Also vorwärts, es lebe Frankreich!“ Nur die Geistlichkeit und die Mönche

sahen den neuen Bau mit scheelen Augen an, denn sie verloren in den Invaliden ihre Kläuter und Kirchenlehrer.

Die Fassade des Invalidenhauses hat von einem Ende seiner Pavillons bis zum andern eine Länge von 198 Klaftern. In der Mitte befindet sich der Eingang, über welchem man sonst ein Basrelief sah, das Ludwig XIV. darstellte, umgeben, wie die Sonne, von den zwölf Zeichen des Thierkreises. Vor dem Hause befindet sich ein halbmondförmiger, mit Gräben und Mauern umgebener Platz und hier stehen, gleichsam um die Bewohner anzukündigen, sechszehn Kanonen, die ihre verstopfte Mündung den unschuldigen Spaziergängern entgegenstrecken. Ein Invalide, halb ein Einäugiger, halb ein Einarmiger, halb ein Stelzfuß, steht Schildwache an dem Eingangsthore. Hinter ihm ziehen sich hübsche symmetrisch angelegte Blumenbeete hin und an den Seiten des Platzes endlich hacken, graben und jäten einige Invaliden ihre eigenen Gärtchen, wo die Rose für ihre Schöne blühet.

Sehen wir nun durch die große Pforte und begrüßen wir die Reiterstatue des königlichen Gründers; treten wir in den Hof Napoleons, überblicken wir da



Invaliden in ihren Gärtchen.



Eine Gruppe Invaliden.

die Ueberreste seiner unsterblichen Heere, die, alt oder blind, an den vier Seiten der Gebäude hinschleichen, und hören wir ihre Krücken auf den Steinplatten der Arkaden klappen. Sie gehen hinauf, sie kommen herunter, gehen hin und her wie die Ameisen in einem Ameisenhaufen.

Achtung! Die Trommel wirbelt, die vier Speisefäle werden geöffnet. Hier, umgeben von Frescogemälden, welche Siege aus der Zeit Ludwigs XIV. vorstellen, stehen runde Tische mit achthundert Gedecken und jeder Soldat nimmt da seinen gewohnten Platz ein. Dann beginnt ein seltsames, interessantes Schauspiel; der Blinde kommt, auf die Achsel eines Ohnearms gestützt, der ihm als Führer dient, und der Armlose findet wiederum einen Stelzfuß, der ihm Stückchen schneidet und ihn füttert.

In der Bibliothek, in der Mitte von 25,000 Bänden, dem reichen Geschenke des Kaisers Napoleon, hat sich ein Kreis von Blinden gebildet, und ein Camerad liest ihnen vor. So oft er an das Ende der zweiten Seite kommt, sagt der Vorlesende, der seine beiden Arme bei Wagram oder Moskau gelassen hat: „umgewendet!“ und ein Blinder von den Pyramiden sitzt da, dessen geübter Finger dem Befehle gehorcht.

Einen Blick wollen wir auch in die ungeheure Küche werfen, wo das Feuer unter riesenhaften Töpfen kocht, dann wollen wir die Krankensäle besuchen, wo barmherzige Schwestern fortwährend die Kranken, die Alten und die Gebrechlichen der Invaliden pflegen und endlich unter das Dach des Gebäudes hinaufsteigen, in den Saal der Reliefspläne der Festungen Frankreichs, in den man aber nur mit der speciellen Erlaubniß des Kriegsministers gelangt. Bei der Rückkehr nach Außen verdient die Casplanade der Invaliden unsere ganze Aufmerksamkeit.

Diese verdankt man dem Grafen von Argenjon, dem Kriegsminister unter Ludwig XV. Im Schatten dieser schönen Alleen von Ulmen und Linden, dieser frischgrünen, grünen Gürtels, wandern die alten Soldaten am liebsten mit ihren Gedanken umher. In diese stille Casplanade, wo der Vogel singt und sein Nest baut, drang das Volk mehr als einmal hinein und ließ die Spuren seiner Riesenschritte da zurück. Einmal — es war am 14. Juli 1789, — lagerten 35,000 Mann an der Straße nach Versailles; die Schweizer-Garden hielten sogar den Zugang zu dem Plaze Ludwigs XV. besetzt. Der Vorwand war die Wiederherstellung der öffentlichen Ordnung, der Zweck die Auflösung der Generalstaaten. Mirabeau hatte seit vier Tagen die berühmte Adresse entworfen, welche die Entfernung

der Truppen und die Zurücksendung der Schweizer verlangte. Ludwig XVI. hatte sich geweigert, das Gesuch zu gewähren. Vor dem großen Tage hatte der Fürst von Cambrésy in dem Garten der Tuilerien Spaziergänger niedergefäßelt und eine Stunde später Camille Desmoulins die Blätter der Bäume dort in Cocarden von der Farbe der Hoffnung verwandelt. Zwei Verschwörungen, die lange einander gegenüberstanden, die der Aristokratie und jene des Volkes, sollten endlich zusammenstoßen.

Die Sonne, welche den Sturz der Bastille sehen sollte, war noch nicht aufgegangen, aber schon schimmerte am Horizonte von Paris die Morgenröthe der Freiheit. Zwei Männer schritten da durch das Thor des Invalidenhauses und erreichten, immer im Gespräche, die ersten Bäume der Esplanade. Der eine war Herr von Sombreuil, Gouverneur der Invaliden, der andere ein Hofmann, dessen Name unbekannt geblieben ist.

„Sagen Sie dem Könige, daß ich meine Pflicht thun werde, aber ich wiederhole Ihnen, man kann die Begeisterung wecken, wenn man die Furcht hervorrufen will. Das Volk schmiedet sich Waffen wie durch Zauberei, wenn es die Noth ihm gebietet. Melden Sie in Versailles, mein Herr, daß in einer Nacht hundert und funfzigtausend Piken fertig geworden sind.“

„Piken!“ antwortete der Unbekannte mit geringschätzigem Lächeln, „was vermögen Piken gegen die Kanonen und Flinten?“

„Das Volk weiß, wo Kanonen auf ihren Lafetten liegen; es weiß, wo Tausende von Gewehren aufbewahrt sind. Zwei Bezirksdeputationen haben gestern bereits die 30,000 Gewehre verlangt, die in den Gewölben des Hauses hier liegen; ich weigerte mich, sie den Abgeordneten zu geben, wenn das Volk sie aber nimmt...“

„Sie werden die Gewehre vertheidigen, Herr von Sombreuil...“

„Ja, wenn meine Invaliden meine Stimme hören... Aber melden Sie nur meine Besorgnisse in Versailles... Gestern, als ich die beiden Deputationen hinausgeführt, kam ich auf den Gedanken, von allen Gewehren die Fahne und die Ladestücke wegnehmen zu lassen...“

„Sehr gut, Herr Gouverneur... Das ist eine Comödienlist, die jede Tragödie unmöglich machen wird... Der Hof wird viel darüber lachen.“

„Geduld, Herr, lachen Sie noch nicht sogleich... Ich schickte also zwanzig Invaliden hinunter, die mein Mittel zur Ausführung bringen sollten...“

„Mehr waren nicht nöthig, um in einer Nacht alle diese Waffen gefahrlos zu machen.“

„Hm! Nach sechs Stunden haben zwanzig ausgesuchte Invaliden nicht mehr als zwanzig Gewehre aus einander genommen!“

„Ein Gewehr auf den Mann in sechs Stunden! Auf Ehre, das ist zu invalidenhaft.“

„Mein Herr,“ antwortete von Sombreuil dem Unbekannten, der über seinen schlechten Witz laut lachte, „es steht Ihnen frei, den Hof mit der Erzählung dessen zu unterhalten, was ich gethan habe, aber vergessen Sie nicht, Sr. Majestät zu sagen, daß Gefahr eintreten kann und daß ich Befehle erwarte.“

Darauf drehete sich der Gouverneur um, der Hofmann stieg zu Pferde und ritt auf der Straße nach Versailles hin. Zwei Stunden nach dieser Unterredung kamen zahlreiche Volkshaufen aus mehreren Straßen her und drangen in die Gaspianade ein. Es war Gefahr dabei, der Procurator der Stadt ging ihr aber muthig an der Spitze einiger Compagnien Garde entgegen, die bereits unter der Fahne der Revolutionsbehörde standen. Sombreuil antwortete, wie am Tage vorher, er sei verantwortlich für die Gewehre und könne sie ohne Ermächtigung des Kriegsministers nicht ausliefern, an den er sich gewendet habe. Die Antwort, setzte er hinzu, wahrscheinlich um Zeit zu gewinnen, würde binnen einer Stunde eintreffen.

Es wäre unklug von dem Volke gewesen, wenn es sich, den feindseligen Vorbereitungen des Marschalls von Broglie und des Herrn von Besenval gegenüber, mit dieser Ausflucht begnügt hätte. Kaum hatte ein gewöhnlicher Arbeiter diese Bemerkung laut ausgesprochen, als die Menge andrängte und über die Gräben kletterte, was um so leichter war, als die belagerten Invaliden den Belagerenden die Hände und Krücken zur Unterstützung reichten. Man entwaffnete die Schildwachen, die es sich bereitwillig gefallen ließen. Um zwanzig Kanonen, deren man sich bemächtigt, fortzuschaffen, ließ man von Sombreuil, der sie hergab, ohne sich bitten zu lassen, seine Wagenpferde; endlich stieg man in die Gewölbe unter dem Dome hinunter, fand die 30,000 Gewehre und nahm sie weg, auch die zwanzig, welche am Tage vorher von den trägen Fingern der zwanzig Invaliden unbrauchbar gemacht worden waren. Nachdem das Volk so sich bewaffnet hatte, schritt es über die Gaspianade und zerstreute sich in Paris; eine große Anzahl alter

Soldaten mischte sich unter das Volk, gab ihm unterwegs Anweisungen, und denselben Tag machte es an den Mauern der Bastille den ersten Versuch seiner unüberwindlichen Gewalt. Auf der Esplanade der Invaliden also begann der große Kampf zwischen dem Despotismus und der Freiheit. Napoleon erst rief die verschreckten Vögel wieder auf die Bäume der Esplanade zurück, und wenn man sie damals oft schnell entfliegen sah, so geschah es, weil die Kanonen der Invaliden, die wieder auf ihre Lafetten gelegt worden waren, der Hauptstadt neue Siege zu verkündigen hatten.

Im Jahre 1804 stellte der Eroberer Italiens den Löwen vom Marcusplatz mitten in die große Allée der Esplanade; er blieb aber kaum sechszehn Jahre da, und auch Venedig sah sein Palladium nur in Stücke zerbrochen wieder.

Ein Büschel Lilien von vergoldetem Blei ersetzte unter der Restauration den heimgekehrten Löwen.

Nach der Julirevolution entthronte eine Büste Lafayette's das Bouquet dieser Königsblumen; jetzt ist beides verschwunden; nichts unterbricht mehr den Blick in der langen Linie, die sich zwischen grünen Teppichen und schönen Alléen von dem Gitter des Hauses bis zur Lehne an der Seine zieht.

Noch sind wir aber mit der Kaiserepoche nicht fertig. Eines Tages standen die Invaliden-Kanoniere mit brennenden Luntten an ihren Stücken. Paris wartete in der gespanntesten Aufregung. Man sagte, der Doctor Dubois sei in die Tuilerien berufen worden, und das Volk sammelte sich in dichten Massen auf der Esplanade.

Platz dem Wagen des Kaisers, der die große Neuigkeit bringt! Der Wagen ritt in Galopp in den Hof des Hauses. Einige Minuten darauf gab eine Lunte dem Geschütze den Feuerfuß. Der erste Schuß donnerte und alsbald entstand unter der Menge Grabesstille. Nur bei jedem folgenden Schusse zählte man halblaut zwei, drei, vier, bis zwanzig, der Schicksalszahl, denn bei dieser hatte die Ungewißheit über das Geschlecht des geborenen Kindes noch nicht aufgehört.

Der Invalide, welcher den einundzwanzigsten Schuß abzufeuern hatte, war sonst der Lustigmacher des Regiments gewesen. Als er sah, wie die Augen der Menge erwartungsvoll auf seiner Lunte hingen, legte er sie falsch auf und hielt sie dann, als sei sie fast erloschen, an den Mund, um sie wieder anzublafen. Durch diese berechneten Böderungen war die Zeit, welche zwischen zwei Schüssen zu verlaufen hatte, bereits überschritten, so daß man in Paris überall hörte: zwanzig!

Nur zwanzig! Es ist vorbei; eine Prinzessin! — Der Soldat aber unterbrach diese Reden; der einundzwanzigste Schuß donnerte, und von einem Ende der Esplanade zum andern erhob sich der Jubelruf: es lebe der Kaiser! — Es lebe der Kaiser! antworteten auf der andern Seite die verflümmelten Krieger des Kaisers.

Damals befanden sich in dem Hause noch manche tapfere Soldaten, die unter Moritz von Sachsen oder Richelieu gebient hatten, und sie wanderten brüderlich mit den jüngeren Helden einher.

Es folgten den freudigen Zeiten bald auch die traurigen. Eines Tages rüttelte Paris in Verzweiflung an dem Gitter des Invalidenhauses und rief: zu den Waffen! Zu den Waffen, alte Soldaten! Die Fremden stehen vor den Thoren! Und plötzlich, wie auf den Ruf der Weltgerichtsposaune, schütteln die edeln Reste der alten Legionen den Staub ab, richten sich auf, suchen sich und bilden aus Stumpfen ganze Soldaten, formiren Pelotons, spannen sich an die Kanonen und ziehen sie bis an die Straße von Vincennes, bis auf die Höhen von Saint Chaumont und vertheidigen von da Paris unter dem Commando dessen, der später Gouverneur der Invaliden werden sollte. Diese bewundernswürdige That ist vielfach beschrieben, besungen und gemalt worden.



Invaliden bei der Annäherung der Allirten.

Aber der große Tag der Geplanade der Invaliden sollte noch kommen. Mit Tagesanbruche schon war ein ganzes Volk in Bewegung, denn ein großer Schatzen nahe. Bonaparte, der erste Consul, Napoleon, der Kaiser, der kleine Corporal, der Verbannte von St. Helena, alle diese großen Männer kamen in einem Sarge nach fünfundzwanzigjährigem Exile zurück. Und so erfüllte sich auf der an Erinnerungen so reichen Geplanade der Invaliden der letzte Wunsch des großen Kaisers:

„Ich wünsche, daß meine Asche am Ufer der Seine ruhen möge.“





Die Straße ohne Namen.

Die Straße, von welcher ich nun erzählen will, findet man zwischen der Vorstadt St. Martin und der Vorstadt des Temple; sie heißt rue des Marais. Fragt der Leser, warum ich ihr einen andern Namen gebe oder vielmehr ihr den Namen nehme, wie man es 1793 mit der zweiten Stadt Frankreichs that, so ersuche ich ihn, dieses Kapitel zu lesen.

Da die Vorstadt des Temple und die Vorstadt St. Martin bereits beschrieben worden sind, so brauche ich auf dieselben nicht zurückzukommen, und ich werde keine historischen Forschungen über die alte rue des Marais Saint Martin anstellen. Ich trete vielmehr einfach in die Mitte dieser Straße und gehe in das Haus mit der Nr. 31 bis . . . Der Leser möge mir folgen, er wird es nicht zu bereuen haben.

In dem erwähnten Hause wohnt

ein Mann, der ein seltsames Leben führt, der, mit Ausnahme seiner Familie, seiner Diensteute und einer wenigen Freunde, nur mit Unglücklichen verkehrt, die eben aus der Gesellschaft verschwinden sollen; ein Mann, dessen Aussehen und dessen Name das Blut in den Adern erstarrt und dessen Gegenwart schon zu dem sagt, welchem er sich naht: „du gehörst dieser Welt nicht mehr an.“

Dieser Mann ist der Nachrichten, und vorbeugen wir uns im Eintreten vor ihm, der über das Geschick vieler Menschen zulegt zu entscheiden hat.

Der Fürst der Kirche und der Nachrichten; der Mann des Himmels mit seinen evangelischen Worten und der Mann der Erde mit seiner schmerzreichen, blutigen Aufgabe; der, welcher für die Seele betet, und jener, welcher dem Körper das Leben nimmt; der eine, welcher seine Blicke zu dem Höchsten emporrichtet, und der andere, der sie zu dem Niedrigsten wenden muß, beide werden durch einen seltsamen Sprachmißbrauch gleichmäßig benannt:

Boffuet, Herr von Meaur!

Sanson, Herr von Paris!

Schon sein Name erregt Schauer, und nicht ohne Grund; er erinnert an den Tod und an eine fürchterliche Zeit . . . Man sieht vor sich das Schafot, das Bret von schwärzlich=rother Farbe, die durch eine neue Blutschicht aufgefrischt werden soll; man sieht den Bleikasten, in welchen ein Kopf geschleudert werden wird.

Es ist schwer, von diesem Manne sich eine richtige Vorstellung zu machen; seine Beschäftigung regt das Gefühl zu sehr an, als daß der Verstand ruhig über ihn urtheilen könnte.

Das Amt des Nachrichten ist übrigens nicht immer so verachtet und gefürchtet gewesen wie bei uns.

Bei den Israeliten wurden die Todesurtheile von dem ganzen Volke oder von den Anklägern des Verurtheilten oder von den Verwandten des Mörders oder, je nach den Umständen, von andern Personen vollzogen.

Der Fürst gab oftmals denen, die bei ihm waren, besonders jungen Leuten, den Auftrag, Jemanden vom Leben zum Tode zu bringen. Man findet viele Beispiele davon in der Bibel, und weit entfernt, Schande von solchen Thaten zu haben, rühmte sich vielmehr ein Jeder derselben.

Bei den Griechen war das Amt des Henkers ebenfalls nicht verachtet. Aristoteles zählt in seiner „Politik“ den Nachrichten zu den Magistratspersonen,

ja er sagt sogar, man müsse dieses Blut, der Nothwendigkeit wegen, den höchsten gleichstellen.

In Rom bediente man sich, außer der Victoren, bisweilen der Soldaten zur Hinrichtung der Verbrecher, nicht bloß bei dem Heere, sondern auch in der Stadt, ohne daß dies sie in irgend einer Weise entehrte.

Bei den alten Deutschen wurde das Nachrichtenamt von den Priestern ausgeübt, weil das Volk das Blut der Schuldigen und Feinde für das angenehmste Opfer hielt, das den Göttern gebracht werden konnte.

Sonst vollstreckten die Richter oft selbst die Todesurtheile, und die Geschichte erzählt mehrere Beispiele davon.

In Deutschland wurde, ehe ein besonderer Nachrichten-ernannt war, der jüngste Bürger mit der Vollstreckung der Urtheile beauftragt.

In Rußland giebt es keinen Nachrichten (?); die Executionen werden jedesmal einem Gefangenen aufgetragen, der dadurch seine Freiheit erlangt.

Sonst hatte in Frankreich der Nachrichten das Recht, bei wem und wo er wollte, die nöthigen Lebensmittel wegzunehmen, mit der Verpflichtung jedoch, in rechter Zeit sie zu bezahlen.

Später freilich versank der Stand des Henkers in die tiefste Erniedrigung und Verachtung, und etwas wurde er nur 1790, zu der Zeit gehoben, als die Nationalversammlung auf den Antrag Matons de la Varenne, welchen Mirabeau unterstützte, erklärte, sie nehme die Nachrichten unter die Zahl der Bürger auf.

Sah man da schon voraus, daß der Nachrichten zwei Jahre später die Hauptperson sein würde und wollte man ihn im Voraus für den schrecklichen Dienst belohnen, den man von ihm fordern sollte?

Doch, wir sind von dem kleinen Hause unserer Straße weit abgekommen, und nun bitte ich, ehe wir dahin zurückkehren, um die Erlaubniß, den Leser nicht weit davon, in dieselbe Vorstadt, in eine noch engere, noch schmutzigere Straße zu führen, welche St. Nicolaus-Straße heißt.

Hier wohnte der Großvater des jetzigen Nachrichten, der, welcher vor funfzig Jahren so viele berühmte und muthige Köpfe abschlug.

Wir wollen einige Augenblicke vor einem kleinen, verräucherten Hause stehen bleiben, das kaum als Stall an der bequemen Wohnung des Entels dessen dienen würde, der es so lange bewohnte. Von ihm spreche ich nicht; zur Zeit seiner schrecklichen Herrschaft lebte ich noch nicht; aber eine Anekdote

will ich erzählen, die mir sein Sohn mittheilte und die sich an eine der berühmtesten geschichtlichen Epochen des achtzehnten Jahrhunderts anschließt.

Um das Jahr 1750, mitten in der Nacht, kamen drei junge Herren, welche dem hohen Adel angehörten und deshalb das Vorrecht hatten, Fenster einzuwerfen, Vorübergehende zu beleidigen und die Scharwächter zu prügeln, nach einem vergnügten Abendessen die Vorstadt St. Martin herunter. Sie lachten und schwägten, mochten vor Tagesanbruche nicht nach Hause kommen und fanden doch kein Wirthshaus mehr offen.

In der Straße St. Nicolaus hörten sie eine lustige Musik, an der sie sogleich erriethen, daß man in dem Hause eben so lustig tanzte.

Welches Glück! Sie konnten nun endlich die Nacht verbringen.

Einer klopfte an der Thüre an und es erschien ein artiger, einfach aber gut gekleideter Mann.

Jener, der geklopft hatte, setzte ihm mit wenigen Worten die Ursache ihres Besuches zu so ungewöhnlicher Stunde aus einander. „Wir sind aufgeräumt,“ sagte er; „die Nacht ließ sich ganz gut an; wir strichen umher, ohne zu wissen, wohin wir eigentlich wanderten, und hörten da die lustige Musik in Ihrem Hause. Ueberall, wo man lacht, werden wir willkommen sein; erlauben Sie also, daß wir der Gesellschaft darinnen uns anschließen.“

„Was Sie verlangen, ist unmöglich,“ antwortete der Hausherr mit kalter Höflichkeit; „es ist ein Familienfest, an dem kein Fremder Antheil nehmen kann.“

„Sie irren sich; Ihr Haus wird nie eine bessere Gesellschaft gesehen haben.“

„Ich wiederhole, meine Herren, daß ich Sie nicht einlassen kann.“

„Wissen Sie, wen Sie abweisen, Herr?“

„Ich bedauere sehr, schwöre es Ihnen aber zu, daß es mir unmöglich ist, Sie eintreten zu lassen.“

„Guter Freund, sehen Sie sich vor; . . . wir sind vom Hofe und erzeigen Ihnen eine große Ehre, wenn wir die Nacht vollends bei Ihnen verbringen wollen.“

„Noch einmal, meine Herren, ich muß Sie abweisen, und wenn Sie wüßten, wer ich bin, würden Sie mich auch nicht länger bitten, sondern sich so schnell als möglich aus meiner Nähe und von meinem Hause entfernen.“



Drei Herren vor dem Hause des Nachrichters.

„Wahrhaftig,“ entgegnete der hartnäckigste und ausgelassenste, „Sie müssen es für leicht halten, uns einzuschüchtern.“

„Meine Herren, verlieren Sie kein Wort weiter, Sie wissen nicht, mit wem Sie es zu thun haben.“

„Nun, wer sind Sie denn?“

„Ich bin der Nachrichter von Paris.“

„Köftlich! ha! ha! ha! Sie sind der Mann, der so geschickt die Köpfe abzuschneiden versteht? Der so gewandt viertheilt? Der die armen Teufel so angenehm foltert? Der . . .“

„Das sind allerdings die Pflichten meines Amtes, aber die Ausführung überlasse ich meinen Knechten. Nur wenn ein Mann von Stande, ein Herr wie Sie z. B., das Unglück gehabt hat, die Strenge der Gerechtigkeit auf sich zu ziehen, überlasse ich es andern nicht, ihn zu strafen, sondern rechne es mir zur Ehre, ihn eigenhändig zu köpfen.“

Der, welcher mit dem Henker sprach, war der Herr von Lally.

Zwanzig Jahre später starb der Marquis von Lally von der Hand desselben Mannes, über dessen Amt er damals spottete.

Ich hatte schon lange im Stillen den Wunsch gehegt, jene geheime Macht kennen zu lernen, welche gleichsam der erste Ring der socialen Kette ist; ich wünschte den, welchen die Welt sich so fürchterlich vorstellt, in seinem Hause, umgeben von seiner Familie, zu sehen, ihn von seinen schrecklichen Pflichten sprechen zu hören und menschliche Worte aus seinem Munde zu vernehmen.

Als ich vor Nr. 31 bis ankam, bemerkte ich ein kleines Haus mit einem eisernen Gitter. Dieses Gitter öffnet sich nicht; man gelangt in das Haus nur durch eine kleine Thüre daneben, an welcher sich eine Klingel befand. In der Mitte dieser Thüre war eine Oeffnung angebracht, gerade wie bei den Briefkästen. Da hinein legte man die Schreiben, welche der Generalprocurator dem Nachrichten sandte, um ihm zu melden, daß man seinen Arm brauchen würde.

Jetzt ist das Aeußere ganz verändert, zierlicher, eleganter geworden, seit es der jegige Nachrichten bewohnt, der seinem Vater vor ungefähr drei oder vier Jahren im Amte folgte.

Ich zog leise die Klingel; die Thüre wurde geöffnet und ein großer, starker Mann von etwa dreißig Jahren fragte mich sehr artig, was ich wünsche. „Ich möchte mit Herrn Heinrich Sanson sprechen,“ antwortete ich mit etwas unsicherer Stimme. — „Treten Sie ein,“ erwiderte mein Führer. Es war ein Gehilfe des Nachrichten.

Schon jetzt konnte ich mich überzeugen, wie oft die Welt sich eine ganz falsche Vorstellung von dem macht, was sie nicht kennt. Ob der Cameriere des Papstes stolz ist, weiß ich nicht, daß aber die Gehilfen des Nachrichten von Paris nicht grob sind, davon habe ich mich selbst überzeugt. Unter andern abergläubischen Meinungen ist auch die allgemein verbreitet, daß der Sohn das Amt seines Vaters übernehmen müsse und daß dasselbe also fortwährend in seiner Familie bleibe. Das ist ein großer Irrthum; den Grund, aus welchem der Sohn gewöhnlich das blutige Erbe des Vaters übernimmt, muß man ganz wo anders suchen.

Der Nachrichten lebt abgesondert von der Gesellschaft; seinen einzigen Umgang bilden, nach seiner Familie, Nachrichten, und neue Familienbande muß er wiederum unter Nachrichten suchen. Wer würde ihm seine Tochter zur Frau geben? Wer würde seine Tochter als Schwiegertochter in sein Haus nehmen? Wer öffnet ihm sein Haus? Gleichwohl ist er ein Mensch wie wir und sehnt sich nach Freundschaft, nach Mittheilung.

Dann glaube man auch nicht, daß das Amt des Nachrichten in Paris keine Bewerber finden würde. Als vor zwanzig Jahren „der Herr von Versailles“ starb, ohne

Erben zu hinterlassen, bewarben sich hundert und siebenundachtzig Personen um die erledigte Stelle. Die Bewerber waren meist ehemalige Soldaten und namentlich Metzger.

Man führte mich in ein niedriges Zimmer, wo ein Mann am Piano saß, der kaum sechszig Jahre zu zählen schien, ob er gleich siebenzig alt war, und ein offenes, mildes, ruhiges Gesicht hatte; sein hoher Wuchs, sein schöner kahler Kopf und die regelmäßigen Züge seines Gesichtes gaben ihm das Aussehen eines Patriarchen.

Er war es.

In demselben Zimmer befand sich sein Sohn — der, welcher jetzt das Amt bekleidet —, ein Mann von etwa acht und dreißig Jahren, mit sanftem, schwüchternem Wesen. Neben ihm stand ein Mädchen von fünfzehn oder sechszehn Jahren, die für schön gelten konnte.

Dieses Familienbild machte einen tiefen Eindruck auf mich. Sanson schien dies zu bemerken. Ich hatte mir doch eine andere Vorstellung gemacht, wenn ich auch die Vorurtheile der Menge durchaus nicht theilte. — Das junge Mädchen namentlich wollte zu den Ansichten gar nicht passen, die ich mitgebracht hatte. Sie glich einem Sonnenblicke bei einem Gewitter, einer Rose auf einem Grabe.

Sanson empfing mich als Mann von Welt; seine Verlegenheit war ohne alle Affectation und er fragte ganz ruhig nach dem Zwecke meines Besuchs.

Ich war darauf vorbereitet und sagte ihm, ich sei mit einem Werke über die Strafen zu den verschiedenen Zeiten der französischen Gesetzgebung beschäftigt und rechne auf seine Gefälligkeit, da er mir über Manches würde Auskunft geben können.

Der Ton, in welchem er mir antwortete, daß er mir ganz zu Diensten stehe, half mir schnell über alle Verlegenheiten hinweg und in dem Gespräche, das ich mit ihm hatte und das sich über zwei Stunden verlängerte, lernte ich den Mann in vieler Hinsicht schätzen und achten.

Sanson verheimlichte sich das Gräßliche seiner Stellung nicht und er ertrug sie, nicht als Mann, der die Folgen derselben verachtet, sondern als Weiser, der seinen Werth fühlt und einseht, daß es uns nicht immer möglich ist, uns über den Stand zu erheben, in welchem wir geboren wurden, daß aber die Gefühle des Herzens und der Verstand uns doch der Welt zuweisen, wenn wir uns auch von derselben abkehren.

In Folge dieses Bewußtseins, das ihn in seinen eignen Augen erhob, vergaß er nie den Abstand zwischen sich und der Gesellschaft, und wenn man denselben

einmal aus den Augen verloren hätte, würde Sanson selbst darauf aufmerksam gemacht haben.

Ich erhielt bald einen Beweis davon: er hatte oft seine Tabaksdose geöffnet, ohne mir eine PrieÙe daraus anzubieten. Dies überraschte mich und ich konnte es mir nicht sogleich erklären. Mit einemmale, im lebhaften Gespräche, hielt ich ihm, ohne daß ich mir etwas dabei dachte, meine Dose hin. Er zog die Hand zurück, zum Zeichen der Weigerung und mit einem Ausdruck im Gesichte, den ich nicht beschreiben kann und bei dem ich schauderte. Der Unglückliche! Eine Erinnerung an den gestrigen Tag ließ ihn Blut an seinen Fingern sehen!

Sanson sprach gern, wahrscheinlich weil er viel und mit Nutzen gelesen hatte. Er besaÙ wirklich eine starke und gewählte Bibliothek, die bei ihm kein bloÙer Luxusgegenstand war. Seine Bücher waren seine ganze Gesellschaft; durch dieselben konnte er sich, ohne Hindernisse und ohne Demüthigung, mit den Menschen unterhalten, die sie bilden, Zerstreuung von seinen schrecklichen Pflichten, Trost für die Verachtung, Schlaf für seine Nächte suchen.

Sobald ich ihn auf die Literatur gebracht hatte, ließ er sich ganz gehen; der Zwang, den er sich noch auferlegt hatte, schwand vollkommen.

Die Art seiner Beschäftigung und die Leute, mit denen sie ihn fortwährend in Verbindung bringt, scheinen jedes Gefühl der Menschlichkeit in ihm ersticken zu müssen; aber sie hatten, wie ich mit Bewunderung bemerkte, im Gegentheil sein Gefühl ganz besonders entwickelt.

Derselbe Mann, welcher mit kaltem Blute auf dem Schaffote stehen und alle Vorbereitungen zu einer Hinrichtung machen konnte, vermochte die Thränen nicht zurückzuhalten, wenn man ihn an irgend eine Hinrichtung erinnerte. Er sprach sich kräftig gegen die Todesstrafe aus und setzte voll Eifer die Mittel auseinander, welche sie wirksamer ersetzen würden.

Er erzählte mir einige wenige Einzelheiten über die letzten Augenblicke einiger berühmter Opfer. Ich schweige davon und will nur den Umstand erwähnen, welcher dazu Veranlassung gab, daß das Schaffot gleich nach geschehener Hinrichtung auseinander genommen und bei Seite gebracht wird, während es sonst mehrere Stunden stehen blieb.

Im Jahre 1737 nach einer Hinrichtung hatte sich der Nachrichten mit seinen Gehilfen in das erste Stockwerk des Wirthshauses an der Ecke des Grève-Plazes begeben. Sie plauderten da, tranken und lachten vielleicht.

Da klopfte man an die Thüre und es erschien ein Mann, ein Handwerks-

mann, der Sanson bat, er möge ihm doch den Schlüssel zu dem Schlosse geben, durch welches das Fallbeil festgehalten werde. Es war ein Verückelmachergefell ergriffen worden, als er eben unter der Menge, die sich von dem Richtplatze verlief, eine Uhr gestohlen hatte. Das Volk, das nicht gern langen Prozeß macht, hatte den Schuldigen auf das Schaffot gehoben, auf das Bret gelegt, unter das Beil gerollt und es wäre um den Unglücklichen geschehen gewesen, hätte man nicht, bisher nur aus Instinkt, das Beil angeschloffen gehabt. Der Nachrichten, welcher dem Manne selbst die Thüre geöffnet hatte, antwortete auf diese seltsame



Der Nachrichten und der Handwerksmann.

Zumuthung, Herr Sanson, der den Schlüssel habe, sei fortgegangen und würde unter zwei bis drei Stunden nicht wiederkommen. Das Volk mußte sich fügen; die Menge verlief sich, der Unglückliche aber, den man aus eigener Machtvollkommenheit hatte köpfen wollen, lag noch immer an der grauenhaften Stelle. Endlich befreiete man ihn. Was er gelitten haben mag, ist wohl nicht zu beschreiben.

Weniger aus Neugierde, als um Sanson an den Zweck meines Besuchs zu erinnern, ersuchte ich ihn, mir das Gemach zu zeigen, wo die sonst gebräuchlichen verschiedenen Folterwerkzeuge aufbewahrt würden.

Der Anblick dieses Museums erstarrte mein Blut, weniger durch das, was ich sah, als durch die Erinnerungen, die es erweckte.

Nur ein Gegenstand in diesem blutigen Conservatorium verdient erwähnt zu werden, das Schwert, mit welchem der Marquis von Lally enthauptet wurde, und das man eigends zu diesem Zwecke anfertigen ließ. Man steht daran eine breite Scharte, denn der Hieb ging fehl und die Schneide traf am Kinntack auf einen Zahn.

Als ich den Mann nach einem langen Besuche verließ, hielt ich ihm unbeachtet die Hand hin. Er wich einen Schritt zurück und sah mich erstaunt, fast verlegen an. Ich dachte an die Dose und nun erst verstand ich ihn; die Hand, die so oft von dem Verbrechen berührt wird, wagte es nicht, die eines ehrlichen Mannes zu drücken.





Straße und Stadttheil der Münze.



Die Münzstraße, welche erst die Hirschstraße hieß und dann ihren Namen von dem Münzgebäude erhielt, nebst vielen andern dunkeln, schmutzigen, häßlichen Straßen, den Straßen Etienne, Boullies, Voucher, Anguilliers, der Bibliothekstraße ic., ist traurig oder bescheiden, gleich einer entthronten Kokette; die Größe, der Adel, die elegante Galanterie, die ritterliche Liebe, der Ruhm und das Königthum sind durch sie hingeschritten, aber sie haben jetzt nichts mehr von ihrem frühern Glanze; ihre Paläste sind allmählig unter dem Hammer der Zerstörer zerfallen, so daß nicht einmal ein Stein übrig geblieben ist, der die Erinnerungen des Dichters oder Künstlers wecken könnte. Und sie hatten ihre Tage des Ruhmes; sie waren schön, reich,

geschmückt, stolz auf ihre Häuser mit den prächtigen Gärten, in denen Damen unter Blumen umherwandelten. — Als die Könige im Louvre wohnten, schlug der Adel, gleich einer Pflanze, die überall nach der Sonne strebt, tiefe Wurzeln in der Nähe und die sonstigen schlechten, ärmlichen Häuser wichen bald vor den Palästen Austeriche, Mençon, Louis d'Orvreur, la Roche-Guyon, während etwas weiterhin der Palast Petit Bourbon sich auf andern Trümmern erhob.

Die Münzstraße erhielt ihren Namen von der Münze, die in ihr angelegt wurde. Weniger gewiß ist die Entstehung des Namens einer andern Straße in dieser Gegend, die eine große Rolle in der Geschichte des Stadttheils gespielt hat. Wir meinen die Rue des Boullies. Nach Einigen kommt dieser Name von Edmund Boullie, der um 1250 sein Haus in der Straße Austeriche an Alphons von Frankreich, Grafen von Poitiers, Bruder Ludwigs des Heiligen, verkaufte; Andere dagegen leiten den Namen von dem Palaste Mençon ab, in dessen Garten sich poullies (Kloben) befanden, mit denen man damals ein jetzt unbekanntes Spiel spielte. Dieses in manchen alten Büchern erwähnte Spiel war eine Art Gymnastik, mit der sich namentlich die Bagen beschäftigten. Man zog sich in eine bedeutende Höhe hinauf, um sich dann mit einer Schnelligkeit herabzulassen, die der Spieler nach Belieben mäßigen konnte, wenn er das Seil in seinen Händen, die durch Handschuhe geschützt waren, anhielt. Wie dem nun auch sein mag, der Palast von Austeriche, den Alphons von Frankreich auf dem Plage des Hauses Edmund Boullies hatte bauen lassen und mit dem er zehn andere Häuser vereinigte, erlangte eine solche Ausdehnung, daß Archambaud, Graf von Périgord, in dessen Besitz er gekommen war, die Hälfte davon an Philipp von Frankreich, Grafen von Mençon, den fünften Sohn Ludwigs des Heiligen, und an Johanne von Chastillon, Gräfin von Blois, für die Summe von 750 Livres verkaufte. Von diesem Fürsten erhielt der Palast den Namen Mençon.

Enguerrand von Marigny, der in der Nähe des Louvre bereits mehrere Häuser und Gärten besaß, erlangte auch einen Theil des Palastes Mençon durch königliche Freigebigkeit. Aber die Könige folgten einander, ohne einander zu gleichen, und so wurde denn auch Enguerrand von Marigny später an den Galgen von Montfaucon gehangen, den er selbst hatte bauen lassen. Seine Besitzungen zog man ein und sie fielen Philipp von Valois zu.

Hier auf der Besitzung Enguerrands von Marigny wollen wir vor dem Hause St. Germain stehen bleiben, das den Stempel des königlichen Fluches an sich trägt. Hier stand ein edeles, reiches Haus, das unter dem Hauche des Haffes

zusammengedrückt ist. Nur gelang es dem schrecklichen Eifer, alles zu vernichten, was an ein edeles Opfer erinnern konnte, nicht ganz; denn lange nachher glaubte die abergläubische Phantastie im Dunkel unter den Ruinen den Schatten des ehemaligen Ministers Philipps des Schönen umherwandeln zu sehen.

Nach dem Drama und dem Blutgerüste die Comödie und der Ball; wir wollen womöglich auf dem Galgen von Montfaucon tanzen. Wollen wir den glänzenden Festen in den Gärten von Mençon bewohnen? Alles ist bereit und an allen Spielen, an allen Vergnügungen des Festes nimmt ein Herr eifrig Antheil, wie wir sehen, Johann II., Herzog von Mençon, der Sohn Johanns I., der in der Schlacht von Azincourt gefallen. Er ist reich und prachtliebend; Niemand übertrifft ihn, wenn es sich um Luxus und Verschwendung handelt; aber man darf in ihm nicht bloß den Mann sehen, der nur den Müßiggang und die Vergnügungen liebt. Allerdings verehrt er die Frauen und hintergeht sie immer, aber das Vaterland, Frankreich, ist seine erste Geliebte gewesen, der er nie untreu geworden ist. Als er in der Schlacht von Verneuil in Gefangenschaft gerieth, wollte er seine Freiheit nicht annehmen, um den Engländern nicht danken zu müssen.

Dreißig Jahre vergehen unter Festen und Vergnügungen schnell: im Jahre 1457 finden wir in dem Palaste Mençon dasselbe Geräusch, denselben Reichthum, dieselben Ausschweifungen wieder, aber das Gesicht des Herrn ist ziemlich traurig und es beginnt der Anfang des Endes.

Der Graf von Dunois verhaftete eines Tages im Jahre 1458 im Namen des Königs den Herzog von Mençon, der seinen Degen abgab und nach Vendôme geführt wurde. Ein Urtheil verdamnte Johann II. wegen Hochverraths zur Todesstrafe.

Das Urtheil wurde indeß nicht vollzogen; Karl VII. ließ dem Verurtheilten das Leben und verwandelte die Strafe in lebenslängliche Haft. Der Herzog wurde in das Schloß Roche gebracht, das er erst bei der Thronbesteigung Ludwigs XI. verließ. Der unruhige Johann II. conspirirte dann von neuem für Karl den Kühnen und wurde nochmals zum Tode verurtheilt, nochmals aber auch begnadiget. Ludwig XI. war klug genug, um gnädig zu sein. Er schenkte einem alten Manne die Freiheit, behielt sich aber bei dieser edeln Handlung das Recht vor, den Sohn, den er haßte, für die Vergehungen des Vaters zu strafen, den er nicht mehr fürchtete. Auf seinen Befehl wurde der Jahrgehalt des unglücklichen René von Mençon eingezogen, der, seiner Habe beraubt, sich in die Bretagne flüchtete, wo man ihn ergriff und nach Chinon brachte, damit er da in einem eisernen Käfige lebe.

Zwar erhielt er durch den Spruch des Parlamentes seine Freiheit wieder; seine Titel und Güter gab man ihm aber erst unter Karl VIII. zurück.

Die Geschichte des Palastes Mençon ist eine Art Anhang zu dem steinernen Buche, das der Louvre heißt. In den ersten Jahren des 16ten Jahrhunderts hatte es einige Augenblicke Ruhe. Auch wir wollen dieselbe nicht stören und an der Thüre des Nachbarhauses, des Palastes Petit-Bourbon anklopfen.

Hier finden wir eben gewaltige Unruhe, Lärm und Wuth; das Volk ist in die Gemächer eingedrungen, schreit, droht und verwünscht einen Verräther, der König und Vaterland verrathen hat, einen Verräther, der kein Geringerer ist, als der berühmte Connetable von Bourbon. Ein Henker, der Henker von Paris, vollzieht soeben einen Urtheilsspruch, der den Unschuldigen beschimpft, er säet Salz in den Höfen des Palastes und seine entehrende Hand berührt das Wappen einer edeln Familie. Gleichwohl fährt der Herzog Karl von Bourbon fort, Frankreich zu verrathen, während Karl IV., Herzog von Mençon, durch seine Verzweiflung und seinen Tod die Schmach büßt, in der Schlacht von Pavia den Rückzug begonnen zu haben. Dieser Rückzug war bekanntlich die Gefangenschaft Franz I.

Seltamer Weise kündigt sich jede neue Thronbesteigung unter den herrlichsten Auspicien an; die Freude ist da so groß, daß sie der Zukunft zu spotten scheint, plötzlich aber enden die Bälle und die Spiele durch eine Katastrophe. Der Zweig Mençon war erloschen, aber das öde, traurige Aussehen des Palastes der ehemaligen Herzöge dieses Namens birgt sich schnell unter glänzenden Wappenschildern, an denen man in goldenen Buchstaben liest: Palast Villeroi.

Im Jahre 1549 wollte Heinrich II. diesen Palast bewohnen und eben erscheint eine Deputation der Stadt, die sich mit dem Könige über die Befestigung von Paris besprechen will. Hier erschien auch die spanische Gesandtschaft, welche um die Hand Elisabeths von Frankreich, der Tochter Heinrichs II., für Philipp II. warb. Die Gesandten waren der Prinz von Dranien, einer der größten Feldherren seiner Zeit, Alvarez von Toledo, Herzog von Alba, dessen Andenken durch die politische Grausamkeit gebrandmarkt worden ist und der Graf von Egmont, jener Held, der einige Jahre später sein Haupt auf das Blutgerüst legen sollte, das derselbe Herzog von Alba errichten ließ. Ja, im Jahre 1559 erschienen beide, der Graf von Egmont und der Herzog von Alba, in diesem Theile von Paris und traten Arm in Arm in den Palast, um über die Vermählung ihres Souverains zu unterhandeln. Das Volk, das immer neugierig ist, wollte Alles sehen und die Gesandtschaft erschien allerdings mit großem Pomp. Einige Tage nachher wurde

dem Herzoge von Alba, dem Stellvertreter seines Herrn, die Prinzessin angetraut, welche dem unglücklichen Don Carlos verlobt war. Die Feste dauerten in Paris bis zum 28. Juni 1559, an welchem schrecklichen Tage Heinrich II. bei dem Tournoi den Tod fand.

Im Jahre 1564 bewohnte Heinrich III., damals Herzog von Anjou, den Palast Billeroy, den er später seiner Gemahlin schenkte, als er auf den Thron Polens berufen wurde. Um die Dienste zu belohnen, die ihr Castellani, ihr Arzt, geleistet hatte, der sich auch mit Astrologie beschäftigte, schenkte ihm diese Fürstin den Palast mit allem Zubehör. Einen Theil davon kaufte von den Erben 1578 Albert von Gondy, Herzog und Pair von Neq.

Seit dem Verrathe des Connetable ruht ein geheimnißvoller Wille auf dem Palaste Petit-Bourbon; ohne Zweifel verfolgt ihn die Rache Franz I. Wenn auch seine Mauern fest sind, sie stürzen doch nach einander ein und um das Werk der Zerstörung zu beginnen, schleicht die Rue des Boullies wie eine Schlange herbei und sucht durch den Palast Billeroy hindurch die Seine zu erreichen.

Wenn wir Siebenmeilenstiefeln nehmen, könnten wir die Ereignisse und



Barricaden zur Zeit der Ligue.

Jahrhunderte überspringen, um jener blutigen Tragicomödie beizuwohnen, welche die Ligue heißt und deren Hauptpersonen Guise und Valois heißen. — Die Leser folgen uns und wir gelangen zu diesem neuen Schauspiel, das Barricaden in der Münzstraße und in der Rue des Boullies zeigt.

Der Herzog von Guise ist in Paris eingezogen; man hört schon das Signal des Aufstandes und der arme Heinrich III., dem es doch weder an Muth, noch an Willen fehlt, begünstigt durch seine Feigheit und Schwäche selbst den Volksaufstand. Nach langer Pöderung endlich erwacht das Königthum, aber in der politischen Geschichte gilt wie unter den Kleinen das Sprichwort: wie man sich bettet, so schläft man. Heinrich III. hatte dem Herzoge von Guise erlaubt, Pflastersteine in die königlichen Gärten zu werfen, und der König von Frankreich erwachte auf Barricaden.

Man bemerkte den Marschall von Biron an der Spitze der Schweizer- und französischen Garden, Daumont, der die Notre-Dame-Brücke besetzt hielt, Chillon, der die St. Michaelisbrücke vertheidigte und Legast, der seine Compagnie auf der Kleinen-Brücke aufgestellt hatte; aber wozu alles das? Was sollte gegen ein Uebel unternommen werden, für das es eigentlich kein Heilmittel gab?

Das Volk wurde unruhig über diese außerordentlichen Vorbereitungen; die Häupter der Ligue hatten gewisse Gerüchte ausgesprengt; man sprach von einer allgemeinen Plünderung und in einem solchen Falle pflegen Kaufleute nie zu scherzen, da sie nicht geplündert sein mögen. . . . So klirrten denn auch bald die Degen, die Straßen wurden mit Ketten und Barricaden gesperrt, und die Schweizer, die ohne Führer waren, von den Ligueurs angegriffen. . . . Fast alle blieben.

Was thaten unterdeß die Königin Mutter und der König? Die erstere stieg zitternd in ihren Wagen und bat den Herrn von Guise, er möge doch dem revolutionären Tumulte ein Ende machen; der Herzog aber erklärte, er könne einen losgelassenen Pfeil nicht aufhalten und möge nicht ungerüstet mitten unter seine Feinde treten. Uebrigens betheuerte er seine Hingebung und begab sich ganz allein bis zur Barricade von Petit-Bourbon, so daß die Königin-Mutter das Geschrei hören konnte: „Es lebe Guise! Es lebe unser Retter!“

Auch Heinrich III. hörte diesen Ruf und fürchtete für seine königliche Person, stellte sich aber ruhig, als er sah, daß Alles verloren sei, sprach davon, die Unruhen zu unterdrücken, die er nicht zu verhindern gewußt hatte und schlug vor, den Rath zu versammeln und den Großen und Kleinen Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, eine Comödie, die Comödie der Furcht, die allerschlechteste. Unter dem



Die schöne Gabriele stirbt.

Vorwande einer Promenade nach den Tuileries, ließ der König sich von zwei Herren begleiten und war entschlossen, seine Promenade — bis zur Stadt Chartres auszu dehnen.

Fast allein, schon ohne Krone, hielt Karl III. in Chaillot einen Augenblick an, um einen letzten Blick auf seine ungetreue Hauptstadt zu werfen. Mit Thränen in den Augen rief er dabei aus: „Undankbare, ungetreue Stadt! Stadt, die ich immer durch bleibenden Aufenthalt geehrt, die ich mehr als einer meiner Vorgänger bereichert habe, ich werde nur durch ein denkwürdige Bresche in dich wieder hineingelangen! Verflucht möget auch ihr alle sein, um deretwillen ich den Haß des Volkes auf mich geladen habe!“

Der König verfluchte die Stadt Paris, aber er beweinte sie auch dabei; er nannte sie undankbar und ungetreu, bewunderte sie aber von weitem. Paris blieb unerbitlich; von den Prozeffionen und wildem Jubel bei der Nachricht von der Ermordung Heinrichs III. wollen wir nicht sprechen. Eine ungetreue Geliebte mag wohl das Recht haben, den zu ermorden, welcher sie noch liebt; aber auf seinem Grabe zu singen und zu tanzen, ist abscheulich.

Der Palaß Petit-Bourbon sank tiefer und tiefer, und damit seinem Unglücke und seiner Schande nichts fehle, beschatteten die Bäume seines Gartens, die sonst die Krone eines Connetable-Herzogs sahen, die Geldkaffe eines italienischen Finanziers, eines Jamet. Die Liebe aber wollte den Palaß noch nicht verlassen. Heinrich III. wagte sich oft in die galante Wohnung Jamets; Heinrich IV. wagte sich noch öfterer dahin, während er leise, um nur von einer Person gehört zu werden, sang: „Schöne Gabriele!“

Dieser Jamet war zuerst Schuhmacher in Lucca gewesen, brachte ein ungeheures Vermögen zusammen und nannte sich in dem Ehecontracte seiner Tochter: Herr von siebzehnhunderttausend Goldthalern. Er hatte die Ehre, der Freund Heinrichs IV. zu sein und den traurigen Vorzug, die Ausschweifungen desselben zu theilen; der galante König vertrauete dem italienischen Geldmanne die zweideutige Geschichte seiner Liebchaften an und ließ überdies viel Geld von ihm. Heinrich IV. verlor im Spiele ungeheure Summen und Jamet bezahlte gern die Schulden des gekrönten Spielers.

Seltam! Heinrich IV., der einzige König, dessen Andenken das Volk bewahrt hat, liebte vorzugsweise ein Weib, die auch die einzige halbgekrönte Geliebte ist, an die das Volk ebenfalls noch gern denkt. Gabriele ist in diesem

schlechten Stadttheile, der sonst prächtig war, umhergewandelt; sie feußete unter Ulmenlauben, welche die Sommerboudoirs des Palastes Petit-Bourbon waren.

Sie wohnte 1599 in diesem Palaste. Ihre Tante, die Frau von Sourdis, und Heinrich IV., ihr Geliebter, waren ihre nächsten Nachbarn. Am 8. Mai Nachmittags ging Gabriele in den Garten Jamets hinunter, um da wachend zu träumen . . . Das Ende ist bekannt; Gabriele wollte eine Apfelsine essen und plötzlich sank sie, die arme Königin ohne Krone, aufschreiend, schluchzend und in schrecklichen Zuckungen, nieder. Die Aerzte erschienen bald, aber ihre Kunst vermochte nichts mehr, — Gabriele war todt.

Heinrich IV. hatte einen großen Fehler: sein Herz besaß kein Gedächtniß. Ohne Zweifel beweinte er Gabrielen, aber er vergaß sie sehr bald. Henriette von Balzac von Entraigues bestieg den Thron Gabrielens von Estrées und das Gerücht sagt, sie habe sich schon vor dem Tode Gabrielens krönen lassen.

Zwölf Jahre später wollte das Volk einige Schritte von der Münzstraße, dicht an dem Palaste Petit-Bourbon, einen Mann ermorden, den die Soldaten festgenommen hatten, — den fanatischen Mörder Heinrichs IV., Franz Navailles. Er wurde in den Palast Neg geführt, der auch an eine Anekdote erinnert, welche mit dem vorstehenden Drama contrastirt. Diese Comödie wurde unter der Regierung der Maria von Medici gespielt.

Man sprach am Hofe viel von einer Intrigue, deren Helden die Herren von Montmorency und von Neg waren, welche beide leidenschaftlich eine junge schöne Dame liebten und sich von Malherbe, dem gefälligsten Dichter, viele galante Sonnetten hatten schreiben lassen. Malherbe reimte die süßesten Schmeicheleien von der Welt, ohne den beiden Herren zu entdecken, daß sie in eine und dieselbe Schöne verliebt wären; er besang Themire für Rechnung des Herrn von Neg, und Corisandra für Montmorency. Die Schöne that noch mehr, sie liebte zweimal; sie war als Themire nicht unempfindlich für den Geist des Herrn von Neg und hatte als Corisandra die Kraft nicht, der Anmuth Montmorency's zu widerstehen. Welcher Triumph für Malherbe!

Die Intrigue mußte jedoch zur Entwicklung kommen, und es geschah durch einen Diener, der ungeschickter Weise so klug war, das Räthsel zu errathen und es seinem Herrn zu entdecken. Da entbrannte denn der Krieg. Herr von Neg war wüthend und Montmorency nicht minder; der Eine wollte seinen Nebenbuhler züchtigen, der Andere seinen Gegner ermorden. Sie sprachen sich gegenseitig

aus und verstanden einander nicht; Montmorency glaubte, Neß habe den Kopf verloren.

Die Königin selbst mischte sich hinein, der ganze Hof wollte sich hineinmischen; man überredete Neß leicht, daß er beleidigt sei, man beschuldigte seinen Freund und Nebenbuhler, der die Kühnheit hatte, über ein solches Abenteuer zu lachen; kurz es kam zum Duell, bei dem jedoch kein Blut floß; dann umarmten sie einander und Abends gab es ein großes Festessen in dem Palast Neß. Malherbe befand sich auch dabei; er hatte sogar die Aufforderung erhalten, Corisandra und Themire in Versen einzuladen.

Mitten im Festgelage erschien eine Dame im Saale, die da ihre Sammetmaske abnahm. Sie war sehr schön.



Von Neß und von Montmorency vor ihrer Geliebten.

„Es ist Themire!“ rief Neß aus.

„Es ist Corisandra!“ rief Montmorency.

„Ich bin nur Themire,“ antwortete die schöne Dame; „Corisandra werden Sie nie wiedersehen; sie hat für immer mit Herrn von Montmorency gebrochen.“

— Wir haben so einige der berühmten Personen genannt, welche in der Münzstraße wohnten; in der Rue des Boullies finden wir die Longueville, die Crequi, die Conti.

Die Zeit Ludwigs XIV. nöthiget uns, wegen Molière nochmals zu den Ruinen des Palastes Petit-Bourbon zurückzukehren. Diese Ruinen sind seit der Vermählung Ludwigs XIII. halb von einem Theater versteckt; das Königthum vergnügte sich hier; der große König selbst zeigte sich hier in Person, denn er tanzte öffentlich in dem Ballet „die Nacht“ und in der „Hochzeit der Thetis und des Peleus“.

Nachdem Molière mit seiner Gesellschaft in Languedoc Begeisterung erregt hatte, blieb er auf seinem Theatervarren in Rouen, wurde aber in den Louvre beschleichen, dem Könige und der Königin-Mutter vorgestellt und spielte bald in dem Saale der Garden vor ihren Majestäten das Meisterwerk „Micomede“.

Nach Beendigung des Stückes, das den Beifall des Königs fand, trat Molière ganz vor an den Rand der Bühne, verbeugte sich ehrerbietig und dankte Ludwig XIV. für Guld und Gnade. Der König bewilligte ihm hierauf das Theater in Petit-Bourbon.

Man sieht es, viele berühmte Personen haben in diesem Stadttheile gewandelt, eine aber ziehe ich allen andern vor, weniger wegen ihrer Größe, als wegen ihrer Tugend, nämlich eine ottomanische Prinzessin, die Marie Cécilie hieß und in ihrer Zeit allgemein bewundert wurde.

Die Tochter Achmet's III., jenes Selben, der den besiegten Karl XII. so gastlich aufnahm, wurde in einem Alter von sechs Monaten aus dem Serral geraubt und nach Genua gebracht, wo sie von dem Senat feierlich die Laufe erhielt. Zehn Jahre später kam sie nach Rom, um dem Papste Clemens XI. vorgestellt zu werden. In dieser Unterredung mit dem heiligen Vater ließ Marie Cécilie etwas von dem Stolze durchblicken, welchen das größte Unglück nicht zu beugen vermochte. Als man sie aufforderte, die Hand des Papstes zu küssen, weigerte sie sich, dieser Schwäche, wie sie es nannte, sich zu unterwerfen, und sagte, sie sei von so guter Geburt und so hohem Range, daß sie Niemandem den Hof zu machen brauche. Auch hatte man viele Mühe, sie zu bewegen, ein mit Diamanten und Perlen besetztes Bild der Jungfrau anzunehmen.

In Paris, wohin der Regent sie berufen hatte, wurde Marie Cécilie zweimal von diesem Fürsten empfangen; später hatte sie die Ehre, mit Ludwig XV. und Ludwig XVI. zu sprechen.

Ob das wohl wirklich wahr ist, was man von der leidenschaftlichen Liebe des Regenten zu Marie Cécilie erzählt? Eines Tages, sagt man, wagte der Prinz seine Liebe gegen sie zu erwähnen und sie soll darüber so erschrocken sein,

daß sie weinend und trostlos entflohen . . . Als sie mit Thränen in den Augen aus dem Palais Royal kam, empfahl ihr ein Herr im Namen des Regenten, ihr langes, dichtes, welches, herrliches Haar in Acht zu nehmen . . . Rasch kehrte sie sich um, nahm eine Scheere, schnitt ihr schönes Haar ab, barg es in einem Taschentuche und sagte zu dem Herrn:

„Sagen Sie dem, welcher Sie sendet, mein Haar sei wohl bewahrt.“

Marie Cécilie hatte in dem Hause des Prinzen von Condé wohlwollende Aufnahme und Schutz gefunden, aber nach dem Tode ihres edeln Beschützers besaß sie keine Mittel mehr, ihrem Stande gemäß zu leben, und da sie auch zu stolz war, um ihre Freunde anzusprechen, so lebte sie ausschließlich von einer kleinen Pension, welche ihr der Generalcontrolleur Calonne gab, ertrug ihr Unglück mit christlicher Ergebung und sagte oft mit einem Anflange von orientalischem Fatalismus:

„So oft an meine Thür geklopft wird, glaube ich der Tod ruft mich und ich öffne schnell. An welcher Krankheit ich sterben soll, ist mir sehr gleichgiltig; ob am Fieber oder aus Hunger, es liegt mir nichts daran . . . Jede wird willkommen sein, wenn sie mich nur schnell hinwegholt.“

Marie Cécilie starb in Schmerz und Armuth in der Rue des Boullies in einem Dachstübchen.





Die Promenaden von Paris.

Ein alter Dichter aus der Zeit Heinrichs IV. sang, daß es in der Stadt Paris vierhundert und dreizehn Straßen gebe. Dafür hatte sie aber nur eine Promenade, die Studentenwiese, die wir schon erwähnt haben. Da aber die Studenten diese Wiese für ihr ausschließliches Eigenthum ansahen, so hatten sie häufig Hänkereien mit den andern Personen, die sich da einfanden; ja es verging kaum ein Tag ohne blutige Kaufereien. Selbst die Truppen, welche man gegen die jungen Friedensförderer schickte, wurden mit Steinwürfen empfangen, und nur in der Nacht gelang es bisweilen, einige Studenten aus ihren Wohnungen zu holen und in das Gefängniß zu bringen.

Im Jahre 1616 endlich ließ Maria von Medici, die alle Mittel aufsuchte, in ihrem Witwenstande sich zu zerstreuen und die volle Kasse Heinrichs IV.





Promenade zu Anfange des 17. Jahrhunderts.

leer zu machen, am Kai von Billy eine Promenade für sich und ihre Höflinge anlegen, welche man Cours-la-Reine nannte. Hier trugen die Epernon, die Concini, die Herzöge von Guise und Nevers neben der Regentin die glänzenden Anzüge zur Schau, welche die schwarze Kleidung ersetzten, die durch die Sparsamkeit Sully's und die Sittenstrenge der Calvinisten unter der vorigen Regierung in die Mode gebracht wurde; hier sah man die Atlas-Wamse, die scharlachrothen, am Gürtel offenen Beinkleider, die kleinen Sammetmäntel, die langen Locken, die wohlgerichsten Bärte, die breiten Filzhüte mit Hahnenfedern, die gefältelten Halskrausen, die großen Duelldegen, die gewaltigen ausgezackten Stiefeln und die langen, klirrenden, goldenen Sporen, denn dies war der Anzug eines Herrn, eines gefährlichen Stokers jener Zeit. Hier bewegten sich zu Fuße oder in Tragesseln die mit Gold oder Silber broschirten seidenen Kleider, die hohen gesteiften Halskragen, die Bandrosen, welche man assassines nannte, die schönen entblößten Schultern und die hübschen Gesichtchen hin und her; hier erschien Maria von Medici in einem Wagen von runder Gestalt, und hier zeigte sich Bassompierre zuerst in einem Wagen, der mit Glas ganz geschlossen war.

Gering gekleidete Personen durften den Cours-la-Reine nicht betreten. Die Armen mußten die neue Brücke (Pont neuf) als ihre Promenade ansehen. Dabei fällt mir eine kleine Anekdote ein, welche beweist, wie beliebt Heinrich IV. bei dem Volke war. Ein Armer folgte an der Brückenlehne hin einem Herrn und redete ihn um eine Gabe mit den Worten an: „Im Namen des heiligen Petrus! Im Namen des heiligen Joseph, — der heiligen Jungfrau und ihres göttlichen Sohnes!“ Der Herr hörte nicht darauf und ging immer weiter. „Im Namen Gottes!“ Er erhielt auch darauf nichts. So waren beide an der Statue angekommen und der Arme rief da aus: „Im Namen Heinrichs IV.!“ — „Da,“ antwortete der Herr, „ist ein Louisd'or.“

Doch wir haben keine Geschichten zu erzählen, sondern die Promenaden zu besuchen. Den Garten der Tuilerien meiden wir, denn nicht Jedermann durfte ihn betreten. Glücklicher werden wir in dem botanischen Garten (Jardin des Plantes) sein. Die Anlegung desselben verdankt man natürlich einem Arzte, und zwar Guy Labrosse, der freilich nicht daran dachte, auch eine Promenade damit anzulegen. Er erkaufte 1633 im Namen des Königs ein bedeutendes Grundstück und ließ da Gebäude aufführen, in denen Vorlesungen über Botanik, Chemie und Naturgeschichte gehalten wurden. Ludwig XVI. vergrößerte ihn bedeutend und die Revolution, die so viele Luxus-Gärten verwüstete, schonte diesen nicht bloß,



Ein Bettler vor der Statue Heinrichs IV.

sondern trug sogar zu seiner Verschönerung bei. Im Jahre 1792, als man die Menagerie zu Versailles aufhob, wurden die Thiere in diesem irdischen Paradies der Hyänen und Blumen gastlich aufgenommen. Jetzt hat hier jede Thierart ihre Wohnung und ihren geregelten Unterhalt. Ein Museum selbst ist da als ihre letzte Wohnung, wie das Cabinet der vergleichenden Anatomie ihre Katafomben bildet, wo die Gerippe aller bekannten Thierarten wie Statuetten von Dantan aufgestellt sind.

Solche Gäste müssen natürlich Spaziergänger anlocken und es finden sich allerdings sehr viele ein. Die Mehrzahl indess sind Fremde, Soldaten und Kinderwärtnerinnen. Die Kinder betrachten die Affen, die Kinderwärtnerinnen die Soldaten und nur die Fremden besehen Alles.

Eine andere Promenade ist der Garten des Luxembourg, bei dem wir uns aber nicht aufhalten, da wir ihn bereits beschrieben haben. Wenden wir uns den Elbsäisichen Felbern zu, welche 1670 von Ludwig XIV. angelegt wurden und wo Arme und Reiche, Vornehme und Geringe sich einsinden, mit dem Unterschiede,

daß die Einen spazieren fahren, die Andern dagegen spazieren gehen. Diese elysäischen Felder haben, wie das Valais Royal, in der Welt nicht ihres Gleichen.

Aber da in der großen Allée die drei Reihen von Wagen? Das ist Longchamp unter Ludwig XV. Welche Stickereien, welches Gold und Silber! Und die schönen Häubchen, die hübschen Spitzen und Bandschleifen! Auch dreieckige Hüte! Wem gehört dieser Wagen, dessen Räder von edelm Metalle blitzen? Die Pferde tragen silberne Hufeisen. Ohne Zweifel sitzt darin eine Prinzessin! O nein, es ist die Equipage einer Lorette jener Zeit, die eine gute Zeit für die Loretten war. Und welche Reifröcke, großer Gott! Vier Fuß (altes Maas!) im Umfange. Den Staub vertritt der Puder und den Blumenduft die Pomade. — In unsern Tagen hat die modische Wallfahrt am Charfreitage nach Longchamp sehr an Gunst verloren, aber ganz wird sie dieselbe nie verlieren, da ja das Wäldchen von Boulogne da ist, das man recht wohl zu den Promenaden der Pariser rechnen kann, obwohl es außerhalb der Stadtmauern liegt.

Auf dem Rückwege von Longchamp, wo das ehemalige Kloster verschwunden und nur die Ebene geblieben ist, fällt Folie-Sainte-James auf. Ein einziger Felsen in dem Parke daselbst kostete dem Schatzmeister der Marine, der unter Ludwig XVI. diese Feenwohnung einrichten ließ, 1500 Tausend Francs, weshalb der König ihn den Felsen-Mann nannte. Nachdem Sainte-James durch seinen lucullischen Luxus der Stadt und dem Hofe Aergerniß gegeben hatte, machte er 1787 einen Bankerott von 25 Millionen, wurde in die Bastille gebracht und verließ sie nur, um arm und kummervoll zu sterben. Der nächste Besitzer der prächtigen Wohnung war glücklicher als der erste; er hieß Gainguerlot und fand Mittel, ohne sich zu ruiniren, in Folie-Sainte-James Feste zu geben, deren jedes ihn 30,000 Livres kostete, auch die Besitzung endlich an einen Bruder Bonaparte's zu verkaufen. Nachdem sie nach einander von der Herzogin von Abrantes und Herrn Thiers bewohnt worden, dann in eine Heilanstalt für vornehme Kranke verwandelt worden war, ging sie in die Hände des leider auch in Deutschland nur zu wohl bekannten Benazet über, der sie an Lord Cowley, den englischen Gesandten, vermietthete.

Eine ähnliche Willa ließ Franz I. im Jahre 1529 nach dem Muster und zur Erinnerung an das Haus bauen, in welchem er drei Jahre als Gefangener in Spanien gelebt hatte. Sie hieß das Schloß Madrid, wurde aber auf Befehl Ludwigs XVIII. abgetragen.

Wandern wir weiter, so kommen wir in das hübsche Schloß Bagatelle, jenes Wunderwerk, das der Graf von Artois oder der Zauberstab einer Fee in acht Tagen und acht Nächten entstehen ließ, um Maria Antoinette zu überraschen, jenes kleine Trianon, wo die Kinder des Herzogs von Berry gehen lernten. Für beinahe 2 Millionen wurde es der Marquise von Hertford, der Mutter des Lord Seymour, zugeschlagen, die es Sommer und Winter hindurch bewohnt.

Die Gesundheitspflege hat sich auch in den Schatten des Boulogner Wäldchens geflüchtet. Unter den Heilanstalten, die sich da finden, bemerkt man die orthopädische Anstalt des Doctor Duval, welche das schöne Haus inne hat, wo Casimir Perier jeden Tag Ruhe und Erholung von seinen ministeriellen und parlamentarischen Arbeiten suchte.

Die Orthopädie hat sich auch des Schlosses La Muette oder La Meute bemächtigt, wo 1719 die Herzogin von Berry, die Tochter des Regenten, starb.

In der Nähe finden wir Mancelagh, das einige Jahre vor der Revolution eröffnet wurde, und bekannter als Ballsaal, denn als Schauspielsaal ist, obwohl da im Winter von Dilettanten einige theatralische Vorstellungen gegeben



Rofaken im Mancelagh.

werden. Im Jahre 1814 verstand es der Director dieses Etablissements, durch seine Kaltblütigkeit und Geistesgegenwart dasselbe gegen eine Armee von Kosaken zu vertheidigen, die in dem Boulogner Wäldchen lagerte. Diese Söhne des Nordens, die offenbar mit dem Gebäude sich zu wärmen gedachten, waren bereits in das Decorationsmagazin eingedrungen und wollten ihre Wachtfeuer mit Coulissen und einem Waldhintergrunde nähren.

„Was!“ rief ihnen der Bestzer zu, „Ihr habt da Holz in der Nähe und wollt mir meinen Wald verbrennen?“

Die Kosaken ließen den Wald verblüßt fallen und Ranelagh wurde gerettet.

Zu den beliebtesten Promenaden gehört der Garten des Palais Royal, den unsere Leser schon kennen, und die Boulevards, für die wir aber ein besonderes Kapitel aufsparen.





Straße und Stadttheil der Sorbonne.

Die Straße Sorbonne, die dem Palaste Cluny gegenüber beginnt und auf dem Sorbonne-Platz endiget, hat keine andere Geschichte als die der Sorbonne selbst, und da diese der Kern, das Herz, die Hauptstadt eines Reiches ist, das seine Geseze, Sitten und Gerichte besitzt, so müssen wir uns auch mit diesem Reiche seinem ganzen Umfange nach beschäftigen, mit dem Raume zwischen der Rue des Mathurins, der Rue de la Harpe, der Rue des Grés und der Rue Saint Jacques.

In diesem engen Raume befanden sich sonst die meisten Schulen und Collegien der alten Universität. Sehr viele davon sind verschwunden, aber genug erhielten sich, um der ganzen Gegend eine eigenthümliche Physiognomie zu geben. Die hohen, schmalen Häuser mit den kleinen Fenstern, die ohne

Ordnung und Symmetrie neben einander stehen, sind die Collegien Seez, Narbonne, Bayeur und Dainville. Seht Ihr da das Fenster mit den Blumen, die lachend eine hübsche Grisette begießt? Da herunter wurde der blutige Körper des Peter Ramus auf das Pflaster gestürzt.



Peter Ramus wird aus dem Fenster gestürzt.

Da steht ein anderes verräuchertes Haus, in dem es summt wie in einem Bienenstocke, in dem man jubelt und aus dem Tabakrauch dringt. Es ist das gothische Collegium des Chalets, wo Buridan eines Tages behauptete, es sei erlaubt, eine Königin von Frankreich zu tödten. Fast jeder Stein erinnert hier an die Universität, und nur in der Rue des Mathurins stehen zwei Gebäude, die ihr fremd sind, die Abtei von Cluny und das Kloster der Väter von der Gnade. Von diesen wollen wir zuerst sprechen, um dann die Universität ungestört betrachten zu können.

— Einige Stunden von der Stadt Digne in der Provence liegt ein Berg mit einigen natürlichen Höhlen, wo in sehr entlegener Zeit fromme Einsiedler eine Zuflucht vor dem Geräusch und den Zerstreungen der Welt gesucht hatten. An einem schönen, warmen Sommerabende des Jahres 1196 kniete einer dieser ehrwürdigen Männer in einem kleinen Lärchenwalde. Ein frisch aufgeschütteter Erdhügel, ein plumpes hölzernes Kreuz und ein Spaten, der daneben auf dem Rasen lag, verriethen, daß etwas Schmerzliches geschehen war. Als der Einsiedler aufstand, bemerkte er einige Schritte vor sich, auf einen langen Pilgerstab gestützt, einen Fremden, der ihm theilnehmend zuzusehen schien. Der Fremde brach zuerst das Schweigen.

„Mein Bruder,“ sagte er, „Ihr habt muthig eine schmerzliche Pflicht erfüllt; nach den Thränen, die aus Eueren Augen rinnen, war der, welcher in diesem Grabe schläft, Euerem Herzen theuer.“

„Ihr habt Recht, Bruder,“ antwortete der Einsiedler; „ich habe der Erde die sterblichen Ueberreste des Mannes übergeben, den ich am meisten geliebt. Er, Giacre, erhielt zuerst von uns beiden die Vergebung seiner Sünden.“

„Verzeiht meine Neugierde,“ fuhr der Fremde fort, „aber ich glaube bereits Eure Stimme gehört zu haben, und jetzt, da ich Euch genauer betrachte, kommt mir auch Euer Gesicht nicht unbekannt vor.“

„Vor Gott nenne ich mich Vater Felix,“ antwortete der Einsiedler; „vor zwanzig Jahren nannten mich die Menschen Hugo von Valois.“

„Wie?“ rief der Pilger aus; „Ihr seid wirklich Hugo von Valois, der Sohn Raouls, der Enkel Hugo's von Frankreich, der edele Sproßling des Königs Heinrich I.?“

„Es gab eine Zeit,“ antwortete der Einsiedler, „wo diese Namen mich stolz machten; aber betrachtet diese Sandalen von Baumrinde und dieses härene Gewand, und beurtheilt darnach, welchen Eindruck aller Pomp des menschlichen Stolzes auf mein Herz machen kann. . . Was aber hat Euch veranlaßt, den Pilgerstab zu nehmen und vielleicht auf lange Zeit von Eurer Familie und Eueren Freunden zu scheiden?“

„Ich habe weder Familie noch Freunde,“ antwortete der Fremde; „ich bin ein armer Einsiedler gleich Euch und lebte schon seit vielen Jahren betend und arbeitend in einer Grotte, welche der Fluß Marne durchströmt; aber Kriegerleute haben sich meiner Einsiedelei bemächtigt, und da ich von diesem heiligen Berge hatte sprechen hören, so machte ich mich auf, um da die Welt zu ver-

geffen und den Frieden des Herzens zu suchen. Ich heiße Johann von La Mathe.“

Der Vater Felix dachte einen Augenblick nach, dann ergriff er die Hand des Fremden und sprach:

„Bruder Johann von La Mathe, da Gott Euch den Gedanken eingegeben hat, nach dem Berge hier zu wandern, zu derselben Zeit, als er den Gefährten meiner Einsamkeit zu sich rief, so muß ich wohl glauben; daß Ihr mir den Freund ersetzen sollt, den ich verloren habe. Ich kann Euch nur meine Armuth bieten, aber wir wollen mit einander beten und arbeiten.“

Noch war keine Stunde vergangen seit diesem Zusammentreffen, als Johann von La Mathe in der Höhle des Vaters Felix sich befand. Die beiden Einsiedler hatten dieselben Neigungen; dieselbe Herzenseinfalt, dieselbe Frömmigkeit, und sie würden ihr ganzes Leben lang in dieser Zurückgezogenheit verbracht haben, wenn sie nicht der Wille Gottes, der sich durch Wunder geäußert, hervorgezogen hätte. Eines Tages hatten Felix und Johann von La Mathe wie gewöhnlich ihr Gebet auf dem Grabe des heiligen Fiacre verrichtet, als sie einige Schritte vor ihnen



Ein Hirsch mit einem Kreuz erscheint zwei Einsiedlern.

einen weißen Hirsch sahen, welcher zwischen dem Geweiß ein halb blaues, halb purpurrothes Kreuz trug. Die beiden Einsiedler, die darüber erschrakten, bekreuzigten sich und drängten sich unwillkürlich an einander. Nach einigen Augenblicken entfernte sich der Hirsch langsam, drehete sich aber von Zeit zu Zeit um, sah die beiden Alten mit unaussprechlich sanften Blicken an und senkte den Kopf dabei, gleich als wolle er sie recht besonders auf das Kreuz aufmerksam machen, das er trug.

Als diese Erscheinung gänzlich verschwunden war, ergriff Felix die Hand Johanns von La Mathe und sprach mit bebender Stimme:

„Mein Bruder, wenn Gott dir die Gabe verliehen hat, die Wunder zu erklären, so erschließe mir den Sinn dieses, denn mein Herz ist voll Verwunderung und Besorgniß.“

„Ich bin noch mehr erschrocken als du,“ antwortete Johann von La Mathe, „denn meinen Augen erscheint dieses Wunder nicht zum ersten Male. Am Tage, als ich zum ersten Male die Messe las, erschien mir bei der Erhebung der Hostie ein Engel, der ein weißes Gewand trug und auf dessen Brust ein Kreuz glänzte, gleich dem, welches wir so eben auf dem Kopfe dieses Hirsches gesehen haben; zu seiner Rechten stand ein maurischer Slave und zu seiner Linken ein christlicher. Was geschah? Der Engel ließ den Mauren zu seiner Linken und den Christen zu seiner Rechten treten; plötzlich brachen die Ketten der beiden Slaven und Alles verschwand. Ich bemühte mich lange, die Bedeutung dieses Wunders zu errathen, aber ich konnte sie nicht finden.“

Der Bruder Felix sammelte sich einen Augenblick und sagte sodann:

„Bruder Johann, Gott bestimmt dich zur Ausführung einer glorreichen Absicht und ich soll dabei behülflich sein, das ist unzweifelhaft. Aber welches ist diese Absicht? Ich kenne in der Welt nur einen Menschen, der sie uns zu enthüllen vermag. Wir wollen deshalb morgen aufbrechen nach Rom und unserem heiligen Vater dem Papst die Wunder erzählen, die vor unseren Augen geschehen sind.“

Am andern Tage machten sich Johann von La Mathe und Felix von Valois auf den Weg und einen Monat später kamen sie in Rom an.

Der Papst Innocenz III. nahm die beiden Einsiedler mit Auszeichnung auf, und nachdem er sie in öffentlicher Audienz angehört hatte, gebot er ein großes Jubiläum, um den heiligen Geist anzuflehen, ihn mit der göttlichen Weisheit zu erleuchten. Ciniac Laae nach dieser Feierlichkeit ließ das Oberhaupt der Kirche die

beiden Einsiedler von neuem rufen und sprach zu ihnen im Beisein aller Würdenträger der Kirche:

„Im Namen der heiligen Dreifaltigkeit, ich habe Euch Folgendes zu sagen:

„Gott hat, meine Brüder, die Gnade gehabt, unser Gebet zu erhören und mir die Bedeutung der Wunder zu erklären, die Ihr gesehen habt. Brüder Johann und Felix, Ihr seid auserwählt, einen religiösen Orden zu stiften, der den Zweck haben soll, auf der ganzen Erde die Mildthätigkeit der Gläubigen anzurufen, um arme Christensclaven aus den Händen der Ungläubigen loszukaufen. Um nun die Erinnerung an das Wunder zu erhalten, durch das sich der Wille Gottes offenbarte, werdet Ihr Euch weiß kleiden und auf der Brust ein halb rothes, halb blaues Kreuz tragen und Euch Brüder von der Erlösung der Gefangenen nennen. Geht nun in Frieden, meine Brüder, und Gott vergebe uns allen unsere Sünden.“

Das war die Entstehung des Ordens von der Erlösung. Nachdem Johann von La Mathe und Felix von Valois Rom verlassen hatten, begaben sie sich nach Serfroid in Brie und gründeten da das erste Kloster ihres Ordens. Einige Zeit nachher erhielten sie ein Grundstück in Paris und begaben sich daher. Da befand sich eine kleine Kapelle, in welcher der Leichnam des heiligen Mathurin ruhete. Der Name dieses Heiligen wurde bald der der Strasse und jener der Mönche, die da wohnten.

Die Philosophen des letzten Jahrhunderts haben die Mönchsorden hart angegriffen und mit Recht, denn jede Anstalt, welche den Zweck hat, die Menschen von einander abzusondern, ist ein Mißbrauch; wenn es aber möglich gewesen wäre, Unterschiede zwischen den Bruderschaften aller Art zu machen, von denen es in den meisten Ländern, wie auch in Frankreich, wimmelte, so verdienten die Brüder von der Erlösung wirklich von der allgemeinen Verdammung ausgenommen zu werden.

Die Männer, welche in der Welt umherzogen, predigten und Almosen sammelten, um unglückliche Christen in Tunis, Algier u. aus der Sclaverei loszukaufen, waren dabei die einfachsten und bescheidensten aller Mönche. Sie empfahlen sich weder durch das glänzende Aeußere der Weltgeistlichkeit im Mittelalter, noch durch die blendende Beredsamkeit, ja nicht einmal durch große, seltene Gelehrsamkeit; sie waren meist arm und unwissend, und hatten zur Bekämpfung der Gleichgiltigkeit und des Geizes der Glücklichen, deren Mitleid sie anriefen, keine anderen Waffen, als den warmen Glauben und die unermüdlische Aufopferung.

Ihre Demuth war sprichwörtlich geworden und sie erhielten einen bezeichnenden Beinamen. Da sie nämlich lange Reisen unternahmen und ihre Kräfte dem Eifer nicht immer entsprachen, so hatte ihnen der Papst erlaubt, auf Eseln zu reiten. Davon nun nannte das Volk sie meist die *Eselsbrüder*.

Wenn wir aus dem Kloster der Mathuriner treten, so gelangen wir sogleich in das Hôtel Cluny, jenen kostbaren Ueberrest der Vergangenheit, welcher zum Glück vor den Verstimmlungen des modernen Vandalismus bewahrt wurde. . . . Es steht der Sorbonne-Straße gegenüber und hat sich bis in unsere Tage so unberührt erhalten, als wenn es in einem Museum aufbewahrt worden wäre.

Man sieht an ihm drei Epochen der Architectur; es ist im Grunde römisch, wurde durch die gothische Kunst geschmückt und im graziosen Style der Renaissance vollendet. Es diente nach einander Fürsten, Gesandten des heiligen Stuhles, Schauspielern und Nonnen zum Aufenthalte; die Section Marats hielt 1793 ihre Sitzungen darin. Sein letzter Bewohner war Dusommerard, jener berühmte Alterthumsforscher, der in zehn Jahren eine große Menge von Kunstgegenständen darin aufhäufte, welche die Regierung nach seinem Tode für etwas mehr als eine halbe Million Francs ankaufte. Eine Aufzählung auch nur der merkwürdigsten und seltsamsten dieser Gegenstände würde uns hier viel zu weit führen.

Wir wenden uns lieber zu der Sorbonne.

Diese Schule wurde um das Jahr 1250 von Robert von Sorbonne, Caplan des Königs Ludwig des Heiligen gegründet, der in einem Dorfe geboren war, dessen Namen er annahm, wie es zu seiner Zeit Sitte war. Ludwig der Heilige seinerseits vergrößerte die Anstalt durch drei Häuser und gab jedem Schüler, der darin wohnte, wöchentlich einen bis zwei Sous zum Unterhalte. Lange droheten die Gebäude einzustürzen, als der Cardinal von Richelieu sich entschloß, sie größer und prächtiger wieder aufbauen zu lassen. Die neue Schule wurde 1629 begonnen, und den Grundstein der Kirche legte der Cardinal selbst am 15. Mai 1635. In dieser Kirche sieht man auch das Grabmal des Cardinals, und vor diesem Grabmale rief Fräulein de Thou, deren Bruder Richelieu hatte enthaupten lassen, wie Martha in der Bibel aus: „Herr, wenn Du hier gewesen wärest, würde mein Bruder nicht gestorben sein.“ Sechszig Jahre später kniete der Czar Peter vor diesem Grabe und rief aus: „ach großer Mann! Ich hätte dir die Hälfte meiner Staaten gegeben, um von dir zu lernen, die andere Hälfte zu regieren!“

Das Haus Sorbonne's, das später der Sitz der theologischen Facultät

wurde, war ursprünglich nur ein Collegium wie andere gleicher Art zur Aufnahme armer Schüler, welche die Vorlesungen an der Universität besuchten.

In unseren Tagen ist die Meinung ziemlich allgemein verbreitet, Karl der Große habe die Pariser Universität gestiftet; es ist dies aber ein Irrthum. Karl der Große bestrehte sich allerdings sein ganzes Leben hindurch, zum Aufblühen der Künste und Wissenschaften in seinen Staaten beizutragen, und er schützte deshalb die Schulen in Aachen, Tours und Chalons; in Paris aber gab es damals keine einzige öffentliche Schule. Die ersten Professoren, welche da lehrten, waren zwei Mönche von St. Germain d'Auxerre, Remi und Hucbald von St. Amand, die im Jahre 908, also fast ein Jahrhundert nach dem Tode Karls des Großen, einen Cursus der Dialectik und Theologie eröffneten. Da sich um diese Lehrer eine ziemliche Anzahl von Schülern sammelte, so ließen sich auch andere Lehrer in Paris nieder, die mit außerordentlichem Erfolge Vorlesungen hielten. Die Namen Wilhelm von Champeaur, Abailard, Robert von Melun, Joscelin, Peter Lombard ic. wurden europäisch, und der Ruhm dieser gelehrten Männer zog eine solche Menge Studenten aller Nationen in die Stadt, daß ihre Zahl, nach der Angabe der Chronikenschreiber, bisweilen die der Einwohner übertraf und sie unter freiem Himmel lagern mußten, weil es in den Häusern keinen Platz zur Aufnahme für sie gab. Die Lehrer selbst hielten ihre Vorlesungen oftmals unter freiem Himmel. Abailard, dem immer drei- bis viertausend Schüler folgten, schlug, wie er selbst erzählt, sein Lager auf dem Berge St. Geneviève oder auf der Schüler=Wiese auf.

Um diese Zeit war es auch, als Johannes Scotus die Philosophie des Aristoteles in Frankreich einführte. Die Begeisterung, welche sich der Schüler bei der Lecture der Schriften der griechischen Philosophen bemächtigte, grenzte an Tollheit; es war gleichsam eine zweite Offenbarung; man schwur nur bei Aristoteles. „Der Meister hat es gesagt“ war der letzte Grund, die ultima ratio der Streiter.

Die Meinungen des Meisters, selbst die irrigsten und seltsamsten, wurden für eben so viele Glaubenssätze angesehen. So erzählt man, ein Mönch, der durch das Wörterbuch den Sinn der Stelle $\acute{o} \nu\omicron\varsigma \epsilon\sigma\tau\iota \acute{\alpha}\nu\lambda\omicron\varsigma$ (die Seele ist unsterblich) zu ermitteln gesucht, habe gefunden, daß $\acute{\alpha}\nu\lambda\omicron\varsigma$ die Flöte bedeute, eine academische Abhandlung verfaßt und darin mit wenigstens funfzehn Gründen darzuthun gesucht, daß die Seele eine Pfeife sei. Und es war nicht etwa eine schnell vergehende Mode; acht Jahrhunderte hindurch galt das Buch des Aristot-

teles für die heilige Arche, die Niemand antasten durfte; der gelehrte und unglückliche Ramus wurde ermordet, weil er öffentlich behauptet hatte: „alles, was Aristoteles gelehrt hat, ist falsch.“ Noch unglaublicher aber ist, daß das Parlament in dem Jahrhunderte Pascals, Corneille's und Molière's eines Tages auf den Antrag der Sorbonne sich versammelte und drei Chemiker, Vitaut, Claves und Willon, zur Landesverweisung verurtheilte, weil sie Thesen gegen Aristoteles vertheidiget hatten, und die Todesstrafe gegen Jeden aussprach, der in Zukunft wagen würde, die Lehren des griechischen Philosophen anzugreifen.

Das Merkwürdigste dabei ist, daß viele der eifrigsten Anhänger des Aristoteles ihn nicht verstanden und man ihn meist nur bewunderte, weil es Mode war. Seine Methode hatte man angenommen, weil sie sich für die Analyse vortrefflich eignet und, wie ein neutrales Arsenal, den Streitern aller Parteien Waffen liefert, im Grunde aber gleich den erhabenen Speculationen der alten Philosophie nichts weniger als die Streitigkeiten der Dialectiker des Mittelalters, und es konnte nichts Kindisches und Aßberneres geben, als die Thesen, welche in den Schulen vertheidiget wurden. Dies war indeß nicht der einzige Fehler in dem Unterrichte jener Zeit; man verlangte auch von den Lehrern keinen Beweis, keine Bürgschaft der Fähigkeit; der erste beste konnte, wenn es ihm gefiel, eine Schule eröffnen, und so geschah es, daß eine Menge angeblicher Gelehrter Dinge lehren wollte, von denen sie nicht einmal die Anfangsgründe verstanden und daß die meisten Classen wahre Babels-Thürme wurden, wo Lehrer und Schüler Tage lang stritten, sprachen und schrien, ohne einander zu hören oder zu verstehen. Man fühlte endlich die Nothwendigkeit, den Studien eine gleichförmige Leitung zu geben und den Unterricht zu centralisiren. Um die Mitte des dreizehnten Jahrhunderts kamen die Meister zusammen und beschloffen, daß in Zukunft Niemand lehren dürfe, der nicht das Diplom eines Baccalarius, Licentiaten oder Doctors erhalten habe, und um die Schüler wirksamer controliren zu können, theilte man sie in vier Nationen, die man Frankreich, England, Normandie und Picardie nannte. Damals wurde zum ersten Male der Verein aller Zweige der Studien oder Facultäten unter dem Namen Universität bezeichnet. Aber die Universität, die sich im Innern organisirte, wollte auch eine bürgerliche Corporation werden und erlangte von der königlichen Macht besondere Freiheiten. So waren unter andern die Studenten von dem gewöhnlichen Gerichtsstande ausgenommen und mußten in jedem Falle nach dem canonischen Rechte von dem geistlichen Gerichte des Ortes gerichtet werden, wo sie ihre Studien machten.

Man sieht ein, welche Macht in einer Stadt des Mittelalters, die fast gar keine Polizeigesetze hatte, eine Schaar von hunderttausend jungen Männern haben mußte, die eine Corporation ausmachten, dieselbe Beschäftigung trieben, dieselben Neigungen und Lebensweise hatten, durch ihren Charakter und ihre Stellung unabhängig, leidenschaftlich und die Feinde jeder Beherrschung und der Bürger waren, welche warme Zimmer, ein gutes Bett, einen guten Tisch, ein gutes Wamms hatten, während sie, die Studenten, die Gelehrten, meist auf die zwei Sous wöchentlich beschränkt waren; welche Ludwig der Heilige ihnen ausgesetzt hatte, in Gesellschaft von Zigeunern und dergleichen Leuten bettelnd durch die Straßen zogen, schlechten Wein tranken, wenn der Wirth borgte, und im Winter sich nur in der Sonne erwärmten.

Die Universität von Paris war im Mittelalter wahrhaftig eine seltsame Anstalt! War es nicht sonderbar, daß diese große Corporation, aus welcher so viele durch Gelehrsamkeit, Tugenden und Frömmigkeit ausgezeichnete Männer hervorgingen, die Frankreich die fähigsten Minister und der Kirche die berühmtesten Prälaten gab, aus einer unerhörten Masse von lustigen armen Teufeln bestand, die oft keine Schuhe hatten, aber trotz den Verboten stolz das Schwert



Studenten im Mittelalter.

führten, immer bereit waren, mit demselben loszuschlagen, in den Hörsälen über den Wein und in den Schenken über die Kategorien des Aristoteles stritten? Kann man sich wundern, daß die Bürger, wenn die Hörsäle geschlossen wurden und die Straßen La Harpe und St. Jacques plötzlich Schwärme hungeriger, müßiger und bis an die Zähne bewaffneter Studenten auf die Kais warfen, eilig in ihre Häuser flohen und ihre Läden schlossen? Und dies geschah nicht selten. So oft es einem Studenten einfiel, einen Gerichtsdiener zu prügeln und dieser die Kühnheit hatte, Gleiches mit Gleichem zu vergelten, lief er in allen Hörsälen herum, forderte zur Rache auf und brachte in weniger als einer Stunde ein Heer von zehntausend Genossen zusammen. Wehe dann den Häschern, denen sie begegneten, sie wurden augenblicklich, wie zahlreich und tapfer sie auch sein mochten, umringt, mit Füßen getreten und in den Fluß geworfen, alles zur größern Ehre des Aristoteles und der Universität. Solche Excesse kamen alle Tage mitten in Paris vor, und wenn man einmal wagte, einige der Ruhestörer einzustecken, gab es einen allgemeinen Aufstand, einen heiligen Krieg mit Manifest, Fahne und Führern; die ganze Universität, Schüler und Lehrer, Studenten und Doctoren, erhob sich wie ein Mann; die Hörsäle wurden geschlossen und der Rector begab sich mit einem respectablen Gefolge zu dem Könige, um ihm anzuzeigen, wenn man binnen vier- undzwanzig Stunden den gerechten Beschwerden nicht abhelfe, „würde die älteste Tochter des Thrones, die man an ihrer Ehre gekränkt, Paris, die ungerechte Stadt, verlassen und wie ein umherirrendes Lamm anderswo eine Stätte der Zuflucht suchen.“

Der König, welcher wohl wußte, daß seine älteste Tochter, ob sie sich gleich ein Lamm nannte, im ganzen Reiche Unruhe erregen würde, gab stets seinen Beamten Unrecht, und der, welcher die Schuld auf sich geladen hatte, zu sehr seine Pflicht zu thun, wurde gewöhnlich zur Abbitte, zur Verbannung und Confiscation seines Vermögens verurtheilt.

Solche Angaben müssen durch Beweise unterstützt werden; wir wählen ein Beispiel unter tausenden aus.

Im Monat October 1407, unter der Regierung Karls IV., hatte sich in der niedrigen und verräucherten Schenkstube eines Wirthshauses an der Ecke der Mathurin- und Sorbonne-Straßen eine ungewöhnliche Menge von Studenten gesammelt, aber gegen die Gewohnheit herrschte die tiefste Stille. Die Wein- und Bierkrüge standen unangerührt auf den Tischen und die Studenten sahen einander besorgt an, als hätten Alle etwas zu sagen und als wagte Keiner anzufangen.

Mit einem Male rief eine laute Stimme aus der dunkelsten Ecke der Stube:
 „Ruhm und Ehre der Universität! Lob dem Herrn von Signouville! Auf
 gegen das Châtelet!“

Diese wenigen Worte wirkten wie ein electricischer Schlag. Es erhob sich ein dumpfes Gemurmel und bald darauf erschien mitten unter den Tischen ein hochgewachsener, riesenhafter Mann. Ein fest gestrichener Schnurrbart erhöhet die Strenge seiner Züge und sein langer Schläger, den er an einem Wandelier trug, welches sich mit der friedlicheren Schnur des hörnernen Dintefasses kreuzte, verrieth den zum Kriege gerüsteten Studenten.

„Was bedeutet das niedergeschlagene Wesen? Was sollen die bestürzten Gesichter? Sind die Burgunder in Paris eingezogen? Ist der König, unser Herr, gestorben? Nicht, daß ich wüßte. Nun was giebt's sonst? Sind ein Paar Studenten zu befreien? Und was ist dabei zu thun? Einige Schergen zu prügeln und einige Galgen niederzureißen? Ist es das erste Mal, daß wir den Herrn Signouville an die Achtung erinnern, welche er unsern Privilegien schuldig ist? Die, welche keinen Muth haben, mögen gehen; ich für meine Person erkläre, wenn mich sechs von Euch begleiten wollen, hole ich unsere Cameraden und bringe sie im Triumphe zurück.“

„Weißt du nicht, Beautreillis, daß der König aus allen Städten in der Umgegend Truppen hat kommen lassen? Philipp Bruant hier hat diesen Morgen durch das Thor St. Honoré sechs Compagnien von Chartres einrücken sehen und Senlis schickt uns die ganze Reiterei des Grafen von Briffac.“

„Wenn der Sieg mehr bestritten wird,“ begann Gustache Beautreillis von neuem, „so ist dieß noch immer kein Grund, zwei Cameraden wie Bagabonden hängen zu lassen und bloß, weil ihr Magen und ihr Beutel leer war und sie im Walde von Vincennes einige Thaler von einem reichen Bürger der Vorstadt St. Antoine liehen.“

„Nein, nein!“ riefen einige Stimmen; „nieder mit dem Châtelet!“

„Ja, nieder mit dem Châtelet!“ wiederholte Beautreillis; „wir sind Studenten und müssen vor dem Kirchengenricht gerichtet werden. Die Beurtheilung der beiden Cameraden ist eine Beleidigung der Universität; also zu den Waffen, Cameraden! Zu den Waffen!“

„Ja, ja, zu den Waffen!“ schrie man von allen Seiten.

„Noch einen Augenblick hört mich an,“ fuhr Beautreillis fort. „Sobald

Ihr Dumoussel rufen hört: zu Hilfe, Kameraden! stürzt Ihr Euch auf die Soldaten, und wehe dem, der Parbon giebt!"

„Die Hinrichtung soll um ein Uhr erfolgen,“ sagte Philipp Bruant.

„Und schon ist es Mittag,“ fiel Beautreillis ein; „wir haben keine Zeit zu verlieren. Nach Montfaucon, Kameraden!“

„Nach Montfaucon!“ riefen alle, während sie aus dem Wirthshause hinausdrangen.

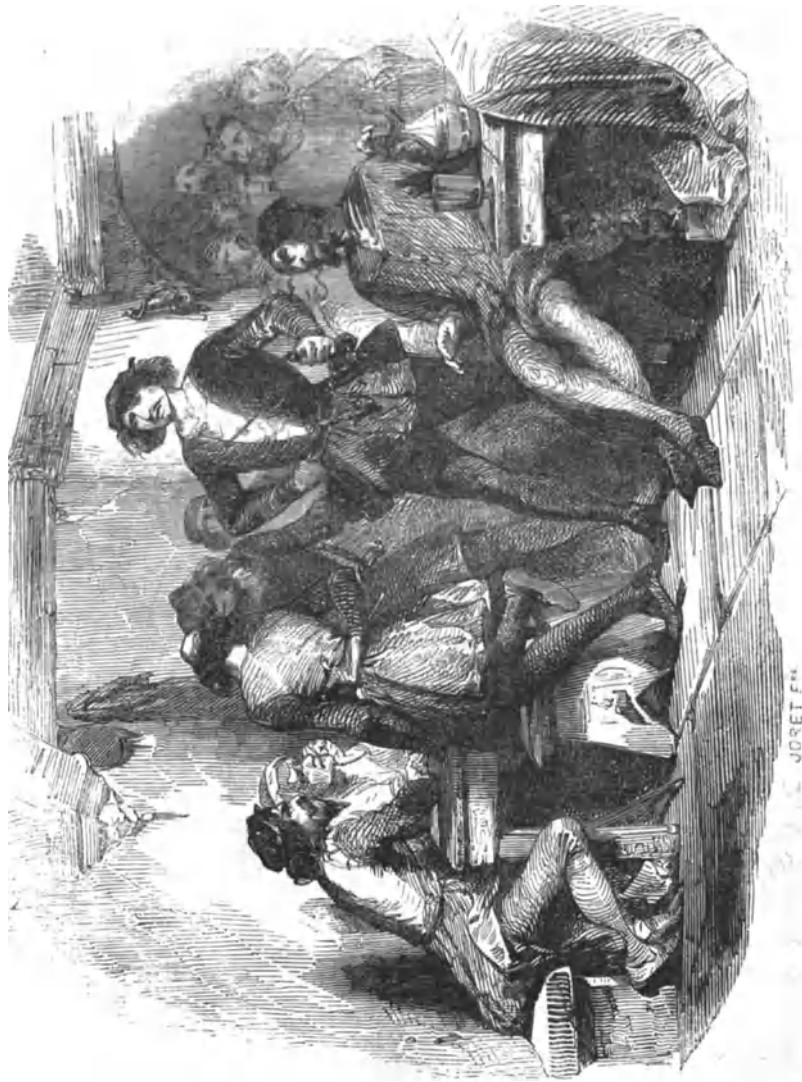
Unterwegs schwoh die Schaar zu einer ganzen Armee von Studenten an, welche auf die Nachricht von dem Aufstande aus allen Schulen herbeiströmten. Gleichwohl gelangten sie nicht ohne Mühe zu dem Richtplatze. Schon am frühen Morgen hatten Häfcher und königliche Truppen alle Ausgänge besetzt und viele Hiebe wurden gegeben und empfangen, ehe die von allen Seiten nach der Anhöhe, wo der Galgen stand, zurückgedrängten Soldaten sich entschlossen, ihre Stellung aufzugeben und sich in dichten Reihen um den Galgen zu ziehen.

Nach diesem ersten Siege erscholl aus den Reihen der Angreifenden ein fürchtbares Hurrah, worauf eine Todtenstille eintrat, die noch tausendmal drohender war als der Tumult. Plötzlich schwirrte ein schauerlicher Klang durch die Luft; dumpfe, eintönige Glockenschläge folgten langsam, das Sterbegeläute, das die Zeit der Hinrichtung anzeigte. Die Menge schauerte und alle Hände faßten den Schwertgriff oder die schwere eiserne Keule.

Bald darauf ließ sich ein dumpfes Geräusch, untermischt mit Stimmen, nach der Vorstadt St. Martin zu vernehmen und eine fürchtbare Masse von Reitern und Armbrustschützen rückte auf das Plateau von Montfaucon. Beautreillis, der fortwährend unter den Gruppen umhergegangen war und den Muth der Einen angefeuert und den Eifer der Andern beruhiget hatte, sprang auf einen Stein und heftete starr die Augen auf einen Karren, der von einer dreifachen Soldatenreihe umringt war. Plötzlich erblaßte er und rief aus: „verflucht! Alles ist verloren.“

Aller Blicke folgten den seinigen; die beiden Studenten, Dumoussel und Bourgeois, waren geknebelt.

Dieser Vorfall konnte die traurigsten Folgen haben. Wer sollte das Signal geben? Welche Stimme konnte der Menge, deren Macht nur in der Gesammtmasse beruhete, den augenblicklichen Anstoß geben? Schon sah man einander mit Besorgniß an, und die fürchtfamsten erblickten nicht ohne Schrecken



Pariser Studenten im Jahre 1407.

die schwere Cavalerie Briffacs, welche in dem Kriege mit den Engländern an so vielen Gefechten Antheil genommen hatte.

Nur Beautreillis verrieth, nachdem die erste Ueberraschung vorüber war, auf seinem Gesicht weder Furcht noch Muthlosigkeit. Er stand unbeweglich auf dem Steine, verlor nichts von dem Schauspiele vor ihm aus den Augen, und seine Aufmerksamkeit schien sich vorzugsweise auf einen alten Mönch zu richten, der zwischen den Verurtheilten saß und ungewöhnlich lebhaft mit ihnen sprach. Plötzlich kehrte sich Beautreillis zu dem Studenten um, der ihm am nächsten stand, und sagte:

„Kionel Bernotte, du issest ja in allen Klöstern der Stadt, kennst du den alten härtigen Mönch nicht, der das Crucifix wie ein Schwert hält?“

„Ich habe ihn niemals gesehen.“

„Es ist merkwürdig!“ fuhr Beautreillis fort, indem er seine Blicke von neuem auf den Karren richtete.

In diesem Augenblicke begegnete der Blick des Mönchs dem seinigen. Beautreillis erbehte, zeigte auf den Karren, der nur noch zwanzig Schritte von dem Galgen entfernt war, riß den Degen aus der Scheide und rief:

„Achtung!“

Da beugte sich der Mönch zu Dumoussel, wie um ihn zu umarmen, befreiete ihn von dem Knebel, und Dumoussel, der sich fest aufrichtete, rief mit starker Stimme:

„Zu Hilfe, Genossen!“

Auf dieses Signal erschütterte ein entsetzlicher Lärm die Luft, die überraschten Soldaten prallten in Unordnung zurück von dem Karren, und Beautreillis, der von dem Steine heruntergesprungen war, stürzte sich mit dem Rufe gegen die Soldaten: „vorwärts die Universität!“

Der Angriff war fürchterlich. Beautreillis trennte die Reihen der Soldaten mit seiner Schaar, aber die Flut schloß sich hinter ihm wieder und verschlang ihn mit seinen Gefährten.

Während des Kampfes hatten die Verurtheilten das Schaffot erreicht und bald erschienen sie auf demselben mit einem Diener des Châtelet und dem Henker.

Bei diesem Anblicke begannen die Studenten, welche durch den Zuruf und das Beispiel Beautreillis' nicht mehr angefeuert wurden, zurückzweichen; ein kräftiger Cavalerieangriff vollendete die Niederlage, und als die Studenten unten

am Hügel angekommen waren, konnten sie ihre beiden verurtheilten Kameraden an dem Galgen von Montfaucon baumeln sehen.

Gleichwohl hielt sich die Universität noch nicht für überwunden. Der Tod der beiden durch die bürgerliche Justiz verurtheilten und hingerichteten Studenten schrie nach Rache; der Rector und alle Lehrer versammelten sich in feierlicher Sitzung in dem Mathurinerkloster; man billigte das Benehmen der Studenten, ordnete einen Trauergottesdienst für Beautreillis und alle diejenigen an, welche im Kampfe gefallen waren und beschloß, alle Lehrsäle zu schließen.

Am andern Tage begab sich die Universität in Masse in den Louvre und verlangte, als sie Audienz erhalten hatte, energisch von dem Könige Karl VI. die Bestrafung des Herrn von Signouville, der jene beiden Studenten hatte verhaften lassen.

Der König, welcher nicht einzugehen wagte, daß der Beamte nur nach seinen Befehlen gehandelt hatte, antwortete in ausweichenden Worten, daß er die Sache untersuchen würde; als aber nach einigen Monaten die Universität erklärte, wenn sie binnen einer bestimmten Zeit keine Genugthuung erhalte, würde sie sich an den Papst wenden und sich in dem ganzen Lande zerstreuen, hatte der König, dem damals noch andere Dinge auf dem Halse lagen, die Schwäche, dem ersten Beamten der Stadt Unrecht zu geben, und am 16. Mai 1408 verurtheilte ein Geheimrathsbeschluß Herrn von Signouville, persönlich die Geheften vom Galgen abzunehmen, sie auf den Mund zu küssen und die Kosten der Bestattung derselben zu tragen. Ueberdies wurde er seines Amtes entsetzt und seiner bürgerlichen Rechte beraubt.

Nach dieser Ceremonie wurden die beiden Studenten mit großem Pomp in dem Mathuriner-Kloster begraben, und um das Andenken an die erlangte Genugthuung zu verewigen, ließ die Universität die Geschichte des Vorfalles auf den Grabstein schreiben.

Dieser Erfolg hatte die Universität kühn gemacht und sie konnte sich nun für eine gefürchtete Macht halten. Auch mischte sie sich von nun an in alle Bürgerkriege, welche bis zur Regierung Heinrichs IV. den Boden Frankreichs mit Blut bespalkten. Die Sorbonne namentlich, welche der Sitz der theologischen Facultät geworden war, warf sich aus eigener Machtvollkommenheit zur Richterin in allen politischen und religiösen Streitigkeiten auf, welche den Staat bewegten, und wenn einige ihrer Handlungen von der Unabhängigkeit und Festigkeit zeugen, womit sie, selbst gegen den Papst, die Rechte der Krone und die Freiheit der Kirche verthei-

digte, so giebt es dagegen auch andere, an die man nur mit Schmerz denken kann. So versammelte sich die theologische Facultät während der Besetzung der Stadt Paris durch die Engländer, um die Prozeffacten der Jungfrau von Orleans zu prüfen, erklärte das Heldenmädchen für eine Kegerin und forderte von den Feinden Frankreichs den Tod derselben. Später billigte sie durch eine feierliche Erklärung die Missethaten der Bartholomäusnacht. In dem Zimmer des Johann Boucher, eines Doctors der Sorbonne, organisirte sich der Rath der Sechszehn, und



Johann Boucher.

wurden die Franzosen insgesammt ihres Eides der Treue und des Gehorsams gegen Heinrich III. entbunden. Als Heinrich III. todt war, erklärte die Sorbonne Heinrich IV. des Thrones unwürdig und erkannte ihn erst nach seinem Glaubenswechsel an.

Die andern Facultäten hatten an diesen Handlungen einen mehr oder mindern Antheil genommen, und Heinrich IV., dessen Groll sich auf die ganze Universität ausdehnte, unternahm es deshalb, diese Corporation ganz neu zu begründen.

Im Jahre 1600 erschien eine königliche Verordnung über die Reform, an welcher weder der Papst noch die geistliche Behörde Antheil hatte. Die Universität, namentlich die Sorbonne, murrte, aber das Publicum lachte und die Verordnung kam zum Vollzug. Von diesem Augenblicke an standen die Schulen unter strengerer Aufsicht; die Ordnung und Ruhe kehrten zurück und die Vorliebe für ernste Studien erhielt das Uebergewicht. Eine weitere Verordnung Heinrichs IV. nahm der Universität den politischen Charakter ganz und gar.

Die Sorbonne behielt indeß, selbst bei dem Schweigen der andern Facultäten, einen gewissen Einfluß ihres geistlichen Charakters wegen. Ihre theologischen Streitigkeiten drangen in's Publicum, es gab Molinistische und Jansenistische Salons; in den Kaffeehäusern, auf den Promenaden, an allen öffentlichen Orten sprach man nur von der Gnade, von der Bulle Unigenitus &c. Da indeß die geistigen Waffen nicht hinreichten, den Streit zu stillen, so glaubte die Krone nochmals einschreiten zu müssen; Confiscation, Gefängniß und Verbannung bestrafen die Appellanten, wie man damals die Jansenisten nannte, die sich ihrerseits auf dem Rechtswege vertheidigten. Man sah damals Pfarrer, welche die Sacramente der Kirche den Kranken verweigerten, die dieselben durch die Gerichtsdiener zwingen ließen, sie ihnen zu reichen.

Im Jahre 1729 trat die Sorbonne, welche hundert ihrer Doctoren durch den Cardinal Fleury hatte verbannen sehen, definitiv auf die Seite der Jesuiten, und von dieser Zeit an brachte sich die theologische Facultät durch die lächerliche Censur, welche sie über fast alle physikalischen, juridischen und philosophischen Schriften, namentlich über die Montesquieu's, Buffons und Marmontels, aussprach, um alles Ansehen und allen Einfluß auf das Publicum. Sie war de facto todt und ein Decret der gesetzgebenden Versammlung hob sie auch de jure auf. Dasselbe Decret unterdrückte den academischen Rath und die Universität.

Die Revolution erkannte indeß bald die Nothwendigkeit, den Unterricht neu zu organisiren. Schon am 21. April 1792 legte Condorcet der gesetzgebenden Versammlung ein neues System des öffentlichen Unterrichtes vor, dessen Anwendung freilich durch die nachfolgenden schrecklichen Ereignisse gelähmt wurde. Am 17. November 1808 wurde endlich die Universität organisirt, wie sie heute noch besteht.

Wenn nun auch die Sorbonne in den letzten Jahrhunderten durch ihre Unduldsamkeit die Anklagen verdient hatte, welche man gegen sie richtete, so darf man doch nicht verkennen, daß sie mächtig beigetragen hat, Freiheit und Aufklärung in Frankreich zu verbreiten. Sie berief 1469 aus Deutschland die drei ersten Buch-

drucker, die ihre Werkstatt in der Straße St. Jacques aufschlugen und eine goldene Sonne als Firma annahmen. In der Nähe, in der Straße St. Jean de Beauvais, gründeten die Estienne (Stephanus) ihre Buchdruckerei, jene Familie, welche die Kunst des Buchdrucks zu solcher Vollkommenheit brachte, daß unsere modernen Luxusausgaben in Hinsicht aufzierlichkeit und Correctheit weit unter den ihrigen stehen. Diese gelehrten Männer standen aber auch in hohem Ansehen. Als eines Tages Franz I. die Buchdruckerei des ersten Heinrich Stephanus besuchte, war dieser eben mit einer Correctur beschäftigt; der König mochte ihn nicht unterbrechen und wartete mit seinem ganzen Gefolge bis die Arbeit beendigt war.

Der zweite Heinrich Stephanus, der Verfasser des Thesaurus, war nicht so glücklich wie sein Vorgänger. Er wurde unter der Regierung Heinrichs II. wegen seiner Apologie Herodots im Bilde verbrannt, während er sich in dem Gebirge der Auvergne verborgen hielt, weshalb er scherzweise sagte, er habe nie so sehr gefroren, denn als man ihn in Paris verbrannt. Er starb 1598 arm und geisteskrank im Hospital zu Lyon. So sehr im Anfange die Buchdruckerkunst begünstigt worden war, so sehr hatte sie bald zu leiden. Heinrich II. verordnete, um das Umsichgreifen des Calvinismus zu verhindern, für den fast alle Großen Frankreichs thätig waren, es dürfe kein Buch ohne Genehmigung der königlichen Censoren erscheinen und diese Verordnung blieb bis zur Revolution von 1789 gültig.

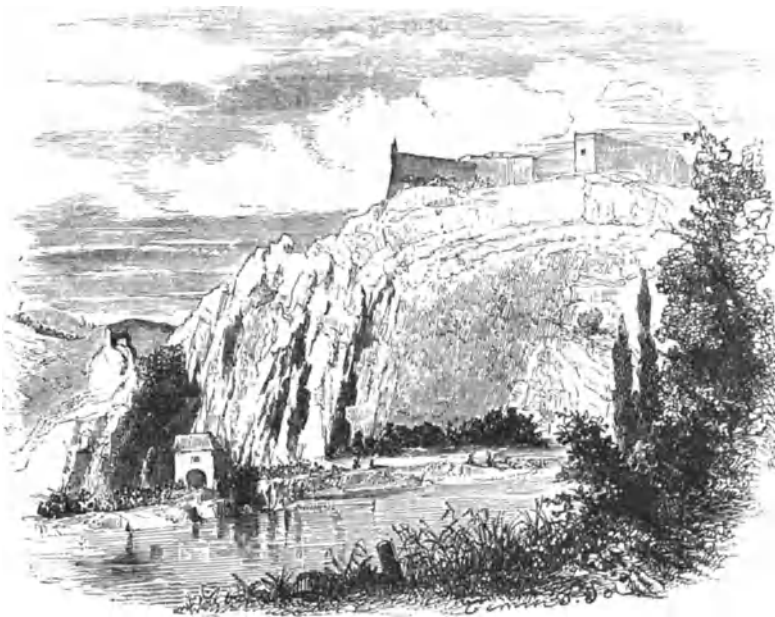




Der Siegesplatz.

Wenn man sich den Siegesplatz als den größten und schönsten in Paris vorstellt, so irrt man sich. Er ist viel bescheidener, als sein Name; die Etikette lügt, wie alle Etiketten: der Titel ist besser, als das Werk. Auch kannte der Siegesplatz nicht, wie der Königsplatz, die schönen Ritter und Damen der Zeit Ludwigs XIII.; sein Adel ist minder alt, denn er schreibt sich erst von Ludwig XIV. her. Dagegen hat man ihn auch mit den entsetzlichen Schauspielen der Schreckenszeit verschont; er sah keinen König tödten, und die grauenhafte Maschine Guillotins stand mit ihren blutriesenden Füßen niemals auf seinem Boden. Er behielt auch unter allen Regierungen seinen Namen. Er hielt übrigens der Platz seinen Namen zur Erinnerung an die Siege Ludwigs XIV. oder von unserer lieben Frau der Siege (Notre dame des

victoires)? Den Platz selbst verdankt man einem Hofmanne, denn der Vicomte Franz von Aubuffon, Herzog von La Feuillade, Marschall von Frankreich, wendete in seiner Bewunderung und Liebe für seinen Gebieter fast drei Millionen auf den Ankauf, auf den Grund und Boden, wo der prächtige Palast Senneterre stand, den er niederreißen ließ, und auf die Errichtung eines Denkmals zu Ehren Ludwigs des Großen. Man hat diesen Herzog den Höfling der Höflinge, den Schmeichler der Schmeichler genannt, als wenn er nie den Hof verlassen hätte; aber er zeichnete sich in vielen Schlachten durch seinen Muth und seine Tapferkeit aus. Er eilte z. B. mit dreihundert Mann, die er auf eigene Kosten ausrüstete, Candia zu Hilfe, machte nach seiner Rückkehr den Feldzug in Holland mit, begleitete den König in die Franche Comté, nahm Salins und das Fort St. Etienne, die ehemalige



Fort St. Etienne.

Citadelle von Besançon, und drang zuerst in Dole ein, dessen Einnahme die Eroberung Ludwigs XIV. vollendete.

Der Herzog von La Feuillade ließ also den Palast Senneterre, der zu seiner Zeit durch Pracht berühmt war, niederreißen, und auf dem Platze auf einem Piedestal von weißem Marmor eine Gruppe von vergoldeter Bronze aufstellen, Lud-

wig XIV., von dem Siege gekrönt; mit der Inschrift: viro immortal. An den vier Ecken des Piedestals befanden sich vier gefesselte Sklaven und an jeder Seite waren Basreliefs angebracht. Noch nicht genug. Der Herzog ließ um die Statue her auch vier Laternen stellen, welcher Luxus die Bewunderung von ganz Paris erregte. Um die Statue und die gefesselten Sklaven kümmerte man sich wenig; man sprach nur von den vier Laternen, die, wie ein Schriftsteller aus jener Zeit sagte, ewigen Tag um das Bild des großen Königs verbreiteten. Aber einige Zeit nach dem Tode des großen Königs mußten auf hohen Befehl die Laternen weggenommen werden. Ihnen folgte nach einiger Zeit das Geländer, welches die Statue umgeben hatte, und 1790, zur Zeit der allgemeinen Emancipation, hielt es die Municipalität von Paris für unschicklich, die vier Bronze-Sklaven in ihrer demüthigen Stellung zu lassen; sie sollten frei sein, wie jedermann, wurden demnach weggenommen und in den Hof des Louvre gebracht. Im September 1792 folgte endlich die Statue des Königs selbst den Laternen, dem Geländer und den Sklaven. Sie fiel unter den Streichen der Zerstörer.

Nachdem Ludwig XIV. in dieser Weise abgesetzt war, mußte etwas Anderes an seine Stelle treten, und die Republik entschied sich für eine hölzerne Pyramide, welche an ihren Seiten die Namen der Departements und überdies die der Bürger trug, welche am 10. August gefallen waren. Auch hieß der Platz von da an: Platz der National-Siege. Indessen stand die Pyramide nicht lange; Bonaparte ließ sie wegnehmen, legte aber 1800 den Grundstein zu einem neuen Denkmale, das an Desaix und Kleber erinnern sollte. Aber das Denkmal wurde nicht ausgeführt; nur das Modell sah man eine Zeitlang stehen; dagegen ließ Napoleon 1806 ein Piedestal bloß für Desaix errichten, dessen Bronze-Statue riesenhaft war, denn sie maß 18 Fuß. Der republikanische General war indeß zu natürlich dargestellt, so daß die Familienväter vor dem unanständigen Coloss mit ihren Frauen und Töchtern nicht vorübergehen wollten. Man mußte ihm ein Hemd — von Bretern anziehen, in dem er da stand bis 1815, zu welcher Zeit man ihn in jenes Museum brachte, das dreißig Jahre lang das Asyl der großen Männer jeder Meinung, das unparteiische Botany Bay des Ruhmes war.

Von 1815 bis 1822 blieb der Platz ohne Denkmal, bis endlich Ludwig der Große plötzlich zu Pferde an der Stelle erschien, wo er so lange zwischen seinen vier Sklaven gestanden hatte. Bis jetzt hat die Juliregierung dieses Denkmal der Restauration unberührt gelassen, das 1830 von einer dreifarbigten Fahne beschattet wurde.

Die Häuser in dem Style Ludwigs XIV., welche diesen runden Platz umgeben, und in denen jetzt Tuch- und Seidenhändler wohnen, waren früher im Besitze großer Herren und Geldmänner. Der berühmte Law wohnte ebenfalls einige Monate da. Er liegt zwischen den Straßen Vide-Gouffet, Croir des Petits Champs, des Fossés Montmartre und La Brillière. Die letztere verdankt ihren Namen auch einem großen Herrn, der 1620 da einen Palast bauen ließ (jetzt die Bank von Frankreich). Das Innere zeichnete sich durch unerhörte Pracht aus; die Treppe namentlich galt in jener Zeit der großen und majestätischen Treppen für ein Meisterstück. Auch enthielt der Palast eine der schönsten Gemäldeansammlungen Frankreichs, in der man namentlich eine Andromeda Titians bewunderte. Der Stall faßte achtzig Pferde; die Wagenremise war mit weißem Marmor gepflastert und übertraf an Reichthum die Remisen von Versailles, ja manche Zimmer in St. Germain.

Der Staatsrath Whelippeaur von La Brillière hinterließ seinen Palast und seine fabelhaften Schätze seinem Sohne, den ein Gedanke jeden Tag, jede Minute quälte; er wollte nämlich Herzog und Pair sein und seinen Eifer, diesen Wunsch erfüllt zu sehen, fand vielleicht nur seine Frau nicht groß genug, die unter der Regentschaft durch ihre Schönheit und ihre galanten Abenteuer sehr berühmt war.

Die Frau von La Brillière war entschlossen, Alles aufzubieten, um die Herzogskrone auf das Haupt ihres Mannes zu setzen, der ihrer Meinung nach nicht schnell genug stieg, da doch in jener Zeit der Cardinal Dubois für Geld leicht Würden ertheilte. Da nun ihre Gesuche bei dem Regenten keinen rechten Erfolg hatten und der Cardinal sich hinter allerlei Ausflüchte versteckte, so warf sie die Augen auf einen gewissen Schraub, einen Schweizer, durch den sie ihren Zweck zu erreichen hoffte.

Dieser Schraub, dieser Intrigant, dieser so schlaue Abenteurer, war ein schöner junger Mann, ein Agent Englands, und hatte großen Einfluß auf den Cardinal. Er hatte die Frau von La Brillière mehrmals gesehen und sie wie ein Schmetterling umflattert, mit dem festen Vorsatze, sich eines Tages oder vielmehr in einer Nacht, an dem Lichte der schönen Augen der künftigen Herzogin zu verbrennen. Eines Abends nun erging sich Schraub in dem Garten von Trianon, wo sich die Herzogin von Berry, die Tochter des Regenten, aufhielt. . . Plötzlich bemächtigten sich seiner zwei starke Männer, verbanden ihm den Mund, trugen ihn in einen Wagen und der Kutscher fuhr im Galopp mit ihm davon. Eine Stunde nach dieser Entführung lag Schraub auf einem Sopha in einem prächtigen Bouboir.

Anfangs hatte der so überraschte englische Agent an eine diplomatische Rache geglaubt und schon fühlte er den Strick am Halse, schon sah er sich in irgend einem Kerker in der Bastille; als er aber aus diesem graustigen Traume in diesem eleganten Boudoir, einem Paradiese in Miniatur, erwachte, meinte er mit Recht, er sei eher ein Gefangener der Liebe, als der Politik.

Er erlangte denn auch sogleich seine ganze Sicherheit wieder und während er seinen Spitzenjabot vor einem venetianischen Spiegel in Ordnung brachte, musterte er zugleich seine Person, um sich zu überzeugen, daß der Harmonie seiner Toilette nichts fehle. Seine Phantastie überblickte den ganzen Kranz von schönen Frauen am Hofe und er wußte nicht, auf welcher Blume dieses Gartens der Liebe, der Anmuth, der Jugend und Schönheit er seine Gedanken und Wünsche festhalten sollte, nicht weil er sich scheute, sie zu pflücken oder weil er sich vor den Dornen fürchtete, sondern weil er allen zugelächelt hatte.

Wenn es die Frau von Vexle wäre? dachte er, indem er mit der Zunge schnalzte.

Oder die Marquise von Montbazon? Oder Fräulein von Nevis? Nein, ich bin ein Thor, fuhr er fort, die Augen der Herzogin von Berry selbst haben mir kürzlich feurige Pfeile zugeschleudert. Mein Herz blutet noch . . . Ich ging ja auch eben in ihrem Garten umher; sie ist es, die mich hat entführen lassen. Das Glück verfolgt mich in Frankreich wie in England!

Soweit war er in seinem Monologe gekommen, als eine geheime Feder in der getäfelten Wand sich regte; er drehte sich um und sah die Frau von La Brillière geschmückt, blendend von Jugend und Schönheit, eintreten. Schraub verbeugte sich dreimal, küßte mehr als zweimal die Fingerspitzen seiner neuen Eroberung und nahm Platz auf einem Sessel neben dem Sopha der schönen zukünftigen Herzogin.

„Sie also,“ sprach er, indem er sich zurücklehnte und den rechten Fuß hin und her bewegte, den er auf den linken gelegt hatte, „Sie also geruheten, an den demüthigsten Ihrer Sklaven zu denken; mein Herz flüsterte es mir wohl leise zu, aber ich wagte nicht an das stolze zu glauben . . .“

Schraub log wie ein Zeitungschreiber.

Die Frau von La Brillière, welche die lockendste, reizendste, göttlichste, durchsichtigste Toilette trug, ließ einen langen, zärtlichen, halbbläselnden Blick auf Schraub fallen, um die doppelte Reihe seiner Perlen zu zeigen, deren Glanz durch die Korallen ihres kleinen Mundes erhöht wurde.

Schraub benutzte diesen Augenblick, um die Stelle zu besichtigen, wohin

er sein Knie setzen konnte, sank vor der schönen Frau nieder, ohne das Gleichgewicht zu verlieren und bückte sich, um mit den Lippen die Schultern seiner Gebieterin zu berühren, als diese, dem Liebesangriffe zu entgehen, ganz in den Hintergrund des Gemachs floh und den unglücklichen Schraub vor dem Sopha knien ließ, wie einen Gläubigen vor der leeren Nische eines Heiligen.

„Aber, gnädige Frau,“ sagte Schraub verdrüßlich, der wieder aufgestanden war, „warum haben Sie mich kommen lassen?“

Die Frau von La Brillière war lächelnd über die Verlegenheit ihres Opfers wieder näher gekommen.

„Um über Geschäfte mit Ihnen zu sprechen, mein schöner Chevalier,“ antwortete sie.

„Ach!“ entgegnete Schraub, indem er seinen Busenstreifen wieder in Ordnung brachte.

„Hören Sie mich an,“ fuhr die junge Frau fort, die sich wieder auf das Sopha setzte, „schmollen Sie nicht so, das steht einem Verliebten nicht wohl...“

„Einem Verliebten?“ wiederholte Schraub.

„Wollen Sie mich glauben machen, Sie liebten mich nicht?“

„Aber...“ entgegnete Schraub und ließ eine Pause folgen, die impertinent sein konnte.

„Ach, Chevalier,“ setzte die Frau von La Brillière mit dem reizendsten Lächeln hinzu, „Ihre Augen haben für Sie gesprochen.“

„Dann sind sie Verräther, die ein Geheimniß enthüllten, das ich nur ihnen allein anvertraut hatte.“

Dabei küßte Schraub die Hand der Frau von La Brillière.

„Ja,“ fuhr sie fort, ohne daß sie ihm die Hand entzog und während sie sich ruhig umsah, „Sie müssen mir eine Gefälligkeit erzeigen.“

„Befehlen Sie, gnädige Frau.“

„Sie vermögen Alles über den Cardinal.“

Aha, dachte Schraub, es spielt in die Politik hinüber und drückte diesmal seine Lippen fester auf die weiche, glatte Haut der jungen Frau.

„Sie könnten mit ihm,“ fuhr sie fort, ohne die kühne Galanterie des Agenten Großbritanniens zu beachten, „heute Abend ein Paar Worte zu Gunsten des Herrn von La Brillière sprechen.“

„Wier, wenn Sie es wünschen,“ antwortete Schraub, der sich neben die junge Frau auf das Sopha gesetzt hatte.

„Mein Mann wartet schon lange auf die Ernennung zum Herzoge und Bair . . .“

„Mit Recht, . . . auch gebe ich Ihnen mein Ehrenwort, daß er binnen drei Tagen die Ernennung erhalten wird.“

„Sie versprechen es mir?“

„Ich schwöre es.“ Und ihre Lippen waren nur noch eine Linie von einander entfernt, als die Frau von La Brillière ihn sanft zurückschob.

„Sie sind zu voreilig, schöner Chevalier,“ sagte sie dabei. „Halten Sie Ihr Versprechen, ich . . . ich habe mein Draufgeld bezahlt . . .“

„Liegerin!“ entgegnete Schraub, der immer unternehmender wurde.

Aber die junge Frau sprang auf und faßte einen Klingelzug.

„Wenn Sie noch einen Schritt thun, rufe ich meine Leute,“ sagte sie.

Schraub blieb bei dem Anblicke des Klingelzuges unbeweglich stehen.

„Und da Sie ein redlicher Mann sind,“ fuhr die Frau in sanfterem Tone fort, „so rechne ich auf Ihr Versprechen.“

„Nun,“ entgegnete Schraub, der einen Entschluß gefaßt zu haben schien, „ich bin besetzt. Welche Schmach! Meine Landsleute kennen sonst in solchen Dingen keine Schonung. Wenn es indeß durchaus nicht anders sein kann . . .“

„Die Zeit bringt Rosen,“ sagte die junge Frau, die ihrem galanten Gönner nicht alle Hoffnung benehmen wollte.

„Jetzt habe ich Sie!“ rief dieser dagegen aus. Und ergriff eine Scheere, die er auf einem Tischen liegen sah, streckte den Arm aus und schnitt den Klingelzug ab.

„Was machen Sie?“ fragte die Frau von La Brillière erschrocken.

„Gnädige Frau, ich habe Ihnen schon gesagt, meine Landsleute kennen in solchen Kämpfen keine Schonung . . .“

Am andern Morgen sprach man am Hofe von nichts als von dem Abenteuer Schraub's und der Frau von La Brillière, welche man die Herzogin von der Klingel nannte.

Schraub scheint aber entweder sein Versprechen nicht gehalten zu haben oder sein Einfluß vermochte nichts, denn Herr von La Brillière wurde erst viel später, unter der Regierung Ludwigs XV., galanten Andenkens, zum Herzoge und Bair ernannt. Ludwig der Vielgeliebte hatte wahrscheinlich die Geschichte von dem



Schraub und die Frau von La Brillière.

Klingelzuge erfahren, und meinte, die Frau von La Brillière habe den Titel einer Herzogin redlich verdient.

Der Palast Brillière hört jetzt nichts als das Klängen der Geldstücke. Am letzten Tage jedes Monats gewährt die kleine Straße La Brillière, wo man nur den Metallklang der Geldsäcke hört, die hin und her getragen werden, ein eigentümlich belebtes Schauspiel; denn an diesem Tage wird Abrechnung gehalten und Zahlung geleistet. In demselben Hause befindet sich jene wohlthätige Anstalt, welche man die Sparkasse nennt.

Wir haben einige andere Straßen erwähnt, auf die wir hier mit einigen Worten zurückkommen müssen. Die Straße Croix des Petits Champs heißt so von einem steinernen Kreuze, das sonst neben dem Palaste Senneterre stand und weil sich an der Stelle früher Felder befanden, die im Vergleich kleiner waren als andere. Auch die Herleitung des Namens der Straße Vide-Gouffet ist nicht schwer. Er deutet ganz deutlich und unummunden an, daß es nicht gerathen war, nach der Feuerglocke sich dahin zu wagen. Er war eine wohlmeinende Warnung für die zu vertrauensvollen Bürger jener Zeit, welche die Wohlthaten der constitutionellen Regierung, der Polizei und Gensd'armee noch nicht kannten. Wenn ein nächst-



Diebe plündern einen Herrn.

licher Wanderer trotz dem bedeutungsvollen Namen der Straße mit „ausgeleerten Taschen“ nach Hause kam, so konnte er nur sich selbst Vorwürfe machen.

Uebrigens hatte die Straße Vide-Gouffet nicht allein dieses „taschenleerende“ Vorrecht. Nicht bloß gemeine Missethäter beraubten oder ermordeten die Vorübergehenden den Häschern zum Troste. Ohne von den Herren zu sprechen, welche im Dunkel der Nacht an dem Pont Neuf lauerten, erzählt Tallemant des Réaux naiv genug, der Herzog von Angoulême, der Sohn Karls IX. und der Maria Touchet, habe seinen Leuten, wenn sie Lohn verlangt, zur Antwort gegeben:

„Spitzhuben, der Palast Angoulême steht mitten auf einem schönen Plage, vier Straßen stoßen darauf und Ihr wagt noch, mich um Lohn anzusprechen!“

Es bleibt nur noch die Straße La Feuillade übrig, die eigentlich nur eine Verlängerung oder die Spitze der Rue Neuve des Petits Champs ist. Sie besteht aus etwa zwanzig modernen Häusern und besitzt nur eins im Style der Zeit Ludwigs XV. Dieses wurde von einem Finanzmanne erbaut, dessen Namen wir aber nicht zu ermitteln vermochten. Jetzt wird dieser Stadttheil, die Umgegend der Bank, namentlich von Seiden- und Tuchhändlern bewohnt. Auf dem Siegesplatze, an der Ecke der Straße Foffées-Montmartre begann und sank das colossale Vermögen des Hauses Ternaux, das seine Handelsoperationen unter der Restauration über alle Welttheile ausdehnte. Ternaux soll durch die Juli-Revolution, die er mit herbeiführen half, viel verloren haben.





Strasse und Insel St. Louis.

Im Jahre 1614 existirte die Insel St. Louis noch nicht; an ihrer Stelle befanden sich zwei Inselchen, welche die Insel Notre Dame und die Kuhinsel hießen. Die erste und größte bildet jetzt den Boden zwischen den Kaien Bethune, Bourbon, Orleans und Anjou bis zur Strasse Bretonvilliers im Süden und bis über die Strasse Poulitier im Norden.

Beide trugen damals, mit Ausnahme einiger weniger Hütten, nur immer grünen Rasen, Baum- und Blumen-gärten, in denen Geistliche stumm auf- und abwandelten. Im Jahre 1614, an einem der ersten Tage des April, erschienen zwei Männer an dem westlichen Ufer der Notre-Dame-Insel. Doch schienen sie nicht Dichter genug zu sein, um der Beilchen wegen daher zu kommen, auch wohl zu alt dazu. Das Haar des jüngern grauete bereits; sein

strenges Gesicht, seine kahle Stirn, seine glanzlosen Augen, seine bewegungslosen Lippen und seine ernste Haltung hätten einen Criminalbeamten andeuten können, wenn nicht die Hoftracht einen hochgestellten adeligen Herrn verrathen hätte. Hören wir, was die beiden Männer verhandelten.



Lagrange und der Stiftsherr.

„Nun, werden Sie sich endlich entschließen, Herr Lagrange?“ sagte eben der Herr im geistlichen Gewande in fast strengem Tone.

Lagrange war der Secretair des Königs und er unterhandelte mit dem Mianne über die Vereinigung der beiden Inseln und die Anlegung eines neuen Stadttheils auf diesem großen Plage.

Christophe Marie, der Baumeister, begann bald darauf die Arbeiten und da er eitel war, begab er sich zu der Königin = Mutter und ließ sich von derselben

das Versprechen geben, mit dem Könige, ihrem Sohne, den ersten Stein zu der Brücke zu legen, die seinen Namen tragen sollte, „Marie-Brücke.“ Die Cere-
 monie fand am 11. Octbr. 1614 mit großem Pomps statt.



Der Baumeister Marie vor Maria von Medici.

Die Königin-Mutter war Maria von Medici.

Neun Jahre später begann die Insel Notre Dame, wie man sie damals nannte, das Aussehen anzunehmen, das sie heut zu Tage hat, ob ihr gleich noch viel übrig blieb, um ihre Umwandlung vollständig zu machen. Namentlich gab es vielfache Streitigkeiten zwischen dem Kapitel, dem Baumeister Christoph Marie und dem Secretair Lagrange, auf den Marie später seine Concession übertrug. Es vergingen ein und dreißig Jahre in Arbeiten, Intriguen und Prozessen, ehe die Insel sich mit Häusern bedeckte. Mit ihnen erhielt sie auch ihren jetzigen Namen St. Louis und eine eigenthümliche Bevölkerung, indem sich ein großer Theil der Richter und Advokaten der Stadt da niederließ.

An der östlichen Spitze der Insel sah man noch zu Ende des vorigen Jahr-

hundreds einen prachtvollen Palast, der für Herrn von Bretonvilliers erbaut worden war und mit dem Palaste Lambert wetteiferte.

Dieses letztere ist das Merkwürdigste der Insel, das, welches am besten von dem frühern Glanze zeugt und den gegenwärtigen Generationen das ganze Leben einer erloschenen Gesellschaft vorführt, welche im Sturme der Revolution untergegangen ist. Wenige Privatgebäude haben so viel Ruhm geborgen und so viele Erinnerungen bewahrt, als der Palast Lambert. In zwei Jahrhunderten seines öffentlichen und Privatlebens mußte er in seinen Gemächern alle großen Namen zu vereinigen, welche die Literatur, die Künste und die Staatsverwaltung geehrt haben und in Hinsicht auf Schmuck durch Malerei zc. hatte er kaum seines Gleichen. Eine Beschreibung aber seiner Gemälde, Fresken und Schnitzwerke würde zu weit führen.

Seit zwei Jahrhunderten hat sich das Aussehen der Insel St. Louis wenig oder gar nicht verändert. Nur hat sie jetzt wiederum eine andere Classe von Bewohnern, denn Färber und Zeugdrucker haben die Procuratoren ersetzt. Ist das Fortschritt?





Die Straße Montmartre.

Schon der Name der Straße Montmartre zeigt an, woher sie den Namen hat. Jedermann kennt ja den Berg, der durch seine Esel und Windmühlen wenigstens eben so berühmt ist, wie durch seine Steinbrüche, und der im Norden von Paris steht. Woher aber kommt der Name Montmartre selbst? Einige meinen, er sei früher die Richtstätte gewesen, und man habe ihn deshalb Mont du Martrois genannt; andere dagegen, die tiefer oder wenigstens weiter zurückgehen, suchen da einen Tempel des Schlachtengottes und geben dem Berge den pomphaften Namen mons Martis; noch andere widersprechen dem und sagen, der Berg habe mons Merourii geheißen. Wer Recht hat, mag unentschieden bleiben. Es giebt sogar noch eine vierte Erklärung, nach welcher es auf dem Montmartre in einer

Höhle war, wo der heilige Dionysius (Denis) heimlich die Messe las und mit einem seiner Freunde überfallen und enthauptet wurde. Von da an ging er dann, erzählt die Sage weiter, mit seinem Kopfe unter dem Arme nach seinem Begräbnisplätze hin. Mag dem sein, wie ihm will, Montmartre ist zu allen Zeiten gleichbedeutend mit mons Martyrum, Märtyrer-Berg, gewesen. Schon im Jahre 1096 wird eine Kapelle erwähnt, die da erbaut war und in großem Ansehen stand. Sie gehörte den Mönchen von St. Martin des Champs, im Jahre 1133 erwarb sie aber die Königin Abelaide und gründete da ein Benedictinerinnenkloster. Die frommen Schwestern scheinen aber kein besonderes Glück gehabt zu haben. Zu Ende des sechzehnten Jahrhunderts hatte ihr Kloster über 10,000 Livres Schulden und nur 2000 Livres Einnahme. Der Garten war verwildert, die Mauer verfallen. Der Zustand der Schwestern war nicht minder traurig. Bis auf den Namen und die Tracht hatten sie von Nonnen so gut wie gar nichts. Sie kümmerten



Ein Herr vor einem Nonnenkloster.

sich nicht um die Metten und an ihr Seelenheil dachte keine. Die frömmsten, mit andern Worten die häßlichsten, arbeiteten, um zu leben, und verhungerten fast dabei; die hübschesten kokettirten und einige thaten selbst noch mehr. Die alten hüteten die Kühe und spielten bei den jüngeren die Rolle der spanischen Duennas, wie sie in Don Quixote und Gil Blas geschildert sind.

Man darf indeß der Armuth nicht alles zur Last legen. Heinrich IV. trug auch etwas von der Schuld. Im Jahre 1590, im Anfange der Belagerung von Paris, war das Hauptquartier der Belagerungsarmee auf dem Montmartre.

Der Bearner war damals keckerischer und verliebter als je; die Offiziere folgten seinem Beispiele, und alle fanden ein doppeltes Vergnügen darin, Nonnen zu verführen, die sich freilich gern verführen ließen. Der Bearner übernahm für seinen Theil die Befehung der Aebtissin, Claudine von Beauvilliers, die jung und schön war, so daß ihre Befehung einen ganz besonderen Reiz hatte. Auch predigte Heinrich so gut, daß die Aebtissin ihm folgen wollte, als er nach Senlis aufbrach. Der König sah aber Gabriele von Estrées, und die Aebtissin wurde vergessen.



Ein finstres Loch im Kloster.

So lange die Belagerung dauerte, haufete der Generalstab der königlichen Truppen in dem Kloster, und als die Armee abzog, blieben keine Novizen übrig; die Unschuld und Keuschheit waren auf lange Zeit entflohen. Später erlangte man 6000 Francs von dem Könige zur Ausbesserung des Klosters, und was fand man bei den ersten Schlägen der Hacken? Ein schwarzes Loch, von dem man bis dahin nichts gewußt hatte. Das Kapitel versammelte sich, und es folgten lange Debatten. Welchen Zweck hatte dieses finstere Loch gehabt? War es — warum nicht? — die Höhle gewesen, wo der heilige Dionysius seine Messe gelesen? Natürlich war er dann auch hier ermordet worden. Man machte die Entdeckung sofort bekannt; die Neugierde wurde rege, die Frommen begeisterten sich, und die Mode mischte sich darein. Die Königin Maria von Medici und die größten Damen gingen mit ihrem Beispiele voran; die Geschenke strömten dem Kloster zu, und so hob es sich wieder.

Die Superiorin war indeß damit noch nicht zufrieden; auch die Disciplin sollte wieder hergestellt werden. Sie schritt muthig auf dem Wege der Reformen voran, wenn auch die Nonnen Widerstand zu leisten suchten und ihre Vorgesetzte sogar vergiften wollten. Sie mußten sich unter das Joch beugen. Indeß scheint der gute Geist nicht eben lange geherrscht zu haben, denn im siebzehnten und namentlich im achtzehnten Jahrhunderte war die Lüderlichkeit des Klosters auf dem Montmartre fast sprichwörtlich geworden.

Im Jahre 1789 wurde das Haus, in dem man Waffen vermuthete, von dem Volke von oben bis unten durchsucht. Der Sturm der Revolution zerstreute bald darauf die Schwestern nach allen Seiten; die Mauern stürzten ein, und jetzt sind von dem Klosterbaue kaum noch einige Spuren übrig.

Unweit von dem ersten Thore Montmartre ließ Karl V. um das Jahr 1370 einen prachtvollen großen Palast bauen, welcher *séjour du roi* (Wohnung des Königs) genannt wurde. Es war damals bei den Fürsten und großen Herren Mode, in den Vorstädten oder der Umgegend der Stadt eine Art Lusthaus oder Villa zu besitzen, die man *sejour* nannte. Die des Königs, welche man als ein Wunder anstaunte, bestand aus sechs Gebäuden, einer Kapelle, einem Garten, drei Höfen und einer Scheune, und glänzte in allem, was die Kunst, der Geschmack, die Eleganz und der Luxus jener Zeit bot. Leider bestand sie nicht lange; man ließ sie verfallen, und später wurde sie verkauft. Nur eine Spur hat sich davon erhalten, obwohl sich aus ihr das Gewesene kaum erkennen läßt, jene dunkle, finstere Straße, welche man *Rue du Jour* nennt.



Duellanten im Palaste Boutevilles.

Bis zu Ludwig XIII. behielt diese Rue du Jour (oder vielmehr Séjour) ihr ländliches Aussehen; erst um das Jahr 1612 entstand da ein neues Gebäude, das von seinem Gründer, dem Abbé von Royaumont, Bischof von Chartres, den Namen „Palast Royaumont“ erhielt. Kaum war er vollendet, so ging er aus den Händen eines Mannes der Kirche in die des berühmtesten Kaufbolbes jener Zeit der Kaufbolde über. Er wurde die Wohnung jenes Montmorency Bouteville, jenes adeligen Gurgelschneiders, der in Folge der heilsamen Strenge des Cardinals Richelieu seine Zweikämpfe auf dem Grève-plate dem Fenster gegenüber beschloß. Mit ihm verkehrte die Elite des Hofes, die Blüte des Adels, Guze, Pompignan, Vegole, Billemore, Lafontaine, Montmorin, Petris, Monglas u. c., die eine Ehre darin suchten, ihr Leben auf die Degen Spitze zu setzen. Vergebens verhiessen die Edicte Ludwigs XIII. dem Sieger das Schaffot; vergebens sah man Balagny, den König der Duellanten, als Opfer fallen; es schien kein Heilmittel gegen diese alberne, blutdürstige Monomanie zu geben. Sie war an der Mode; das Schwert fand keine Ruhe in der Scheide; das point d'honneur wurde bis zum Fanatismus getrieben. Ein Nichts reichte hin, das Schwert aus der Scheide zu reißen.

An der Spitze dieser Kaufbolde nun stand ohne Widerrede Bouteville. Sein Haus in der Rue du Jour war das Hauptquartier der Bande. Hier wurden die spitzfindigsten Fragen des point d'honneur abgehandelt; hier hatte das Duell seine Juristen, die Fechtkunst ihre Academiker. Man erörterte die Kunst, einander nach Grundsätzen gegenseitig zu ermorden; man debattirte über den neuesten Stoß und hörte nichts als Prime, Seconde, Tercie, Quarte, Quinte, Parade und dergleichen, und damit die Theorie sich in der Praxis stärke, hatte der Hausherr dafür gesorgt, daß das Erdgeschos in einen Fechtsaal umgewandelt werde. Hier hatte jeder Fechter und Kaufbold freien Zutritt, er mochte adelig sein oder nicht; es war der Sammelplatz aller Taugenichtse, Gurgelabschneider, Trunkenbolde und Vagabonden, die den ganzen Tag, von früh an bis spät in die Nacht, hier ihren Durst stillen und ihre Fechtlust befriedigen konnten.

Doch — wenden wir den Blick ab von diesen blutigen Saturnalien.

Zwei andere große Häuser in der Nähe verdienen ebenfalls eine besondere Erwähnung. Ein reicher Bürger besaß in der Straße Coquillière (die von ihm den Namen erhalten hatte) ein großes Gebäude, das durch Kauf in den Besitz des Grafen Guh von Flandern überging. Bald aber verfiel es, und

an seine Stelle trat ein Haus mit dem Bilde des heiligen Jacob, das die Waffensbrüder inne hatten, die da ihre Stücke, ihre „Mysterien“ aufführten. Auch dieses mußte weichen, und auf den Trümmern erhob sich der Palast Expernon, der hundert Jahre später dasselbe Schicksal erfuhr. Zwei reiche Männer bauten an seiner Stelle zwei prächtige Häuser, die noch stehen, aber ganz verändert sind. Das eine ist eine Art Erdbeimarkt geworden, in dem andern herrscht eine ungewöhnliche Bewegung und Unruhe, denn es ist jetzt das Posthaus.

Ludwig XI., der Stifter der französischen Posten, entlehnte die erste Idee zu dieser Einrichtung von den Boten der Universität, welche wiederum nur das wiederholt hatte, was bereits Cyrus und die Römer kannten. Die Post, welche der Staatskasse Frankreichs jetzt gegen 60 Millionen Francs einbringt, kostete im Anfange fast drei Millionen.

Auf den Trümmern des Palastes Laval, der dem Palast Flandern gegenüber stand, wurden mehrere kleine, unbedeutend aussehende Gebäude errichtet, unter andern auch das Haus, das jetzt mit Nr. 2. bezeichnet ist und in welchem J. J. Rousseau wohnte, dessen sterbliche Ueberreste 1791 von Crémillonville herbeigebracht und im Pantheon beigesetzt wurden neben denen Voltaire's. Ihnen schloß sich bald darauf ein Dritter an, denn am 21. September 1793 ließ die stiegende Bergpartei mit allem Pomp die Leiche — Marat's dahin bringen; aber obwohl Marat todt war, so theilte er doch das Schicksal des Berges und wanderte aus dem Pantheon in die Cloake der Straße Montmartre.

Rechts von dieser Cloake, wo Marat, dieser körperlich und geistig ausfällige Mensch, ein seiner würdiges Grab fand, zieht sich eine lange Galerie von Marmor und Spiegelglas hin, die Passage du Saumon, in welcher die Moden und Neuigkeiten aller Art lockend ausgestellt sind.

Links finden wir die Straße Justienne, welche einst eine Sünderin barg, die ihren Reizen Diamanten, Renten, Tafelgeschirr und Grundbesitz verdankte, die Gräfin du Barry. Noch steht man in dieser Straße das übrigens recht hübsche Haus, wo sie die Vollendung ihrer fürstlichen Wohnung an der Ecke der Straßen St. Ane und Petits-Champs erwartete. Aus dieser holte sie die Revolution heraus, um sie zum Blutgerüste zu führen. • Man weiß, wie sie es bestieg; sie zitterte vor der Guillotine, sträubte sich auf dem Brete und rief unter Schluchzen die traurig berühmten Worte aus:

„Noch fünf Minuten! Nur noch fünf Minuten, um Gotteswillen, Herr Nachrichten, noch fünf Minuten!“

Wir gehen schnell vor den Straßen Fossés-Montmartre und Mail vorüber und stehen nun vor dem Thore der königlichen Messagerien, die in der halben, vielleicht in der ganzen Welt bekannt sind. Die Messagerien sind gewissermaßen das Herz der Hauptstadt, denn durch sie wird die tägliche Transfusion bewirkt, durch welche sich die Masse der Pariser Bevölkerung unablässig erneuert.

Nicht weit von den königlichen Messagerien befindet sich das Bureau der bekannten Zeitung, des Constitutionnel. Welche Geschichte hat dieses Blatt gehabt! Welches Gemälde gewährt jener erbitterte Kampf des liberalen Geistes in Frankreich gegen den Absolutismus und die Pfaffen, jener Kampf, aus welchem die Julirevolution bewaffnet hervorging!

Dem Constitutionnel gegenüber befindet sich der St. Josephs-Markt, der sonst ein Gottesacker war. Molière und Lafontaine ruheten da neben einander bis zu der Zeit, als der Gottesacker sich in einen Marktplatz verwandelte. Die Pietät der Lebenden ehrte jene Leichenbrüderschaft und brachte die sterblichen Ueberreste der beiden Dichter auf den Gottesacker Père Lachaise, wo sie jetzt ein Grab umschließt.





Die Straße Rivoli.

Die Rivoli-Straße ist eine der neuesten von Paris. Der Kaiser schuf sie, und sie erinnert an den Sieg vom 14. Januar 1797; sie ist aber auch ein augenfälliger Beweis vom dem schlechtesten Geschmacke, der zur Zeit der Kaiserherrschaft in der Baukunst herrschte.

Die Restauration, welche wegen der Lorbeeren des Kaiserreichs nicht schlafen konnte, machte einen Versuch, den Namen der Straße Rivoli zu ändern und ihr den des Herzogs von Bordeaux zu geben. An den beiden Enden der Straße wurde ein Transparent mit der Aufschrift aufgestellt: Straße des Herzogs von Bordeaux. Aber am andern Tage war das Transparent unter einem Steinhagel verschwunden; die Rivoli-Straße behielt ihren ruhmreichen Namen und der Name, den man ihr zugeacht hatte, wurde später einer kleinen

Straße gegeben, die ihn ebenfalls nicht lange behielt und mit dem „Straße des 29. Juli“ vertauschte.

Der Grund und Boden, auf welchem sich jetzt die Nivolistraße befindet, bestand aus drei Theilen, die drei Klöstern angehörten. Nur von einem derselben ist jetzt eine Erinnerung geblieben, dem Himmelfahrtskloster. Es wurde von dem Cardinal von La Rochefoucauld 1623 gestiftet, 1790 aufgehoben und 1804 abgetragen. Nur die Kirche ist übrig geblieben, und steht noch jetzt.

Das zweite Kloster war das der Feuillantiner und in demselben hielt 1790 der Clubb der Feuillants seine Sitzungen.

Das größte und bedeutendste aller Klöster Frankreichs war das dritte, das Kapuzinerkloster. Hundert und zwanzig Mönche bewohnten es und sie hielten namentlich auf einen — guten Keller. Alle Tage zogen vier Brüder in der Stadt umher und brachten dann die erhaltenen Almosen in das Kloster zurück, das im Innern reich und prachtvoll ausgestattet und mit werthvollen Gemälden geschmückt war. Es fehlte diesem Bettelorden überhaupt gar nicht an Geld, da namentlich die vornehmsten Personen, welche sich veranlaßt fanden, die Mönchskutte zu nehmen, gerade in dieses Kloster traten und ihm ihr Vermögen zubrachten. Zu diesen gehörte auch Heinrich, Herzog von Joyeuse, der einst eine Wanderung nach Rom unternahm und unterwegs starb. Das Kloster ließ ihn in großem Pomp als Heiligen zurückbringen und unter dem Hochaltare der Kapelle bestatten. Neben seinem Grabe wurde auch der Vater Joseph, der Freund und Rath des Cardinals von Richelieu, beerdigt.

Im Jahre 1790 endlich ließ die Nationalversammlung das Kloster räumen, zerstreute die Kapuziner und schrieb an die Gebäude: zu verkaufen.

Im Jahre 1804 legte man an dieser Stelle den Cirque olympique an.

Wer sind die beiden Männer, die vom Pulver geschwärzt in das Haus eines Metzgers bringen? Eine tobende Volksmenge folgt ihnen, belagert das Haus und verlangt mit großem Geschrei die Köpfe der Entflohenen. Die Thüre giebt endlich nach, der Laden wird durchsucht, mit Hilfe zweier bartloser Männer namentlich, aber vergebens. Die beiden Männer, welche das Volk sucht, sind entflohen.

Es war im Juli 1830. Die beiden Männer gehörten der königlichen Garde an und der Fleischer hatte ihnen eilig die Bärte abgenommen, um sie der Volkswuth zu entziehen.

In der Dauphin = Straße trat Napoleon Bonaparte mit zuerst auf, denn in ihr bewohnte er nach der Rückkehr aus Italien ein schlechtes, dunkles Stübchen.



Zwei Soldaten in der Julirevolution.

Von der Straße Dauphin aus zeichnete er den neuen Stadttheil der Tuileries und die Kugel, die von St. Roch ausging, zog die Straßen Rivoli, Castiglione, Montabor, Mondovi und die der Pyramiden, um am Fuße der Säule des Vendôme-Plazes niederzufallen.

Die Straßen, welche eben genannt wurden, gehören der neuern Geschichte an, d. h. der Erinnerung der Siege und Eroberungen der französischen Armee.

Die Restauration unternahm es 1817, die Pläne des Kaisers zu ordnen und man sah nach den 1805 entworfenen Plänen ein großes Gebäude entstehen, das nicht häßlicher und nicht schöner als seine Nachbarn war. Dieses Haus sollte anfänglich eine Caserne für die Gardes werden, Villèle aber, dem es gefiel, bezog es 1820 selbst. Seit dieser Zeit zeichnete es sich vor den andern bei allen Festen durch eine dreifarbigte Fahne und durch Wachen an allen Thüren aus, denn es ist — das Finanzministerium.

Wir können die Straße Rivoli nicht verlassen, ohne von zwei seltsamen Männern zu sprechen, die an den beiden Enden dieser langen Häuserreihe wohnten.

Der erste und merkwürdigste dieser beiden Sonderlinge ist der Lord Egerton,

der sich fortwährend weigerte, sein Haus, das schönste der Straße, in gerade Richtung bringen zu lassen. Was that er, um die Ruhe zu behalten, die er in Frankreich gesucht hatte?

Eines Tages, als die Baucommission ärger als gewöhnlich ihn bedrängte, ließ er seinen Arzt und seinen Anwalt rufen . . . Als sie vor seinem Sessel standen, den er seit vielen Jahren nicht verlassen hatte — der edle Lord wurde von der Sicht geplagt — fragte er den Anwalt:

„Die Stadt Paris will mein Haus haben, um die Straße gerade legen lassen zu können; ich mag dazu meine Einwilligung nicht geben und man meint, man werde mich auf dem Rechtswege dazu zwingen. Ich habe Sie rufen lassen, um Ihren Rath zu hören. Sie sind mir empfohlen worden. Sagen Sie mir also, wie lange können Sie die Sache hinausziehen?“

Der Advokat überlegte sich die Sache, erwog die Fragen reiflich und antwortete:

„Mylord können auf meinen Eifer drei Jahre rechnen.“

„Gut,“ antwortete Lord Egerton, der sich darauf an den Arzt wendete und sagte:

„Sie behandeln mich seit zwanzig Jahren, müssen also mein Temperament kennen; wie lange habe ich noch zu leben?“

„Mylord . . .“ entgegnete der Arzt in der größten Verlegenheit.

„Ich habe Sie nur rufen lassen, um die Wahrheit zu hören; sprechen Sie ohne Scheu, vor allem sprechen Sie schnell.“

Der Doctor zögerte noch einige Augenblicke und antwortete sodann:

„Die allerdings kräftige Constitution Mylords ist durch einige ziemlich bedeutende Leiden ergriffen, man kann aber annehmen, daß Sie noch Kraft besitzen für . . .“

„Für wie lange?“ fiel Lord Egerton mit Ungeduld ein.

„Für vier Jahre,“ antwortete der Arzt.

„Sie hören, meine Herren,“ sprach der Engländer, „Sie weichen um ein Jahr ab. Suchen Sie sich zu vereinigen.“

Der Arzt hatte Unrecht und der Advokat nicht Recht; zwei Jahre nach dieser Unterredung unterlag Lord Egerton einem Stichtanfalle und ließ so seine Gegner den Prozeß gewinnen, welchen er angefangen hatte.

Dieser Engländer war der seltsamste aller Sonderlinge seines an Sonderlingen so reichen Vaterlandes; die Hunde liebte er bis zur Leidenschaft, hielt



Lord Egerton mit dem Arzt und Advokaten.

eine große Menge und schickte sie alle Tage in zwei prächtigen Wagen mit vier Pferden auf das Marsfeld, damit sie in die freie Luft kämen.

Lord Egerton hatte, wie erwähnt, die Gicht, und war von Rheumatismen geplagt, gleichwohl wollte er, da er ein leidenschaftlicher Jagdfreund war, diese Erholung nicht ganz aufgeben, selbst als ihm die Füße den Dienst versagten. Alle Jahre wohnte er auf einem Sessel mit Rädern, der von zwei Bedienten geschoben wurde, der Eröffnung der Jagd bei — in seinem Garten... Ein zahmes Schwein, das durch die Fürsorge seines Haushofmeisters schwarz gefärbt worden war, stellte das Wild vor und fiel bald unter den Kugeln des alten Jägers, dessen scharfes Auge nicht gelitten hatte.

Man erzählt von Lord Egerton einen Vorfall, der mit seinen seltsamen Gewohnheiten harmonirt.

Er bezog in England eine bedeutende Rente von einem Familienvermächtnisse, aber unter der ausdrücklichen Bedingung, daß er seinen Aufenthalt in England nachweise.

Lord Egerton haßte aber, wie viele seiner Landsleute, den heimathlichen

Boden, wanderte aus, begab sich aber alle Jahre nach Dover und sobald er den englischen Boden betreten hatte, gab er dem ersten Bauer, dem er begegnete, fünf Guineen, unter der Bedingung, daß er Streit mit Jemandem suche, was gar nicht lange dauerte. Nach den ersten Puffen nahm Lord Egerton den Unglücklichen, der immer handelte, ohne zu wissen warum, beim Kragen, führte ihn zum Scheriff, und zeugte gegen ihn. Nachdem er so einen unwiderleglichen Beweis seiner Anwesenheit in England gegeben, kehrte er sofort nach Frankreich zurück.

Die andere seltsame Person, die ich erwähnt habe, bewohnt bescheiden die fünfte Etage des Hauses, welches die Ecke der Straße St. Florentin bildet. Eine Frau, deren Mann berühmt ist, verschwendet in einem Tage zu Gunsten der Bürgel der Hauptstadt soviel Brod, als das Kapuzinerkloster in einem Monat brauchte. Diener mit Körben voll Brod und Körner aller Art begeben sich alle Morgen in die Tuilerien und die Sperlinge erhalten da ihre Nahrung. Ob die Dame ihre Freigebigkeit auch auf arme Menschen ausdehnt, weiß ich nicht.

In der Straße haben wir noch an zwei Restaurateure zu erinnern, an Legacque und Véry, dessen Salons der Sammelplatz der modischen Welt des Directoriums und Kaiserreichs waren.

Das Kaffeehaus Véry entfaltete einen bis dahin unerhörten Luxus; man sprach von 80,000 Francs, die nur auf Spiegel, Porzellan und Glas verwendet worden sein sollten. Lucian Bonaparte speisete häufig bei Véry; eines Tages soll er da sogar eine Rechnung mit 75,000 Francs zu bezahlen gehabt haben. Die gewöhnlichen Gäste jener Zeit meinten freilich, es sei nur ein Darlehn an die Dame du Comptoir gewesen, andere versicherten, es sei ein reines Geschenk gewesen; gewiß ist aber, daß das Kaffeehaus prächtig restaurirt wurde und großes Glück machte.

Die Straße Rivoli ist eine der ersten Straßen von Paris — wenn man von der Barrière de l'Étoile kommt und das ist der größte Lobspruch, den man ihr machen kann.





Die Brücken.

Im Anfange, als Paris ein Haufen ärmlicher Hütten auf der Insel war, gelangte man von der rechten und linken Seite auf zwei Brücken zu ihr. Die eine hieß, wie heutigen Tages, die kleine Brücke (Petit-Pont), die andere die große (Grand-Pont) und zwar an der Stelle, wo jetzt der Pont-au-Change steht. Damals und in den ersten Zeiten, welche auf die römische Herrschaft folgten, waren diese Brücken von Holz. Erst unter dem dritten Königsgeschlechte fing man an, steinerne zu bauen.

In dem Maße, wie Paris sich an den beiden Ufern ausdehnte, erstanden neue Brücken, um dem Bedürfnisse der Bewohner zu entsprechen.

Im Januar 861 erschienen die Normannen, welche bereits zweimal Paris überfallen hatten, zahlreicher und kühner wiederum und nachdem sie die rei-

chen Abteien St. Germain des Prés und St. Victor geplündert hatten, während der gute Kaiser Karl der Kahle, in Senlis eingeschlossen, zitterte, zerstörten sie die beiden Brücken, deren zu nahe an einander befindliche Pfeiler ihren Wöden ein Hinderniß waren, das sich der weitem Ausdehnung ihres Raubzuges entgegenstellte.

Nach dem Rückzuge der kühnen Seeräuber ordnete Karl der Kahle den Bau der großen Brücke an. Auch die kleine wurde wieder aufgebaut, und beide waren an ihrem Ende von hölzernen Thürmen flankirt, die im Jahre 885, vertheidigt durch Eudes, Grafen von Paris, und den Bischof Goslin, einen neuen Einfall von 30,000 Normannen abhielten. Aber im folgenden Jahre wurde die Hälfte der kleinen Brücke von der Seine weggerissen, und der Thurm, welcher sich am südlichen Ende befand, von den unermüdblichen Angreifern genommen und verbrannt. Bekanntlich erkaufte Karl der Dicke den Rückzug mit 1400 Mark Silber.

Ludwig VI. ließ statt des hölzernen Thurmes am Nordende des Pont-aux-Changes einen andern größeren aufführen, welcher später den Namen „Grand Châtelet“ erhielt und die Wohnung des ersten Beamten der Stadt wurde. Petit Châtelet, am südlichen Ende der „Kleinen Brücke“ wurde wahrscheinlich um dieselbe Zeit angelegt.

Der Justizpalast und die heilige Kapelle stoßen fast an die Brücke, welche Pont-aux-Changes heißt. Der erstere gehört zu den ältesten Gebäuden, und man glaubt allgemein, er schreibe sich aus der Zeit vor dem Einfalle der Franken in Gallien her. Wahrscheinlich hielten in ihm zur Zeit der Römerherrschaft in Gallien die Municipalbeamten, *ordo municipalis*, ihre Sitzungen. Die Könige des zweiten Stammes wohnten nicht im Palaste, aber Hugo Capet residirte da. Robert der Fromme soll ihn ganz neu aufgebaut haben. Im Jahre 1137 starb Ludwig der Dicke hier. Die Geschichte hat die edeln Worte aufbewahrt, welche er vor dem Verscheiden sprach. „Bedenke, mein Sohn,“ sagte er, „und vergiß nie, daß die königliche Gewalt nur ein Staatsamt ist, und daß du nach deinem Tode wirst Rechenschaft ablegen müssen.“

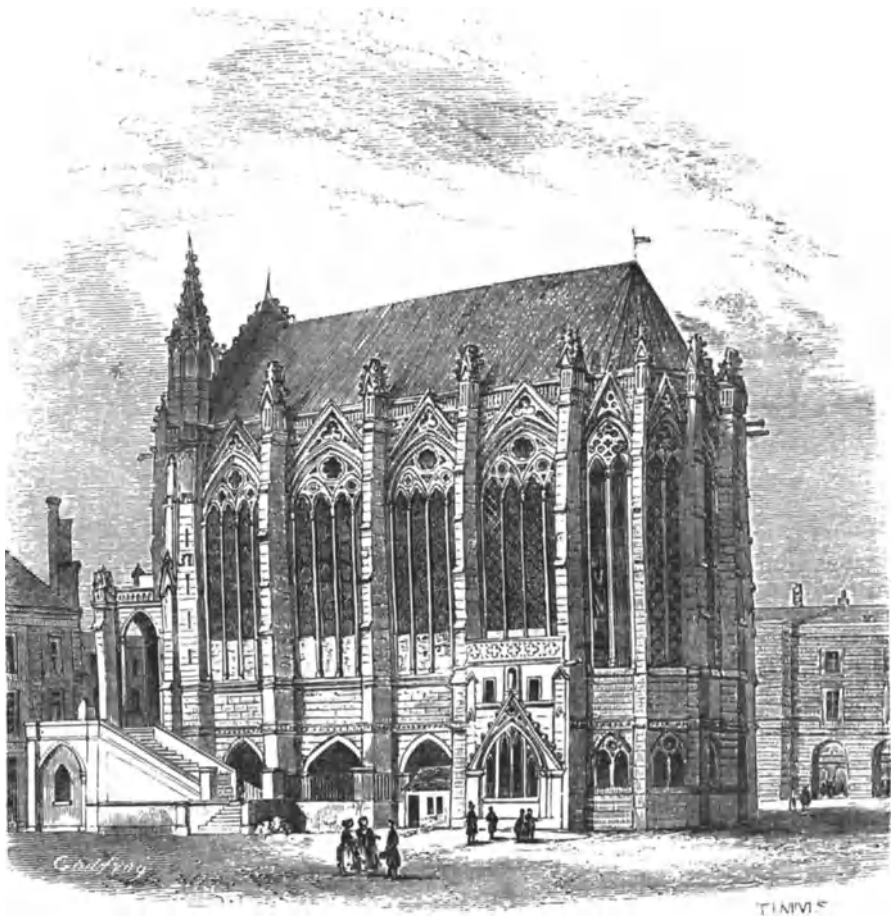
In diesem Palaste vermählte sich Philipp August zum zweiten Male mit der Tochter Kanuts, des Königs von Dänemark. Eines Abends sah er durch eines der Fenster auf die Seine hinunter und wurde unangenehm durch einen übeln Geruch berührt, der zu ihm hinaufflog, weil unter ihm Wagen in dem tiefen Straßenkothe von Paris hinfuhren. Der König drehte sich um, ließ den ersten Beamten der Stadt zu sich kommen und befahl ihm, daß alle Straßen sorgfältig mit großen starken Steinen gepflastert würden.

So begann die Pflasterung der Hauptstadt. Um dieselbe schneller ausführen zu können, gab ein Herr Gerard von Maley elftausend Mark Silber dazu.

Mit Ludwig dem Heiligen, der nicht bloß ein Heiliger, sondern auch ein Gesetzgeber und Held war, beginnt eine neue Zeit für den Palast. Die Geschichte, die Kunst und der Glaube fanden da eine Zufluchtsstätte. Damit die aus dem Morgenlande ankommenden Reliquien würdig aufgenommen werden könnten, wurde die heilige Kapelle erbaut, ein alles Ruhmes würdiges Gebäude, ja ein unvergleichliches Meisterwerk, zu dessen Vollenbung das Genie eines Künstlers und die Frömmigkeit eines Königs sich vereinigten. Die heilige Kapelle ist immer das reinste Urbild und zugleich das vollendetste Werk jener Baukunst gewesen, die den Sarazenen entlehnt wurde. Wer ihre materiellen Schönheiten in's Einzelne gehend beschreiben wollte, müßte einen Band füllen. Sauval nannte namentlich die



Johann von der kleinen Brücke lehrend.



Die heilige Kapelle.

Thüre ein Weltwunder. Leider wurde sie 1630 durch das Feuer zerstört und durch eine andere ersetzt, die zwar auch ausgezeichnet war, aber vor der Revolution noch weggenommen werden mußte, weil sie einzustürzen drohete. Im Jahre 1690 drang das Wasser in das heilige Gebäude und richtete große Verwüstungen an.

In der Kapelle befand sich die Urkundensammlung, und in der Nähe ließ Ludwig der Heilige eine heilige Bibliothek anlegen, in welcher er Stunden lang verweilte. Die Bücher wurden nach seinem Tode unter mehrere Klöster vertheilt.

Am den Tagen großer Kirchenfeierlichkeiten schwebte ein Engel von der Decke herab und ließ aus einem goldenen Gefäße Weihwasser auf die Hände des Geistlichen fallen, der in der Hauptkapelle das Hochamt hielt.

Die Geistlichkeit der heiligen Kapelle erfreuete sich zu allen Zeiten großer Vorrechte. Eine Bulle Johannis XXII. sprach sie von der bischöflichen Gerichtsunterthänigkeit los; ja der Erzkaplan wagte es, den Titel „Papst der heiligen Kapelle“ anzunehmen.

Zu Ende des 12. Jahrhunderts bauete der Philosoph Johann von der kleinen Brücke nebst seinen Schülern eigenhändig und auf seine Kosten die kleine Brücke wieder auf, welche eingestürzt war. Aber das war nicht genug; sie machten die Brücke auch gewissermaßen zu ihrer Wohnung und der Philosoph lehrte da seine Wissenschaft.

Die kleine Brücke wurde übrigens noch oftmals zerstört und wieder aufgebaut, bis sie 1718 so hergestellt wurde, wie sie noch heutigen Tages ist, die große 1647.

St. Michaels-Brücke. (Pont St. Michel.)

Sie setzt den Platz, auf den die Straßen Vieille Boucherie, Huchelle, St. André des Arts u. stoßen, mit der Straße Barillerie in der Cité in Verbindung. Die Zeit, in welcher sie erbaut wurde, kennt man nicht genau; zum ersten Male wird sie in der Mitte des dreizehnten Jahrhunderts erwähnt. Sie hatte mehrmals das Schicksal, welches die armseligen Bauten dieser Art in jener Zeit so häufig betrafen. Als sie von Stein wieder aufgeführt wurde, erhielt sie den Namen: neue Brücke (pont-neuf). An beiden Seiten derselben standen, nach der damaligen Sitte, Häuser. Im Jahre 1408 erwachten die Bürger der Brücke eines Morgens und sahen, daß der Fluß große Eisschollen trieb, welche den Grund des

gebrechlichen Baues schon halb zerstört hatten. Sie wurde zerstört, aber es war noch nicht das letzte Mal, bis sie 1618 so aufgebaut wurde, wie wir sie jetzt sehen. Nur trug sie damals Häuser, die erst 1808 verschwanden.

Notre-Dame-Brücke.

Nach der Straße der kleinen Brücke und jener zu, welche die Cité durchschneidet, sah man im Anfange des vierzehnten Jahrhunderts eine hölzerne Brücke, welche die Verbindung mit den Mühlen an der Seine bewirkte. Sie hieß *Blanche-Mibray*, weil ihr nördliches Ende, da, wo sich jetzt die Straße *Blanche-Mibray* befindet, auf ein Bret oder auf Breter stieß, die man über einen Sumpf gelegt hatte: *mibray* (im Rothe). — Die *Notre-Dame-Brücke* schreibt sich aus dem Jahre 1413 her, und der erste Pfahl wurde im Beisein des Königs Karl VI. und einer großen Anzahl Großer eingerammt. Sie galt für ein Wunderwerk in ihrer Zeit, und trug sechszig Häuser, dreißig auf jeder Seite, so daß man, wenn man auf ihr hinging, kein Wasser sah und in einer gewöhnlichen Straße zu sein glaubte, mitten auf einem Markte, denn es war eine große Menge Waaren aller Art da ausgestellt.

Leider machte schon 1499 ein Zimmermann die Anzeige, daß die unglückliche Brücke einzustürzen drohe, und zum Lohne dafür ließ man den Mann einsperren. Gleichwohl zeigte man den Bewohnern der Brücke an, sie möchten auf ihrer Hut sein und Sicherheitsmaßregeln ergreifen; auch wurde an jedes Ende der Brücke ein Diener der Polizei gestellt. Zwei Stunden später ließ sich ein entsetzliches Krachen hören, die Häuser gaben sich auseinander, die Brücke senkte sich, und Alles versank in den Fluten der Seine. Die Beamten der Stadt, welche die Aufsicht über die Brücke hatten, aber die Häusermiete für sich behielten, wurden mit Recht der Nachlässigkeit beschuldigt und abgesetzt.

Die neue Brücke wurde 1512 beendet und wieder mit Häusern bebaut, die erst 1786 verschwanden.

Die Müller-Brücke. (Pont aux meuniers.)

Diese Brücke, welche den *Quai de l'Horloge* und den *Quai de la Mégisserie* verband, bestand im dreizehnten Jahrhunderte und war nur wegen der Mühlen in der Nähe angelegt worden. In der Nacht vom 21. December 1596 riß sie die Seine hinweg. Im Jahre 1598 erhielt Charles Marchand, der schon die neue Brücke erbaut hatte, Erlaubniß, die Müllerbrücke wieder aufzuführen. Sie wurde

1609 vollendet, und erhielt den Namen ihres Erbauers. Man nannte sie indeß auch die Vogelbrücke (pont aux oiseaux), weil jeder der Läden, die sich darauf befanden, einen Vogel zur Firma hatte. Schon 1621 kam Feuer in einem dieser Läden aus und die ganze Brücke brannte nieder.

Die Brücke Barbier.

Die Marchand-Brücke wurde nicht wieder aufgebaut. Am Ende der Straße, die jetzt der Königsbrücke gegenüber ist, befand sich sonst eine Fähre, auf der man über die Seine gelangte. Ein gewisser Barbier, der einige Acker Grund und Boden da besaß, wo man jetzt die Straße Beaune sieht, bauete da eine hölzerne Brücke und gab ihr seinen Namen. Später wurde sie St. Annen-Brücke genannt zu Ehren Anna's von Oesterreich, dann Lulieren-Brücke und endlich die rothe Brücke (pont rouge), weil sie roth angestrichen war. Sie bestand bis 1684 und wurde im Februar dieses Jahres von der Flut mit fortgerissen. An ihre Stelle kam die Königsbrücke (pont royal), die sich in einem Bogen über den Fluß spannte und von der wir weiterhin sprechen werden.

Die neue Brücke. (Pont-neuf.)

Im Jahre 1578 war Paris schon kein armseliger Haufen von Hütten mehr, sondern eine große, schöne, reiche, stark bevölkerte Hauptstadt. Die meisten ihrer Könige hatten ihr irgend ein großes Gebäude hinterlassen; einige hatten den Raum der Stadt erweitern müssen, der zu eng geworden war.

Der Cardinal von Bourbon, der Abt von St. Germain des Prés, setzte in seiner Vorstadt die Verbesserungen fort, die sein Vorgänger, der Abt von Tournon, begonnen hatte. Er ließ einige Straßen pflastern und unermeßliche Kloaken am östlichen Ende der Straße Laranne ausfüllen.

An der andern Seite der Seine bevölkerte sich auch die Umgegend des Louvre; die Verbindung von einem Ufer zu dem andern wurde jeden Tag lebhafter und an die Stelle der Fähren und Böte trat eine Brücke. Der erste Stein der neuen Brücke wurde von Heinrich III. am 31. Mai 1578 gelegt, die Fortsetzung des Baues aber unterbrochen, da die politischen Ereignisse nicht gestatteten, daß man sich mit etwas anderem als dem Kriege beschäftigte. Die Arbeiten wurden erst unter Heinrich IV. im Jahre 1602 wieder aufgenommen. Im folgenden Jahre wagte sich der muthige Bearner, der den neuen Bau be-

sichtigte, welcher allerdings schon weit vorgeschritten war, aber doch immer noch nur einen gefährlichen Uebergang gewährte, trotz den Vorstellungen seiner Höflinge darauf. „Sire,“ sagte man, „Unvorsichtige, die das thun wollten, was Ew. Majestät unternehmen wollen, brachen den Hals dabei.“ — „Sie waren auch keine Könige,“ antwortete Heinrich IV.“ — Die Könige glaubten damals noch, daß sie mehr wären, als andere Menschen.

Der berühmte Brunnen, welcher den poetischen Namen „die Samariterin“ führt, wurde 1608 unter dem zweiten Pfeiler der Brücke nach dem Schul-Kai zu angelegt, nicht ohne Widerspruch von Seiten der Stadtbehörde, die ein Hinderniß der Schifffahrt darin erblickte. Aber Heinrich IV. gebot mit den Worten Schweigen, daß die Brücke auf seine Kosten erbaut würde.

Der Mechanismus dieser Fontaine war eine Erfindung eines Flamänders, Lintlaer. Der auf Pfählen ruhende Bau reichte über die Brücke und war an der Hauptseite mit einer Gruppe von Figuren in vergoldeter Bronze verziert, welche Jesus und die Samariterin am Brunnen vorstellte. Zwischen diesen



Mondor und Tabarin.



Heinrich IV. bei der Erbauung der neuen Brücke (Pont-neuf).

beiden Figuren fiel ein großer Wasserstrahl herab, den ein ebenfalls vergoldetes Becken aufnahm.

Erst im Jahre 1675 wurden die Buden angelegt, welche man noch heute auf der neuen Brücke sieht, die gleich nach Vollendung des Baues die Lieblingspromenade der Pariser, der Sammelplatz der Fremden, der Charlatane, Taschenspieler, Sänger und Handelsleute aller Art wurde. Auf der neuen Brücke hatte der berühmte Tabarin seinen Platz, der mit Mondor der lustigste Schauspieler unter freiem Himmel war. Beide wußten in dem Augenblicke, wann sie auf den Bretern erschienen, niemals, was sie sagen sollten, verließen aber auch die Breter nie, ohne die Gaffer, welche sich vor ihnen sammelten, mit sprudelndem Witz überschüttet zu haben. Mondor und Tabarin sind die Väter des Vaudeville, die eigentlichen Schöpfer jener lustigen Lieder, welche so lange in Paris unter dem Namen *ponts-neufs* allgemein beliebt waren.

Es würde zu weit führen, wenn wir hier eine Analyse der Poesien Tabarins geben wollten, deren einige von Molière benutzt wurden. Bisweilen gaben Tabarin und Mondor einander Räthselfragen auf, deren Auflösung immer ein Epigramm war.

Oftmals war freilich das Epigramm ausgelassen lustig oder unanständig, aber das Publicum nahm es immer mit Vergnügen auf. Selbst die Damen vom Hofe verschmäheten die Witzworte Tabarins und seine Balsame und Pomaden nicht. Ja vielleicht kauften sie die letztern nur, um einen Vorwand zu haben, die erstern zu hören. Die Sammlung der *Oeuvres et fantaisies de Tabarin* erlebte sechs Auflagen! Indeß sah sich der arme Mondor, weil entweder die Frauen in der *Cité* zu prüde wurden oder weil sich der Geschmack reinigte, wie ein moralisirender Classiker sagen würde, durch einen Befehl des Parlaments 1634 genöthiget, seine Bude zu schließen. Die Nachbarn hatten sich beklagt, „daß er und die andern Charlatane unanständige Lieder sungen und unschickliche Handlungen begingen.“

Die Leute zogen ab und mit ihnen verschwand die französische verbe Lustigkeit. Gleichwohl blieb die neue Brücke der Sammelplatz der Müßiggänger, der Bettler *xc.*, die sich da in der Sonne wärmten und dem Bronzekönige den Hof machten, wie der Dichter St. Amand in der Chronik der neuen Brücke sagt. Auch die Dichter fanden sich da ein, um sich zu wärmen und in der Menge sich zu begeistern. Der Bronzekönig, den St. Amand erwähnt, ist übrigens nicht

derjenige, den man jetzt auf der neuen Brücke steht. Die Geschichte dieser beiden Bronzekönige ist nicht uninteressant. Das erste Pferd, auf das man Heinrich IV. setzte, war eigentlich nicht für diesen Reiter gemacht. Ferdinand, Herzog von Toskana, hatte es durch Johann von Bologna, den Schüler Michel Angelo's, für sich oder vielmehr für seine Statue arbeiten lassen. Da aber Ferdinand starb, schenkte Cosmus II. das Pferd seines Vorgängers der Regentin von Frankreich, Maria von Medici. Man schiffte es ein, es litt Schiffbruch und lag ein Jahr lang an der Küste der Normandie. Mit großen Kosten wurde es aus dem Meeresgrunde herausgeschafft; es erschien im Mai 1614 in Paris und wartete auf dem Diebstal, auf das man es stellte, viele Jahre lang auf einen Reiter. Dupré vollendete endlich die Statue Heinrichs IV., und so kam der Bearner auf ein toscanisches Pferd. Er war dargestellt in entblößtem Haupte, von der Rüstung bedeckt, in einer Hand den Zügel des Pferdes, in der andern den Commandostab haltend. Auf dem Diebstal sah man vier Basreliefs, welche Ereignisse aus dem Leben des Königs darstellten. Richelieu, der das Denkmal 1635 hatte vollenden lassen, ließ auch seinen Namen darauf anbringen. Im Jahre 1788 verwischte ihn das Volk, während es Heinrich IV. mit Blumen und Bändern schmückte. Indessen wurde doch auch „der einzige König, dessen Andenken das Volk bewahrt hat,“ von dem Volke vergessen oder verkannt. Im Jahre 1789 befestigte man eine Nationalcocarde an dem Ohre seines Pferdes; 1792 endlich wurden alle Königsstatuen, die sich in Paris befanden, umgestürzt, und die Heinrichs IV. wie alle andern. Pferd und Reiter wurden Kanonen, denn der König von Preußen stand vor Paris. Heinrich IV. hat diese Umwandlung gewiß nicht übel genommen. Im Jahre 1817 endlich wurde die neue Statue, welche man jetzt steht, von Lemot gegossen. Ludwig XVIII. legte den Grundstein des Piedestals, der, unter dem Siegel der Verschwiegenheit, auch ein Exemplar der Henriade aufnahm.

Auf der neuen Brücke verrieth sich zum ersten Male jener seltsame Hofmann, der ein Held an Geist, an Liebe, an Intriguen und auch ein Staatsmann war, der Cardinal von Rez.

Nach der Entführung des „Patriarchen der Fronde, des Vaters des Volkes,“ Peter Broussel, und einiger andern Parlamentsräthe, welche Mazarin 1616 widerstanden hatten, griff das Volk zu den Waffen, sperrte die Straßen mit Ketten, errichtete Barricaden und forderte mit großem Geschrei die Freilassung der Gefangenen. Die neue Brücke war das Centrum des Auflaufs; die französische

und Schweizer Garden, welche die Regentin oder vielmehr Mazarin dahin schickte, wurden zurückgeworfen. Der Abbé von Gondy, der Coadjutor des Erzbischofs von Paris, später Cardinal von Reş, redete in seinem geistlichen Gewande das Volk an und drang in dasselbe, daß es sich entfernen möchte. Das Volk legte die Waffen nieder, aber unter der Bedingung, daß man ihm Broussel zurückgebe.

Die Marien-Brücke.

Diese Brücke verbindet die Insel St. Louis mit dem Quai des Ormes am nördlichen Ufer der Seine und verdankt ihren Namen dem Erbauer. Sie wurde 1614 begonnen und erst 1635 vollendet. Im Jahre 1638 riß die Seine zwei Pfeiler davon hinweg. Sie trug, wie alle Brücken, damals Häuser, die mit ihren Bewohnern versanken. Auf den neuerbauten Pfeilern legte man keine Häuser wieder an und die andern wurden 1789 auch entfernt.

Die Brücke von La Cournelle

führt über den südlichen Arm der Seine zwischen der Insel St. Louis und dem Kai La Cournelle. Im Jahre 1627 nahm sie der Eisgang hinweg und sie wurde von neuem von Holz aufgebaut. Aus Stein erbaute man sie erst 1656.

Die rothe Brücke.

Sie brachte die westliche Spitze der Insel St. Louis mit der Cité in Verbindung. Bei dem Jubiläum von 1634 stürzten sich drei Gemeinden, die in Prozeßion ankamen und einander den Vorrang streitig machten, gleichzeitig auf den gebrechlichen Bau und einige fielen in das Wasser. Es verbreitete sich ein panischer Schrecken unter der Menge; man meinte, die Brücke breche zusammen, und die Kühnsten oder vielleicht die Furchtsamsten sprangen hinunter in den Fluß. Als sie später durch eine Ueberschwemmung zerstört und wieder aufgebaut worden war, strich man sie 1717 roth an. Später wurde sie durch die Cité-Brücke ersetzt.

Schnell gehen wir über die Brücken der Cité und einige andere und verweilen einige Augenblicke auf der Brücke von Austerlitz.

Brücke von Austerlitz.

Die Brücke von Austerlitz oder des botanischen Gartens steht durch ihr nördliches Ende mit dem Quai de la Napée und durch ihr südliches mit dem Quai

de l'Hôpital de St. Bernard und dem Boulevard de l'Hôpital in Verbindung. Sie war eine von den dreien, deren Erbauung das Gesetz vom 24. Nivose des Jahres IX (14. Januar 1801) vorschrieb. Die Brücke der Cité war die zweite und die der Künste die dritte.

Die im Jahre 1802 begonnene Brücke von Musterlitz wurde erst 1807 vollendet. Ihr Name erinnert an den glänzenden Sieg, den die französische Armee über die Russen und Oesterreicher davon trug. Sie gilt für eine der schönsten Bauten dieser Art. Ihre Länge beträgt 130 Mètres.

Vor den Augen desjenigen, der auf der Mitte der Brücke von Musterlitz steht, entrollt sich ein prachtvoller Anblick. Vor sich hat er den schönsten Garten der Welt, rechts und links die unermesslichen Kaien. Man sieht ferner das alte Paris und die Thürme der Notre-Dame, eine mit Bäumen bepflanzte Promenade, den Boulevard Bourbon und die Julisäule mit dem Genius der Freiheit.

Brücke von Arcole.

Diese Brücke ist von Eisendraht und von dem Kai Napoleon auf dem Grèveplatz über den rechten Arm der Seine gespannt. Vor dem Jahre 1830 hieß sie die Grève-Brücke. Sie dient nur Fußgängern und war bekanntlich der Schauplatz einer gräßlichen Tragödie.

Die Brücke der Künste. (Pont des Arts.)

Die Brücke der Künste führt über die Seine vom Louvre nach dem Institut, sonst Collegium der vier Nationen, sonst Palast Mazarin, und konnte also nur Brücke der Künste heißen. Sie wurde 1802 begonnen und 1804 auf Kosten einer Gesellschaft beendet, die sich Brückengeld zahlen läßt.

Sie war die erste in Paris, deren Bogen man von Eisen machte.

In der Nacht ist das Panorama, das sich um diese Brücke her ausbreitet, wahrhaft bewundernswürdig. Man kann sich in die Feenwelt versetzt halten, denn man sieht den Louvre, die Cité, die Thürme von Notre-Dame, die neue Brücke, den Münzpalast, den Palast Mazarin, die Kais Malaquais, Voltaire und der Tuileries. Weiter unten auf der Seine ziehen blaue und rothe Lichter über die Seine, — die Wagen mit Laternen, welche über die Königsbrücke oder die Carrousselbrücke fahren.

Carrouselbrücke.

Sie führt vom Louvre nach dem Quai Voltaire zwischen der Brücke der Künste und der Königsbrücke, zeichnet sich durch ihren kühnen Bau aus, und hat schöne Trottoirs mit Asphaltpflaster.

Die Königsbrücke. (Pont royal.)

Nach der Zerstörung der Brücke Barbier war die directe Verbindung zwischen den Tuileries und der Studentenwiese unterbrochen, und 1685 befahl Ludwig XIV. den Neubau der Brücke von Stein. Man nannte sie Königsbrücke, wahrscheinlich weil sie auf Kosten des Königs erbaut worden war. Sie war übrigens der Schauplatz des ersten Mordversuchs gegen Ludwig Philipp.

Eintrachtsbrücke. (Pont de la Concorde.)

Diese Brücke führt von dem Eintrachtsplatze (place de la concorde) zu der Deputirtenkammer, wurde 1787 begonnen und 1790 vollendet aus den Materialien — der Bastille. Früher standen zwölf Statuen großer Männer darauf, welche sich jetzt im Museum zu Versailles befinden.

Nicht weit davon steht man die Invalidenbrücke oder die Brücke von Jena.

Die Brücke von Jena.

Diese verbindet das Marsfeld mit der Straße nach Versailles. Sie wurde 1809 begonnen und 1813 vollendet und verdankt ihren Namen der Schlacht bei Jena im Jahre 1806. Blücher wollte sie in die Luft sprengen lassen, um so die Erinnerung an eine Niederlage Preußens zu verwischen; Ludwig XVIII. aber, der sich beim Volke beliebt machen mußte, widersetzte sich dem und sagte sogar: „Wenn Sie darauf bestehen, die Brücke von Jena zu zerstören, so werden Sie mich selbst mit in die Luft sprengen.“ Blücher unterhandelte mit Ludwig XVIII.; die Brücke von Jena wurde Invaliden-Brücke genannt und so erhalten.

Wenn wir zuletzt einen Blick auf das gewöhnliche Aussehen der vorzüglichsten Brücken der Stadt Paris werfen, so bemerken wir, daß eine beklagenswerthe Gleichförmigkeit in der Tracht und dem Gange der Pariser mehr und mehr um sich greift; alle so vorstehenden Individualitäten der letztern Jahrhunderte sind allmählig verschwunden. Wenn man alle geschäftigen Leute, welche an einem Tage über die Seine gehen, genau beobachten könnte, würde man auf allen Brücken dasselbe Treiben, dieselben Wünsche erkennen, unter den verschiedenen Zügen die-

selben Beweggründe und dieselben Absichten errathen. Wo sind heut zu Tage die Werber, die Charlatane, die Kaufbolde von der lustigen neuen Brücke der Vorzeit zu finden? Der moderne Werber ist ganz umgewandelt; man könnte ihn für einen Bankier oder Advocaten halten; er würde sich zu entehren glauben, wenn er wie sonst in ein gewöhnliches Wirthshaus ginge, um zu trinken; er hat jetzt eine prachtvolle Wohnung, Commis, Bureau, eine Geliebte, ein Cabriolet, Möbels aus dem Mittelalter, Gemälde, hält aber eine Versicherungsanstalt gegen die Chancen der Recrutirung; er ist nicht mehr Werber, sondern Menschenhändler. Der Charlatan, den wir sonst auf der neuen Brücke sahen, wartet jetzt nicht mehr unter freiem Himmel, sondern in einem großen Laden auf den Käufer und begnügt sich, 20,000 Francs auf Anzeigen in den Zeitungen zu wenden und sich ein Patent auf die Erfindung eines Zahnpulvers oder einer Pomade geben zu



Miette.

lassen. Der Erfinder des persischen Pulvers, der große Miette, ist der alleinige Erbe der ganzen großen Schaar, deren Vorfahr Tabarin war. Er nimmt am Ende der neuen Brücke auch fast denselben Platz ein, den Brioché behauptete.

Bis auf die Antiquare, welche ihre alten Bücher auf der Lehne der Brücke der Cité auslegen, und den Mann im kleinen blauen Mantel, der die Vorsehung der Unglücklichen ist, bevölkert jetzt Niemand die Brücken; sie sind keine Wohnung mehr, sondern nur ein Uebergangspunkt.





Die Straße Laffitte.

Die Straße Laffitte hat, wie viele Dinge und viele Personen, bei jeder Revolution, welche seit sechszig Jahren über Paris und Frankreich hinschritt, ihren Namen geändert. Sie entstand mit der Chaussée d'Antin, und der erste Stein ihres ersten Hauses wurde im Jahre 1770 gelegt. Noch vor dem Ende dieses Jahres war beinahe die ganze Straße fertig. Man gab ihr aus Schmeichelei den Namen eines der jungen Prinzen der königlichen Familie, des Grafen von Artois, der damals erst dreizehn Jahre alt war. Die beiden ältern Brüder des Prinzen hatten schon jeder seine Straße, die Straße Dauphine und die Straße Provence, und der kleine Graf von Artois hätte ja neidisch werden können, wenn man nicht auch ihm eine gegeben hätte. So erhielt denn die neue Straße seinen Namen und kam durch denselben in Verbindung mit der Aristocratie.

Bald indes kam die Aristokratie selbst aus der Mode; die Adelstitel verloren die Gunst, in welcher sie bis dahin gestanden hatten; das französische Wappen wurde zer schlagen, das Unwetter grollte und tobte jeden Tag stärker und der Pathe der Straße Artois wanderte zuerst aus. Es war nicht länger möglich, einen aristokratischen Namen zu behalten; man mußte ihn wie ein Verbrechen verbergen, ihn in das Ausland tragen oder öffentlich auf dem Altare des Vaterlandes opfern und mit einem republicanischen vertauschen.

Das that die Straße Artois. Der Stadtrath von Paris nahm ihr den Fürsten- und Provinz-Namen, weil die Fürsten und die Provinzen aufgehoben waren und die Straße, die noch in allem Glanze der Jugend, in der ganzen Weisheit des neuen Anstrichs glänzte, erhielt den Namen des Bürgers Gerutti.

Wer war dieser Gerutti?

Mehr als ein Zeitgenosse würde in Verlegenheit kommen, wenn er auf diese Frage Antwort geben sollte.

War er ein Bankier? ein Länger? ein Componist? Nein, er war ein — Jesuit.

„Was?“ werden die Leser ausrufen; „die Revolution huldigte so einem Jesuiten? Das ist unmöglich.“

Vielleicht ist es unmöglich, wahr aber ist es. Gerutti war einer der eifrigsten Apostel des Jesuitenthums; er verteidigte dasselbe und feierte es in einem Buche, das großes Aufsehen machte und das auf einen Ausspruch des Parlaments verbannt wurde. Dasselbe Urtheil, welches die Gewissen so wenig schonte wie die Bücher, verlangte von dem Verfasser eine vollständige Abschwörung seiner jesuitischen Grundsätze. Gerutti gehorchte und ging dann an den Hof, wo die Jesuiten immer gern gesehen waren; der Dauphin beehrte ihn mit seiner besondern Gunst und er gewann auch die des Grafen von Artois, den er eines Tages auf dem Namensschilde einer Straße ersetzen sollte.

Gerutti, ein Mann von wankelmüthigem Charakter, vergaß sehr bald die Jesuiten, für die er geschrieben und das Urtheil des Parlaments erlitten hatte. Er sah mit seinem Scharfblicke die Revolution heranschreiten und war der Mann nicht, der sich von ihr zermalmen ließ. Er beugte sich mit der Geschmeidigkeit seiner italienischen Natur vor dem Sturme, hing seine Kutte in dem dunkelsten Winkel seines Kleiderschranks auf, verschloß sorgfältig sein Fußgewand und seine Geißel, verließ ohne Lebewohl und leichten Fußes den Hof und bezog eine kleine Wohnung in der Straße Artois.

Cerutti zog aber nicht bloß aus, sondern er änderte nebst der Wohnung auch den Anzug, den Charakter und die Lebensweise, oder er that vielmehr jetzt öffentlich, was er sonst im Geheimen gethan hatte. Er hatte immer eine besondere Vorliebe für die Frauen, für gutes Essen und Trinken und für alle weltlichen Freuden und Genüsse gehabt, und sobald ihn nichts hinderte, sich offen seinen Neigungen zu überlassen, ließ er es nicht daran fehlen. Seine vertrautesten Freunde waren — Talleyrand und Mirabeau, und man wird gestehen, daß er keinen bessern Umgang hätte wählen können. Wie oft war das fröhliche Kleeblatt in der kleinen Wohnung in der Straße Artois beisammen und wie wurden da die sieben Todsünden geübt! Aber auch welche Witzworte, welche Bonmots sprüheten hier umher, welche ungeheuern Pläne wurden da im Rausche entworfen, die man später mit der Gluth eines unerschöpflichen Geistes, mit der Autorität einer hinreißenden Berebtsamkeit verfolgte!

In dieser Wohnung in der Straße Artois errichtete Cerutti das Bureau eines Journals, das er gründete und das einen ungeheuern Erfolg hatte, wie man leicht glauben wird, da die beiden Freunde des Herausgebers, des ehemaligen Jesuiten, seine Mitarbeiter waren. Dieses Journal mit weitgehenden Ansichten und einschneidendem Style hatte einen ganz schäferlichen Titel, denn es hieß La



Cerutti, Talleyrand und Mirabeau.

feuille villageoise. Talleyrand als Schäfer Tircis, Mirabeau mit dem Schäferstabe und Gerutti Schafe hütend! Diese drei so feinen, so heftigen, so verborkenen Männer wanderten mit einander im Grünen, um die revolutionären Grundsätze auf dem Lande zu verbreiten. Sie gaben den spottenden Ton, die geistreichen Einfälle, die scandalösen Anekdoten auf und schrieben einfach, um sich denandleuten verständlich zu machen. Das Journal drang wirklich in die Dörfer, unter das Volk ein und wurde von Bauern und Holzhackern gelesen. Es war das damals etwas ganz Neues; die Presse, die in der langen Kindheit altersschwach geworden war, emancipirte sich mit einemmale und that einen Riesenschritt vorwärts. Das Journal Gerutti's fand in den Städten nicht weniger Beifall und Verbreitung wie in den Dörfern, in Paris zumal verschlang man es und das Bureau in der Straße Artois wurde oftmals von der Menge förmlich belagert, wenn eine besonders pikante Nummer erschienen war.

Der ehemalige Jesuit hatte sich also in der beginnenden Revolution einen Namen gemacht, als eines Abends nach einem lustigen Essen bei einem Restaurateur im Palais Royal Mirabeau beim Aufstehen schwankte und ohnmächtig in die Arme Gerutti's fiel. — „Es wird nichts sein,“ sagten die Gäste. Aber es war der Tod.

Einige Tage nachher, an einem schönen Morgen des Aprils 1791, drängte sich fast das ganze Pariser Volk hinter einem Leichenwagen, der sich nach dem Pantheon begab. Mirabeau war dem Uebermaße der Beredsamkeit und der Ausschweifung erlegen, in der Kraft des Alters, in der ganzen Majestät seines Ruhmes gestorben, getödtet durch das Genie und die Leidenschaften.

Gerutti hielt die Leichenrede für den großen Redner, der ihm nur einige Monate in das Grab vorausging. Kaum ein Jahr nach diesem Ereignisse, im Februar 1792, wurden Leitern an der Ecke des Boulevard in der Straße Provence angelegt; Arbeiter, welche der Stadtrath geschickt hatte, verwischten den Namen des Prinzen von der Straße Artois und schrieben dafür den Namen Gerutti hin. Es war dies eine Nationalbelohnung, die man dem Andenken des Mannes widmete, welcher, wenn auch etwas spät, der Sache des Volkes gedient hatte; aber die Revolution nimmt immer, wie die Vorsehung, den reuigen Sünder besser auf als den Gerechten, der nie gefehlt hat.

Dann kam das Kaiserreich und der Name der Straße Gerutti war eine der Einrichtungen der Revolution, welche Napoleon bestehen ließ. Von der Zeit des Directoriums an hatte die schöne Welt diese Straße unter ihren besondern Schutz

genommen und die Stuger und Stugerinnen (die man damals incroyables und merveilleuses nannte) wohnten vorzugsweise gern da. Die Anekdotenerzähler verlegten ihre pikantesten Tagesneuigkeiten in die Straße Gerutti. Hatte ein eleganter Herr bei dem Ballo in der Oper Bekanntschaft mit einem lebenswürdigen Domino gemacht, so endigte die Unterhaltung mit einem Souper bei Hardy oder Niche und nach dem Souper, nachdem die Rechnung bezahlt und der Vertrag geschlossen war, führte die Dame im Domino, die nichts mehr zu versagen hatte, den Sieger in ein elegantes Boudoir in der Straße Gerutti.

Die Straße Gerutti ging nicht über die Straße Provence hinaus, sondern wurde durch ein prächtiges Haus, dem Boulevard gegenüber, geschlossen, das Hôtel Theluffon.

Theluffon war ein reicher Bankier aus Genf, der die Ehre gehabt hatte, Necker, der später Minister und Vater der Frau von Staël wurde, als Commis und Cassirer zu haben. Die Wittve des Geldmannes ließ den Palast bauen, von dem wir hier sprechen. Dieser Palast, ein Werk des berühmten Baumeisters Nicolaus Ledour, öffnete sich nach der Straße Provence mit einer ungeheuern halbkreisförmigen Arcade, durch welche man einen reizenden Garten und im Hintergrunde eine Art Tempel in der Gestalt einer Rotunde mit zierlichen Säulen auf einer Unterlage von Felsenstücken sah, die künstlich gruppiert und mit Gesträuchen, seltenen Blumen und Springbrunnen vermischt waren. Es konnte nichts malerischer und origineller sein als diese Wohnung; sie glich einem Feenpalaste. Auch standen immer wenigstens ein Duzend Neugieriger am Ende der Straße Gerutti vor der riesenhaften Arcade, und nie hat eine Operndecoration einen schönern Effect gemacht.

Dieser prachtvolle Palast ist zu jeder Zeit in der großen Welt von Paris durch den Glanz seiner Feste berühmt gewesen. Madame Theluffon versammelte da eine glänzende Gesellschaft, die aus den bemerkenswerthesten Personen von Paris bestand, mit Ausnahme Neckers und dessen Frau und Tochter, die man nie da sah. Der Generalcontroleur hatte sich nämlich sehr undankbar gegen seinen ehemaligen Brodherrn gezeigt, dem er sein Vermögen verdankte.

Später wurde das Hôtel Theluffon von einem der berühmtesten Männer des Kaiserreichs bewohnt. Die kaiserliche Familie hatte eine besondere Vorliebe für das Stadtviertel von Antin. Bonaparte erinnerte sich, daß er die schönsten Tage seiner ruhmreichen Jugend in einem allerliebsten kleinen Hause der Siegesstraße (rue de la victoire) verbracht und daß ihn da das Glück an der Hand ge-

nommen hatte, um ihn auf den Gipfel der menschlichen Größe zu geleiten. Eine seiner Schwestern wohnte in derselben Straße; sein Oheim, der Cardinal Fesch, hatte seinen Palast in der Straße Montblanc und Murat bewohnte das Hôtel Theluffon.

Als die Restauration kam, sahen die Fenster der Straße Gerutti den ungeheuern und seltsamen Zug auf dem Boulevard vorüber kommen, welcher die Bourbons und deren Diener aus der Verbannung zurückbrachte. Einige Tage nachher legten Arbeiter nochmals die Leiter an ihre vier Ecken und kragten den revolutionären Namen ab, um ihn den wieder zu geben, welchen sie bei ihrer Entstehung, und zwar von der legitimen Königsfamilie, erhalten hatte.

So entstand die alte Weise unter allen Gestalten und in den kleinsten Dingen wie in den größten von neuem. Die Adler verschwanden, um den Lilien Platz zu machen; der Friede folgte dem Kriege; das französische Kaiserreich schrumpfte zu einem Königreiche zusammen; die alte Aristocratie trat mit ihren Titeln, ihren Wappen und ihrem Kopfpuze von 1788 wieder hervor und die Rückkehr zur Vergangenheit war vollständig, also mußte auch die Straße Gerutti dem allgemeinen Zuge folgen und ihren Namen „Straße Artois“ wieder annehmen.

Was bedeutet übrigens auch der Name Gerutti? Wer war der Mann, der ihn der Straße gegeben hatte? Niemand erinnerte sich seiner, Niemand kümmerte sich um ihn. Manche Namen haben das Recht, selbst in den politischen Niederlagen geschont und geachtet zu werden, die nämlich, welche eine Ruhmeskrone umstrahlt. Aber Gerutti war nur ein gemeiner Soldat gewesen und gleich im Anfange des Kampfes gefallen; viele andere berühmte, weit hallende Namen hatten den seinigen verdrängt. Ein Einziger hätte seine Sache führen können, denn er war der Freund, der Mitarbeiter Gerutti's gewesen; aber dieser Mann hieß damals der Fürst von Talleyrand; er war mit allen Würden bekleidet gewesen, hatte jeden Verrath durchgemacht und den Leichenzug des Kaiserreichs angeführt; mit dem Oberkammerherrnschlüssel, den der Kaiser ihm gegeben, hatte er den Bourbons die Tuileries geöffnet; alle auswärtigen Mächte hingen Sterne und Kreuze an seinen Frack und schütteten Millionen in seinen Sackel; er hinkte unter der Last der Ehrenbezeugungen und verlangte immer mehr. Der Mann war zu klug, zu habüchlich, als daß er an einen Freund gedacht hätte, der als Republikaner gestorben war.

Gerutti fand also keine Theilnahme und nichts schützte seinen Namen. Der Graf von Artois dagegen erfreute sich der höchsten Popularität. Die bessern

Geister jener Zeit machten Bonmots für ihn und seine Anhänger erzählten sie mit Begeisterung. Hatte er nicht von seiner Rückkehr gesagt: „es ist in Frankreich nichts verändert; nur ein Franzose mehr ist da?“

Die Straße Gerutti erhielt also den Namen Straße Artois wieder, und zwar an demselben Tage, an welchem die Siegesstraße, ihre Nachbarin, wieder Chanteraine genannt wurde.

In der ersten Zeit, welche auf diese dritte Taufe oder vielmehr auf die Wiederannahme des alten Namens folgte, kam nichts Bemerkenswerthes vor; die Straße Artois setzte ihr elegantes, prächtiges Leben fort. Reiche Comptoirs hatten sich in ihrem Schooße geöffnet; einige ihrer Paläste wurden in Bankhäuser umgewandelt und die Gelbariftoeratie gab ihr neuen Glanz.

In der letzten Zeit der Restauration bemächtigte sich aller Capitale die Bauwuth. Die Paläste, welche einen zu großen Raum einnahmen, fielen unter dem Hammer, und da, wo sie mit ihren Gärten sich breit gemacht hatten, konnte man dreißig einträgliche Häuser auführen.

Damals befand sich in dem Palais Royal, den hölzernen Galerien gegenüber, welche diesen Bau schändeten, ein Schneider, Namens Berchut, der besonders durch die Verfertigung von Uniformen sich einen Namen erworben hatte. In der Kriegszeit, in welcher viele Uniformen verbraucht wurden, hatte er sich ein schönes Vermögen erworben, das er nun durch industrielle Unternehmungen zu vermehren gedachte. Er wurde ebenfalls von der Bauwuth überfallen, kaufte das Hôtel Theluffon und riß es nieder zum allgemeinen Schmerze des ganzen Stadttheiles, der sich seines schönsten Schmuckes beraubt sah. Man schrie über Vandalismus und Mord. Aber die Maurer arbeiteten nichts desto weniger weiter; die ungeheure Arcade, der herrliche Garten, der Feenpalast, die Felsen, die Colonnade, die Gebüsch, die Blumen, die Statuen, alles verschwand, alles fiel, und bald war da, wo die reizendste Wohnung von Paris gestanden hatte, nur noch ein Schutthaufen zu sehen.

Auf diesem Schutthaufen sollte sich indeß bald ein neuer Stadttheil erheben; aber während man diese Vergrößerung in der Artois-Straße vorbereitete, wurde sie der Schauplatz großer politischer Ereignisse.

Am 27. Juli 1830 brach der Aufstand in Paris aus, wir erzählen davon aber nur das, was die Straße Artois betraf. Nachdem die Insurgenten zu den Waffen gegriffen hatten, wollten sie auch Anführer haben. Unter den Namen, welche den Freunden der Freiheit die liebsten waren, wurde vor allen Caffitte ge-

nannt, dessen Haus in der Straße Artois stand. Am Abend des 27. Juli empörte sich die polytechnische Schule; vier Jüglinge derselben begaben sich zu dem Banquier, um ihm anzuzeigen, daß alle ihre Kameraden bereit wären, für die Sache des Volkes zu kämpfen und sich den Führern der Partei zur Verfügung stellen.

Es war elf Uhr, als sie an der Thüre des Hauses Raffitte's anklopfen. Der Portier antwortete ihnen, sein Herr habe sich bereits zur Ruhe begeben, und sie zogen sich zurück. — Das war das Resultat des ersten offenen Schrittes in der Straße Artois zu Gunsten der beginnenden Revolution.

Am andern Tage, nach einem heißen Kampfe, war die Sache schon weiter gediehen, und es ließ sich leicht errathen, auf welche Seite der Sieg sich neigen würde; die Nachrichten, die man von allen Punkten der Stadt erhielt, meldeten, daß weiter nichts fehlte, als die Revolution zu organisiren.

Die Männer, welche durch ihr Alter, ihre Aemter und ihren Charakter von dem Kampfplatze fern gehalten wurden, schlugen ihren Weg nach der Straße Artois ein, denn es fragte sich, wie der Sieg benützt werden sollte. Die Menge drängte sich vor dem Hause Raffitte's, wohin sich die Abgeordneten der Linken begaben, um Rath zu halten. Keiner hatte eine Anzeige erhalten, jeder aber wußte, daß dieses Haus der geeignetste Sammelplatz sei. Es war nicht mehr zu zögern. Der dritte Act des großen Drama nähete sich seinem Ende und das Haus Raffitte's übernahm es, die Verwickelung zu lösen.

Die Versammlung hatte sich bereits für wichtige Maßregeln entschlossen, als plötzlich in der Straße Artois Schüsse fielen, sogar vor dem Hause. „Was ist das? Schlägt das Glück um? Die königliche Garde hat wieder die Oberhand und bekämpft den Revolutionsgedanken? — Nein. Ein Linienregiment, das auf dem Boulevard des Italiens stand, hatte sich dem Volke angeschlossen und unterwarf sich, indem es seine Gewehre in die Luft abschob.

Die Straße Artois, welche in der ersten Revolution nur ein Journal hervorgebracht, nur zu frivolten Zusammenkünften zwischen Mirabeau, Talleyrand und Gerutti gedient hatte, war diesmal zu größern Ehren berufen. Die Vorsehung machte sie zu einer großen Bühne, auf welcher die Geschicke Frankreichs geregelt werden sollten. Auch Talleyrand fand sich mit den andern in dem Hauptquartiere ein. Sobald man ihn in dem Hause Raffitte's erscheinen sah, konnte man mit Gewißheit behaupten, daß die Sache der Legitimität ohne Rettung verloren sei. Der schlaue Diplomat wagte mit seinem hinkenden Fuße nie einen falschen Schritt; seine Uhr ging bei solchen feierlichen Gelegenheiten weder vor noch nach. Der



Laffitte und Talleyrand.

Dämon aller Revolutionen war kaum in das Zimmer Laffitte's getreten, als ein Parlamentair Karls X., Herr von Argout, erschien. Er war mit einem Geleitsbriefe von Castmir Perrier durch die Straße Artois gekommen und wollte eine Unterhandlung zu Gunsten des besetzten Königs beginnen; aber die Versammlung antwortete ihm: „es ist nicht mehr Zeit.“

Am andern Tage, als der Kampf beendet war, kehrte Thiers von Montmorency zurück und er fand natürlich den Weg sogleich in das Haus Laffitte's, das ja sein politisches Bureau gewesen war. Da er damals erst Geschichtsschreiber und Journalist war, so ergriff er die Feder, um im Beisein der Andern eine Proclamation zu Gunsten des Herzogs von Orleans zu entwerfen.

Nach diesen Ereignissen, und um die Erinnerung daran zu weihen, legte die Straße Artois ihren aristocratischen Namen wieder ab und nannte sich Straße Laffitte, wie sie heute noch heißt.

Sie hat denn auch, mit ihren Resultaten zufrieden, den öffentlichen Angelegenheiten entsagt, um sich in aller Ruhe mit dem Handel, den Künsten und den Vergnügungen zu beschäftigen. Der Hammer des Schneiders Berchut hatte ihr eine neue Bahn geöffnet; zwar bedauert sie noch immer das Hôtel Helousson, sie

hat aber an ihrem Ende einen neuen Schmuck erhalten, die Kirche Notre Dame de Lorette, welche wir bereits beschrieben haben.

Am andern Ende der Straße Laffitte, d. h. an ihrem Anfangspunkte bei dem Boulevard des Italiens, befinden sich rechts eine Buchhandlung, links eine Restauration, — also Nahrung für den Geist und den Körper. Die Restauration befindet sich in einem ganz modernen Gebäude, das lange von den Parisern angestaunt wurde. Man nannte es das goldene Haus und es ist allerdings eine würdige Einleitung zu dieser Straße, welche den größten Reichthum Frankreichs birgt. Der Herr von Rothschild wohnt in der Straße Laffitte, wo er drei Paläste für sich und seine Familie hat bauen lassen. Das Haus, welches er selbst bewohnt, ist das schönste, das prachtvollste, ein Palast, wo man blendende Vergoldung, prächtige Stoffe, kostbare Meubles, königliche Teppiche findet. Im Luxus läßt sich der Palast der Tuileries mit dem Palaste Rothschilds nicht vergleichen.

Das Haus Laffitte's ist viel bescheidener. Dieses Haus, welches seinen Namen der Straße gegeben hat, in welcher die Julirevolution zu Ende geführt wurde, sollte in Folge derselben Revolution verkauft werden, da der Eigenthümer nicht mehr reich genug war, um es behalten zu können. Frankreich aber, das Laffitte ein Zeichen seiner Achtung geben wollte, kaufte das Haus und gab es ihm zurück. Mehrere Jahre lang sah man an der Frontseite des Hauses mit goldenen Buchstaben folgende Inschrift:

Für Jacob Laffitte.

National-Subscription.

29. Juli 1830.

Jetzt ist die Marmorplatte, welche diese Inschrift trug, in den Hof des Palastes gebracht, so daß sie von denen nicht mehr gesehen werden kann, welche in der Straße hingehen. Laffitte selbst wandert nicht mehr unter den Lebenden.

Das Haus aber ist eines der denkwürdigsten in Paris geworden. Kommt der Leser zum ersten Male nach Paris und er will dieses wichtige Gebäude sehen, so frage er den ersten besten Armen in der Straße und er wird sogleich auf das Haus zeigen, das der berühmte, freigebige Bankier bewohnte. Die Geschichte wird es unsterblich machen und die Poesie wird auch nicht vergessen, daß Béranger einige seiner bewundernswürdigsten Lieder in dem Hause Laffitte's schrieb.



Die Boulevarts.

Es ist schwer, die Boulevarts zu beschreiben, und da ich den eigenen Kräften nicht recht vertraute, wendete ich mich an einen in ganz Paris bekannten gelehrten Mann, Peter Lambert, der eine vortreffliche Sammlung von allerlei Alterthümern besitzt und die Geschichte des alten Paris genauer kennt, als irgend Jemand. Er erlaubte mir, ihn über alles zu fragen und versprach, genau zu antworten. Zuerst eröffnete ich ihm denn, daß es sich von den Boulevarts des Nordens, von den eigentlichen Boulevarts handele, die sich in der Form eines Halbkreises von dem Bastilleplage zu dem Madeleineplage ziehen, und fragte sodann, wann dieser unermessliche Boulevard entstanden sei.

„Der Ursprung,“ erhielt ich zur Antwort, „verliert sich in dem Schmutz der Gräben von 1536. Diese Gräben sollten dazu dienen, die Angriffe der

Engländer zurückzuweisen, welche die Picardie verwüsteten und die Hauptstadt bedroheten. Die ersten Bäume wurden 1668 gepflanzt. Diese lange Promenade zerfällt übrigens in mehrere Boulevards, Boulevard Beaumarchais, Temple, St. Martin, St. Denis, Bonne Nouvelle, Boissommière, Montmartre, des Italiens, Capucines und Mabeleine. Wenn man sonst durch die Straße St. Antoine nach Paris gelangte, sah man nach einander die Bastille, das Arsenal und die Wohnung des Verfassers von „Figaro's Hochzeit;“ jetzt haben das Haus des Dichters, das Staatsgefängniß, das durch Heinrich IV., Ludwig XIII. und Ludwig XIV. verzierte Gebäude, einem Magazin, einer öffentlichen Bibliothek, der Julisäule und einem Arme des Canals von l'Ourq Platz gemacht. Der Boulevard Beaumarchais ist sehr still, sehr ruhig, sehr einsam; man hört selten etwas von ihm, doch hat er sich, wahrscheinlich in Erinnerung an Figaro, ein kleines Theater gegeben.

Der Boulevard des Temple ist das Paradies der kleinen Kaffeehäuser, der kleinen Restaurationen, der kleinen Schauspiele. Es giebt ein sehr anzüglich geschriebenes, jetzt sehr seltenes Buch, „l'Espion du boulevard du Temple en 1782,“ das schöne Dinge von den Kaffeehäusern, Gärten und Theatern erzählt, die zu Ende des achtzehnten Jahrhunderts da glänzten. „Eines Abends,“ liest man darin an der Stelle, wo der Verfasser von dem Director „der großen Tänzer des Königs“ spricht, „hielt man Probe einer Pantomime; ein Musiker hatte die Arme „über einander geschlagen und wartete, bis seine lange Pause vorüber sei, Nicolet ließ sogleich anhalten, packte den Mann an der Kehle und fragte ihn, warum „er so müßig dasse, während doch seine Kollegen so fleißig wären. Der Musiker „antwortete, er zähle die Tacte und habe eben eine große Pause. — „Unglücklicher!“ fuhr ihn Nicolet an, „bezahle ich Sie, daß Sie Pausen machen sollen? „Spielen Sie, Herr, spielen Sie! Ich bezahle, daß man spiele!“ Nicolet hatte „ihn fast erwürgt.“

Aber den Boulevard des Temple, der der Günstling des achtzehnten Jahrhunderts war, findet man nicht mehr; die Promenade, die man jetzt sieht, ist reich an Lärm und Geräusch. Wo sind die geistreichen Bajazzos der vergangenen Zeit? Was ist aus Bobèche und Galimafre geworden? Wo sind die Illuminationen, die Concerte, die Bälle des Gartens von Paphos? Und Fanchon, wo ist sie? Das kleine, hübsche Mädchen sang zum Entzücken die Lieder von Biron, Collé und dem Abbé von Lattaignant. Die Arme! Sie mußte sich von Bouilly zu einem Vaudeville machen lassen!



Sançon.

— Rasch weiter zu dem Boulevard St. Martin! Ich habe keine Zeit. So wollen wir in der Eile das Château d'Eau, das 1811 angelegt wurde, und das Theater Ambigu-Comique betrachten, das Theater St. Martin, das in 70 Tagen für die Oper gebaut wurde zu Ende der Regierung Ludwig XVI. Dieser Boulevard ist der Sammelplatz der Kindertöchterinnen, der Straßenbuben, der Melodramendichter und Schauspieler.

Der Boulevard St. Denis liegt zwischen den beiden Triumphthoren, welche die Schwäche oder Dankbarkeit der großen Stadt zu Ehren Ludwigs XIV. erbauete. Das Thor St. Martin wurde 1674, das Thor St. Denis 1672 erbauet. Das eine spricht in seinen Basreliefs von der Eroberung Limburgs und der Niederlage der Deutschen, das andere erinnert an den Uebergang über den Rhein und an die durch den großen König eroberten Provinzen. Das

Wappenschild mit den Lilien an dem Thor St. Denis ist das einzige Königszeichen, das von den Zerstörern der Julirevolution verschont wurde.

Das Theater der Dreifaltigkeit stand nicht weit von dieser Stelle; man spielte da „Mysterien“ und hier begann wohl so eigentlich die dramatische Kunst in Frankreich. Es hat immer Schauspiele an dieser schönen Pariser Straße gegeben. Auf dem Boulevard Bonne Nouvelle finden wir das Gymnase dramatique und auf dem Boulevard Montmartre das Théâtre des Variétés, das indess nicht mit den alten „Variétés amusantes“ zu verwechseln ist; weiterhin, auf dem Boulevard der Italiener, kommen wir an das Theater der komischen Oper.

Auf dem Boulevard Poissonnière ist der Palast Montholon zu empfehlen, in dem sich die Niederlage einer Teppichfabrik befindet, und der Palast Rougemont von Löwenberg, diese herrliche Dase, dieses Lusthaus mitten in Paris, dieses Nest von Blumen und Rasen, das selbst Napoleon beweidete; — aber es existirt seit Kurzem nicht mehr; die Speculanten haben es niedergerissen.

Der Boulevard Montmartre ist das Vorzimmer, die Vorhalle des Boulevard der Italiener, der uns in die glücklichen Regionen der pariser „Welt“ einführt. Das Leben des Boulevard der Italiener, das öffentliche, glänzende, verliert sich in den Allées zur Rechten, beginnt an der Schwelle der Passage der Oper und endiget an der berühmten Holber= Straße. Das Café de Paris, das Café Tortoni und das sogenannte goldene Haus sind ganz in der Nähe; wenn wir uns einen Augenblick da niedersetzen könnten, würden wir in unglaublicher Unordnung die Agiotage, den Journalismus, die Mode, die Galanterie, die Literatur, die Kunst, die Wissenschaft, die Aristocratie und die Prostitution, kurz Alles, was die große Stadt enthält, vor uns vorüberziehen sehen. Wir finden ferner das Café Anglais, das eine gute französische Küche hat, die chinesischen Bäder und den Pavillon Hanovre. Die letztere prächtige Wohnung gehörte bekanntlich dem Herzoge von Richelieu, der sie, wie man sagt, von den goldenen und silbernen Lorbeeren erbauen ließ, die er während des hanoverschen Krieges gepflückt hatte. Man erzählt in Bezug darauf eine hübsche Anekdote. Der Marschall wollte eine kleine Feste nehmen und der Bürgermeister des Ortes hatte nichts Eiligeres zu thun, als sich zu dem Sieger zu begeben und ihm die Schlüssel der Stadt zu überbringen, welche — von Gold waren. Der Herzog von Richelieu, der eine besondere Vorliebe für

dieses Metall hatte, dankte und griff mit beiden Händen zu. — „Ah!“ rief da der Bürgermeister aus, „der Herr von Turenne begnügte sich in solchen Fällen, nur die Stadt zu nehmen; die — Schlüssel nahm er nicht.“ — „Wohl möglich,“ antwortete der Marschall, „Herr von Turenne war auch ein völlig unnachahmlicher Mann.“

Die Boulevards des Capucines und Madeleine sind in einigen Jahren ganz umgewandelt worden und nun durch ihre Eleganz und ihren Reichtum der Nähe der Friedensstraße und der Tuilerien, der Königsstraße und des Eintrachtsplatzes würdig. Der Palast des Ministeriums der auswärtigen Angelegenheiten, die Paläste Osmond und Sommariva gehören dem Boulevard des Capucines an und wir stehen nun an der Schwelle der Kirche Madeleine (Magdalenen-Kirche).

Ganz Paris ging und geht über die Boulevards und wird über dieselben gehen. Ich habe die Leichenzüge Ludwigs XVIII., Lafayette's, Cassmir Verriers, des Generals Lamarque, des Herzogs von Orleans und Jacques Lafitte's sich über die Boulevards bewegen sehen; ich sah da die Carnavals-Mascaraden, die Sieger der Bastille und Ludwig XVI., den man zum Blutgerüste führte, Marat, den man in die Cloake der Straße Montmartre werfen wollte, Mirabeau, der sich in sein Haus begab, um da zu sterben, die fremden Könige, welche die Bourbons zurückbrachten, die Ausgewanderten von Koblenz, die Royalisten von Gent und Karl X., der sich dem Volke zeigte, und die Revolution von 1830, die zuerst die königliche Garde mit Steinwürfen verfolgte, weil sie noch keine Flinten hatte.

Ich sah auf den Boulevards die Theater Petit Lazarv, Porte St. Martin, Gaité, Cirque, Ambigu und die italienische Oper abbrennen.

Mirabeau starb in der ersten Etage des Hauses, welches die Ecke des Boulevard und der Straße Caumartin bildet. Die berühmte Mademoiselle Duthé wohnte fast gegenüber, an der andern Seite des Boulevard.

Im Jahre 1814, als die Allirten im Triumph auf den Boulevards hinzogen, waren an allen Fenstern der ehemaligen Wohnung der Duthé Frauen, hübsche Französinen, welche ihre Taschentücher wie weiße Fahnen wehen ließen und in Begeisterung ausriefen: „es leben unsere Freunde die Feinde!“ — Die Undankbaren hatten bereits ihre Liebhaber vom vorigen Tage, die kaiserlichen Offiziere, vergessen.

Wir können den Boulevard des Capucines nicht verlassen, ohne ein Wort

über zwei berühmte Fremde zu sagen, einen Philosophen und einen Arzt, welche in der Straße Caumartin wohnten; der erste hieß Grimm, der zweite Tronchin.

Der Name des Baron Grimm ist mit den Namen aller Schöngeister des achtzehnten Jahrhunderts bis zu uns gelangt, ohne daß er es eigentlich verdiente. Er heutete sein ganzes Leben hindurch auf allerdings geistreiche Weise die Poesie, die Literatur, die Kritik, das Königthum, die Finanz und den Adel aus und fand überdies Mittel, selbst nach seinem Tode den Ruhm seiner literarischen Freunde für sich zu benutzen. S. Jacques ließ auf seine Stirn einen Widerschein seiner strahlenden Unsterblichkeit fallen, indem er ihm einige Zeilen widmete.

In den letzten Jahren des achtzehnten Jahrhunderts, des monarchischen Jahrhunderts, war der Einfluß der Aerzte im allgemeinen und Tronchins insbesondere, auf die Gesundheit oder vielmehr auf den Geist der hübschen Frauen am Hofe und in der Stadt außerordentlich groß. Die Aerzte hatten in den Bouboirs die Beichtväter ersetzt. — Tronchin war kein Franzose, und gerade das brachte ihm Glück. Er hatte Geist genug, um über die Medicin zu spotten, war so schlau, die kleinsten Geheimnisse des menschlichen Herzens zu errathen, so geschickt, um die Welt zu kennen, so elegant, um ihr zu gefallen und Charlatan genug, um sie auszubeuten. Er war der modische Arzt des achtzehnten Jahrhunderts, der Leibarzt Richelieu's, der Frau von Volignac und des Abbé Lorrain und hat zwei gute practische Werke hinterlassen, einen Sessel und einen Tisch, die beide noch den Namen Tronchins führen.

Die Magdalenen = Kirche, auf die wir die Aufmerksamkeit bereits hingelenkt haben, ist der Mittelpunkt einer neuen Welt von Stein, einer kleinen bewundernswürdigen Stadt, denn das Magdalenen = Viertel entspricht würdig jenem andern glänzenden Stadttheile, welchen man la Boule rouge nennt. So sagt man denn auch schon nicht mehr, um eine gewisse Classe von Frauenzimmern zu bezeichnen, Loretten, sondern Madeleine's oder Boule rouge's.

Wir wandern nun vor der Straße Sainte Anne vorüber, welche sonst den Namen des Helvetius trug. Welcher seltsame Mann war dieser Helvetius und in welcher seltsamer Weise, für einen Philosophen, trat er zuerst in der Welt auf! Er war schön, zu schön, als daß er nicht hätte sein Glück machen sollen in einer Zeit, wo die Schönheit zu Allem führte, selbst auf die Stufen

des Thrones; er war reich zu einer Zeit, wo der Reichthum eine Souverainetät, wenn auch eine bisweilen lächerliche, so doch immer unverletzliche, war; er hatte viel Geist in einer Zeit, wo der Geist eine Macht bildete, deren Wunderglanz die Flecken des Herzens überdeckte; Helvetius tanzte wie ein Engel, wie ein in einen Menschen verwandelter Engel unter der Regierung Ludwigs XV. und des berühmten Tänzers Dupré; er focht in den Rechtsälen so gut wie der Ritter oder die Ritterin von Fon; er trieb sich hinter den Coulissen der Theater herum; er schlüpfte in die Boudoirs, machte niedliche, galante Verse nach der Art Gentil Bernards und der Dichter der Frau von Pompadour; er gab allerliebste Soupers, kurz Helvetius war im Anfange einer der schönsten, gewandtesten, liebenswürdigsten und glücklichsten Männer des achtzehnten Jahrhunderts. Eines Tages endlich wollte der Generalpächter ein Schriftsteller, der Weltmann ein Philosoph werden, er bemächtigte sich einer seltsamen, kühnen, falschen, absurden Idee und gab sein berühmtes Buch „de l'esprit“ heraus.

Voltaire sagte von dem unsterblichen Meisterwerke Montesquieu's: „es ist Geist über Gesetze“; mit noch mehr Recht könnte man von dem Meisterwerke Helvetius' sagen: „es ist Geist über nichts.“

Wir sind nun wieder auf den Boulevard St. Antoine zurückgekommen. Das Haus Beaumarchais', das ich schon erwähnte, spielte in dem Revolutionsdrama eine große Rolle. Der Verfasser des „Barbier von Sevilla“ u. s. w. hatte, sollte ich meinen, den Adel, die Justiz, das Königthum, die Religion, Alles, was die Revolution selbst vernichtet, genug verhöhnt; im Jahre 1793 aber verlor sich der Geist Figaro's in dem Geschrei des Volkes und Beaumarchais konnte das Volk nicht eben rühmen, das er im Jahre 1784 gegen den Adel, gegen die Priester, gegen die Richter und die Könige so gut hatte sprechen lassen. Sein Haus erhielt den bewaffneten Besuch der Vorstadt St. Antoine, die da den Grafen Maviva, und Rosine und Bartolo, und Bridoisson und Basil, selbst den armen Cherubin suchte.

In der Straße des Journelles begrüßen wir Mademoiselle Ninon von Lençlos, diesen braven Mann, der alle Schwächen eines Weibes hatte, diese emeritirte Courtisane, welche immer jung blieb, die unglückliche Mutter, welche die Schmach erlebte, ihrem eigenen Sohne, ohne es zu wissen, eine schreckliche Leidenschaft einzulößen, und den Schmerz erfuhr, ihn um ihretwillen sterben zu sehen, diese Philosophin, die wie Epicur dachte und wie Aspasia

handelte, diese Beschützerin des Geistes, der schönen Manieren, des guten Geschmacks, der schönen Künste und der Literatur, die das Genie des jungen Mrouet von Voltaire errieth, indem sie ihm eine Bibliothek vermachte, um ihn zu begeistern, zu ermutigen und zu belehren.

Von Ninon de Lenchos, die in der Straße des Journelles wohnte, bis zur Marion de Lorme, die ihre Wohnung auf dem Königsplatze hatte, oder mit andern Worten von Aspasia zur Laïs ist es nur eine schöne Hand weit. Müßen wir diese niedliche Hand, — sprechen wir ein Wenig von Marion.

War sie nicht eine verständige, eine geistreiche Thörin, die lustig über alle Herren Frankreichs und Navarras spottete? Diese frivole Herone, diese Königin des Vergnügens, deren Scepter ein Fächer, deren Diadem ein Blumenkranz, deren Palaß ein Boudoir, deren Volk die ganze adelige Jugend des Hofes und der Stadt war, lebte und glänzte in Paris in der Mitte des siebzehnten Jahrhunderts. Eine wunderbare Schönheit, unerschöpfliche Schätze von Koketterie, endlose Intrigue, eine gleichzeitig spanische, italienische und französische Galanterie, scheinbarer Reichtum, blendender Luxus und Keckheit hatte der Courtisane, der Abenteurerin einen unermesslichen Einfluß, eine allerdings ziemlich zweideutige, aber doch reizende Herrschaft erworben.

Marion de Lorme, so hieß sie, thronte, ohne Königin zu sein, in ihrem schönen Heiligthume auf dem Königsplatze, wie der Cardinal Richelieu, ohne König zu sein, im Palais Royal thronte. Ich weiß nicht, wie mir es einfällt, aber ich glaube, es wäre nicht unmöglich, mehr als eine Aehnlichkeit zwischen diesen beiden seltsamen historischen Gestalten, Marion de Lorme und Richelieu, aufzufinden. Die eine bekämpfte den Stolz und den Reichtum der Adelligen, der andere die Macht und den Ehrgeiz des Adels; die eine zielte nach dem Herzen, der andere nach dem Kopfe. Die Courtisane regierte durch Fächerschläge, der politische Briefsteller durch Beiliebe. Ist nicht Marion die Fee des Vergnügens, die verführerische Armide, welche Rinaldo in ihre Arme lockt, ihm schmeichelt, ihn liebt und mit Zauber umstrickt, bis er einschláft? Und ist nicht Richelieu der verborgene Feind, der schreckliche Mitschuldige, der hinzukommt und den schlummernden Feind auf die betäubte Stirn schlägt? Cinq Mars kniet zu den Füßen der schönen Geliebten und plötzlich fällt der Kopf des verliebten Verschwörers von den Knien der Marion de Lorme in die blutigen Hände des Henkers.

Unter der Regierung Ludwigs XIII. spielt man, amüßrt man sich, spricht und conspirirt man gegen das rothe Gewand des Cardinals, seufzt und schmachtet

man für Marion de Lorme und kniet auf das Blutgerüst; ist dann noch ein Adel, eine Aristocratie in Frankreich übrig geblieben, so wird sie in den Vorzimmern Ludwigs XIV., bei den Soupers der Regentschaft und in dem Sturme der Revolution von 1793 sich demüthigen, sich betäuben und verschwinden.

Auf dem Boulevard des Temple erinnere ich mich vor vielen Jahren ein Häuschen gesehen zu haben, das, wie man erzählte, einem berühmten Handwerker, Boule, unter der Regierung Ludwigs XIV. gehörte. André Boule hatte etwas, was gewöhnliche Arbeiter selten haben, er war sehr traurig und sehr stolz, er hatte einen großen Verstand und einen noch größern Ehrgeiz.

Eines Tages wendete sich die schöne Mademoiselle von Fontange wegen der Ausschmückung eines Palastes, den sie der verliebten Freizeigkeit des Königs verdankte, an jedes Talent von Paris und Versailles. Der Arbeiter Boule wagte es, auch mit aufzutreten und sich um den Preis zu bewerben. Er hatte die Ehre, der Herzogin ein Muster von Meublement vorzulegen, das er im Stillen gezeichnet hatte und die Favoritin war entzückt davon. „Madame,“ sagte der bescheidene Arbeiter, „es fehlt mir nichts als Geld, um das auszuführen; ich kaufe dann Holz, Kupfer, Elfenbein, ahme durch Auslegung und Ausschneidung alle Früchte, alle Thiere, alle Blumen, alle Blätter, alle Figürchen, alle diese Spielereien nach, die ich da her gezeichnet habe und die Ihnen Vergnügen machen.“

Das Wunder wurde ausgeführt und die bösen Zungen jener Zeit meinten, die Liebe sei dabei im Spiele gewesen. . . Mein Gott, warum nicht? Boule war jung, schön, geistreich, verliebt, ja verliebt in die Geliebte seines Königs. Ludwig XIV. war der erste, welcher den neuen Palaß und das neue Meublement der Herzogin bestellte; er kam in das Boudoir des Fontange vor Jedermann — nach Boule, und der Souverain gab dem Schützlinge der Favorite ein Patent, einen Jahrgehalt und eine Wohnung im Louvre.

Die Boulevards sind außerordentlich reich an Erinnerungen von Arbeit, Verstand und Genie im Kampfe mit der Ungerechtigkeit, mit den Leidenschaften und der Armuth. Wir hätten da Salomo von Causs erwähnen können, für den sich Ninon de Lenclös interessirte, wir haben Boule kennen gelernt und kommen nun zu Montgolfier. Er lebte 1784 in Paris in einem ärmlichen Hause des Boulevard St. Martin. In einem Alter von dreizehn Jahren war Joseph Montgolfier aus der Schule der Provinz unter dem Vorwande entflohen, ihm sei das Griechisch und Lateinisch zuwider; im funfzehnten Jahre liebte er die nützlichen Künste, die exacten Wissenschaften; im zwanzigsten hatte er die Stereotypie und das einfache

nützliche Wunder des hydraulischen Widders erfunden; im Juli 1783 endlich ließ er in der Stadt Annonay den ersten Luftballon steigen, den das Volk eine Montgolfiere nannte.

Die erste Luftreise, welche in Paris im Nachen einer Montgolfiere gemacht wurde, kostete dem unglücklichen Pilâtre du Rozier das Leben. Man sagte bei dieser Gelegenheit zu dem großen Franklin: „wozu nun, frage ich Sie, die kindische Erfindung dieser Kugeln von Zeug und Papier?“ — „Wozu das Kind, das eben geboren wurde?“ antwortete der philosophische Physiker.

Das Kind Montgolfiers braucht freilich eine lange Zeit, ehe es zum Manne reift.

Auf dem Boulevard des Temple hörte und sah ich ein seltsam und traurig berühmtes Weib, Theroigne von Méricourt. Dieses Mädchen, dieses Weib, dieser Teufel war in einem Dorfe geboren, hübsch, ehrgeizig, warmblütig und im Genusse unermüdblich. Da sie schön war, so machte sie in der großen Stadt bald Glück; sie ließ sich die Aspasia des Volkes nennen; da sie ehrgeizig war, suchte sie eine Rolle in der Revolution zu spielen, und da sie leidenschaftlich und entschlossen war, so nahm sie eine rothe Mütze, eine Pike, einen Säbel, eine Flinte, was weiß ich? und trieb sich schreiend, fluchend unter dem Lärme der Trommel Sauterre's umher.

Eines Tages bemächtigten sich die Frauen des Volks, ihre Gefährtinnen, die besser waren als sie, der Unstümigen; man knebelte sie, man kleidete sie öffentlich aus und peitschte sie wie eine gemeine Sünderin. Die Unglückliche, die bis dahin über nichts erröthet war, schämte sich der öffentlichen Züchtigung, die sie erhalten hatte; sie wurde verrückt und starb geisteskrank in der Salpêtrière unter dem Kaiserreiche oder in den ersten Jahren der Restauration.

Die Geschichte hat Gegensätze und Contraste, die erschrecken und trösten; ich erzähle deshalb auch noch eine einfache Geschichte, die einigermassen auf jener Theroignes von Méricourt beruht.

Es war wenige Tage vor dem Tode der Marie Antoinette. Eine der Mädchen, der Glenden, die man Freudenmädchen nennt, die aber Schmerzensmädchen heißen sollten, rief in einem Wirthshause des Boulevard des Temple: es lebe die Königin! Ich glaube wohl, daß die Arme nicht wußte, was sie sagte; gleichviel, sie wurde ergriffen, gerichtet und zum Tode verurtheilt. . . Sie muß aber doch wohl gewußt haben, was sie gesagt hatte, denn als sie ihr Todesurtheil hörte, rief sie von neuem aus: „es lebe die Königin!“

Die Menschen erfinden seltsame Arten von Rache. Am Tage, als Marie Antoinette auf dem Revolutionärsplatz sterben sollte, ließ man die Arme, von der ich erzähle, auf den Karren setzen, auf welchem sich die Königin von Frankreich befand, obwohl der Convent diese Demüthigung, diese Schmach, diese Straffsteigerung gegen die Oesterreicherin nicht ausgesprochen hatte. Sie kniete zu den Füßen der Marie Antoinette nieder und sprach auf dem ganzen Wege bis zum Richtplatz zu ihr: „Madame, Madame, verzeihen Sie mir, daß ich mit Ew. Majestät sterbe.“

Ich bedauere, den Namen dieser Unglücklichen vergessen zu haben.

— Aber der Ort, wo auf dem Boulevard des Temple das schändliche Attentat Fieschi's geschah?

Das Haus, welches als Couliße bei diesem grauenhaften Drama diente, existirt nicht mehr. Uebrigens ist die traurige Geschichte auch noch in frischem Andenken. Der Tag Fieschi's brachte außerdem auch dem armen türkischen Garten Unglück; die Stammgäste haben sich von ihrem Schrecken noch nicht wieder erholt.

An der Ecke des Boulevard des Temple beginnt oder endiget, wie man will,



Maskenzug.

die berühmte „descente de la Courtille,“ hier fällt die letzte Maske des Fastnachtsdienstags in den Staub der Aschermittwoch; hier stirbt der Carnaval mit den gräßlichsten Verzerrungen wie ein lasterhafter Sterbender, der sich seines Lebens schämt und vor dem Tode sich fürchtet. Die sogenannte „descente de la Courtille“ ist der häßliche Revers einer glänzenden Medaille, das häßliche Futter eines prachtvollen Gewandes, der traurige, trübselige, trostlose Morgen eines lustigen Tages, der Klagenjammer nach der Trunkenheit, das betrübendste und zugleich tröstendste Schauspiel, das man der Vernunft bieten kann.

— Wurde nicht der erste Versuch mit Gasbeleuchtung auf den Boulevards gemacht?

Im Jahre 1817 auf dem Boulevard Montmartre in der Passage des Panoramas, welche, wie sich errathen läßt, ihren Namen von einem Schauspieler erhielt, das man 1799 in Frankreich zum ersten Male sah. Das erste Panorama in Paris wurde von einem Amerikaner, einem geschickten Ingenieur aufgestellt, der Fulton hieß. Wer sollte es glauben? Das Schicksal des Kaisers und des Kaiserreichs lag einen Augenblick in den Händen dieses Mannes. Fulton ließ zur Zeit, als von einer Landung in England die Rede war, dem Kaiser eine Denkschrift über die unmittelbare Anwendung des Dampfes bei der Staatsmarine überreichen. Die Gelehrten und Minister hinderten Napoleon, auf die wunderbare Größe dieser Idee zu achten, deren Ausföhrung doch so leicht war. Der von Frankreich zurückgewiesene Ingenieur ging nach America, und man sagt, Napoleon habe, als er nach St. Helena schiffte, um da zu sterben, mit dem Fernrohre ein Dampfschiff gesehen, welches „der Fulton“ hieß.

Dicht bei der Passage der Panoramen, an der Ecke des Boulevard und der Straße Michellieu sah man noch vor wenigen Jahren die schönen Salons und Gärten Frascati's. Dieses Spielhaus war der eigentliche Salon und zugleich das Boudoir und der Speisesaal der öffentlichen Spielhäuser in Paris; man konnte da spielen, essen und schlafen. Der letzte Tag oder vielmehr die letzte Nacht Frascati's war eine wunderbare Festlichkeit, ein gräßliches Schauspiel für einen Beobachter, der nie Spieler gesehen hat; alle betäubten sich zum letzten Male in diesem letzten Carnaval des Geldes und Zufalls, und als die letzte Karte auf den Tisch fiel, als der letzte Würfel dahinrollte, als das letzte Geldstück klang, erhob sich ein allgemeiner Schrei des Bedauerns, des Unwillens und des Schmerzes in den Salons und Gärten Frascati's, — der letzte Seufzer des Spiels, das zu den Füßen der Gendarmen starb.

Die Spielhäuser in Paris wurden am 1. Januar 1838 geschlossen; die öffentliche Moral erhielt da ein gutes Neujahrsgeschenk.

Ich erinnere mich eines Auftritts in den Salons Frascati's, dem ich das Glück oder Unglück hatte beizuwohnen.

In einer Winternacht im Jahre 1824 setzte sich ein junger Mann wankend wie ein Betrunkener, und er war betrunken, an den grünen Tisch. Man berieth über die Frage, ob man die Trunkenheit ausbeuten dürfe und fuhr dann fort. Der junge Mann spielte mit einem Glücke, das man unverächtlich zu nennen pflegt, weil es gegen alle gewöhnlichen Chancen des Spieles ist; er gewann Gold mit vollen Händen, er gewann Banknoten, so daß er nicht mehr wußte, was er damit anfangen sollte und die er mit krampfhaftem Lachen ausbreitete.

Der glückliche Spieler stand endlich auf und verlangte Feuer, um sich eine Cigarre anzuzünden. Man machte ihm artig, aber bestimmte Vorstellungen, daß er nicht rauchen dürfe, man sagte ihm, daß er in keiner Kneipe sei. — „So?“ antwortete er, „dann gehe ich.“

Man fügte sich indeß und brachte ihm Feuer. Der Betrunkene rollte eine Banknote als Fidiß zusammen und zündete sich die Cigarre dabei an. Dann spielte er weiter . . . Das Spiel gleicht dem offenen Meere; wenn man da fällt, wird der Kampf unmöglich; wenn man auch in Verzweiflung, mit aller Kraft sich widerseht, die Flut reißt den Gefallenen mit sich fort. Der Horizont entfernt sich weiter und weiter, der Abgrund thut sich auf und Alles ist vorbei.

Zwei Stunden später hatte der Spieler, der so viel gewonnen, nichts mehr zu verlieren als sein Leben; er stand auf, trat an ein Fenster, nahm ein Pistol aus der Tasche und schoß sich eine Kugel durch den Kopf. Das Blut des Unglücklichen bespritzte die Blumen des Gartens Frascati's.

Das öffentliche Spiel, welches das Gesetz, das nur der Ausdruck der allgemeinen Stimme war, aufhob, ist aus Paris entflohen und hat sich namentlich in den deutschen Bädern festgesetzt. Zwar hat ihm auch hier die öffentliche Stimme längst das Todesurtheil gesprochen, aber noch läßt der Bundestag auf sich warten, der diese allgemeine Stimme in ein Gesetz verwandeln soll.

Die Boulevards von Paris sind eine Stadt, eine große Stadt, wo der am schwersten zu befriedigende Mensch im Luxus, im Vergnügen, in einem fortwährenden Rausche leben kann. Was man sonst vom Palais Royal sagte, läßt sich jetzt, und mit mehr Recht, auf die Boulevards anwenden; sie sind ein großes, bewundernswürdiges Gasthaus, dessen glänzende Hülfsmittel allen Bedürfnissen,

allen Wünschen, allen Einfällen gnügen müssen; man findet da Caffeehäuser und Restaurationen, Bibliotheken, prächtige Bäder, modische Kleider, Schmuckfachen, Blumen, Schauspiele, hübsche Frauen, Pferde, Wagen, alles Wohlsein, alle Freuden, alle Genüsse. Einem Fremden, der auf Geradenwohl, ohne Freund, ohne



Auf den Boulevards.

Führer dahinwandert, kommen die Boulevards wie ein ungeheurer Spiegel vor, der sich im Lichte dreht, ein blendender Feuerstrahl, an den man sich gewöhnen muß, ehe man ihn ansehen kann. Etwas aber fehlt doch den Boulevards, — Bäume, die etwas Schatten geben. Aber daran sind zum Theil die Revolutionen schuld.



Die Straße Richelieu.

Nach Heinrich IV., Ludwig dem Großen und Napoleon ist kein Kaiser, König und Fürst in Frankreich so populär als der Cardinal Richelieu, wenn auch diese Popularität ohne Zweifel durch viele Treulosigkeiten, durch List und niedere Leidenschaften erworben ist, denn der römische Purpur hat seine Farbe zwanzigmal in dem Blute des Chalais, des Urban Grandier, des Marschalls von Marillac aufgefressen; der unbarmherzige Priester mähete wie Ludwig XI. alle Köpfe ab, die höher waren als der seinige, und schonte weder die Jugend des Sohnes Effiats noch den ritterlichen Charakter des Herzogs von Montmorency; auch war es seine Schuld nicht, daß die Gräfin von Fargis, die Spionin der Königin Mutter nur im Bilde auf dem Grèveplatze gerichtet wurde. Aber die Nachwelt merkt nur das Gute von den Menschen, die eine wichtige

Rolle in den Angelegenheiten dieser Welt spielten. Die Zeitgenossen haben weniger Thränen für die Opfer des Cardinals als Lobsprüche für die Einrichtungen und Gebäude, mit denen er Frankreich begabt hat; man denkt an seine Siege in Italien und Spanien und an seine Bemühungen, das Haus Oesterreich zu demüthigen; man erinnert sich, daß er die französische Academie und den botanischen Garten gründete, daß er die königliche Buchdruckerei restaurirte und vergrößerte wie die Sorbonne, und kümmert sich dann wenig um sein Privatleben, um die schmachvollen Repressalien, die er brauchte, um die blutigen Verurtheilungen, die er, um seiner Rache sicherer zu sein, in seinen Schlössern Bagnes und Rueil vollziehen ließ. Das sind allerdings viele Fehler, ich hätte beinahe geschrieben Verbrechen, aber der Ruhm deckt Alles zu, sagt ein Dichter, und der Ruhm war allerdings gegen Armand Duplessis von Richelieu verschwenderisch freigebig.

Bei diesem Namen, der fast ein Symbol geworden ist, öffnet die Geschichte ihre Pforten weit; eine geheimnißvolle und fruchtbare Epoche lebt in der Vergangenheit wieder auf, und das Auge weilt, ohne geblendet zu werden, auf der Morgenröthe der großen Sonne, die strahlen wird.

Seit beinahe zwei Jahrhunderten nimmt das Geschick der Richelieus einen Platz in den französischen Annalen ein; von Heinrich IV. und Ludwig XIII. an setzt sich ihre Größe vom Dunkel zu dem Lichte, von dem Vater auf den Sohn fort bis zur Regierung Ludwigs XVIII. Es ist eine lange Odyssee von wechselndem Glück. Aber die Zeit mochte gut oder schlecht sein, dieses Geschlecht von Herzögen hatte die Hände in allen Aemtern, betrat jede Laufbahn, in Paris wie in Rom, in den Tuileries wie im Conclave. Die Richelieus, die auf dem Schlachtfelde und im Salon berühmt, im Kriege und in der Liebe siegreich waren, Reichthum, Geist, Macht, Ruhm zur See und zu Lande besaßen, haben Alles gewollt und Alles erlangt. Die Zeit schwächte den Glorienschein nicht, der ihr Wappen überstrahlt, sondern vermehrte bei jeder Revolution, bei jedem Dynastie- oder Regierungswechsel seine Strahlen; der Cardinal, ihr Ahnherr, der die Rüstung unter dem Purpur trug, der General, Kirchenfürst und Großadmiral war, die Einkünfte der drei bedeutendsten Abteien Frankreichs besaß und nicht unempfindlich für die Reize seiner Nichte, Mademoiselle von Combalot, und für den schwächenden Blick der Herzogin von Chevreuse war, den Voltaire beschulbiget, er sei der Liebhaber der Marion Delorme gewesen, hat seinen Nachkommen Beispiele in allen Arten hinterlassen.

Der Name Richelieu ist für alle, die ihn getragen haben, gleichsam ein gu-

ter Stern gewesen. Paris scheint nicht groß genug für diese Familie gewesen zu sein, welche die Geschichte mit ihren kriegerischen und politischen Thaten erfüllt. Der Palast Antin, den die Richelieus zu dem ihrigen gemacht hatten, erstreckte sich bis zu dem Boulevard der Kapuzinerinnen. Der Pavillon Hanovre war die äußerste Grenze desselben und im Garten hat man zuletzt die neue Antin = Straße angelegt. Gegenüber im Marais, nach dem Palast Soubise zu, besaßen sie eine andere Residenz und bei der Straße Blanche ist bereits von dem Palast Richelieu die Rede gewesen, den man auch Pavillon von Fronzac nannte nach einem jüngern Sohne der Familie, jenem kleinen Buckeligen, der durch seine Witworte so berühmt ist wie seine ältern Brüder durch ihre Liebshafien. Diese verschiedenen Gebäude schreiben sich aus der Zeit nach dem Minister Ludwigs XIII. her, was man nicht glauben sollte, wenn man bedenkt, daß der Cardinal, als er 1629 die Paläste Mercœur und Rambouillet gekauft hatte, eine königliche Wohnung bauen ließ, an deren Vorderseite man sein Wappen und die Aufschrift: Palais Cardinal sah.

Der Zustand der Stadt an dieser Stelle wäre für einen Andern als Richelieu vielleicht hinderlich gewesen; er aber ließ, ohne sich um die Vertheidigung der Stadt zu kümmern, die Gräben ausfüllen und die Mauern abtragen; der Intendant der Finanzen, Barbier, der nur sein gehorsamer Diener war, hatte einfach einen neuen Umschließungsplan vorzulegen. Im Jahre 1632 wurden die Ideen des Intendanten zum Theil ausgeführt. Da das Thor St. Honoré den Plänen des Baumeisters hinderlich war, so versetzte man es an das Ende der Straße, da, wo sie von der Königstraße durchschnitten wird, und das abgetragene Thor wurde der Ausgangspunkt einer neuen Straße, welche den Namen des Ministers annahm und den Umfang der Stadt bis zur Höhe der Straße Feydeau hinausrückte, wo man das Thor Richelieu baute.

Es dürfte hier die Erwähnung nicht überflüssig sein, daß die Festungswerke der Stadt hauptsächlich aus mehr oder minder harmlosen Courtinen und Windmühlen bestanden. Das klingt etwas Don-Quixotisch, ist aber doch vollkommen wahr; überall streckten Windmühlen ihre graulichen Flügel aus. Im Jahre 1636 endlich wohnte der Cardinal besser als sein König; er hatte, zwischen zwei Theatern, vor sich einen prächtigen Brunnen und hinter sich einen unermesslichen Garten.

Merkwürdiger Weise sollte dieser Palast, wo der Fürst der Kirche, der wirkliche Monarch der Welt, seine Größe geborgen hatte, die majestätische Wohnung,

wo er von den Kriegstrapazen und der Langeweile der Politik ausruhet, diesen außerordentlichen Bau, an welchem Richelieu jedem Steine seinen Stolz eingeprägt hatte, nicht zu seiner Familie zurückkehren. Er vermachte es Ludwig XIII., und da Ludwig XIV. den Louvre vergrößerte und Versailles bauete, so schenkte er den Palaß, der für ihn nur noch ein Lusthaus war, seinem Bruder Philipp von Orleans. Richelieu hatte bei Lebzeiten keinen unversöhnlichen Feind gehabt, als den Oheim dieses Prinzen. Gaston von Orleans hatte sich stets seinen Plänen entgegengestellt, bald die Partei der Königin Mutter genommen, bald für eigene Rechnung gekämpft, nichts gescheut, um ihn bei Ludwig XIII. herabzusetzen und sich endlich geweigert, die Nichte des Cardinals zu heirathen. Gleichwohl sollte alles Gute, was der Cardinal für sich selbst geträumt hatte, zum Nachtheil der Seinigen, das unveräußerliche Eigenthum einer Familie werden, die er haßte.

Als Philipp von Orleans im Besitze des Palaßes war, vergaß er die glänzende Büßung nicht, die er dem Andenken seines Oheims schuldig war; obwohl er ein Freund der Malerei und selbst Maler war, zerriß er doch die prächtigen Gemälde, mit welchen Champagne den Palaß Richelieu's geschmückt hatte, denn dieser war für ihn weder ein Wohltäter noch ein Held; warum sollte er fortwährend die Thaten des ehemaligen Bischofs von Luçon im Bilde vor Augen haben? Die ungeheure Galerie, deren Decken und Wände vielleicht Millionen werth waren, wurde ohne Erbarmen zerstört; man verwandelte sie in kleine Gemächer, und ein Jesuit, ein Freund der Frau von Maintenon, schlug vor, im Hauptsale die philosophische Devise anzubringen: *Sic transit gloria mundi*. Die Zerstörung des Werkes Philipps von Champagne war die Vervollständigung des Gedankens Ludwigs XIII., der als Nachfolger seines Günstlings die Inschrift *Palais Cardinal* entfernen und dafür anschreiben ließ *Palais royal*. So verschwanden an den Orten selbst, wo er geherrscht hatte, die letzten Spuren des allmächtigen Geistes, von dem Montesquieu gesagt hat: „er erniedrigte das Königthum, aber erhöhte den Thron,“ — und der bei Gelegenheit der Hinrichtung des Cinq Mars und der Niederlage der Spanier an den Monarchen schrieb: „Sire, Ihre Feinde sind todt und Ihre Waffen in Perpignan.“ So wurde in seinem Stolze dieser Diener gestraft, dem Ludwig XIII. schwach genug war, eines Tages zu antworten „vous m'aurez pour second,“ und der lange vorher, ehe die Journale es aussprachen, die berühmte Formel verwirklicht hatte „der König herrscht, aber regiert nicht.“

Eine einzige Einrichtung, die, an welche er ohne Zweifel am wenigsten gedacht hatte, entging der Wiedervergeltung. Die Straße Richelieu, die sich unter

den verschiedensten Umständen vergrößerte und bereicherte, wurde vor den Wechselfällen bewahrt, die so viele andere Straßen erlitten hatten; sie verlor nie ihren Namen und erinnerte zu allen Zeiten, selbst in den schrecklichsten Stunden der Verwürfnisse und Gräueln, an den tiefsinnigen Diplomaten, an den gewandten Minister, an den unerschrockenen Soldaten, der oftmals sein eigenes Interesse über das des Königs stellte, aber immer der übermüthigste Diener der Größe Frankreichs war.

Allmählig trocknete man Sümpfe aus, ebnete die Abhänge und bauete Paläste in der Straße Richelieu, anfangs hier und da, allmählig aber immer enger an einander, je mehr der Raum zusammenschmolz, so daß man heute noch an der Bauart die Zeiten des siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts erkennen kann, in welchen sie entstanden. Der Geburtsaristocratie folgte die Geldaristocratie, und diese muß jetzt der Industriearistocratie weichen. Die Straße Richelieu erscheint übrigens heute noch, so wie man sie sieht, wie ein schreckliches Bild des Cardinals. Ein allmächtiger Athem belebt und befruchtet diese Straße, welche der Corso des pariser Handels geworden ist, eine unpassende Zusammenstellung von Bürgerhäusern und prächtigen Palästen, der ganzen Ausdehnung nach mit reichen Kaufmannsläden und glänzenden Schildern versehen, das gelobte Land der Modenhändlerinnen und Schneider, in dem man neben einander Bankierhäuser, Versicherungsanstalten und Leihhäuser findet. Die Fiacres, Caléschen und Omnibus raffen unablässig über das Pflaster dieser Straße; die Menge geht aus den Palästen in die Kaffeehäuser, aus den Kaffeehäusern in die Theater. Wo könnte der Name Richelieu lauter wiederklingen, wo könnte sein Andenken lebendiger fortleben als in diesem Theile von Paris, der gewissermaßen das Herz der großen Stadt ist? Der Cardinal hatte das Werk nur angedeutet, nur den Weg eröffnet; in seine Fußstapfen trat das Jahrhundert und schritt weiter.

Gewisse Anzeichen verkündigten der Straße Richelieu gleich vom Anfange an, daß das aere perennius des Horaz auf sie anwendbar sein würde. Molière, der Vater des französischen Lustspiels, der große Boquelin, sollte hier in dem zweiten Stockwerke des Hauses Nr. 32 in einer mehr als bescheidenen Wohnung sterben, die jetzt ein Schneider inne hat. Ganz am Ende, dem Garten der Grange Batelière gegenüber, jenem Lustorte, wo die Esel und Bäuerinnen von Montmartre alle Sonntage umherhüpften, hatte ein Dichter, der die Begeisterung Molière's, aber nicht dessen Genie besaß, der Verfasser des „Spielers“ ein Haus, das durch seinen Tisch und Keller berühmt war und wo sich bereits die Regent-



Richelieu.

schaftszeit andeutete. Dieser Dichter, Regnard, besang die Straße, und aus seinem Gedichte scheint hervorzugehen, daß die Straße Richelieu immer einen Springbrunnen hatte, da, wo jetzt an dem Hause, in welchem Molière starb, ein Denkmal gegründet ist.

Einmal wurde die sonst immer so friedliche Straße Richelieu durch einen entsetzlichen Lärm gestört: Law eröffnete seine Cassé in dem Balast Nevers. Aber warum von Law sprechen, da so viel von dem Balast Nevers zu erzählen ist? Da der Minister Ludwig XIII. einen Balast gehabt hatte, so wollte der Rath Anna's von Oesterreich, der Nachfolger und oftmals Nachahmer Richelieu's, der Cardinal Mazarin, auch einen Balast haben, dessen Umfang außerordentlich war, da man in der Hälfte seines Umkreises, die Ludwig XIV. im Jahre 1719 kaufte und der indischen Gesellschaft schenkte, die Straße Vivienne und den Börsenplatz an-

gelegt hat, während die andere Hälfte den Namen Palast Nevers erhielt. Im Jahre 1724 brachte man die königliche Bibliothek dahin. Schon damals zählte sie 200,000 gedruckte Bücher, während sie jetzt aus 400,000 Bänden und aus eben so vielen Flugschriften besteht, zu denen jedes Jahr im Durchschnitt 6000 französische Werke hinzukommen. Außerdem besitzt diese Bibliothek noch 60,000 Manuscripte, 1 Million 600,000 Kupferstiche und ich weiß nicht wie viele geschnittene Steine und Alterthümer, nebst 100,000 Münzen.

Der Bibliothek gegenüber erhob sich ein würdiger Tempel der Musik, die königliche Academie der Musik, das Opernhaus mit einem Worte, das nach einander „Theater der Nation“ und „Theater der Künste“ hieß. Zweimal war die Oper die Gelegenheit zu Katastrophen, zu der Gdlenmaschine, die keinen Erfolg hatte, und zu der Ermordung des Herzogs von Berry, der am 13. Februar 1820 am Ausgange des Theaters unter dem Dolche Louvels fiel.

Die Pforten des Theaters wurden geschlossen; auch ordnete man die Abtragung desselben an — weil es, wie man sagte, zu nahe an der Bibliothek stehe und im Falle einer Feuersbrunst die Bücher gefährden könnte. Anfangs sollte eine Kapelle da errichtet werden, es kam aber nur zu einem Denkmale. Die Julirevolution zerstörte es, und als Thiers Minister war, 1833, ließ er eine Fontaine da anlegen. Auch wurde der Platz erweitert, geregelt und mit Bäumen bepflanzt. Die Fontaine, ein Werk Visconti's, ist offenbar das schönste Werk dieser Art, welches Paris besitzt.

Geht man in der Straße Richelieu nach dem Boulevard hinunter, so kommt man rechts an der Stelle vorbei, wo das Theater Feydeau war, und links steht man das Theater Favart. Der Regent, ein Freund des Schauspiels und der Lustigkeit, hatte 1716 aus Italien Künstler kommen lassen, die in dem Palast Burgund sich einrichteten. Es zeichneten sich da aus Laruette, Bizentini, Bertinazzi mit dem Beinamen Carlin, Clairval und Madame Favart, die, nach dem Siege von Fontenoy, der schönste Sieg des Marschalls von Sachsen war. Die komische Oper, die 1714 entstanden war, vereinigte sich 1762 mit den Italienern, und 1780 erlangte die französische Schule das Uebergewicht. Drei Jahre darauf vertauschte die Gesellschaft den Palast Burgund mit dem Theater auf dem Boulevard der Italiener, der seinen Namen von ihnen erhielt, und das Theater selbst wurde nach der vorzüglichsten Künstlerin, Madame Favart, benannt.

Von dem französischen Theater, das sonst in blendendem Glanze strahlte, ist jetzt sehr wenig übrig geblieben, als Trümmer, alte Leute, die keine Jugend

hatten, und junge Leute, denen kein ruhmvolles Alter zu versprechen ist. Das ganze Theater scheint sich ausschließlich auf die Unterstützung vom Staate zu verlassen.



Künstler vom französischen Theater.

Selbst im Materiellen hat sich das französische Theater den Fortschritten der Civilisation widersezt; ganz vor Kurzem erst ersetzte es die rauchenden Delampfen durch das Gas. Im Ganzen scheinen die Herren königlichen Schauspieler mehr oder minder die Ueberzeugung zu hegen, daß sie vor Allem für ihre eigenen Angelegenheiten zu sorgen haben und die Befriedigung des Publicums Nebensache sei. — Das Spiel, das Karten- und Würfelspiel nämlich, das unter der Regentschaft und unter Ludwig XV. so eifrige Freunde gezählt hatte, gewann unter dem Consulat, dem Kaiserreiche und der Restauration immer mehr Anhänger. Paris zählte eine Menge von Spielhäusern, und es ist deshalb nicht zu verwundern, daß

ein Neapolitaner, Garchi, auf die Idee kam, in der Straße Richelieu ein Frascati nach Art jenes in Neapel zu errichten. Er hatte Glück, aber die Liebe, die Troja ins Verderben stürzte, sollte auch das Unglück Garchi's werden. Er hatte eine reizende Fornarina als „Dame de Comptoir“ gewonnen, die in wenigen Jahren sein mühsam erworbenes Vermögen vergeudete. Garchi, der in einem prachtvollen Wagen auf den Boulevards sich gezeigt hatte, mußte Paris verlassen, reisete nach Stockholm ab, starb aber arm und elend in Hamburg.





Strasse und Vorstadt Boissonière.

Es ist mit den Straßen wie mit den Menschen; ihre Physiognomie verrät ihr Alter. Während so die Cité einem rüstigen Alten, die Straße Laffitte zc. einem Jünglinge gleicht, erscheint die Straße und Vorstadt Boissonière als kräftiger Mann.

Im funfzehnten Jahrhunderte war der Platz, wo seitdem die Straße Boissonière angelegt worden ist, einer der gefährlichsten und übelberüchtigtsten der Stadt. Man hatte ihm den bedeutungsvollen Namen val Larronneux gegeben. Als aber durch die kluge Verwaltung Karls V. und das Schwert Duguescliné die Ruhe einigermaßen wiederhergestellt war und man Zeit hatte, für die Sicherheit der Hauptstadt mehr, wie sonst zu sorgen, vertauschte das val Larronneux seinen Namen mit dem unschuldigen der „Fischerstraße“ (rue des

Poissonniers oder Poissonnières¹), weil sie der gewöhnliche Weg der Fischhändler war, die sich mit ihrer Waare auf den Markt begaben.

Bis zum Jahre 1624, in welchem die Kirche Notre Dame de Bonne Nouvelle gebaut wurde, erzählt uns die Geschichte nichts von dieser Straße, die zu dem ehemaligen Dorfe Ville Neuve gehörte, dessen armselige Häuser während der Belagerung von Paris zerstört und verbrannt worden waren. Damals wurden allmählig einzelne Häuser, meist hölzerne, da aufgebaut, und erst 1663 verdiente sie den Namen einer Straße wirklich.

Sie empfiehlt sich durch kein historisches Haus, und nur eines verdient eine besondere Erwähnung, jenes, welches Nr. 26 bezeichnet ist. Es hat fünf Stockwerke und ein kaltes, trauriges Aussehen und diente eine Zeit lang als Caserne. Am 10. August befand sich darin eine Compagnie Schweizer Gardien, von denen wenige wieder zum Vorschein kamen.

An der Stelle, wo die Straße Poissonnière auf den Boulevard gelangt, wurde 1645 ein Thor erbaut, das man St. Annen-Thor nannte, zu Ehren der Königin Anna von Oesterreich.

Von diesem Thore an zog sich rechts und links nach Norden zu eine große Fläche, die schon um das Jahr 1391 unter dem Namen Clos aux Halliers oder Masures de Saint-Magloire und später unter dem Namen Champ aux Femmes bekannt war. Ein Weg, der später Chaussée de la Nouvelle France genannt wurde, zog sich der Länge nach durch diese Fläche und hatte zu beiden Seiten Gräben, Weinpflanzungen und kleine Häuser. Im Jahre 1648 wurde diese Gegend durch ein Decret zur Würde einer Vorstadt erhoben, und eine Kapelle, die man da zu Ehren der Mutter der Jungfrau erbaut hatte, erwarb ihr den Namen St. Anna; doch nannte man sie auch Vorstadt Poissonnière.

Zu Ende des siebzehnten Jahrhunderts, als man Paris in zwanzig Theile eintheilte, kamen die Straße und Vorstadt Poissonnière zu der reichen und starkbevölkerten Vorstadt St. Denis, und diese Eintheilung bestand bis 1789.

Am obern Ende der Vorstadt Poissonnière zieht sich nach der Vorstadt St. Denis, d. h. nach Osten hin, ein Raum, der unter dem Namen Clos St. Lazare bekannt ist. Früher war er noch größer; man hat die Kirche St. Vincent de Paul, Straße und Platz Lafayette, Straße Chabrel und alle diejenigen angelegt, welche sich hier zwischen den beiden Vorstädten befinden.

Das Krankenhaus (Hospitium sancti Ladri), das schon im elften Jahrhundert hier stand, hat dem Orte den Namen gegeben.

Im Jahre 1117 blieb Ludwig das Kind, bevor er zu dem Kreuzzuge aufbrach, einige Tage in dem Hause St. Labre, als er von St. Denis zurückkam, wo er die Driflamme geholt hatte.



Ludwig das Kind.

Die Mönche dieses Klosters hatten das Recht, einen Jahrmart zu halten, der ihnen eine ziemlich ansehnliche Summe einbrachte. Philipp August, dessen Finanzen sich, trotz seines Sieges, in traurigen Umständen befanden, erwarb 1183 das Privilegium für eine gewisse jährliche Rente.

In diesem Kloster befand sich ein Gebäude, logis du roi genannt, wo die Könige und Königinnen den Schwur der Treue von den Bewohnern der Stadt Paris in Empfang nahmen, ehe sie ihren feierlichen Einzug in der Stadt hielten und wo sie auch nach ihrem Tode anhielten, bevor sie in dem Grabgewölbe von St. Denis beigesetzt wurden.

Die Einkünfte dieses reichen Hauses waren zur Pflege armer Kranker und Ausfähiger verwendet worden, aber der Spruch „jeder ist sich selbst der nächste“ galt schon damals, und so maßten die Mönche das Geld sich selbst an. Die Folgen davon waren mancherlei Streitigkeiten, bis 1682 das Haus mit Allem

dem heiligen Vincenz von Paula unter der Bedingung übergeben wurde, daß er ferner die Kranken da pflege.

Unter diesem würdigen Diener Gottes wurde das Haus ein Zufluchtsort, eine Schule und ein Besserungshaus. In der Zeit, als die väterliche Gewalt noch allmächtig war, sperrete man die jungen Männer da ein, welche sich schwere Fehltritte hatten zu Schulden kommen lassen. St. Lazare war die Bastille der Familienväter. Unter Ludwig XIII. erhielten die Mönche von St. Lazare das Privilegium, den Jahrmart St. Lorenz zu halten, und wir haben bereits erzählt, was bald aus diesem Jahrmarte wurde.

St. Lazare, das jetzt als Gefängniß für die Ausschweifung und den Ehebruch dient, war in der Schreckenszeit eines der zahlreichen Vorzimmer der Guillotine. André Chenier sang da seine letzte Elegie. Nachdem es geplündert und verwüßtet worden war, wäre es 1789 beinahe eine Beute der Flammen geworden.

An der Stelle, wo zum Theil die Straßen Hauteville, Schiquier und Enghien angelegt worden sind, befand sich früher der Gottesacker von Notre Dame de Bonne Nouvelle. Ein altes Buch: *De memorabilibus quibusdam dictis et factis* erzählt unter der Ueberschrift „Gottesacker von Notre Dame de Bonne Nouvelle“ eine nicht eben erbauliche, aber doch merkwürdige Geschichte.

In St. Ladre lebte ein Mönch, der sich vor seinen Brüdern durch seinen glühenden Eifer und seine Sittenstrenge auszeichnete. Sein Name war für einen Mönchsnamen ziemlich seltsam, denn er hieß Triptolemus.

In der Zeit, als die Geschichte beginnt, zählte Bruder Triptolemus dreißig Jahre. Die frommen Frauen beteten ihn fast an, besonders hatte ihn die Schwester Magdalena in ihr Herz geschlossen. Schwester Magdalena stand in dem schönsten Alter; sie war zwanzig Jahre alt. Nie hatte das Kloster von Montmartre eine blondere, blühendere, schlankere, reizendere Nonne enthalten. Bruder Triptolemus und Schwester Magdalena sahen einander in der Kirche; da sie beide schön waren, sahen sie einander an und fühlten sich zu einander hingezogen; sie sahen einander zum zweiten Male und sagten einander, daß sie sich gegenseitig liebten; sie sahen einander zum dritten Male, und bald war die Kloster Schwester eine unglückliche Ewastochter.

Magdalena schloß sich in ihre Zelle ein und erschien nur noch sehr selten im Garten, im Refectorium und in der Kapelle der Abtei; sie fastete, sie weinte, sie betete; sie gerieth in Ertause und hatte Visionen; alle Nächte erschien ihr ein Engel, und sie hatte geheimnißvolle, nicht wieder zu erzählende Unterredungen mit



Das Kind einer Nonne.

diesem himmlischen Boten. Die andern Nonnen legten das Ohr an die Thüre der Zelle, um alle die schönen Dinge zu hören. In dem ganzen Stadttheile sprach man nur von der Schwester Magdalena; man rief Wunder über Wunder.

Eines Tages berief die Aebtissin vom Montmartre, auf geschickte Andeutungen der Schwester Magdalena, den Bruder Triptolemus, der, wie erwähnt, in dem Hause großer Frömmigkeit stand, um ihn über die seraphischen Visionen der reizenden Sünderin zu Rathe zu ziehen.

Bruder Triptolemus wurde in die Zelle der Schwester Magdalena geführt. Die Aebtissinnen und alle Klosterschwestern knieten demüthig auf der Schwelle nieder, während der Mönch sich vor Magdalenen verneigte und ausrief: „Heilige Mutter und Ihr, meine theuern Schwestern, danket Gott! Er hat die Gnade gehabt, in Euerm heiligen Hause eines seiner unaussprechlichsten und größten Wunder zu erneuern. Bald wird von der Schwester Magdalena, dieser mystischen Rose, dieser schönen, unbefleckten Lilie, ein Kind geboren werden, das nicht in Sünden empfangen ist, wie die Menschenkinder; beugen wir demüthig unsere Knie und beten wir an im Staube!“

Das Wunderkind kam zur Welt und wurde unter den Nonnen erzogen, die es fast anbissen vor Liebe und es mit Leckereien und Süßigkeiten fütterten. Bert-Bert wurde drei Jahrhunderte später durch die Nonnen von Nevers weniger verzogen. Es gehörte ein ausdrücklicher Befehl des Bischofs von Paris dazu, ehe die frommen Schwestern sich entschlossen, von dem jungen Wolfe sich zu trennen, der in diesem heiligen Schaffstalle wohl endlich gefährlich geworden wäre.

Keine von den Straßen, welche in die Vorstadt Poissonnière führen, ist über hundert Jahre alt. Die älteste ist die Straße Bergère, die den Namen Berger 1752 annahm.

Ein Banquier, Rougemont von Löwenberg, besaß in dieser Straße, wo die Geldmacht einige ihrer reichsten Comptoire hat, eine prächtige Wohnung. Der Garten daran erstreckte sich bis zur Vorstadt Montmartre. Jetzt ist das Grundstück für 4 Millionen von einer Gesellschaft angekauft worden, die eine neue Straße da anlegen läßt.

In dem Hause Nr. 2 wurde durch ein Decret von 1784 die königliche Gefangs- und Tanzschule eröffnet und zwar unter der Leitung Gosseck. Zwei Jahre darauf wurde eine Declamationschule beigelegt, und aus ihr ging z. B. Talma hervor. Im Jahre 1789, das für so viele Anstalten und Einrichtungen verderblich war, fiel auch diese aufblühende Schule. Zum Glück hatte ein Mann, Sarrelle,

den Gedanken, die Trümmer zusammenzuhalten. Fünfundvierzig Musiker der französischen Garde verbanden sich mit ihm und bildeten den Kern der Musik der Bürgergarde, welche am 14. Juli auf den Ruinen der Bastille errichtet wurde. Im Jahre 1792 erlangte er bei dem Stadtrathe die Bildung einer Musikkreischule. Aus dieser Schule gingen alle Instrumentisten der vierzehn Armeen hervor, die 1794 die Grenzen des Landes mit ihren republikanischen Bajonetten bedeckten. Im November dieses Jahres erhielt sie den Namen: Nationalinstitut der Musik, der zwei Jahre später mit dem andern: Conservatorium der Musik vertauscht wurde. Der Kaiser gab ihm die Einrichtung, die es größtentheils noch jetzt hat. Der jetzige Director ist Auber, der in diesem Amte Cherubini folgte.

Die Straße Richer, durch welche die Vorstadt Montmartre in ihrem mittlern Theile sich mit der Vorstadt Poissonnière verbindet, verdankt ihren Namen ebenfalls einem Geldmanne.

Nicht weit von dem Conservatorium der Musik, in einem geräumigen Hofe, steht ein prachtvoller Palast, in dem aber weder ein Prinz, noch ein Herzog oder Pair, noch ein Finanzmann wohnt, sondern ein sehr geschickter Mann, der seit zwanzig Jahren das Theater Gymnase leitet.

Die Straße Montholon verdankt ihren Namen einem Soldaten und die Straße Bleu einem reichen Kaufmanne.

Die Caserne Nouvelle France hatten schon 1772 die französischen Garden inne. Nachdem sie der Staat nach der Auflösung dieses Corps verkauft hatte, wurde das Gebäude zu Ende der Restauration von dem Kriegsminister zurückgekauft. Die Caserne hat einen so großen Hof, daß zwei Infanterie-Bataillone, die darin untergebracht sind, sich da in Schlachtordnung aufstellen können. Uebrigens ist sie durch nichts von andern Gebäuden dieser Art unterschieden, aber eine interessante Erinnerung knüpft sich daran, eine Erinnerung an zwei jener Männer, deren Name in den Kriegen der Republik und des Kaiserreichs großen Ruhm erlangt hat.

Der eine, am 24. Februar 1768 in Versailles geboren, mit dem sechzehnten Jahre Soldat bei den französischen Garden, mit dem fünfundzwanzigsten Obergeneral der Moselarmee, mit dem siebenundzwanzigsten Pacificator der Vendee, starb im neunundzwanzigsten als Obergeneral der Armee von der Sambre und Maas, am 2. September des Jahres V. der Republik.

Der andere, um vier Jahre jünger, machte sein Glück nicht minder schnell, stieg aber weit höher, und sein Glück schlug so tiefe Wurzeln, daß es bis jetzt

allen Stürmen widerstanden hat. Soldat 1780, Sergent 1789, nahm er thätigen und glänzenden Antheil an allen Kämpfen des republicanischen und kaiserlichen Frankreichs gegen das verbündete Europa bis zum polnischen Feldzuge. Den Fürst von Ponte-Corvo, der Marschall des Reiches 1804, sechs Jahre später von Karl XIII. adoptirt und zum Erbprinzen von Schweden und Norwegen erwählt, sah Frankreich erst in der Schlacht bei Leipzig wieder, aber — in den Reihen der Gegner. Der Feldzugsplan der Invasionsarmee war sein Werk. Er starb ruhig auf dem schwedischen Throne.

Hoche und Bernadotte, denn von diesen beiden sprechen wir, sind Sergenten in der Caserne Nouvelle France gewesen. Man zeigt noch das Stübchen, welches der letztere inne hatte; jetzt trinken da die Unteroffiziere.



Hoche und Bernadotte als Soldaten.

Die erste Gesellschaft, welche sich in Paris bildete, um die Stadt mit Gas zu erleuchten, kaufte den Palast von Franz von Neuschateau, zerstörte, um ihre Baue aufzuführen, alle Pflanzungen, den herrlichen Garten 2c. und ließ nur das eigentliche Haus stehen, das ein Krankenhaus wurde. Jener Franz von Neuschateau hieß, als er zur Welt kam, nur Franz; die Stadt Neuschateau adoptirte

ihn und er nahm aus Dankbarkeit den Namen derselben an. Es würde weniger Mühe kosten, das aufzuzählen, was er nicht that, als das, was er that. Er besaß einen gesunden, wenn auch nicht gerade glänzenden Verstand und wurde, weniger durch Veränderungslust, als durch das Zusammentreffen von Umständen, in die verschiedenartigsten Laufbahnen gedrängt. Immer aber ging er festen Fußes voran, ohne einen Fehltritt zu thun. Man sah ihn als Dichter, als Schriftsteller, als Juristen, als Staatsbeamten, als Gesetzgeber und Landmann. Nachdem er 1797 ein Departement verwaltet hatte, wurde er später Minister des Innern, dann Mitglied des Directoriums, Senator und unter dem Kaiserreiche Präsident des Senats. Der 9. Thermidor, der so viele unschuldige Köpfe rettete, rettete auch ihn vom Schaffot. Ihm verdankt man die Industrie-Ausstellungen. Das Lustspiel „Pamela,“ eine matte Nachahmung des Englischen, öffnete ihm die Pforten der französischen Academie. Sein bestes Werk war sein Leben.

Einige Schritte von dem Palaste Franz von Neufchateau wurde durch die Häfcher der Reactionspolizei von 1815 ein tapferer Soldat verhaftet, über den viele Thränen geweint worden sind, weil er jung und schön und weil er unter den Tapfern der Tapferste war. Sein edeles Blut vermischte sich mit dem Blute Ney's, Brune's, Marnets, Travots und so vieler andern und vernichtete in der öffentlichen Meinung die weiße Fahne vollends, die mit dem Auslande zurückgekommen war. Als er am 4. August 1815 vor ein Kriegsgericht gestellt wurde, verläugnete sich der Mann und der Soldat keinen Augenblick; man weiß, wie La-bédoyère gestorben ist. Er war neunundzwanzig Jahre alt.

Es ist dies nicht die einzige schmerzliche Erinnerung, welche die Vorstadt Boissonière weckt. Der 10. August, jener schreckliche Tag, der über das Schicksal der Monarchie entschied, hat hier eine lange Blutspur zurückgelassen. An diesem Tage wurde etwas oberhalb der Stelle, wo die Barrière ist, ein großes Loch gegraben und in dieses Loch warf man vier- bis fünfshundert Leichen, die man mit einigen Karren voll Erde bedeckte. Es waren die Schweizer Garden, die in den Höfen, auf den Treppen, an den Fenstern der Tuileries, selbst auf den Stufen des Thrones, bei der Vertheidigung des Königs Ludwigs XVI. muthig gefallen waren. Und sie fanden keine Thräne, nicht einmal eine königliche! Der Name „Loch der Schweizer“ ist jenem großen Grabe geblieben.

Die Vorstadt Boissonière hat eine ihr ganz eigenthümliche Pshylognomie. Alle Elemente, aus denen die Bevölkerung einer großen Stadt besteht, finden sich hier vereinigt. Sie beschäftigt sich nicht ausschließlich mit dem Handel, wie die

Vorstädte St. Denis und St. Martin; sie gehört nicht ausschließlich der Industrie an, wie die Vorstädte St. Antoine und St. Marceau; nicht der hohen Finanzwelt, wie die Chaussée d'Antin; nicht der jungen Aristocratie, wie die Vorstadt St. Honoré; nicht der alten Aristocratie, wie die Vorstadt St. Germain. Sie hat von allem dem etwas, und nur ein Element herrscht vor: der reiche Bürgerstand steht oben an. Sie ist ruhig, ohne traurig zu sein, lebhaft, ohne viel Geräusch zu machen. Man sieht das Leben in ihren Andern kreisen, aber ein Leben ohne Leidenschaften, ohne Stürme.

Um nichts zu vergessen, müssen wir auch die Fortsetzung der Strasse Poissonnière erwähnen, die Strasse Montorgueil, denn so lange es in Paris, in Frankreich, in Europa Gut- und Feinschmecker giebt, wird man auch von der Strasse Montorgueil sprechen, die fast ein Schlaraffenland ist. Man frühstückt hier bei Philipp, man speiset Mittags in dem Rocher de Cancale und iszt Austeren überall.

Ein besonderes Interesse endlich hat die Vorstadt Poissonnière für uns Deutsche, für die Freunde der deutschen Poesie, denn in dieser Vorstadt wohnt — Heinrich Heine.





Der Carrousel-Platz.

Der Carrousel-Platz ist der Verbindungsstrich zwischen dem Louvre und den Tuileries, zwischen der absoluten Monarchie und der constitutionellen Regierung. Ueber diesen Platz ist ganz Europa geschritten; auf diesen Pflastersteinen kann man in blutiger Schrift die ganze politische Geschichte Frankreichs seit Ludwig XIV. lesen. Und, gerechter Gott, welche Geschichte!

Früher war der weite Raum zwischen dem Louvre und den Tuileries eine kothige Wüste voll Löcher und Cloaken; man konnte wohl dahin gehen, wußte aber nie gewiß, ob man zurückkommen würde. Als Mademoiselle Montpensier zur Welt kam, verwandelte sich dieser Sumpf, wenn man einem Dichter jener Zeit glauben darf plötzlich in einen Blumengarten. Bis zum Jahre 1655 sah man allerdings da statt der Pflastersteine schöne Bäume

grüne Nasen und Blumen, und es gehörte der allmächtige Wille des großen Königs dazu, um die Natur in das Nichts zurückzuweisen. Ludwig XIV. wählte diesen Platz, um ihn zum Schauplatz eines der glänzenden Feste zu machen, welche seine Regierung begannen und von dessen Namen er Carrousel-Platz genannt wurde. Bei diesem Feste sah man den König selbst als Cäsar, aber in einer großen Perrücke; er leitete die „Quadrille der Römer“; Monsieur führte die Perser, der Prinz die Türken, der Herzog die Moskowiter und von Guise die Mauren an. Der ganze Hof nahm Theil an dieser königlichen Unterhaltung, die nur die Kleinigkeit von 1,200,000 Livres kostete. Während sich so der Hof auf Kosten des Volkes amüßte, sang das Volk Lieder auf den Hof und verspottete unbarmherzig die geschmacklose Pracht, die er bei dieser Gelegenheit entfaltete; es regnete von allen Seiten Flugschriften, Satyren und Epigramme; Niemand wurde verschont, nicht einmal der Platz.

In der Nacht vom 27. zum 28. Juli 1830 bivouakirte eine Anzahl Truppen auf dem Carrousel-Platz; man hatte hier und da Feuer angezündet; die Soldaten hatten sich auf ihre Tornister gelegt und warteten mit der heldenmüthigen Geduld, welche eine treue Truppe charakterisirt, daß die Stunde schlage, in der sie dem Tode entgegengehen sollten. Einige Offiziere der Schweizer und königlichen Garde sprachen untereinander und theilten einander ihre Empfindungen mit. Einer saß allein, abgesondert und in Gedanken versunken, aus denen er plötzlich durch ein lautes Lachen geweckt wurde. Wir lassen ihn selbst erzählen. Ich schlug die Augen auf, sagt er, und erblickte im Lichte des Mondes, der in diesem Augenblicke hinter dunkeln Wolken hervortrat, einen kleinen rothgekleideten Mann, der sich vertraulich neben mich gesetzt hatte. Ob ich gleich sein Gesicht nie gesehen hatte, so brauchte ich doch nicht zu fragen, wer er sei, da er die Uniform der Schweizer trug. Ich wendete mich rasch zu ihm und sagte.

„Sie wollten eine Unterhaltung anknüpfen? Ich weiß nichts; wenn Sie etwas wissen, so reden Sie.“

„Gern,“ antwortete der seltsame Mann; „die Nacht ist schön; im Lichte der Wachtfeuer tanzen alle seltsamen Gestalten; ich liebe das Phantastische, und der Platz, auf dem wir uns befinden, erinnert mich an mancherlei . . .“

„Ghe Sie anfangen, erlauben Sie, daß ich mir eine Cigarre anzünde . . .
— Rauchen Sie?“

„Niemals,“ antwortete er, aber als ich zu einem Wachtfeuer gehen

wollte, hielt er mich zurück und sagte: „Da ist Feuer.“ Während er dies sagte, rieb er rasch den Nagel seines rechten Daumens auf dem Steine, auf welchem wir saßen; ein bläuliches Flämmchen flackerte auf und als ich meine Cigarrre angezündet hatte, blies er mit völliger Gelassenheit seinen Daumen wieder aus, setzte sich auf der Steinbank bequem und begann:

„Es ist eine ganze Geschichte und eine seltsame Geschichte dazu; die größten Namen treffen mit den unbekanntesten da zusammen; das Königthum stößt an den Henker und die vornehme Dame reicht die Hand der Frau aus dem Volke. Es ist ein wahrer Höllensabbat, eine tolle Vermischung aller Classen, aller Charaktere, aller Einrichtungen, aller Verbrechen, aller Tugenden, aller Laster, jeder Art von Muth, jeder Art von Feigheit, die in dem schönen Frankreich von dem Ende des letzten Jahrhunderts an auf einander folgten. Dieser Platz da, den Ludwig XIV. einweihete, auf den der König des großen Jahrhunderts einen Fegen seines Purpurs geworfen hat, dieser Carrousel-Platz ist die Marmortafel, auf welcher man seit funfzig Jahren den Leichnam der alten französischen Monarchie anatomirt. Die Aufgabe ist schwierig und noch lange nicht gelöst.“

Das seltsame Geräusch, das das Lachen meines Nachbarn machte, veranlaßte mich nochmals, den Kopf umzuwenden; ich konnte sein Gesicht nicht sehen, aber seine Augen blitzten wie Sterne. Dann fuhr er fort:

„Ich, der ich das erzähle, habe Alles mit angesehen, bin bei Allem gewesen, bei Allem; der Carrousel-Platz hat für mich keine Geheimnisse. Hier in dem Palaste seiner Ahnen lebte Ludwig XVI., mit Gewalt von Versailles daher gebracht, als königlicher Gefangener. Wenn es Tag wäre, würde ich Ihnen die Thüre zeigen, die sich vor ihm schloß, als er herausgehen wollte. Durch dieselbe Thüre sind nach einander alle Gäste der Tuilleries hinein und wieder herausgegangen, bis auf einen, jenen, der die Gewalten bildet und vernichtet, der Kronen giebt und nimmt, der die Throne und die Schaffotte aufbaut; man nennt ihn Verrath.“

Ich sah hier 1793 die Carmagnole und 1814 die Farandole tanzen; ich hörte hier das Geschrei der Septembemörder und das Liebesgeflüster der Höflinge der Restauration. Hier verkündeten die Kanonen donnernd die Geburt des Königs von Rom und die des Herzogs von Bordeaux, die Siege des Kaisers und die Thaten des Herzogs von Angoulême. Viel Pulver für nichts und viel Lärm!“

Drei bis vier Schüsse fielen schnell nach einander nach dem Rathhause zu, dann wurde Alles wieder still.

„Wah!“ fuhr der Erzähler fort, „was ist diese Spielerei gegen die großen Aufstände von 1793!“

„Seltsamer Weise fand der französische so originelle und heitere Gesprit, der die wahre Nationalität des Landes ist, in dem demagogischen Drantreich nur ein armseliges Plätschen und flüchtete sich in den Schatten des Nationalconventes selbst. Es gab in der Straße Chartres einen Ballsaal, den man Winter-Bauhalla nannte und der der Sammelplatz der rothen und grauen Mousquetaires, der Orifetten des Palais Royal und der ganzen lebendlustigen Jugend war, die sich durch die Bacchanalien von 1778 zu den Saturnalien von 1793 vorbereitete. Hier, in diesem bevorzugten Raume des Vergnügens und der Galanterie pflanzte das Baudeville seine Fahne auf. Die Einweihung dieses Theaters geschah am 12. Januar 1792.

In der Revolutionsperiode hatte das Baudeville fortwährende Kämpfe zu bestehen nicht bloß gegen das Pfeifen des Parterre, sondern auch gegen die Anforderungen der Gewalt. In jener glücklichen Zeit der Freiheit konnte Einer eines Liebes wegen seinen Kopf verlieren; man hatte zwar die Bastille gestürzt, aber aus den Trümmern derselben zahlreiche Schaffotte aufgebaut.

Zur Zeit des Prozeßes der Königin Marie Antoinette ließen drei Baudevillisten, Barri, Radel und Desfontaines, ein Stück, „Die keusche Susanna“, aufführen. Die ersten Scenen gingen hin, in dem Augenblicke aber, als der Richter zu den beiden Alten, welche Susanna beschuldigen, sagte: „Ihr seid ihre Ankläger, könnt also ihre Richter nicht sein“, glaubte das Publikum in diesem edeln Gedanken eine Anspielung auf den Prozeß zu sehen, der Alle beschäftigte. Von allen Seiten erhob sich Beifallsjubel und Pfeifen; der Tumult wurde so arg, daß man den Saal räumen ließ und die Verfasser, die am nächsten Tage verhaftet wurden, konnten hinter den Riegeln des Gefängnisses über die Gefahr der Anspielung nachdenken.

Gleichwohl hat das Baudeville zu jeder Zeit eben nur davon gelebt. An einem gewissen Abende erfuhr man, als eben der Vorhang aufgezogen wurde, daß Bonaparte den Frieden von Amiens ratificirt habe, und der Schauspieler Laporte sang unter dem Donner der Kanonen auf dem Carrousel-Platz ein improvisirtes Liedchen. Der Kaiser erinnerte sich später dieser Artigkeit und belohnte das Bau-

deville in der Person des Directors dadurch, daß er ihn mit den Besten der Gesellschaft zu dem großen militairischen Feste im Lager zu Boulogne einlud. Der Vaudevilledichter Barré feierte damals die Siege Napoleons. Der Kaiser bezahlte die Reisekosten und gab jedem der Verfasser, deren Lieder er belacht hatte, einen Jahresgehalt von 3000 Francs. Dadurch war das Vaudeville ganz für den Macht-haber gewonnen.

Als zum Jahre 1814 blieb es dieser Richtung treu, aber bei dem ersten Gerüchte von der Invasion schloß sich das Vaudeville den Uebri-gen an.

Als am 18. Juli 1836 der Saal in der Straße Chartres abbrannte, erhob er sich nicht wieder aus seinen Trümmern, aber das Vaudeville lebte noch. Es hat seine Narrenschellen an einen andern Ort versetzt; die Könige schwinden, die Regierungen folgen aufeinander, die Theater brennen ab oder stürzen ein, nur der Geist stirbt nie und mit Geist läßt sich in Frankreich Alles retten.

Aber da haben wir Jorn und Leidenschaft. Das Volk der Vorstädte stürzt sich auf den Carrousel = Platz, erklettert die Fenster, zerschlägt die Thüren und bringt in die Wohnung des Königs ungestüm ein wie ein Wildbach. Man kann sich denken, wie die königliche Familie verzweiflungsvoll in den langen Galerien des Palastes hinlief, die Königin mit aufgeldsetem Haar, Madame Elisabeth halb ohnmächtig und der kleine Dauphin weinend. Man sieht da ein sentimentales Bild, eine bürgerliche Angst, während damals die Sentimentalität verschwunden und der Heldennuth an der Tagesordnung war. Der Tod war damals die feierlichste Handlung des Lebens und jeder suchte eine Ehre darin, gut zu sterben. Ich habe alles dies gesehen. Sechs Stunden lang, so lange dauerte die schreckliche Prozes-sion, stand die Königin hinter der Conseil = Tafel, ihre Tochter saß neben ihr und der Dauphin auf der Tafel vor seiner Mutter, die ihn an ihr Herz drückte, gleichsam um ihn zu schirmen. Die Damen Lamballe, Tarente und Tourzel standen hinter dem Stuhle der Königin, vor welcher die gräßlichsten Bilder vorüber zo-gen. Ein Mann nahm, als er in die Nähe des Dauphins kam, seine rothe Mütze ab und setzte sie dem Urenkel des heiligen Ludwig auf; das arme Kind lachte und spielte mit der großen Mütze. Es war ein seltsamer Contrast. Selbst Santerre blieb bei diesem Anblicke stehen, that als wische er sich seine Stirn ab und rief mit seiner Sentorstimme: „Nehmt dem Kinde die Mütze; seht Ihr nicht, daß sie es erstickt?“ Dieser Tag heißt der 20. Juni und von da an gab es kein Königthum mehr.



Denkmal Marats.

Von diesem Augenblicke überstürzen sich die Ereignisse . . . An einem Tage wird das Schaffot auf dem Carrousel-Platz aufgebaut, am nächsten errichtet man auf dem noch blutbefleckten Platz ein Trauermemorial für Marat. Ich habe dieses Denkmal gesehen; es war der empörendste Schmutz, den man sehen konnte; man denke sich eine Art Nische, in welcher man unter einander eine Menge alter Dinge aufgehäuft hatte, eine wahre Trödelbude, die Badewanne Marats, die Lampe Marats, das Schreibzeug Marats und die Büste Marats, das Ganze untermischt mit Emblemen, Aufschriften und Devisen. Man hätte darüber lachen können, wenn es nicht Ekel erregt hätte.

Ich würde nicht fertig werden, wollte ich Alles schildern und alle Gestalten heraufbeschwören, welche die Revolution hier auf der Stelle vorübergeführt hat, wo wir sitzen. Wozu aber? Das Leben ist ein Kreis und die Menschheit gleicht dem Schulpferde, das immer in einem gewissen Kreise umherläuft, immer vorwärts geht und doch nie ankommt, und täglich seinen Kreislauf wiederholt, ohne an den vorhergegangenen Tag zu denken, oder für den nächsten zu sorgen.“

Bei diesen Worten entfernte sich der Geheimmüßvolle und ich habe ihn nie wieder gesehen . . . Meine Cameraden meinten, es sei das bekannte rothe Männchen gewesen, welches mehrmals Napoleon erschien.

Aber weiter! Die Revolution von 1789 ist nur ein Kapitel zu der Geschichte des Carroufel-Platzes, das blutigste vielleicht, aber nicht das merkwürdigste. Der letzte Akt der großen politischen Comödie war die Installirung Bonaparte's in den Tuilerien, ein Schritt nach dem Königthume hin, der erste und der größte von allen. Zwischen dem Luxemburg und den Tuilerien lag ein Abgrund und Bonaparte überschritt ihn auf der Brücke, die er sich aus seinen Collegен Cambacères und Lebrun machte; durch eine sturreiche List nahm er dem alten Königpalaste den Namen; die Tuilerien wurden die Regierung genannt. Zwei Baumeister erhielten den Auftrag, ihn auszuschnücken, und unter dem Vorwande der Reinigung entfernte man alle anarchischen Embleme, alle aufrührerischen Sprüche, alle revolutionären Devisen, mit denen die Wände bedeckt waren. Man strich die Freiheit an, wie man die Lilien abgekratzt hatte. Von 1792 an hatte der Nationalconvent seine Sitzungen in den Tuilerien; die Republik hatte sich an den Wänden abgefärbt, man strich mit dem Schwamme über diese Erinnerungen und der erste Consul trat allein in den Palast Ludwigs XIV. wie ein Sohn in die Wohnung seiner Ahnen.

Dieser Tag war ein Festtag für den Carroufel-Platz. Bonaparte, der sich des 10. Augusts erinnerte, hatte das Schloß isoliren lassen; der Platz wurde von den Häusern geräumt, die ihn umgaben und Alles war bereit; Frankreich erwartete einen Herrn. Mit einem Male erhob sich ein gewaltiger Lärm; die Trommeln wirbelten, das Volk klatschte Beifall, die Kanonen donnerten und Napoleon erschien in offenem Wagen mit sechs Pferden, umgeben von einem glänzenden Stabe. Auf dem Carroufel-Platz hielt der Wagen an. Der erste Consul stieg aus, schwang sich aufs Pferd und weihete vor den Blicken eines ganzen berauschten Volkes jenes Hütchen ein, das so berühmt und beliebt geworden ist. Die zerfetzten Fahnen des 96., 43. und 30. Regiments zogen vor dem jungen Führer vorüber. Bonaparte entblößte sein Haupt und verbeugte sich; die Armee durchzuckte es elektrisch und das Volk jubelte. In diesem Augenblicke war der Befieger Aegyptens groß wie die Pyramiden, von denen herab vierzig Jahrhunderte auf seine Thaten geschaut hatten; in diesem Augenblicke verschwand Alles vor ihm; er hatte den Fuß auf die erste Stufe des Thrones gesetzt; er hatte das Zimmer Ludwigs XVI. und das Cabinet Ludwigs XIV. eingenommen; schon befand sich Josephine in den Ap-

partements der Königin und am nächsten Tage sollte die neue Souverainin dieuldigungen des diplomatischen Corps mit jener Grazie und Anzuehmungen annehmen, welche das wahre Königthum eines Weibes sind.

Das Jahr, das sich so eröffnete, verging wie ein Feentraum unter Siegen der französischen Waffen; jeder Kanonenschuß, der in Europa fiel, fand ein Echo auf dem Carrousel-Platze. Der italienische Feldzug begann jene Reihe von Siegen, welche die Welt in Erstaunen setzen sollten. Auf dem Gipfel der Macht und des Ruhmes hatte Napoleon nichts mehr zu fürchten und gerade in diesem Augenblicke wollte man ihn stürzen. Am 24. December begab sich Napoleon aus den Tuileries in die Oper. Josephine war vorausgefahren und erwartete ihn; es verging eine Stunde und der erste Consul kam nicht; schon liefen besorgliche Gerüchte durch die Gruppen im Parterre. Endlich erschien er; sein Gesicht verrieth keine Spur von Aufregung, nur etwas bleicher war er als gewöhnlich; von allen Seiten brach bei seinem Anblicke begeisterter Applaus aus; er lächelte, er grüßte und das Schauspiel begann. Dieser ruhige, lächelnde Mann war fünf Minuten vorher einem sichern Tode entgangen. Es war ein entsetzliches Complot gegen ihn angezettelt; ein quer über die Straße St. Nicaise, zwei Schritte von dem Carrousel-Platze gezogener Karren sollte ihm den Weg versperren; ein mit eisernen Reifen belegtes und mit Kugeln gefülltes Pulverfaß war da aufgestellt, daß, wenn nicht ein Wunder geschah, Bonaparte mit Wagen und Pferden zermalmt werden mußte. Es geschah aber nichts, das Wunder erfolgte und der Retter des Landes wurde durch seinen Kutscher gerettet. Der Lorbeer schützt vor dem Blitze, diesmal schützte die Rebe den Lorbeer. Der Kutscher des ersten Consuls war betrunken und fuhr so toll, daß, als die Höllemaschine losging, Napoleon schon weit fort war und die Explosion kein anderes Resultat hatte, als daß sie die Erfüllung seines Wunsches beschleunigte. Als erster Consul war er ausgefahren, als Kaiser kam er zurück, es handelte sich nur noch um die Form; die Stunde der Krönung nähete . . . Pius VII. konnte die Krone dem nicht verweigern, welcher ihm die Tiara gegeben hatte und ganz Paris wohnte dem imposanten Schauspiele eines kleinen Soldaten bei, den sein Genie so hoch erhoben hatte, daß der Papst ihm, ohne sich zu hücken, die Krone auf das Haupt setzen konnte.

Der Aufenthalt des Papstes, die Scheidung des Kaisers, die Vermählung der Erzherzogin Marie Louise und die Geburt des Königs von Rom gehören der Geschichte des Carrousel-Platzes an, sind aber nur unbedeutende Episoden derselben.

Am 31. März 1814 war das Kaiserreich nicht mehr, die Restauration begann, die weiße Fahne wehte und die provisorische Regierung, an deren Spitze Talleyrand stand, befand sich in den Tuileries. Am 13. April hielt der Graf von Artois seinen Einzug.

Seit 1793 war in den Tuileries nichts zu lachen gesagt worden und die Restauration wurde deshalb freudig begrüßt, aber die Restauration währte nicht länger als der Werth eines Epigramms. „Ludwig XVIII. hatte nur in dem Bette Napoleons geschlafen“ und Napoleon fand also sein Bett noch bereit, als er wieder kam. Die dreifarbige Fahne erhob sich nochmals, die Emigranten wurden durch die Soldaten verdrängt, die Rakete der hundert Tage stieg empor, glänzte, erlosch und am 8. Juli 1815 nahm Ludwig XVIII. von neuem Besitz von jenem Bette, um das so sehr gestritten wurde.

Damals sah man zum erstenmale die Bivouacs der Kosaken und die Kanonen der Feinde auf dem Carrousel-Platze und unter den Augen Ludwigs XVIII. den Triumphbogen entweihen, den Napoleon als erster Consul begonnen hatte. Das Volk schien vom Schwindel ergriffen zu sein; Alles, was sich dem Carrousel-Platze und den Tuileries näherte, verlor alsbald den Verstand; die größten Damen tanzten unter den Fenstern des Schlosses mit dem Böbel die Farandole; Mütter, Frauen und Töchter gaben sich den Fremden hin; die Männer waren ohne Muth, die Frauen ohne Scham.

Wir stehen nun bei einer schwierigen Zeit, wo die Geschichte des Carrousel-Platzes so mit der Geschichte der Restauration verschmilzt, daß man ein Buch schreiben müßte, wenn man die Ereignisse nur leicht hin berühren wollte, und wir haben nur einige Zeilen zu geben. Wir gehen schnell über die ersten Jahre der Regierung Ludwigs XVIII., der Jahre der Unruhen, Complotte und Aufstände, hin, erwähnen nur der Unruhen vom 4. Juni 1820, der Geburt des Herzogs von Bordeaux, und eilen zu dem Tode des allerchristlichsten Königs, der am 16. September 1824 erfolgte. Sein Leichnam blieb zwei Tage in dem Thronsaale der Tuileries ausgestellt und das Volk drängte sich dahin.

Karl X. bestieg den Thron, aber ehe der Carrousel-Platz seine Anwesenheit bemerkte, war er schon wieder herabgestiegen. Die Julitage dienen uns als Uebergang von dem ältern Zweige der Bourbons zu dem jüngern. Vier und zwanzig Stunden lang war das Volk Herr in den Tuileries; es konnte sich in aller Bequemlichkeit auf dem Sammet des Thrones wälzen und mit den Fäden des Purpurs der Monarchie Majestät spielen; aber am nächsten Tage hatte das Volk

wieder einen Herrn. Seitdem hat der Carrousel-Platz hauptsächlich zwei Ereignisse gesehen und mit ihnen schließen wir.

Das erste, der Jahrzahl nach natürlich, ist der Tod des Herrn von Tal-lehrand.

Das zweite der Ereignisse, von denen wir sprechen, halten wir für bedeutender und auch für schmerzlicher, wir meinen den Tod des Herzogs von Orleans, der Zukunft der Julidynastie. Als der Herzog den Tod Armand Carrel's, jenes aufgeklärten Chefs der liberalen Partei erfuhr, soll er ausgerufen haben: „Das ist ein Unglück für alle!“ Bei dem Tode des Herzogs war, was selten vorkommt, Jedermann derselben Meinung.





Die Straße Barenne.

Die Straße Barenne beginnt bei der Rue du Bac, in der Nähe jenes schlammigen Baches, den die Frau von Staël dem Schatten von Coppet vorzog, und erstreckt sich bis zu den Invaliden. Sie hat viele merkwürdige Männer gesehen. Der Herr von Semonville wohnte da; die schöne Herzogin von Montebello war seine Nachbarin und nicht weit davon haufete der Asmodi unserer Zeit, der Herr von Lalleprand.

Sie wurde in der Kindheit Ludwigs XIV. angelegt und zumeist von den Höflingen dieses Fürsten gebaut, so daß sie eben so wohl an die Großthaten und Galanterien des sogenannten „großen Jahrhunderts“, wie an die Siege der Regierung Napoleons erinnert; hier steht der Palast Rohan, der Palast Drsey und die ehemalige Wohnung jener Frau von Monaco, um die sich Ludwig und der kühne Lauzun bewarben. Einer

der Günstlinge Philipps von Orleans, ein Broglie, vertrat da die Regentschaft, ein Biron die Zeit Ludwigs XV.; auch findet man da den Palast des Herzogs von Castries, jenes Ministers Ludwigs XVI. Endlich ist noch eine Wohnung zu erwähnen, die einen in der französischen Literatur berühmten Namen trägt, der auch der Geschichte nicht fremd ist, den Namen Larochefoucauld. Die Frau von Lafayette, deren Freund der Verfasser der „Maximen“ war, und die Frau von Sevigné, die ihn fast jeden Tag sah, haben uns die treuesten Portraits von ihm hinterlassen. Die letztere namentlich hat uns in ihren Briefen in das häusliche Leben dieses tu-



Larochefoucauld.

gendhaften Mannes eingeweiht, der nicht an die Tugend glaubte. Auch der Cardinal von Richieu spricht in seinen Denkwürdigkeiten viel von ihm und sagt, Larochefoucauld sei nie ein guter Parteimann gewesen, ob er gleich sein ganzes Lebenlang in Parteien war, er sei kein Krieger gewesen, wenn auch ein guter Soldat; sein Ehrgeiz habe immer darin bestanden, aus den politischen Angelegenheiten herauszukommen; er sei am wenigsten Hofmann, aber der artigste und redlichste Mann seiner Zeit gewesen.

Diese Lobsprüche sind nicht gering, besonders wenn man bedenkt, daß Reg lange Herr von Larochevoucauld für seinen Feind hielt; aber der Zorn des Cardinals kümmerte den Verfasser der „Maximen“ wenig, der, geliebt von der Frau von Longueville, feck erklärte, „um zwei schönen Augen zu gefallen, habe er Krieg gegen die Könige geführt und würde Krieg gegen die Götter geführt haben.“

Ein Nachkomme dieses Larochevoucauld, der Herzog von Doubeauville, hat, wie er erklärt, sich an ein Fenster seines berühmten Palastes gestellt, da, statt sich eine todte Gemäldegalerie zu kaufen, lebende Personen, die er in der Straße vorüberkommen sah, geschilbert, und sich so eine Galerie berühmter Männer unserer Zeit geschaffen. Aus dieser Galerie theilen wir einige Portraits mit.

In diesem Augenblicke, sagt er, stelle ich mir vor, unter den Fenstern meines Hauses in der Straße Varenne Leute vorübergehen oder vorüberfahren zu sehen, die in der Pariser Welt eine wichtige Rolle gespielt haben oder noch spielen. Suerst erblicke ich einen Dichter; er ist wahrscheinlich auf dem Wege nach der Deputirtenkammer und heißt Lamartine.

Er ist ein Mann von schlankem, zierlichem Wuchse mit stolzem, bisweilen ironischem Blicke, vertraut seiner eigenen Kraft, hat eine hohe, gerechte Meinung von sich selbst, und steht deshalb mit Bedauern auf seines Gleichen.

Er ist ein Mann, der träumt, ein mehr melancholischer als großer Denker, ein erhabener Dichter, der dem Publicum Poesien ins Gesicht wirft, ohne sich die Mühe zu geben, sie noch einmal durchzulesen, der die Arbeit verschmäh't und deshalb bisweilen seine Ueberlegenheit an einer gefährlichen Leichtfertigkeit scheitern sieht.

Lamartine, der erste Dichter des jetzigen Frankreich, vernachlässigt die Poesie über der Politik, und seine Reden besitzen eine Beredsamkeit, welche die Hörer entzückt, sie aber nicht immer dem Redner nachzieht.

Lamartine, der unwillkürlich und vor allem Dichter ist, hat Schwung und edele Gedanken, weiß aber nicht auf festem Boden Fuß zu fassen; er schreitet mit edeler Kraft voran, ohne die Folgen seiner Schritte vorher bedacht zu haben, und bleibt dann plötzlich stehen, wie verwundert, daß er gegangen; diejenigen, welche sich geneigt fühlten, ihm zu folgen, bleiben dann ebenfalls stehen, weil sie Niemanden mehr haben, der ihnen vorangeht und sie leitet.

Nichts ist fest und dauernd in dieser poetischen Phantastie; der Dichter, der ohne Leidenschaft leidenschaftlich, ohne Prahlerei stolz, ohne Selbstsucht ehrgeizig ist, sehnt sich nach Ruhm und will um jeden Preis die Welt mit sei-



Sarmatine.

ner Person beschäfstigen; oftmals verirrt er sich in der eiteln Improvisation eines edeln Herzens.

Dieser erhabene Geist irrt, von den Winden gewiegt, im Raume umher, stüÙt sich aber auf nichts Reelles; er denkt nicht, er träumt.

Er will gefallen, verführen, fortreiÙen, überzeugen, aber er kann nicht ausbauern. Die Ausdauer muß einen Zweck haben; bei Lamartine ist nichts entschieden, steht nichts fest. Er will als ganz ungewöhlicher Mensch Niemandem angehören und gehört auch wirklich keinem Systeme an; sein Glaube und seine Gesinnung hat nichts Positives. Wie er ohne Zweck geht, so schreitet er ohne Resultat weiter; er ist keine Sonne, die zu gleicher Zeit erleuchtet und befruchtet, sondern ein Meteor, das glänzt und verschwindet.

Wenn man zu ihm kommt, wundert man sich über die gute Einrichtung seiner Besitzungen und über die Ordnung, die in seinem Hause herrscht; wenn man aber mit ihm über sein beträchtliches Vermögen spricht, lächelt er vielleicht; da er im Wohlthun verschwenderisch ist, wird er seine Verlegenheit gestehen müssen.

Lamartine liebt die Erfolge, ohne sie zu suchen, er liebt die Schmeichelei, ohne ihr zu danken, und die Beuhrung, ohne ihr zu antworten.

Alles, was man ihm bietet, nimmt er an wie eine Schuld, die man ihm zahlt.

u

Er ist umgänglich, gutherzig, einfach und würdevoll in seinem Benehmen, regt aber durch seinen Stolz oft den Unwillen auf, während er zu andern Zeiten durch seine Gemüthlichkeit entzückt. Er hört bei Discussionen sich selbst reden, ohne auf die Antworten der andern zu achten, die er vielleicht kaum gehört hat.

Wenn er den Andern nicht überzeugt hat, lacht er ihn aus und geht plötzlich zu etwas anderm über. Obwohl er leicht fortzureiÙen, ist es doch fast unmöglich, ihn zu überreden. Er liebt die Pferde, die Hunde, Gesellschaften, die Einsamkeit, Paris, das Land, die Stadt, die Vergnügungen und die Rednerbühne.

Sein Gespräch ist heiter, leicht, tief, reizend. Lamartine, der über tausend Contraste verfügt, versteht unaufhörlich zu gefallen und in Staunen zu versetzen; aber trotz seinen außerordentlichen Eigenschaften fühlt man oft schmerzliches Bedauern, wenn man so oft getäuscht wird.

Er ist ein erhabener Dichter, aber welche Lücken finden sich in seinen

Poeslen, welche Unregelmäßigkeiten, welche Zerstretheit, welche Lücken, selbst welche Mittelmäßigkeit!

Er ist ein ausgezeichnete Schriftsteller, aber es fehlt seiner Beredtbarkeit ein Ziel; er ist ein Staatsmann und hat keine Ideen; er ist ein Freund des Studierzimmers und giebt sich zu viel der Gesellschaft hin, und als Gesellschaftsmensch verachtet er die Welt zu sehr, um sie zu verstehen und noch weniger, um sie zu schonen; wie ein oberflächlicher Geist verliert er sich in eiteln Theorien, ohne die Sachen und Menschen genug zu studiren.

Man liebt ihn unwillkürlich, fast gegen seinen Willen, aber wenn man ihn auch bewundert, bleibt doch ein schmerzlicher Gedanke zurück. Er entzückt uns, erregt unser Erstaunen, und doch beklagt man ihn.

Sein dünnes, ergrautes Haar, bleiche Farbe und verführte Züge zeugen deutlich genug von der Arbeit, von der Unruhe und dem Ehrgeize; aber die Eleganz seiner Haltung, sein nobeles Wesen, seine feine Kleidung, die WeiÙe seiner Zähne, die er gern zeigt, beweisen auch, daß Lamartine noch keiner Art von Ansprüchen entsagt hat.

Lamartine kennt, um es kurz zu sagen, weder sich selbst recht, noch seines Gleichen, wird von seiner Phantasie fortgerissen und gehorcht mehr Eindrücken als Grundsätzen, und während jede Partei nach der Ehre seiner thätigen Mitwirkung strebt, will er keiner angehören und völlig unabhängig bleiben.

So ist mir Lamartine erschienen; ich habe ihn oft belauscht und dabei dies Portrait von ihm entworfen, ohne daß er es ahnete.

BegrüÙen wir nun eine traurige und gefährliche Celebrität, Herrn von Talleyrand.

Talleyrand beging, als er in das Ministerium trat, einen großen Fehler in seinem Interesse und besonders in dem Interesse Frankreichs; er wollte ihm, ohne es zu Rathe zu ziehen, im Namen Ludwigs XVIII. eine Constitution aufnöthigen, als ob eine Nation bei der Abwägung ihrer Gewalten für nichts gerechnet werden könnte oder dürfte.

Talleyrand, der über den Willen seines Gebieters verfügte, in den Cabinetten Europas jenen Einfluß hatte, den eine große Geschäftübung und Intriguengewohnheit giebt, der eine Art Geist besaß, welcher mehr versprach als hielt, einen Schein von Ueberlegenheit, der imponirte, eine große Verstellungskunst, eine Kaltblütigkeit, die es ihm gestattete, immer zu hören und erst ganz



Dalleyrand

zuletzt zu sprechen, große Schlaueit, eben so viel Mißachtung der Menschen als Gleichgiltigkeit gegen die Urtheile derselben;

Talleyrand, der besonders die Macht jener verführerischen Fähigkeit kannte, welche Schwierigkeiten hinwegräumt, konnte Frankreich große Dienste leisten; er konnte Männer, die an die Neue glaubten, die aber die Religion, den König und die Legitimität wollten, für die Vergangenheit nachsichtig machen.

Talleyrand war, vertraut mit den Männern aller Parteien, durch die Revolution geschritten; umgeben von Intrigants, die sein Vertrauen besaßen, hatte er weder den Willen noch den Muth, mit ihnen zu brechen, um sich mit Hingebenden und Getreuen zu umgeben; das war sein erster Fehler.

Die Macht war sein Ziel und er berechnete immer nur die Mittel, sie zu erlangen oder sie wieder zu erlangen, nachdem er sie verloren hatte. Er wird immer das Haupt derjenigen gefährlichen Schule bleiben, die Alles durch die Nothwendigkeit oder durch die Resultate, die sie erhält, zu rechtfertigen glaubt.

Niemals wußte Jemand die Umstände besser zu benutzen, um sich die Ereignisse zum Verdienste anrechnen zu lassen.

Nachdem er scheinbar der Restauration gedient, sie aber eigentlich gefesselt hatte, verließ er sie, als er sah, daß sie das Joch abschütteln wollte, und der Thron ist ihm weit mehr Verbindlichkeiten schuldig, als der ältere Prinz der Bourbons, dem er, meiner Meinung nach und aus Haß gegen Napoleon, im Jahre 1815 nützlicher war als 1814.

Talleyrand improvisirte oft glückliche und geistreiche Aussprüche, die er bei seiner gewöhnlichen Schweigsamkeit vorzubereiten Zeit hatte.

Wir wollen aber auch, und zwar so grazids als möglich, die Frau Herzogin von Dino, die Nichte Talleyrands, begrüßen.

Diese Frau, die sich eben so sehr durch ihren Charakter als durch ihre Kenntnisse auszeichnet, ist ein wahrhaft seltener Mann.

Ihr Geist vermag die höchsten Entwürfe und die tiefsten Gedanken zu fassen. Er begreift und versteht Alles und ist der Politik eben so wenig fremd als den Wissenschaften. Die Frau von Dino hat unermesslich viel gelesen und Alles behalten; sie spricht vier bis fünf Sprachen.

Ihre Unterhaltung ist anspruchlos, leicht, ungezwungen und höchst interessant; sie schreibt aber auch eben so gut, als sie spricht. Als rechter Arm eines alten Mannes, für den sie sich vollständig aufopferte, wußte sie ihre

eigene Bedeutung, wie ihren persönlichen Ehrgeiz, zu verheimlichen; ihr Leben ist, so zu sagen, mit dem Leben der Andern verschmolzen.

Sie spricht mit Anmuth und versteht zu rechter Zeit zu schweigen; sie steht mit Jedermann gut, weil sie es mit Niemandem verderben mag; diejenigen, welche sie tadeln, fühlen sich durch ihre Gegenwart entwaſſnet.

Ihr Charakter ist groß und edel. Zwar weiß ich nicht, ob ihre Nachsicht gegen Andere mehr oder minder berechnet ist, aber man kennt kein böswilliges Wort von ihr und ihre Gefälligkeit ist unbegrenzt.

Die Herzogin von Dino würde ohne die unglaubliche Selbstbeherrschung Mühe haben, die Stärke ihrer Eindrücke zu verheimlichen.

Sie ist zierlich gewachsen und voll Grazie; ihre Zähne sind blendend weiß; ihr Gesicht ist ausdrucksvoll; ihr Teint verräth die Südländerin und ihre Züge verkünden Seelenstärke und Leidenschaft.

Niemals schmückten größere und ausdrucksvollere Augen ein Frauengesicht; sie haben etwas Liebkosendes und einen wahrhaft magnetischen Ausdruck.

Die Frau von Dino befand sich mehrmals in schwierigen Stellungen, aber sie verstand es immer, sich mit Geist herauszuziehen.

Da sie in vertrautem Umgange mit einem der geistreichsten Männer seiner Zeit lebte, so benutzte sie geistvoll eine Schule, die nicht ohne Gefahr war.

Diejenigen, welche in nähere Berührung mit der Frau von Dino gekommen sind, sprechen vielleicht mit mehr Wärme von ihr; ich bin hier ein ziemlich schlechter Maler, wollte aber auch nur eine einfache Skizze von einer der ausgezeichnetsten Frauen entwerfen, die ich kenne.

— Der ganz kleine, winzige, ziemlich häßliche, blatternarbige Mann mit dem sehr ausdrucksvollen Gesichte, der eben vorübergeht, ist Herr von Villèle.

Seine kleinen, durchbohrenden, feurigen Augen dringen bis in die Seele dessen, den sie anblicken, und verrathen eben so viel Mißtrauen als Neugierde.

Er ist in der Gesellschaft nicht abgeschliffen, sogar etwas linksch, aber wenn er schweigt, betrachtet Alles ihn unwillkürlich, und wenn er spricht, wird er unwiderstehlich.

Er stammt vom Ufer der Garonne und man hat ihm seine Herkunft oft zum Vorwurfe gemacht. Sein Verstand ist überlegen; er besitzt aber auch Schlaueit, Mäßigung, Weisheit, eine unererschütterliche Geduld, eine unwübbliche Ausdauer bei einer anscheinenden Beweglichkeit der Gedanken, einen

merkwürdigen Ueberblick in den Geschäften, die sie ihm augenblicklich im rechten Gesichtspunkte zeigen, und eine Frische der Ansichten, die er selbst bei den ermüdendsten Arbeiten bewahrt.

Seine Logik ist scharf; er geht gerade auf das Ziel los, ohne sich bei Einzelheiten aufzuhalten.

Er fühlt lebhaft, was ihn persönlich berührt, und weiß sich deshalb zu verstellen.



v. Willele.

Er stellt sich gutmüthig und gemüthlich, thut, als wenn er mit offenen Karten spiele, und wenn man von ihm scheidet, fragt man sich unwillkürlich: wer ist der Betrogene?

Da er keine besondere Mühe darauf verwendet, seine Freunde sich zu erhalten, so legt er auf die Menschen keinen großen Werth und schenkt ihnen im Allgemeinen wenig Vertrauen.

Er versäumt, seine Feinde niederzuwerfen, wie er sie nicht zu gewinnen sucht. Mit der Sache des Augenblicks beschäftigt, scheint er nicht immer an die Zukunft zu denken; er vernachlässiget die Details und glaubt oft eine Schwierigkeit zu vermeiden, wenn er ihre Lösung hinauschiebt.

„Wer warten kann, erreicht Alles.“ Diesen Ausspruch führt er immer im Munde und er ist sein Wahlspruch; in Geschäften ist aber die Rechtzeitigkeit die Hauptsache.

Billaë hat große Tugenden und kleine Fehler.

Er liebt die Macht, thut aber nichts, um sie zu erlangen, und wenn er sie besitzt, beschäftigt er sich vielleicht zu wenig damit, sie auf feste Grundlagen zu bauen.

Er rechnet zu viel auf seinen Glückstern und auf sich selbst, und verläßt die Hindernisse zu beseitigen, welche sich dem Guten entgegenstellen, daß er thun will.

Ob er gleich unumschränkter Herr sein will, prägt er doch nicht immer den Andern seinen Willen ein und vertraut Niemandem seine geheimen Gedanken an.

Er ist so mißtrauisch, daß er selbst die in Verdacht hat, die ihm am ergebensten sind.

Man überredet ihn nicht leicht, kann ihn aber durch Kleinigkeiten mit fortziehen.

Er gesteht nicht gern, daß er sich geirrt hat, größt aber auch nicht lange; er meint, die Menschen wären es nicht werth.

Da er an Auskunftsmitteln unerschöpflich ist, so verzweifelt er niemals, und wenn es auch scheint, als habe er seine Pläne oder Ideen aufgegeben, so kommt er doch bald unter einer andern Form darauf zurück.

Er ist sehr schwer kennen zu lernen, und man hat ihn vielleicht zu sehr gerühmt, ohne ihn genug zu schätzen.

Ich glaube, ihn mit der größten Unparteilichkeit beurtheilt zu haben.

Niemals bewies ein Minister eine edelere und größere Uneigennützigkeit.

Corbrière, der ehemalige Colleague Billaë's im Ministerium, ist ungefähr von der Größe Billaë's, stärker und minder nervös; er hat eine große, kahle Stirn, ein kleines Gesicht und geistvolle Augen.

Obgleich im Grunde ein guter Mensch, ist er barsch und rücksichtslos, aber auch der Liebe und selbst der Empfindsamkeit fähig.

Er kennt die Welt wenig oder gar nicht, lacht über sie und läßt sich durch keine Rücksicht abhalten; dabei ist er schlau, empfindlich, mißtrauisch, kenntnißreich und originell.

Er ist eigensinnig und hartköpfig, wie ein ächter Bretoner, und liebt

die Charte nicht; er verabscheut die Kammern, die ihm hinderlich waren und ihn ermüdeten; er that wenig, wollte aber auch nicht, daß Andere etwas für ihn thäten. Auf den König hatte er gleich im Anfange großen Einfluß durch seinen Kenntnißreichthum und durch den scherzhaften Ton gewonnen, in welchem er erzählte. Er verstand z. B. den Homer auf eine ganz eigenthümliche Weise, was Ludwig XVIII. interessirte.

Nach den beiden Ministern, welche der Restauration dienten, lassen wir zwei Minister der Julirevolution folgen.

Der eine, Thiers, hat viel Gesichtsausdruck, eine Beweglichkeit ohne Gleichen; er ist ein verwöhntes Kind, hascht nach der Gewalt und dem Vermögen und spielt mit beiden, macht sich kein Gewissen über die Mittel, die er anwendet, ist zwar nicht böswillig, aber im Stande, Alles zu wagen, um zu seinem Zwecke zu gelangen.

Da er nicht recht weiß, was er will, so weiß er auch nicht, was er soll; er glaubt nichts zu verfehlen, weil er an nichts glaubt, und überlegt erst, nachdem er gehandelt hat; er ist ein Schauspieler, der immer auf den Bretern steht, bald tragisch, bald komisch, wie es die Gelegenheit giebt.

Er besitzt eben so wenig wahre Erhabenheit in den Gedanken als in der Rede oder in seiner Haltung, nennt sich den Sohn der Revolution und affectirt es zu sein trotz dem scharf vortretenden Streben nach Despotismus.



Thiers.

Er ist muthig, ungestüm, hochmüthig, tollkühn, inconsequent, anmaßend, flatterhaft, zweifelt an nichts, bekümmert sich wenig um das Heute und noch weniger um das Morgen, folgt jede Minute dem augenblicklichen Einbrücke, und ist eben so wohl des Guten als des Bösen fähig, ohne daß man ihm für das erste danken und wegen des Letztern gerade zürnen kann.

Er liebt den Reichthum, um mit ihm zu spielen, ist nicht einzuschüchtern, aber immer unentschieden, der hintende Schüler Talleyrands, der auf jede mögliche Weise hinte, spielt mit Allen und gehört eigentlich Niemandem an, wenn nicht die aufgehende Sonne etwa Jemand ist.

Der Geist oder vielmehr das Geistreiche beherrscht bei Thiers Alles; als ächter Volkstribun hat eine beratende Versammlung nichts, was ihn erschrecken könnte; er besitzt das Talent, lange zu sprechen, ohne etwas zu sagen; versteht alle Gefühle gut auszudrücken und umschlingt die Zuhörer so, daß er sie endlich mit sich fortreißt. Es ist bewundernswürdig, wie leicht ihm Alles wird, aber man würde ihn sehr in Verlegenheit bringen, wenn man, bevor er auf die Rednerbühne steigt, ihn fragte, was er sagen wolle, oder, wenn er sie verläßt, was er gesagt habe.

Thiers besitzt keine Eigenschaft des Staatsmannes; er ist mehr glücklich als wirklich gewandt; er ist, ich wiederhole es, ein Volkstribun, den das Glück emporgehoben hat.

Ob er gleich ehrgeizig ist, so entmuthiget ihn doch die Zurückgezogenheit nicht; Vorwürfe sind ihm eben so gleichgiltig als Unfälle, und wenn sein Stern zu erbleichen scheint, tröstet er sich mit dem Gedanken an die Wiederkehr desselben.

Er macht alle möglichen Ansprüche und befriediget einige, hält sich eben so leicht für einen Napoleon als für einen Sully, und entwirft mit gleichem Vertrauen den Plan zu einem Feldzuge wie zu einem Staatsstreiche.

Wenn man ihm beweist, daß er das Gegentheil von dem sagt, was er denkt, so antwortet er durch ein spöttisches Lächeln. Nichts ist fest in diesem Kopfe, der Alles improvisirt.

Ohne tiefe Kenntnisse, sehr oberflächlich, läßt er immer seiner Zunge wie seiner Feder völlig freien Lauf. Eben so stolz im Glück wie im Unglück, schmiegt er sich, wenn er unterliegt, da er überzeugt ist, er werde noch stets wieder aufstehen. Thiers bückt sich, ist aber noch niemals niedergeworfen worden.

Der andere, Guizot, ist ein Mann von unermesslichem Wissen, von ungemeynem Geist und seltenem Talent, ein Mann ohne Ueberzeugung, aber fest in

seinem Ehrgeize, so daß nur ein Gedanke seine Bestimmungen beherrscht. Er weiß jede Maske anzunehmen und als Mittel anzuwenden, um zu seinem Ziele zu gelangen.

Guizot versteht zu warten, hinauszuschieben; er ist ein wahres staatsmännisches Talent. Niemand versteht verlockender zu sprechen und überzeugender zu motiviren.



Guizot.

Er arbeitet viel, giebt sich ganz der Leidenschaft hin, die ihn beherrscht, und wenn er sich einmal empfänglich zeigt, so geschieht es nur, weil er es seinem Ehrgeize förderlich hält. Er ist klein, bleich und hager, besitzt etwas Ausgezeichnetes, das imponirt, und eine Gutmüthigkeit, die verführt.

Wenn er von Herzen schlecht wäre, würde er sich furchtbar gemacht haben, denn nichts vermag ihn in seinem Gange aufzuhalten; aber er berechnet zu gut, als daß er seine verlockende Sprache und sein ansprechendes Benehmen aufgeben sollte.

Er besitzt sehr viel Geist, auch ist es schwer, nicht auf ihn zu hören, sich nicht fortgerissen zu fühlen; wenn man aber bedenkt, daß dieser Mann Alles geglaubt und Alles geläugnet, Alles behauptet und Alles bekämpft hat, so muß man wohl an dem zweifeln, was er eben vertheidiget.

Das Vertrauen, das Guizot zu sich selbst hat, grenzt an Narrheit, es giebt ihm aber Kraft; er verzweifelt niemals an sich, ob er gleich sich immer stellt, als glaube er den Worten der Anderen.

Sein ganzes Wesen zieht ihn zum Despotismus hin, und er bedient sich der Bilder der Freiheit mit vielem Geschicke nur, um zur Macht zu gelangen, die sein Götz ist, und zur unumschränkten, von der er immer träumt. Er legt nur Werth auf die Ideen, die seinem Ehrgeize förderlich werden können. Schwach oder Despot, er unterhandelt mit der Macht oder zermalmt sie unter dem Gewichte des Ansehens, das er zu erwerben gewußt hat. Er versteht es, sich immer als Hilfsmittel aufzusparen, oder als Nothwendigkeit sich aufzuzwingen.

Guizot ist anmaßend und anspruchsvoll und zeigt sich nie besorgt oder unentschieden. Im Leben kann er es weit bringen und hat es schon weit gebracht, nach seinem Tode aber wird die Nachwelt streng gegen ihn sein, und von allen traurigen Erinnerungen wird nichts bleiben, als ein Grab.

Er ist vorsichtiger als Thiers, aber weniger geschmeibig, weiß bisweilen mit mächtiger Beredsamkeit zu sprechen und nimmt sonst alle Gestalten an und spricht alle Sprachen.

Er ist bedächtiger als Thiers, aber nicht minder gefährlich; er besitzt mehr Ausdauer in seinen Plänen, aber nicht geringere Keckheit im Handeln.

Thiers giebt sich unter Bedingungen; Guizot dringt sich auf.

Ein anderer Minister der Juliregierung, der Graf Molé, folgt den Vorangegangenen.

Er ist ein Mann von nicht gewöhnlichem Geiste, der unter einer kalten, glatten Außenseite großen Ehrgeiz und große Herrschsucht verbirgt.

Kühn und unabhängig von Charakter, schont er die Macht, um seine herrschende Leidenschaft zu begünstigen, und bleibt dem treu, was er glaubt, im Interesse eines Ehrgeizes, den er Hingebung an das Vaterland nennt.

Er ist in der Schule der Willkür gebildet und strebt nach der unumschränkten Macht; als angenehmer und bestechender Weltmann ist er nicht unempfänglich für die Erfolge, die er durch sein eben so ausgezeichnetes als anmuthiges Benehmen erringt.



Graf Molé.

Er folgt schweigend, aber mit großer Ausdauer seinen Ideen.

Wenn er spricht, spricht er mit Geschmack und Talent, sowohl auf der Rednerbühne als im Salon.

Seine Seele ist edeln Empfindungen zugänglich und der herrlichsten Handlungen fähig.

Eine lebendige Phantasie liefert ihm immer neue Berechnungen; er findet selbst da noch Auskunftsmitel, wo ein anderer nichts sieht als Gefahren, und hat großes Vertrauen auf sich, das er oft rechtfertiget, das ihn aber auch oft im Augenblicke des Handelns verläßt.

Obgleich von Charakter entschieden, weiß er doch seinen Willen zu opfern; häufiger berechnet er den Zweck, den er erreichen will, als die Mittel, die ihn dahin führen.

Als Redner und Mann von Geist will Graf Molé nicht bloß Staatsmann sein, sondern auch Weltmann, und das gelingt ihm nach Wunsch.

Derjenige, welcher im Staatsrathe der Hundert Tage saß, -den man, mit Recht oder Unrecht, beschuldiget, an der Acte Theil genommen zu haben, die Ludwig XVIII. und dessen Familie verbannt, hat unter der Juliregierung auf der Ministerbank gesessen.

— Da kommt noch ein beachtenswerther Mann, Dupin der Aeltere.

Dupin besitzt kein schlechtes Herz, nein, aber in seinem Kopfe ist auch nichts fest, und in seinen Meinungen herrscht eben so große Beweglichkeit wie in seinen Gefühlen.

Er ist jähzornig im höchsten Grade, dreht dem, welcher ihn verletzete, sofort den Rücken zu, kommt aber auch sehr bald auf ihn wieder zu, als wäre nichts geschehen. Obwohl Anhänger der Freiheit, ist er doch vor Allem Hofmann, und die Macht hat einen unbeschränkten Einfluß auf ihn; er kann einem freundlichen Worte eben so wenig widerstehen als einem Händedrucke.

Aber man darf ihm darum nicht zürnen; es ist bei ihm weder Plan noch Wille, und oftmals weiß er selbst nicht, was er gewesen ist oder werden wird.

Er ist lebhaft, heftig, empfindlich, ungestüm, besänftiget sich aber leicht und thut Gutes und Böses nach der augenblicklichen Stimmung.

Dupin ist des Muthes und der Energie fähig, besonders wann ihn irgend ein Ereigniß aus der Kaltblütigkeit gebracht hat. Im Gerichtshofe und auf der Rednerbühne hat er schöne Momente der Beredsamkeit und des Charakters gehabt.

Die Vergangenheit kümmert ihn wenig und an die Zukunft denkt er nicht.

In seiner Seele liegt groÙe Gleichgiltigkeit für tausend Dinge des Lebens.
Er besitzt viel Ehrgeiz, versäumt aber bisweilen, nach diesem Ehrgeize zu handeln.

Leicht vergißt er seine Freunde, und doch können die letztern im Nothfalle sicher auf ihn rechnen.



Dupin.

Dupin ist stolz und liebt die Pracht.

Er hört selten auf Jemanden, der mit ihm spricht, und die besten Gründe machen auf ihn weniger Eindruck als ein Einfall.

Bisweilen, aber selten, ist er sehr heiter; meist aber finster.

Wir können die StraÙe Varenne nicht verlassen, ohne einen Blick auf das Haus geworfen zu haben, das Nr. 31 trägt. In ihm wohnt der Marquis von Dreux Brézé.

Um ein tiefer Denker, ein tiefinniger Politiker, ein wahrhafter Staatsmann zu sein, ist es nicht genug, ein edeles Herz, einen hohen Geist, einen feinen Tact, viel Geschmeidigkeit und fast Koketterie, viel Ueberlegung und Gewandtheit, bei Gelegenheit Energie und immer Talent zu haben; man muß auch seine Stellung begreifen und aus ihr jeden möglichen Vortheil zu ziehen wissen, nicht zögern, auf das, was man thut, nicht zurückkommen und, ohne das Bedürfniß zu fühlen,

Jedermann zu schonen, gerade auf ein Ziel losgehen mit unerschütterlicher Ausdauer, seine Freunde wählen und über seine Feinde lachen; man muß die Umstände und die Fehler seiner Gegner zu benutzen, im Nothfalle der öffentlichen Meinung zu trotzen wissen, indem man sich bemüht, sie zu leiten, und mehr auf sein Gewissen als auf die Gerechtigkeit der Menschen rechnen.

Man muß ferner eine vollkommene Gesundheit, einen rüstigen Körper, einen eisernen Willen und einen Charakter besitzen, der so stark ist, daß ihn nichts in Erstaunen setzt, nichts ihn beherrscht und nichts ihn erschüttert.

Alles dies vereint, ist sehr selten; deshalb kann man sich auch einen vollkommenen Staatsmann eher denken, als man einem begegnet; er ist fast das achte Weltwunder, das man noch zu suchen hat.



Der Marquis von Dreux Brézé.

Jedermann liebt und schätzt den Marquis von Dreux Brézé und läßt seinen Gefinnungen, seinen Gedanken, seinem ehrenwerthen Charakter, wie dem Reize Gerechtigkeit widerfahren, der auf seiner Person und in seiner Sprache liegt; aber seine politischen Gegner fürchten ihn nicht genug und rechnen zu viel auf seine Unentschlossenheit, die hauptsächlich aus dem Mißtrauen in die eigenen Kräfte entspringt.

Eine hohe Stirn, dünnes Haar, ein lebhafter, durchdringender Blick, der gerade in das Gesicht schaut; Annuth im Benehmen, tiefe Ueberzeugung, natürliche Gesten und eine ungekünstelte und überredende Sprechweise machen aus dem Marquis einen der besten Redner der Pairskammer.

Er ist nicht ohne Ehrgeiz, aber er hat besonders den Ehrgeiz, Gutes zu thun.

Gegen die Wahrheit zu sprechen, ist ihm unmöglich; er kann schweigen, nie aber wird eine Lüge aus seinem Munde gehen.

Er ist traurig oder vielmehr melancholisch und rechnet auf die Menschen, die er zu kennen glaubt; aber bisweilen schont er sie mehr, als sie es verdienen.

Obgleich einfach, kennt er doch seinen Werth, und Niemand ist versucht, ihm zu widersprechen.

In seiner Jugend hielt man ihn für leichtsinnig, aber seine politische Laufbahn hat seine ersten Jahre in edeler Weise Lügen gestraft.

In der StraÙe Varenne befindet sich die bekannte milde Stiftung Sacré-Coeur.





Die Festungswerke.



Es ist in unsern Tagen so gut als unmöglich, genau die Zeit anzugeben, in welcher die Stadt Paris zum ersten Male mit Mauern umgeben und durch Festungswerke geschützt wurde. Man kann weiter nichts sagen, als daß es in der letzten Zeit der Römerherrschaft militairische Werke um Paris her gegeben zu haben scheint, und daß unter den beiden ersten Königsgeschlechtern die Stadt durch Mauern und Thürme in Norden und Süden vertheidiget wurde.

Wenn man aufmerksam die Geschichte der Entwicklung und der schnellen Zerstörung der ehemaligen Festungswerke von Paris liest, wird man sehen, daß diese Befestigungen immer nach dem Verluste einer Schlacht oder in dem Umsturze einer politischen Krisis aufgebaut oder wieder in Vertheidigungsstand gesetzt wurden. In der neue-

sten Zeit haben dieselben Umstände auch gleiche Resultate herbeigeführt, und wenn wir jetzt um die Stadt Paris her eine Mauer und bedeutendere Festungswerke als alle frühern entstehen sehen, so hat man die Ursache wohl darin zu suchen, daß eine lange Revolution schreckliche Unfälle herbeiführte und daß man nach zwanzigjährigem Siege die Feinde in der Stadt sah.

Thiers sagte allerdings in seinem Berichte über den Gesekentwurf über die Befestigung von Paris: „der Vorschlag, Paris zu befestigen, ist nicht neu; denn man hat ihn schon vor anderthalb hundert Jahren gemacht. Vauban hatte bereits den Gedanken, und vor einem Vierteljahrhunderte beschäftigte derselbe das Genie Napoleons. Mitten im Glück Ludwigs XIV. gedachte Vauban Paris zu befestigen, und Napoleon dachte bei der Rückkehr aus dem großen Feldzuge von Austerlitz zum ersten Male daran.“

Napoleon sprach nicht bloß nach dem Siege von Austerlitz davon, und Thiers erwähnt selbst, daß der Kaiser im Jahre 1815 dem General Caro Befehl gab, die Befestigungsarbeiten zu beginnen. Vauban wendete sich allerdings an den stegreichen Ludwig, aber er wollte doch besonders verhindern, daß die Hauptstadt in die Hände der Feinde falle. „Die Einnahme von Paris,“ sagte er, „würde „einer der größten Unfälle sein, welche dieses Reich betreffen könnten, und von „dem es sich schwer, vielleicht nie wieder erholen würde.“

Der Gedanke, Paris zu befestigen, beschäftigte nicht bloß die, welche Frankreich während der Revolution und der Kaiserherrschaft regierten; auch die Restauration dachte eine Zeit lang daran.

Herr von Clermont-Tonnerre schlug während seines Ministeriums dem Conseil vor, Paris mit Festungswerken zu umgeben, aber die beiden einflussreichen Männer jener Zeit, Villèle und Corbière, widersetzten sich, und merkwürdiger Weise billigte nur der Cultusminister, der Bischof von Hermopolis, den Plan.

Seit 1830 wurde der Plan mehrmals aufgenommen und debattirt, aber erst als ein europäischer Krieg drohete, ging man ernstlich an's Werk. Das darauf bezügliche Gesetz wurde am 1. Februar 1841 genehmiget.

In einer Entfernung von mehr als einer Stunde von der letzten Mauer, die sonst um das alte Paris lief, erheben sich jetzt die Mauern und Werke der neuen Befestigungen. Sie bestehen aus zwei großen, ganz verschiedenen Theilen: aus einer fortlaufenden Mauer, welche die Stadt umgiebt, und aus detaschirten

Fortis, die davor auf den nächsten Höhen bei dieser Mauer liegen und die Zugänge vertheidigen sollen.

Die fortlaufende Mauer ist ihrer ganzen Ausdehnung nach bastionirt; die Gräben sind funfzehn Klafter breit und die Zahl der Fortis beläuft sich, Vincennes eingerechnet, auf sechszehn. Sie stehen durch bedeckte Wege und andere Arbeiten mit den Mauern in Verbindung.

Eine in's Einzelne gehende Beschreibung dieser Festungswerke, die doch auch nur dem Sachkenner verständlich sein würde, ist hier nicht am Orte.

